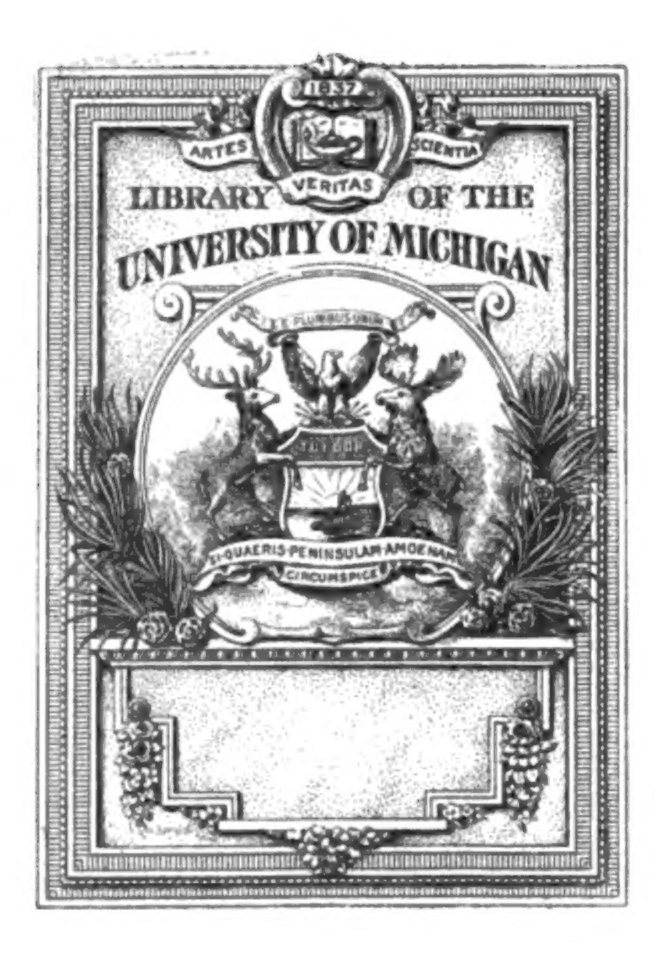
DEUTSCHE RUNDSCHAU



Digitized by Google

830.6
D1185

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XIX.

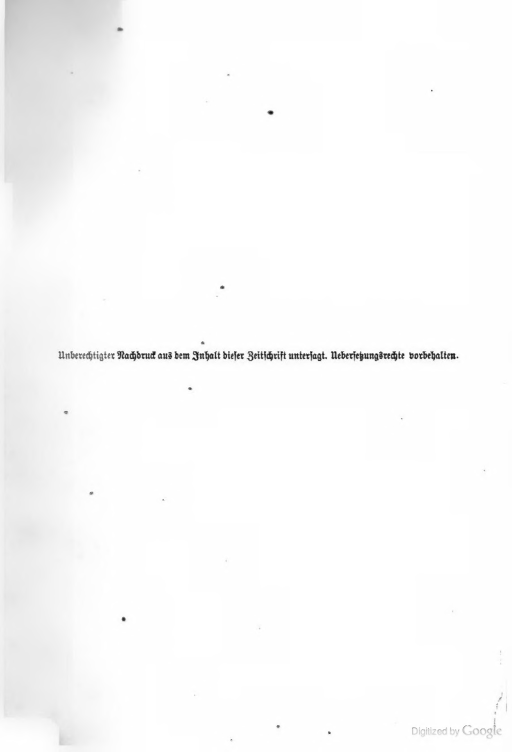
(April — Mai — Juni 1879.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Chr. Mehri. — **Bern**, Huber & Co. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofb. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — Capetown, Darther Brothers & Walton. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, **Philipp** K. Theobald. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — **Florenz**, H. Loescher's Buchhandlung. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Lima**, E. Niemeyer & Inghirami. — **Lissabon**, Ryser & Beaumont. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, A. Siegle. Trübner & Co. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, H. Laemmert & Co. **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm. — **Valparaiso**, E. Niemeyer & Inghirami. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. H. Manz. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**, E. M. Ebell.

Digitized by Google



Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

zum

neunzehnten Bande (April — Juni 1879).

Seite

I. Heinrich Homberger, Madonna Clarenza. Novelle . . . 1
II. Graf Moltke's Wanderungen um Rom. Aus seinen handschriftlichen Aufzeichnungen. II. 34
III. Wilhelm Scherer, Studien über Goethe: Goethe's Pandora 53
IV. Ed. Sachau, Ueber die Afghanen 72
V. Aus Eduard Devrient's Nachlaß. Briefe von Heinrich Marschner an Eduard Devrient. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Joseph Kürschner 87
VI. ****, Akademisches Leben in Rußland 107
VII. E. Leyden, Ueber weibliche Krankenpflege und weibliche Heilkunst 126
VIII. Ernst Kapp, A. Bastian als Nachfolger C. Ritter's . 149
IX. E. v. Hartmann, Pfleiderer's Religionsphilosophie . 153
X. Paul Bailleu, Ein englisches Werk über den Freiherrn vom Stein 158
XI. Literarische Notizen 160
XII. Literarische Neuigkeiten 165
XIII. Louise von François, Der Katzenjunker. I/II. 167
XIV. L. Friedländer, Städtewesen in Italien unter den römischen Kaisern 202
XV. Franz Dingelstedt, Münchener Bilderbogen. III. Der Anfang des Endes 228
XVI. E. du Bois-Reymond, Friedrich II. und Jean-Jacques Rousseau 241
XVII. Berthold Auerbach, Wissen und Schaffen. Aphorismen zu Friedrich Vischer's „Auch Einer" 269
XVIII. Paul Heyse, Sonette aus Rom. 296

(Fortsetzung umstehend.)

149677

Digitized by Google

		Seite
XIX.	Karl Frenzel, Die Theater	304
XX.	Hermann Krigar, Die musikalische Saison	313
XXI.	Mm., Neue Essays von Karl Hillebrand	319
XXII.	Paul Bailleu, Publicationen aus den Königlich Preußischen Staatsarchiven	322
XXIII.	Alfred Schöne, Der Brief von Kloß über Lessing	325
XXIV.	Literarische Notizen	327
XXV.	Literarische Neuigkeiten	333
XXVI.	Louise von François, Der Katzenjunker. III—V.	335
XXVII.	Karl Hillebrand, Das Ende des Julikönigthums. (Nach meist ungedruckten oder jüngst veröffentlichten Quellen.)	361
XXVIII.	B. Erdmann, Zur Charakteristik der Philosophie der Gegenwart in Deutschland. I/II.	393
XXIX.	Franz Dingelstedt, Münchener Bilderbogen. IV. Das Ende des Anfangs	411
XXX.	Rudolph Genée, Hanswurst und seine Verwandtschaft. Zur Geschichte der komischen Theaterfigur, hauptsächlich in England und Deutschland	434
XXXI.	Louis Ehlert, Musik und Geselligkeit	459
XXXII.	Heinrich Homberger, Ernst Renan und die deutsche Cultur	470
XXXIII.	Friedrich Kreyssig, Treitschke's deutsche Geschichte	482
XXXIV.	A. Lammers, Colonial-Prospecte	486
XXXV.	Julius Rodenberg, Zwei Nekrologe	488
XXXVI.	Literarische Notizen	495
XXXVII.	Literarische Neuigkeiten	500

Digitized by Google

Madonna Clarenza.

Von

Heinrich Homberger.

Wann und von wem ist das Kloster der demüthigen Frauen von Acquasola in Genua gegründet worden?

Diese Frage hatte lange dem Eifer und Scharfsinn der italienischen Historiker getrotzt, bis es vor Kurzem einem bereits durch andere bedeutsame Funde berühmt gewordenen Forscher, dem Dottore Professore Commendatore Augusto Nollotrovi in Asti, geglückt ist, die Hand zu legen auf ein Document, welches, wie er sich ausdrückt, „in das hartnäckige und peinliche Dunkel einen ebenso unerwarteten als willkommenen Lichtschein wirft". Nollotrovi entdeckte nämlich in dem Familienarchive der Marchesi della Rocca d'Arazzo das Manuscript einer alten Novelle, worin sich eine zwar nur kurze, aber dafür um so bestimmter lautende Angabe über die Entstehung jenes genuesischen Nonnenconventes findet.

Verdient diese Angabe Glauben? Ist jenes vielerörterte Problem als endgültig entschieden zu betrachten? Der gelehrte Astigianer hütet sich wol, eine so gewagte Behauptung aufzustellen. Er sagt: „Niemand kann mehr als ich von der geringen Zuverlässigkeit der alten Novellatoren überzeugt sein; während heutzutage der heilsame Einfluß des mächtig erstarkten wissenschaftlichen Geistes sich selbst auf dem Gebiete der leichten Literatur bemerkbar macht und die meisten Roman- und Novellenschreiber ihren Productionen durch genaue Schilderung der Zeit und der Oertlichkeit einen ernsthafteren Werth zu verleihen bestrebt sind, waren die Erzähler von ehedem mehr auf die Unterhaltung als die Belehrung ihres Publicums bedacht und haben leider keine Scrupel gehabt, in durchaus erfundenen, lediglich ihrer eigenen Imagination entsprungenen, sogenannten „Geschichten" die wahre Geschichte auf das Gröbste zu mißachten." — Verhält es sich also auch mit der Novelle aus dem Archive der Rocca d'Arazzo? Ist sie gleich so vielen anderen derartigen Erzeugnissen des 14., 15. und 16. Jahrhunderts nur ein oberflächliches Machwerk, eine leichtfertige Fabelei? Nollotrovi glaubt eine bessere Meinung von ihr haben zu dürfen. Es will ihn bedünken, als ob ein echter historischer Kern in ihr stecke, als ob ihr Verfasser, statt sich

Digitized by Google

mit den willkürlichen Einfällen seines eigenen Kopfes zu begnügen, auf eine wirkliche Quelle, vermuthlich eine genuesische Chronik des Quattrocento, zurückgegangen sei und dadurch ein Werk zu Stande gebracht habe, welches noch heute die hohe Ehre beanspruchen könne, in einem wissenschaftlichen Streite Zeugniß abzulegen. Leider, so fügt Nollotrovi vorsichtig und bescheiden hinzu, sei es ihm bis jetzt weder gelungen, jene Quelle, jene genuesische Chronik aufzufinden, noch auch über den Verfasser der Novelle hinreichend Genaues zu erkunden. Sein Name, Renato dalle Baje, komme außer in der Widmung der Novelle nirgend vor; es werde einer der zahlreichen streifenden Literaten gewesen sein, die dazumal in den Paläften und Villen der Großen sich oft mehr Ehre und Lohn gewannen, als heutzutage manchem verdienten Gelehrten zu Theil werde.

Ich muß es den Fachmännern überlassen, das Bedünken des italienischen Forschers über den historischen Werth der von ihm entdeckten Novelle zu bestreiten oder zu billigen. Vielleicht kann dieselbe auch Manchem, welcher an dem Probleme bezüglich des Klosters der Umiliate keinen gelehrten Antheil nimmt, immerhin Etwas von jenem Interesse einflößen, an welches der alte Erzähler möglicher Weise allein gedacht hat — Etwas von jenem Vergnügen, wie es das bei aller Mangelhaftigkeit seiner Bildung gar empfängliche Publicum vergangener Zeit an einer Darstellung, gleichviel ob wahrer oder erfundener, menschlicher Schicksale zu finden pflegte. Für derartige, um wissenschaftliche Genauigkeit unbekümmerte Leser — falls es solche noch gibt — sei hier die Novelle des Renato dalle Baje mitgetheilt.

Renato dalle Baje

an die erlauchte und tugendsame Signora, Madonna Imelda di Rocca d'Arazzo.

„Als im vergangenen Augustmonat ihr, Madonna Illustrissima, mit eurem edeln Gemahle und eurer Schwester, der trefflichen Signora Ippolita, und vielen auserlesenen Gästen auf eurem Herrensitze bei Annone, im Thale des Tanaro, Villeggiatur hieltet und auch ich mich eurer artigen und freigebigen Gastlichkeit erfreute, kam eines Abends, da wir in gewohnter Weise nach der Hitze des Tages unter dem neu erbauten Porticate die vom Monte Viso her wehende Kühle genossen, die Rede auf jene Mäßigkeit des Gemüthes, welche, wie uns der auch anwesende kluge, liebreiche und in den Schriften der Alten bewanderte Dichter Messer Pietro Amanio versicherte, bereits von dem göttlichen Plato und anderen heidnischen Weisen als die oberste aller Tugenden angesehen worden sei, und welche um so mehr von uns, denen Gottes Barmherzigkeit die Sonne der Wahrheit angezündet hat, geliebt und bewährt werden sollte. Wie ihr mit Recht bemerktet, jene Mäßigkeit oder Gelassenheit erweist sich zumal darin, daß wir an Denen, welche uns unrecht gethan, keine ärgere Vergeltung üben, als sie verdient haben, während das dieser Tugend entgegengesetzte Laster der Grausamkeit nach einer härteren Züchtigung der Irrthümer verlangt, als von der Vernunft gut geheißen wird, und will, daß die Strafe das Vergehen maßlos übersteige. Wohl pflichteten wir eurem Gemahle bei, als er sagte: es möge Niemand

Digitized by Google

glauben, daß die Gelassenheit die gerechte Strenge ausschließe, da zwischen den Tugenden nicht irgend eine Zwietracht oder Widerspruch bestehen könne. Allein ihr, Madonna Illustrissima, sprachet doch von uns Allen das Richtigste, da ihr es für ein minderes Uebel erklärtet, durch allzugroße Milde und Sanftmuth zu fehlen, als ein überstrenger Beobachter der Gerechtigkeit zu sein. Denn wehe uns, wenn in unsrem Herrn Christo, obwol er voller Gerechtigkeit ist, nicht die Barmherzigkeit überwöge! Schließlich fordertet ihr mich auf, eine Novelle zu erzählen, welche Bezug hätte auf dieses unser Lob der Mäßigung. Das that ich, und was ich damals erzählt, habe ich nachmals aufgeschrieben und überreiche euch jetzt die Handschrift, bittend, daß ihr mir allezeit eine nachsichtige Herrin sein wollet. Bleibet gesund!"

Messer Mainardo Gioffredo wird von Madonna Clarenza Cambiaso verschmäht und rächt sich an ihr, mit unterschiedlichen und merkwürdigen Geschehnissen, die daraus folgen.

Wie Euch, Madonna Illustrissima, sattsam bekannt ist, haben die Gioffredi di Castro Millesimo, seitdem ihr Name im Munde der Menschen lebt, für kraftvolle und großgesinnte Herren gegolten, aber auch für rachsüchtig, zornmüthig und grausam; und wer wüßte nicht, daß Muzio Gioffredo, als einst siebenunddreißig Bogenschützen der Republik Genua, seiner und seines Hauses unversöhnlicher Feindin, ihm in die Hände fielen, er ihnen allen den rechten Zeige- und Mittelfinger abhauen ließ und sie dann also verstümmelt freigab mit dem Auftrag, dem Dogen und den Aeltesten zu sagen, daß er vor der Republik zu große Ehrerbietung hege, als daß er ihre Kriegsleute möchte gefangen halten und ihnen den Weg versperren zu ferneren so tapferen Thaten, als die sie bisher ausgerichtet.

Dieses Muzio Sohn hieß Domenico, und der war es, welcher, nicht zufrieden mit der uneinnehmbaren Felsburg von Castro Millesimo, die im Thal der Bormida auf der halben Höhe des Monte Settepani liegt, den Apennin überstieg und den Spinoli, welche dazumal an der Spitze der genuesischen Vertriebenen standen, einige vom Joch des Gebirges bis hinunter zum Meere reichende Ländereien abhandelte, um sich hier am Meeresufer, auf einem Gebiet, welches die Republik von jeher als ihr eigen und botmäßig ansah, ein festes Schloß zu erbauen. Und sicherlich hätten die von Genua den Bau, welcher ihnen zum offenbarsten Trotz und Hohne geschah, verhindert, wenn in jener wallenden Zeit, bei der Zwietracht zwischen den Nobili und dem Volke und dem Volke und der Plebs, ein kluger Rathschluß und ein kräftiges oder listiges Unternehmen hätte gelingen können. So aber — während die Straßen der Stadt widerhallten von dem Ruf: „Es lebe die Freiheit! Fort mit der Accise!" — kam hier außen der Bau zu Stande, nicht ehe die in Genua es merkten, aber ehe sie daran dachten, ihn zu stören, und als er fertig war, ließ Domenico, welcher seinem Vater an stolzem Sinne nichts nachgab, den Rathsherren sagen, daß er sich freue, jetzund ein noch näherer Nachbar ihrer Stadt zu sein.

Nun weiß ich nicht, meine edle und ehrsame Signora, ob Ihr je zu Lande oder zu Wasser längs der Riviera di Ponente und zwar, um es genauer zu sagen, zwischen Savona und Albenga gereist seid. Solltet Ihr den Weg gemacht

Digitized by Google

haben, so hättet Ihr zweifelsohne mit Euren eifrig blickenden Augen das Schloß wahrgenommen, und Euer Gedächtniß würde Euch besser berichten als ich, Euer Diener, es vermag, wie mächtig und fest dasselbe aussieht. Doch für den Fall, daß Ihr es nicht mit Augen geschaut habt, sage ich, daß es sich erhebt in einer von Felsen eingeschlossenen Bucht, und zwar an der äußersten Spitze eines in's Meer laufenden schmalen Züngleins. Auf drei Seiten dünken Euch die Mauern zugleich mit dem Felsgrunde, darauf sie stehen, aus der Meerestiefe emporgestiegen zu sein; wenn der Libeccio weht, spritzen die Wellen bis zu den Eisen der Schartengitter und auch wol durch dieselben hinein in die Ställe und Stuben des Erdgeschosses, wo zur Zeit, von der ich spreche, die Mannen und Knechte hausten; die Dachspeier aber gießen das auf's Dach gefallene Himmelswasser steil senkrecht hinunter in die Salzfluth; auf der vierten Seite, derjenigen, welche nach dem Lande sieht, verwehrt ein breiter, tiefer, in den Felsgrund gehauener Graben, durch welchen bei aufgelassenen Schleußen das Meer wogt, und eine dreifach über einander gemauerte Reihe von Brustwehren den Zugang. So widerstand das Schloß, welches im Munde der umwohnenden Gemeinleute noch bis zum heutigen Tage „La Lince" heißt, zu unterschiedlichen Malen sowol dem Angriff der Galeeren und Caracchen der Signoria von Genua, als dem Sturme vom Lande her, welchen die Franzosen im Jahre des Heiles 1402 unter dem Marschall Bucicaldo — in ihrer Sprache Bonciquaut — dreimal in achtzehn Tagen versuchten, und wenn im darauffolgenden Jahre die jungfräuliche Veste in die Hände dieses Franzosen übelberufenen Angedenkens fiel, so geschah es nicht durch die Gewalt der Waffen, sondern durch Verrath. Später, das ist wahr, erlebte das tapfere Castell manchen Wechsel der Herren und Schicksale, und heute dient es nur noch als Wachtthurm zum Schutz gegen catalanische und saracenische Corsaren.

Indessen nicht von heute will ich reden, sondern von der Zeit, da noch die Gioffredi hinter den zwölf Spannen dicken Mauern so unnahbar saßen, als die Adler des Col di Tenda in ihren ragenden Horsten. Eine so zuverlässige Stätte aber die Meerveste bot, so ließen die Schloßherren doch nie oder nur selten ihre Frauen oder Töchter dahin kommen, ich denke, weil für deren Ohren das Fluchen der Knechte und das gottesjämmerliche Geschrei einer geraubten Bauern- oder Fischerdirne wenig gepaßt hätte. Und die Burg war darum, wie nach Außen trotzig und ungeschlacht, so im Innern rauh und schmucklos: da fanden sich weder Schildereien an den Wänden, noch Teppiche an den Fenstern zur Verwahrung gegen Wind und Sonnengluth, noch weiche Kissen auf den Wandbänken, noch buntgemaltes Geschirr auf den Tischen, sondern nur Waffen und aber Waffen und grobes, handfestes Geräthe, wie es für Kriegsmannen gut ist. Doch es kam der Tag, da beherbergte einer der Eckthürme von La Lince einen zärtlicher gewöhnten Gast, für welchen Mainardo Gioffredo kein seidenes Bett und keine flandrischen Goldstickereien zu kostbar gefunden hätte. Von diesem Mainardo, welcher der Sohn des Domenico war, und von seinem unfreiwilligen Gaste, Clarenza Cambiaso, will ich Euch erzählen, was man mir erzählt hat.

Auf eben der Straße, welche der Riviera di Ponente entlang führt, kommt Ihr, noch ehe Ihr die Hälfte der Strecke von Genua nach Savona zurückgelegt

Digitized by Google

habt, an einem ungemein stattlichen Landsitze vorüber, einem aus edlem Marmor erbauten Hause, welches auf der obersten Terrasse eines wundervollen, sanft ansteigenden Gartens steht, und dessen Portal, über welchem ein halb erhabenes Bild der Magdalene mit der Salbenbüchse angebracht ist, Euch ebenso freundlich zum Rasten einlädt, als Euch die Meerburg der Gioffredi mit unholder Stimme zuruft: Bleib' mir fern! Dieses Landhaus und der Garten, darinnen es steht, und die seltsamen Thiere aus Arabien und Indien, welche da einst in besonderen vergoldeten Gittern gehalten und genährt wurden, und was sonst an Reichthümern und fremden und sonderlichen Dingen und auch an Dienern und Sklaven sich hier befand, gehörte zu jener Zeit dem Simone Cambiaso, einem so angesehenen Kauf- und Rathsherrn, wie es deren damals in Genua wenige gab. In der Stadt bewohnte er einen Palast, der an den Chor der Kirche von San Siro stieß, und durch eine Thüre, zu welcher er allein den Schlüssel besaß, trat er aus seinem Palaste in die Kirche, in deren schönster, von dem trefflichen Maler Niccolo da Voltri ausgeschmückter Capelle der Vater und die Mutter des Simone Cambiaso bis zu dieser Stunde begraben liegen. Hätte Simone in Pracht und Müßiggang sein Leben verbringen wollen, wahrlich, er hätte es gekonnt, und es würden bei seinen Gelagen die vornehmen Gäste nicht gemangelt haben. Allein weil er schon in seiner ersten Jugend mit den Schiffen seines Vaters mehr denn einmal nach Tunis, Bugea und den anderen Barberialändern und bis nach Famagusta, Smyrna und der Tana gesegelt war, so litt es ihn auch im Alter nicht, jemals länger als ein oder zwei Jahre daheim zu bleiben, sondern er pflegte immer wieder große Fahrten zu unternehmen in die Lande zumal der Türken, der Tartaren und anderer, gen Sonnenaufgang wohnender Völker, deren Gesetz nicht von unserem Herrn und Erlöser Jesus Christus, sondern von Mahomet und den Heidengöttern stammt. Und von jeder dieser langwierigen und gefahrvollen Reisen brachte er Reichthümer aller Art heim, und da er nur ein einziges Töchterlein am Leben hatte, so war dieses noch keine zehn Jahre alt, da besaß es bereits zahllose Perlen, Rubine und Smaragde, und goldbrokatene Gewänder, und gewirkte Tüchereien aus Bahnesa in Aegypten, und Zobelpelze, wie sie die Karawanen vom Caspisee mitbringen, und maurischen Schmuck aus Golddraht, der bekanntlich von der zu Genua heimischen Art der Filigrana in allen Stücken abweicht, und ferner äthiopisches Elfenbein und Gewürze und Tigerfelle aus Indien, und viele, viele andere edle, seltene, ja nie vorher geschaute Dinge, und Niemanden nahm es Wunder, daß Raimondo Grimaldi, welcher an der Spitze der Edelleute von der ghibellinischen Partei stand, für seinen noch unbärtigen Sohn Garibaldo die Tochter Simone's zur Frau begehrte, nicht achtend, daß Simone nicht vom Adel war, sondern vom Volke, und sein Töchterlein, wie gesagt, keine zehn Sommer gesehen hatte. Aber obwol in damaliger Zeit mehr als heute in edeln und reichen Häusern die Sitte bestand, die noch nicht mannbaren Töchter, ja selbst kleine Mädchen, die eben das siebente Jahr erreicht, zu versprechen an nicht oder kaum ältere Knaben, deren Reichthum dem ihrigen gleich stand, — so daß die Ehe manchmal acht und zehn Jahre später vollzogen als verabredet ward — ich sage, obwol das damals gemeiner Brauch war, so schlug Simone doch die Wer-

Digitized by Google

bung des Grimaldi aus, indem er antwortete: die Wogen der Zeit gingen zu stürmisch und er wolle nicht die Tochter dem Schicksale aussetzen, daß sie Wittwe würde, bevor sie das Ehebett bestiegen hätte. Doch diese Vorsicht Simone's war, wie es öfters geschieht, in Wahrheit Unvorsicht, welche er schwer beweint haben müßte, hätte er lange genug gelebt, um die Trübsal zu sehen, welche seiner Tochter daraus entstand, daß Keiner da war, welcher Gewalt über sie hatte und sie bewachte.

Clarenza war kaum sechzehn Jahre alt geworden, da bekam sie an dem Tage der heiligen Clarenza — und daß es eben an diesem Tage war, wird auch Euch, Madonna Illustrissima, ein besonderes schlimmes Vorzeichen dünken — sie bekam die Nachricht, daß ihres Vaters Schiff, welches von Cypern heimkehrte, mitten im griechischen Meere, zwei Tagereisen vom Hafen von Otranto, gesunken war; ob durch einen Unfall, oder weil eine boshafte Hand die Schiffswand angebohrt hatte, ist nie erkundet worden. Und außer dreien der Schiffsleute, welche in einem kleinen Nachen Otranto erreichten, ertranken Alle, die an Bord gewesen, darunter Simone selbst. Clarenza trauerte um ihren Vater, wie es guten und frommen Kindern zu trauern geziemt um die Erzeuger; aber den Oheimen und Vettern, welche sich der Hut und Aufsicht über sie annahmen, bezeigte sie so wenig Ergebenheit, daß dieselben zuletzt müde wurden, mit der Hochmüthigen zu hadern. Auch hatte sie, nachdem sie Waise geworden, zwar die ersten drei Monate in dem innersten Gemache des Palastes bei San Siro der Sitte gemäß verbracht, dann aber räumte sie den Palast einem ihrer Oheime ein und wohnte fortan in jenem Landhause an der Straße nach Savona, und nur die schlimmsten Monate des Winters wohnte sie in der Stadt, wo ihr außer jenem Palaste noch viele Häuser zu eigen waren und reichen Zins brachten. Nun sprach man, wie Ihr Euch denken könnt, viel, und ohne sie zu loben, von der unvernünftigen Eigenwilligkeit Madonna Clarenza's, welche, jung und reich, die Einsamkeit ob auch in dem schönsten Landhause dem vergnüglichen Aufenthalt in der Stadt und der Gesellschaft ihrer Freunde vorzog. Und bald wurde es ruchbar, nicht nur, daß sie mehrere der angesehensten Jünglinge von Genua ausgeschlagen, sondern daß sie überdies ihnen und Jedwedem, der sonst Verlangen trug nach ihrem Besitz, zu wissen that, sie werde keinen Mann zu ihrem Herrn nehmen, es sei denn, daß sie selbst sich ihn um seiner Wohlgestalt und Tugenden willen erkoren hätte, und bis sie solch einen Mann gefunden, gedenke sie eine Jungfrau und ihre eigene Herrin zu bleiben. Als diese ihre Rede in Genua bekannt wurde, da sagten die Meisten, daß für ein einzelnes schwaches Weib dies allzu hochmüthige Worte seien, und ihres Vaters Freunde beklagten, daß sie nicht sah, wie sehr ihr ein Schutz und Schirm von Nöthen war, um eine ungefährdete Jungfrau zu bleiben in so unruhvollen Zeiten, wo nur allzuhäufig selbst die heiligen Bräute Gottes in den Klöstern ihre dem Herrn des Himmels zugelobte Keuschheit nicht zu schützen vermochten gegen die wilden Lüste und die gottlose Gewaltthätigkeit streifender Räuber und losgelassener Kriegshorden. Und wieviel mehr hätte Clarenza Cambiaso für sich zittern sollen in der einsamen Villa am Meeresstrande, wo schon mehr als einmal nicht nur christliche Seeräuber, sondern freche maurische Corsaren gesehen worden waren, und obwol es selten geschah,

Digitized by Google

daß solche Feinde unseres Herrn und heiligen Glaubens die Frechheit so weit trieben, das Land zu betreten, so erinnerte man sich doch solcher Fälle und daß sie mehrfach christliche Frauen und Jungfrauen in die Sklaverei und nach ihren ruchlosen Stätten der Vielweiberei fortgeschleppt hatten. Doch Clarenza achtete nicht der Warnungen der ihr Wohlgesinnten, sondern verließ sich auf die hohen Mauern, welche ihren Landsitz umgaben, und auf die zahlreichen treuen und bewährten Diener, die noch aus ihres Vaters Zeit im Hause waren, und von denen je einer Nachts auf einer Warte stehen und achten mußte, ob keine Gefahr nahte. Und so lebte sie denn auch wirklich ungestört und unversehrt manches Jahr, und da sie niemals einen anderen Mann sah als ihre Diener und ihren Beichtvater und den Bischof und die Domherren von Savona, so hätte es ohne ein Wunder kaum geschehen können, daß sie einen Gemahl fand. Mißgünstige Leute, welche nachsannen über dies sonderliche Gehaben einer erwachsenen Jungfrau, schüttelten die Köpfe und zweifelten, ob eine gewisse Euphrosyne, welche Madonna Clarenza's Gespielin und Zofe war und von ihr mehr als irgend ein anderer Mensch Liebe und Zärtlichkeit empfing, wirklich ein Mädchen sei und nicht vielmehr ein in Frauengewänder gehüllter Jüngling. Aber dieser Zweifel war schnöd und ungerecht. Und um es gleich hier zu sagen, diese Euphrosyne hatte vor Jahren der alte Simone einem Tartaren in Caffa abgekauft, als dieser sie eben an einen persischen Sklavenhändler fortgeben wollte; denn Simone hatte ein mitleidiges Herz und hielt sich in seinem Gewissen für verpflichtet, ein armes Christenkind aus der Gewalt der Ungläubigen zu erretten. Und eine Christin war Euphrosyne, indem sie aus der Stadt Trebisonda stammte und zum Volk der Griechen gehörte; die Griechen aber sind bekanntlich getauft so gut als wir, wenn sie auch in ketzerischer Verstocktheit leugnen, daß unser heiliger Vater in Rom Petri Nachfolger in der irdischen Statthalterschaft Gottes ist. Als kleines Mädchen war Euphrosyne in die tartarische Gefangenschaft gerathen und sie zählte noch keine sieben Jahre, da Simone sie kaufte und nach Genua brachte, damit sie da mit seiner in ganz gleichem Alter stehenden Clarenza aufwüchse. Dadurch nun, daß Simone sie als Sklavin gekauft hatte, war sie sein eigen geworden und Sklavin geblieben, obwol sie nun nach den Lehren und Satzungen unseres heiligen katholischen Glaubens lebte, und er hätte sie nach den Gesetzen Genua's weiterverkaufen können. Doch daran dachte er nicht, vielmehr ließ er sie erziehen mit seiner Tochter, und sie lebte ganz mit dieser, schlief mit ihr in einem Zimmer und ging kaum minder reich gekleidet. Und Clarenza faßte eine solche Liebe zu ihrer Gespielin, daß sie sich nur wenig von ihr bedienen ließ und gar nicht einmal zu merken schien, was doch der Spiegel ihr täglich sagen mußte, nämlich daß Euphrosyne, wenn auch nicht schöner war, doch einen süßeren und lockenderen Anblick gewährte als sie selbst. Denn Clarenza übertraf zwar die Griechin an stattlicher Größe, aber Euphrosyne hatte eine lieblichere und rundere Gestalt, die Niemand, wenigstens kein Mann, sehen konnte, ohne daß sein Blick haften blieb bald an den gleich zwei frischen Aepflein schwellenden und festen Brüstchen, bald an dem biegsamen Hals, bald an den schlanken Hüften. Und dabei blickte Euphrosyne so zärtlich aus den wie zwei Sterne funkelnden Augen, als Clarenza gemeiniglich streng und stolz zu blicken

Digitized by Google

pflegte, und hielt den Kopf lieblich geneigt nach dieser oder jener Seite, wie es nun einmal uns Männern bei den Weibern gefällt, weil uns Sanftmuth und Geduld die fürnehmsten weiblichen Tugenden dünken. Clarenza dagegen trug den Kopf immer aufrecht, und wenn ihre hohe weiße Stirn mit einer Krone geziert gewesen wäre, so hätte ein Jeder, der sonst Nichts von ihr wußte, gedacht, sie sei eines Königs Tochter, nicht eines Genueser Kaufherrn. Und ferner schimmerte Clarenza's Haut zwar makellos weiß, aber die dunklere Euphrosyne's war wie mit einem Flaume gleich dem der rothwangigen Pfirsich bedeckt, daß man gleich die Lippen darauf küssend hätte heften mögen. Und gewiß unter zwanzig Männern würden neunzehn der Sklavin und nur einer der Herrin den Vorzug gegeben haben; aber da, wie gesagt, kein Mann Clarenza's Landhaus betrat außer Klerikern und niederen Dienern, so konnte sie nicht gewahr werden, wieviel mehr Euphrosyne's Schönheit von der Art war, welche das Gefallen und die Lust des anderen Geschlechtes rege zu machen pflegt, und sie spürte keine Eifersucht bis zu der Stunde, von welcher ich bald reden werde.

Wie sie nämlich einmal auf dem Altan ihres Hauses stand, da sah sie einen Troß Reiter drunten auf der Straße vorübersprengen. Dieselben kamen von Savona her und zogen gen Genua. Allen voran auf einem schwarzen Berberroß prangte ein Ritter in funkelnder Rüstung, aber mit offenem Visir, und so schön von Antlitz und kräftig an Gliedern dünkte er der von oben herniederschauenden Jungfrau, daß sie sofort von heißester Liebe für ihn entbrannte und sich ihn zum Gatten wünschte. Aber weil der Ritter und seine Begleiter so rasch vorbeizogen, konnte Clarenza ihm keinen Gruß entbieten noch ihn einladen, daß er bei ihrem Hause Halt mache und sich nach dem heißen Ritte an süßem Wein und Backwerk erquicke. Aber ein paar Fischer, welche, unten am Meere ihre Netze trocknend, den Zug der Reiter hatten vorübersausen sehen und ehrfurchtsvoll zurückgewichen waren und vor dem Anführer die Häupter gesenkt hatten, die ließ Clarenza sofort durch einen Diener fragen, wer der hehre Ritter gewesen, welchen sie also begrüßt. Und der Diener brachte die Antwort, daß es Messer Mainardo Gioffredo gewesen, der Herr des Castelles di Castro Millesimo und der Meerburg La Lince bei Albenga. Deß wunderte sich Clarenza, denn von den Gioffredi, und zumal auch von Mainardo, hatte sie viel Schlimmes gehört: sie seien blutdürstig und ruchlos und in immerwährender Fehde mit Genua. Und nun hatte ihr Mainardo doch so sehr viel besser gefallen als irgend einer ihrer eigenen Mitbürger. Daß er aber gen Genua gezogen war, wo die Gioffredi für so arge Feinde angesehen wurden, das bekümmerte sie, weil sie fürchtete, es möchte ihm von ihren Mitbürgern ein Leid angethan werden. Und den folgenden Tag stand sie ohne Unterlaß auf dem Altan und wartete, ob die Reiter nicht des Weges zurückkämen. Und so geschah es. Sie kamen zurück, und weil sie diesmal langsamer vorüberzogen, konnte Clarenza zur Genüge sich an dem Anblicke Messer Mainardo's weiden. Und er dünkte ihr noch schöner und stattlicher, und sie hätte gar gerne ihn diesmal zum Rasten eingeladen; aber weil sie eine züchtige Jungfrau war, so wurde sie durch ihre Scham und Bangniß davon abgehalten. Als aber die Reiter verschwunden waren, ließ sie ihren Beichtvater kommen und verlangte, daß er sich alsogleich

Digitized by Google

auf den Weg nach Albenga mache und dort erkunde, ob Messer Mainardo Gioffredo vermählt sei. Und werde ihm die Antwort, daß der Ritter sich bereits einem Weibe angelobt habe, so brauche er den Heimweg nicht zu beeilen; er komme immer noch früh genug, ihr so widrige Kunde zu bringen. Vernehme er aber, daß Mainardo noch kein Gemahl heimgeführt, so wolle sie ihm eine neue Monstranz, mit edeln Steinen besetzt, in sein Kirchlein stiften, falls er die Beine seines Maulthieres nicht schone und mit der lieblichen Nachricht schleunig zurückkehre.

Der Beichtvater ersah aus dieser Rede, daß Clarenza von Liebe zu Mainardo entzündet war; aber weil er ihren unbeugsamen Sinn wohl kannte und die Monstranz für sich und den Altar Gottes gern verdienen mochte, so wendete er Nichts ein, obwol es ihm dünkte, daß sie besser ihr Auge auf einen Anderen geworfen hätte als auf Mainardo Gioffredo. Schon am Morgen des anderen Tages kam der Frate zurück und sagte: „Madonna, Euren Wunsch habe ich besser erfüllt, als Ihr selbst wol dachtet, denn ich habe die fünfundvierzig Miglien bis Albenga und wieder zurück in weniger als vierzehn Stunden gemacht und bringe die sichere Kunde mit, daß Messer Mainardo noch kein Gemahl heimgeführt hat."

Da antwortete Clarenza: „Lieber Frate, wenn Ihr Euch sofort wieder auf den Weg macht, aber diesmal nur bis Savona, und dem ehrwürdigen Ruggiero Gattilusio, dem Dechanten des Domes, diesen Brief bringet, welchen ich bereits für Euch vorbereitet habe, so sollt Ihr zu der Monstranz auch noch zehn Testoni bekommen, für die Ihr Euch Wein zum Gebrauch bei der heiligen Messe kaufen möget."

Alsbald ritt der Frate zurück nach Savona und brachte dem ehrwürdigen Dechanten den Brief Madonna Clarenza's. In dem Briefe aber stand von ihrer Hand geschrieben, daß, falls der Dechant mit seiner scharfen und ehrsamen Klugheit es dahin brächte, daß Messer Mainardo Gioffredo sie zu seiner Gattin nähme, sie ihn und seine Kirche so reich beschenken werde, daß es an beiden Rivieren keinen zufriedeneren Dechanten und keine besser mit allen heiligen Geräthen versehene Kirche geben solle. Nun war Ruggiero ein so kluger und behutsamer Mann und nicht nur in allen geistlichen Dingen, sondern auch in den weltlichen Geschäften so geschickt und erfahren, daß er wahrlich nach Rom in das heilige Collegium der Cardinäle gehört hätte, statt daß er in dem Capitel von Savona saß, wo auch ein minder schlauer und geschickter Kleriker die Obliegenheiten der Dechanei wohl besorgt haben würde. Es war aber gerade in jenen Tagen durch das Werk und auf Befehl des Königs Karl von Frankreich, welcher damals die oberste Gewalt über Genua erlangt hatte, ein Friede oder Waffenruhe zu Stande gekommen zwischen der Republik und den aufrührischen Lehensträgern der Landschaft, und Mainardo, der es mit diesen gehalten, wurde in den gütlichen Austrag mitaufgenommen; eben um den Frieden zu beschwören und sich ihn schwören zu lassen, war Mainardo mit seinen Vasallen und Hintersassen nach der Stadt hineingeritten, und im Dome von San Lorenzo hatten beide Theile, Mainardo und drei Rathsherren, das heilige Abendmahl darauf genommen, daß die Gioffredi das Castell La Lince und die dazu gehörenden Ländereien hinfüro als treue Vasallen der Republik innehaben, und daß von der Stunde an für alle folgende

Digitized by Google

Zeit Friede und Freundschaft herrschen sollte zwischen Genua und den Gioffredi, ihren Kindern und Enkeln. Mit wieviel Aufrichtigkeit Mainardo den Frieden beschwor, fiele mir schwer zu sagen; aber er hatte in den vorhergegangenen Jahren durch die Marchesi von Saluzzo, welchen der treffliche Condottiere Facino Cane viele Siege verschaffte, großen Verlust und Einbuße erlitten in seinen jenseits des Apennin gelegenen Ländereien, so daß er sowol die Waffenruhe diesseits brauchte, als noch eines anderen Dinges sehr benöthigt war, nämlich einiger baaren Münze, um seine Sachen jenseits zu fördern, die verbrannten Häuser wiederherzustellen und die verwüsteten Gelände neu zu bebauen. Diese Bedrängniß des Gioffredo hatte der kluge Dechant von Savona bald erkundet und das Anliegen Madonna Clarenza's dünkte ihm nun nicht so schwierig auszurichten, als es sonst vielleicht gewesen wäre. Und in der That, als Gattilusio dem Ritter durch einen würdigen Mittelsmann sagen ließ, daß eine reiche Genuesin, Tochter und Erbin eines hochangesehenen, überdies bereits aus dem Leben geschiedenen Raths- und Kaufherrn, ihn mit Freuden zu ihrem Gemahl und Herrn erkieste, falls er sie nach Brauch und Sitte artiger Edelleute darum anginge, da hielt sich Mainardo nicht als zu gut für die Genuesin, obzwar sie nur von ehrlichem, nicht von ritterlichem Blute war, und er besann sich gar nicht, sondern wurde mit des Dechanten Mittelsmann alsobald einig und sie setzten auch den Tag fest, an welchem Messer Mainardo als sein eigener Brautwerber bei Madonna Clarenza einsprechen sollte.

An besagtem Tage ritt ein so prunkender Reiterzug durch Savona, wie dort nicht mehr gesehen worden, seitdem der Prinz von Achaia zum Beilager seiner Schwester mit dem Neffen des Bischofs Boccanegra seinen Einzug gehalten. Zuvörderst ritt ein Herold im Wappenkleide der Gioffredi; dann auf zwölf Schimmeln die zwölf fürnehmsten Vasallen des Gioffredo in voller Rüstung mit rothen und gelben Federbüschen, und dann kam auf isabellfarbigem, mit Silber beschlagenem, mit Goldtuch bedecktem Sivilianer Hengste, welcher von zwei Edelknappen geführt ward, Messer Mainardo selbst, nicht gepanzert, sondern in einem mit goldnen Spangen besetzten Wamms von Purpur und einem Kleid von grünem, dreimal geschorenem Sammt und darüber einem mit Pelz verbrämten, mit goldenen Sternen und Streifen durchwirkten Mantel aus englischem Scharlachtuch, welchen eine Schnalle von Rubinen und Smaragden an der Schulter zusammenhielt; und auf dem Haupte trug Mainardo einen mit Rubinen und Perlen besetzten Biberhut und in der Hand einen türkischen Säbel, welchen sein Urahn bei der Entsetzung von Rhodos erbeutet hatte. Dreihundert wohlgerüstete Mannen, niedere Vasallen, Knappen und Knechte schlossen den Zug. So ritten sie durch Savona und kamen gen Abend um die zweiundzwanzigste Stunde bei dem Landsitze Madonna Clarenza's an. Vor dem Thore empfing sie der reichgeschmückte Hauswart des Fräuleins, und während die Knappen und Mannen, nachdem sie ihren Herren soweit das Geleit gegeben, draußen zurückblieben und alsbald wieder zum Heimweg Kehrt machten, traten Mainardo und die zwölf ersten seiner Vasallen, Jeder von seinem Leibknappen begleitet, in das Haus ein, wo in der Vorhalle einen Jeden von ihnen ein Diener ehrerbietig erwartete und nach einem größeren oder kleineren Gemache, je der Wichtigkeit

Digitized by Google

des Ritters gemäß, führte. Mainardo aber erhielt das schönste der Gemächer, einen Saal, dessen Decke von rosafarbenen Marmorsäulen getragen und dessen Wände geschmückt waren mit Tapezerien, welche in fünf durch zierreiche Candelaber getrennten Feldern drei Geschichten der Göttin Diana und zwei des Propheten Moses mit wundervoller Aehnlichkeit vorstellten. Die großen Fenster des Saales gingen aber nach einem schattigen Hofe, in dessen Mitte ein kühles Springbrünnlein anmuthig rauschend emporstieg und wieder herabfiel, einen von Gold- und Silberfischen belebten Trog mit seinem Wasser nährend. Kaum war Messer Mainardo eingetreten, so ließ ihm Madonna Clarenza durch den Hauswart entbieten, daß sie den edeln Ritter schönstens grüße, und sobald sie das Ave gebetet, werde sie ihn und seine Gefolgsleute zum Mahle bei sich empfangen, und obwol sie die edeln Herren nicht einladen könne, die Nacht in ihrem Hause zu verbringen, dieweilen sich es für sie als eine Jungfrau nicht geziemen würde, Männer über Nacht zu Gaste zu haben, so hoffe sie, daß er nach der Mahlzeit noch eine Stunde verziehen werde, damit sie in traulichem und ehrsamem Zwiegespräch von ihm höre, was sein Begehr sei.

Mainardo erwiderte, daß er der Dame ihren höflichen Gruß zurückgebe und die vierundzwanzigste Stunde herbeisehne, um sich von Angesicht zu Angesicht zu überzeugen, daß sie so schön, klug und sittsam sei, wie es ihr Ruf ihm bereits voraus verkündigt. Als nun aber der Hauswart gegangen war und Mainardo sich mit köstlich riechendem Wasser, das in einer silbernen Schüssel dastand, den Staub abgewaschen und an einem zierlich gefältelten Tuche von feinem Constanzer Linnen sich getrocknet hatte, da wurde er unmuthig, noch bis nach gebetetem Ave warten zu sollen, und da er kein weich gewohnter Stadtbürger war, sondern ein harter Ritter, so pflag er nicht einstweilen der Ruhe auf dem mit zartem Damasker Zeuge bedeckten Lotterbette, sondern öffnete, nicht wissend, womit er seine Ungeduld sänftigen sollte, das Fenster und schaute in den Hof und freute sich der Kühle und des rauschenden Springquelles.

Madonna Clarenza, welche nicht minder ungeduldig die Stunde erwartete, da sie den Ritter und künftigen Gemahl nicht blos durch einen Boten, sondern von Angesicht zu Angesicht begrüßen durfte, stand, als Mainardo das Fenster öffnete, gegenüber an einem Fenster der anderen Seite des Hofes, wo sie, hinter einem Teppich verborgen, mit einem Auge herüberlugte. Und wie sie den Ritter nun so aus der Nähe betrachtete und seine hehre Gestalt wie einen süßen Trank mit ihrem durstigen Auge einsog, da fühlte auch sie Reue, daß sie das Gastmahl bis nach Sonnenuntergang hinausgeschoben hatte. Auch fiel ihr ein, daß Mainardo, der den weiten Ritt gethan, ungern so lange auf Speise und Trank warten möchte, und sie ging und füllte einen Pokal mit Malvasier von Candia und eine goldne Schale mit Datteln und Zibeben und wäre am liebsten selbst hinübergegangen und hätte ihm die Labung gebracht; doch da dies nicht anging und sie keinen anderen Diener zur Hand hatte, weil alle theils bei den Gästen, theils mit der Zurichtung des Mahles beschäftigt waren, so sandte sie ihre Gespielin, die Sklavin Euphrosyne, daß die dem Ritter den Wein und die Früchte böte. Und daß sie das that, beweist, so dünkt mir, daß sie bei all

Digitized by Google

ihrem Stolz ein argloses Gemüth besaß und nicht daran dachte, Euphrosyne, die Sklavin, könnte dem Ritter besser gefallen, als ihr, der Herrin, lieb war.

Euphrosyne hatte an diesem Tage ihre schmuckſten Kleider angelegt und da sie, wenn auch nicht so viele Gewänder als Madonna Clarenza, doch einige kaum minder prachtvolle besaß, so sah sie durchaus nicht einer Dienerin gleich, sondern völlig einer Frau von hohem und reichem Stande, wie Ihr mir gerne glauben werdet, wenn ich sage, daß ihr Obergewand von weißem Zendeltuch war und höchst zierlich ausgeschnitten, so daß das Untergewand von goldgesticktem Linnen durch die Ausschnitte lustig hervorleuchtete. Um den Hals trug sie ein Goldkettchen von allerfeinster Arbeit, an welchem ein Kreuz aus Perlen und Krystall in den mit einem durchsichtigen Schleier bedeckten Busen hereinhing. Die wunderschönen Arme trug sie bloß, an den kleinen zarten Händen aber wohlriechende Handschuhe. Auf dem Haupte die wie dunkelrothes Gold glänzenden Haare waren wohl getheilt und jeder Theil von einem feinen Netze zusammen gehalten und nur auf der reinen und schmalen Stirn flatterten wie zum Scherz einige unstäte Löckchen, welche der strengen Haft der Netze entgangen waren.

Wie nun Euphrosyne eintrat und ihre Wangen nicht von lügenhafter Schminke, sondern von jungfräulicher Röthe überzogen waren und sie so bescheiden und ehrbar den Pokal in der einen und die Schale in der anderen Hand trug und sich mit so lieblichem Lächeln vor Mainardo verneigte, da meinte dieser, nie etwas Schöneres gesehen zu haben, und er begrüßte die Griechin mit diesen Worten: „Wie sehr, Madonna, übertrifft Eure Gegenwart den wahrlich nicht geringen Ruf Eurer Schönheit, Anmuth und Ehrbarkeit! Von Herzen danke ich Euch, daß Ihr also zu mir gekommen seid und mir schon jetzt nicht nur die Labsal dieses Trankes und dieser Früchte, sondern Eures Anblickes gönnet; denn hättet Ihr es nicht gethan und mich einsam warten lassen bis zu Sonnenuntergang, nun, da ich Euch kenne, hätte ich es Euch nimmermehr vergeben.“

Aus diesen Worten, welche Mainardo sprach, ersehet Ihr, daß er die Griechin für Madonna Clarenza selbst hielt und daß ihr Anblick ihm, der doch ein wilder und harter Kriegsmann, so schmeichlerische Worte auf die Zunge legte, wie er sie nie vorher gesprochen. Und weil er heißes Blut in sich trug und sein Herz zu aller Zeit ungestümer als das anderer Menschen pochte und vollends jetzt von raschester Gluth entglommen war, so verlor er alle Besonnenheit und wartete die Antwort der Griechin nicht ab, sondern faßte ihren schönen Kopf und küßte sie nicht nur auf die Wangen und die Stirne, sondern auf die wie Rosen glühenden und duftenden Lippen. Euphrosyne aber empfing seine Küsse lächelnd und ohne Widerrede, sei es, daß sie meinte, dem künftigen Herrn ihrer Herrin Nichts verweigern zu dürfen, sei es, daß auch in ihr das süße Verlangen, welches in jeder menschlichen Brust immer nur leise schlummert, plötzlich erwachte. Mainardo ließ sie nun los und stellte die Früchte und den Wein auf den Tisch. Als sie dann aber sich zur Thüre wandte, faßte er sie auf's Neue bei der Hand und rief: „Weh' mir, ich habe Euch gekränkt, sonst würdet Ihr nicht alsogleich wieder forteilen.“ Da blieb sie stehen und schaute ihn mit holdem Lächeln an und sagte: „O Herr, wie könntet ihr mich kränken, da ich

Digitized by Google

nur Eure gehorsame Sklavin bin!" — „Wohlan," antwortete der Ritter, „wenn ich Euch glauben soll und Ihr meine Sklavin seid, so gehet nicht, ohne zum Wenigsten mir einen einzigen Kuß aus freien Stücken wiedergegeben zu haben." Da erröthete sie und stellte sich auf die Zehen, um zu ihm hinaufzureichen, und legte ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund. Dann aber, ohne sich noch einmal umzudrehen, eilte sie hinaus und ließ den Ritter allein.

Nun hatte Madonna Clarenza zu Euphrosyne's und ihrem eignen Unglück während all der Zeit wieder drüben am Fenster hinter dem Vorhang gestanden und herübergelurt und hatte Alles gesehen, was sich im Gemache des Ritters zwischen ihrem Gaste und der Sklavin begeben. Da war die grausamste Eifersucht über sie gekommen, und als Euphrosyne zu ihr zurückkehrte, vergaß sie alle Liebe, die bisher zwischen ihnen gewaltet hatte, und fiel über sie her und riß ihr Kleider und Schmuck vom Leibe und schlug sie, daß die Aermste aus vielen Wunden blutete, und trat sie mit Füßen und überhäufte sie mit Schmähungen und Verwünschungen und hörte kein einziges von den flehenden Worten, womit Euphrosyne sie um Barmherzigkeit bat. Ja, da sie gerade einen in ihren Diensten stehenden Rinderhirten draußen vorüber gehen sah, so ließ sie ihn hereinkommen und übergab ihm die Sklavin und befahl ihm, sie als seine Frau mitzunehmen in seine Hütte. Wie Ihr Euch denken könnt, war's der schmutzige und übelriechende Kerl gern zufrieden und schleppte die mehr todte als lebendige Euphrosyne mit sich weg.

Bis zu Mainardo's Ohren drang das Geschrei, aber die Worte konnte er nicht hören und er wußte nicht, was geschah. Als aber die Sonne so tief stand, daß es nicht mehr lange bis zum Läuten des Ave Maria dauern konnte, und er sich freute, nun bald die Schöne, an die er ohne Aufhören denken mußte, wiederzusehen, da trat der Hauswart ein und meldete ihm, Madonna Clarenza sei krank geworden und unten in der Halle sei für ihn und seine Ritter das Mahl bereitet, und wenn sie es eingenommen, möchten sie von dannen ziehen, da das Geklirr der Rüstungen die Herrin am Einschlafen hindere. Mainardo wußte nicht, was er von dieser Botschaft denken sollte; aber er bezwang seinen Unmuth und antwortete, daß er des anderen Tages wiederkommen werde. Und nachdem seine Ritter gespeist hatten, indessen er selbst keinen Bissen berührte, zog er mit ihnen ab und sie ritten bis Savona, wo sie Nachtquartier nahmen. In der Frühe des anderen Tages aber kehrte Mainardo nach dem Landhause Madonna Clarenza's zurück, und zwar diesmal ohne Begleitung. Als er aber vor die Pforte des Gartens kam, darinnen das Haus stand, da fand er die Pforte geschlossen und auf sein Klopfen kam Niemand. Und er mußte unverrichteter Dinge wieder umkehren und hörte erst später, daß Madonna Clarenza noch in eben der Nacht aufgebrochen war nach Genua. Da erkannte er, daß sie ihn hatte meiden wollen; und weil er im Angesichte so vieler Menschen, zumal seiner eigenen Ritter und Mannen und der Bürger von Savona die Brautfahrt angetreten hatte, welche nun also ausgegangen war, so erfaßte ihn ein furchtbarer Grimm und er schwor sich mit grausigen Eiden zu, daß er die ihm widerfahrene Schmach nicht ungerochen lassen werde. Auch konnte es seinen Zorn nicht mindern, als das öffentliche Gerücht ihm den wahren Hergang und

Digitized by Google

den eigentlichen Grund der plötzlichen Verwandlung Madonna Clarenza's offenbarte. Vielmehr, da er hörte, daß die süße Holde, welche er mit so unendlicher Wonne gekoset hatte, keineswegs die Herrin selbst gewesen, sondern vielmehr die Magd, und daß sie zum Lohn für die köstliche Labsal, welche sie ihm gespendet und deren er so gern aber- und abermals genossen hätte, einem ekelhaften Rinderhirten übergeben worden war, da hätte er in seiner Wuth ganz Genua, wo sich jetzt die Urheberin seiner Schmach und seines Leides verbarg, verbrennen und verwüsten mögen. Doch dies war ein vergebliches Gelüste, und so mußte er denn wohl oder übel sich gedulden und abwarten, daß die Zeit seine Rache an Madonna Clarenza begünstigte. Wol hätte er das Landhaus plündern und zerstören können, doch hätte ihn das vielleicht mit der Republik und dem der Herrschaft über sie waltenden Amtmann des Königs von Frankreich in Fehde verwickelt, was er jetzt nicht wollte; und es wäre doch nur eine Rache an todtem Besitze, nicht an der lebendigen Gebieterin gewesen. So begnügte er sich denn, viele Monde hindurch Späher zu unterhalten, welche ihm Kunde geben sollten, wenn Madonna Clarenza wieder in ihr Landhaus zurückkehrte. Doch nicht nur Monde, sondern Jahre vergingen, ohne daß Clarenza sich aus dem sicheren Schirme der Stadt hinauswagte, und das Landhaus stand öde und stumm. Im dritten Jahre aber nach der vergeblichen Brautfahrt zog Ritter Mainardo mit dem Marchese von Monferrato in den Krieg gegen den Grafen von Savoyen, und da er sich durch Tapferkeit und List auszeichnete, so gab ihm der Marchese eine natürliche Tochter seines Bruders, des Grafen von Bressa, zur Gemahlin. Allein obwol diese Heirath einem so edlen Ritter besser geziemte als mit einer Kaufherrntochter, so verwand Mainardo doch auch jetzt nicht den Schimpf, den ihm die Kaufherrntochter angethan, und kein Tag verging, ohne daß er der Rache eingedenk gewesen wäre, die zu nehmen er sich selbst zugeschworen.

Im fünften Jahre bekam er die Kunde, daß die Fenster des Landhauses wieder offen stünden und Madonna Clarenza abermals dort wohne. Allein wer da meint, daß er sofort auf diese Nachricht hin aufgebrochen sei und die Verhaßte in ihrem Hause überfallen habe, der trifft es nicht. Zu dieser Zeit war Messer Mainardo bereits alt genug geworden, um nicht mehr Lust zu tragen nach unnöthigen Händeln und Verwickelungen, wie sie die bedachtlose Jugend liebt, und er hatte auch genugsam mit großen und mächtigen Herren Umgang gepflogen, um zu wissen, daß gerade die Größten lieber gemachen Schrittes auf dem gewundenen und sanften Pfade der List ihrem Ziele zuschreiten, als ohne Noth mit lärmender Heftigkeit von Fels zu Fels springen. Daher legte er seiner Ungeduld den Zaum an und sagte bei sich selbst: Was dem Kaufmann geziemt, warum sollte es den Ritter entehren: den größten Gewinn zu suchen mit mindester Gefahr! Die Rache ist dem persischen Apfel vergleichbar: für mich das süß schmelzende Fleisch, für meinen Feind den bitteren Kern! Ein Thor, wer so gewaltsam hineinbeißt, daß er auch vom Kerne mitschluckt! — Darum beschloß Mainardo, seiner Rache also obzuliegen, daß sie ihn in keine Verwickelung brächte mit den Aeltesten von Genua oder gar mit dem französischen Amtmann, zumal zwischen dem Bruder des Königs von Frankreich, dem Herzog von Orleans, und Mainardo's eigenen Bannerherren und

Schwägern, den Monferrato, eben damals ein enges Bündniß geschlossen worden war. Auch hatte der Ritter — gleich wie ein hungernder Wolf sich lechzend den Schmaus vorstellt, den er halten will, wenn er einmal des Schäfers zartestes Lamm unter seine Zähne bekommen — also hatte Mainardo zu lange über seine Rache nachgesonnen, als daß er das Kleinste hätte missen mögen von der grimmigen Lust, die er in seinen Gedanken hundertmal voraus gekostet. Seine Gier war heiß, wie die des Waldthieres, aber seine Grausamkeit war bedächtiger, weil in einem vernunftbegabten Menschen wohnend. Um seinen Plan auszuführen und an dem lang ersehnten Mahle sich in aller Sicherheit weiden zu können, mußte er des armen Lammes Clarenza habhaft werden unversehens und ohne daß irgendwer die Spuren des Wolfes zu verfolgen im Stande wäre.

Deshalb begnügte er sich einstweilen, das Haus seiner Feindin bewachen zu lassen, damit er erfahre, ob Hoffnung sei, sie einmal außerhalb des Hages ihrer Mauern aus einem Hinterhalte her zu überraschen. Anfänglich verließ Clarenza die Villa nicht; doch sei es, daß sie nach Weiberart mit einem Male ihrer langgeübten Vorsicht müde ward und, sicher gemacht durch den falschen Schein des Friedens, selbe für unnöthig hielt, sei es, daß die zunehmende Gluth des Sommers sie beschwerte, — Mainardo frohlockte nicht wenig, als ihm von seinen Spähern hinterbracht ward, daß die Jungfrau an schwülen Abenden sich in einer Barke auf's Meer hinausfahren lasse bis zu einem Vorgebirge, das eine Miglie oder darüber von ihrer Villa ablag, vom nächtlichen Meerwind gekühlt und auch während des Tages gegen die Zudringlichkeit der Sonne geschützt, weil ein dichter Myrthenhain es überdachte. Da unter den Bäumen, in einem luftigeren Gewölbe, als es die unterirdische Quellengrotte ihres Landhauses war, pflegte Madonna Clarenza hin und wieder zu wandeln bis tief in die Nacht, und manchmal kam Aurora herauf, ehe sie an die Rückkehr dachte.

Als Mainardo von dieser ihrer unklugen Sitte erfuhr, da meinte er, so ahnungslos sei noch kein Wild dem birschenden Jäger in den Weg gelaufen, und konnte den Augenblick nicht erwarten, da er den ersehnten Fang in Händen hielte. Für die edle Jagd aber, die er vorhatte, bedurfte er eines wohl abgerichteten Falken und daran mangelte es ihm nicht. Unter seinen Dienstleuten war Einer, der listigste und verwogenste von Allen, der hieß mit seinem christlichen Namen Gianfrancesco; aber da derselbe in Wahrheit mehr von einem hungrigen Stoßvogel als von einem Christen hatte, so wurde er nicht anders, als Nibbiaccio genannt. Diesen Nibbiaccio schickte Mainardo zunächst nach den Häfen und Rheden der Provenza, damit er dort ungekannt und unbeargwohnt ein Schiff kaufe oder heure, das zu schneller Fahrt geeignet und womöglich von einer Gestalt sei, wie man sie hier längs der Riviera nicht zu sehen gewohnt war. Nibbiaccio war ein Günstling des Teufels, und er vollführte den Auftrag Mainardo's so gut und besser, als der sich's erwartete. Es traf sich nämlich, daß gerade damals zu Nizza eine Saettia des Königs von Tunis, welche von den Mannen des Rothen Grafen erbeutet worden, zum Verkauf ausstand. Nibbiaccio, der sich für einen Rheder von Majolica ausgab — denn er sprach in allen Zungen, so längs der Küste von den Säulen des Hercules bis

Digitized by Google

zur Levante gehört werden — dieser listige Sohn der Hölle kaufte das Schiff unter dem Vorgeben, es für den Handel gebrauchen zu wollen, und ließ es gleich mit einem zweiten Maste versehen; denn für seinen Zweck, sagte er, dienten die Ruder weniger als die Segel. Und damit sprach er die Wahrheit; nur daß sein Zweck nicht der Handel mit Majolica-Oel war. Während aber der Zimmermann den Mast pflanzte, schickte Gianfrancesco einen Boten zu seinem Herrn, meldete ihm das gelungene Geschäft und verlangte sechs oder acht kundige Leute, um die Saettia von Nizza wegzubringen. Als der Mast stand, waren auch die Leute da; Mainardo selbst hatte sie ausgewählt und gedungen unter solch heimathlosem Volke, wie es sich immer längs den Küsten herumtreibt — Kerle, die, wenn sie einem festen Herrn dienen, fest sind und für gute Bezahlung einen Mann zu morden, ein Weib zu rauben und ein Geheimniß zu bewahren sich willig finden. Also bemannt, mit Ribbiaccio am Steuer, stach die Saettia in See und zwar steuerte sie anfänglich gegen Mittag, auf daß es scheine, sie gehe nach Majolica. Als das Schiff aber sich genug von der Küste entfernt hatte, daß es dort nicht mehr gesehen werden konnte, da änderte Gianfrancesco den Curs und, sich immer einige Miglien vom Lande haltend, erreichte er in der dritten Nacht das Ziel, nämlich den windsicheren Busen, welchen das Festland und die Landzunge, darauf das Schloß La Lince steht, gen Sonnenaufgang bilden. Und so heimlich geschah Alles, daß außer den paar Bauern und Fischern an der Küste Niemand das Schiff bemerkte, und diese, welche in der Furcht der Gioffredi lebten, hüteten sich, darüber nachzusinnen, warum es da liege und wozu es bestimmt sei.

Als Mainardo das Schiff besichtigt und zu seiner Zufriedenheit befunden hatte, sagte er zu Gianfrancesco: „Nun wird sich's offenbaren, mein Söhnlein, ob Du Vöglein zu fangen verstehst. Ich weiß aus sicherer Kunde, daß in der kommenden Nacht an dem Orte, den ich Dir beschreiben werde, das Weib, welches mir größere Schmach angethan als alle meine anderen Feinde zusammen, in Gesellschaft weniger Mägde und Diener und weit ab von jeder fremden Hilfe auf meerumspültem Vorgebirg arglos thöricht sich am Schein der Sterne und dem Funkeln des Meeres ergötzen wird. Dich habe ich ausersehen, der Gehilfe meiner Rache zu sein, und so Du meinen Auftrag zu gutem Ende führest, kühn und rasch und ohne Geräusch, so zahle ich Dir fünf Genovini und schenke Dir außerdem einen mit Silber ausgelegten Dolch und diese von unserem heiligen Vater in Rom gesegnete Münze mit dem Bilde des heiligen Giorgio, der den Drachen tödtet; und wer diese Münze am Hals trägt, den trifft weder das dreitägige Fieber, noch versehrt ihn ein heimliches Gift. Wenn Du aber bis zu dem heutigen Tage nur ein Prahler und plumper Bauer gewesen und Dich eines so feinen Streiches nicht zu unterfangen wagst und Dich fürchtest vor den genuesischen Fanghunden und vor den Schrauben und Zangen des Maestro di Giustizia, so sag' es, auf daß ich einen Anderen ausschicke."

Darauf versetzte Gianfrancesco: „Und wenn sie mir mit glühenden Zwickeisen die Leber aus dem Leibe rissen, ich würde Euren Namen nicht nennen; aber die Eisen, die mich versengen, stehen noch nicht am Feuer."

Als Mainardo den Gesellen so reden hörte, da theilte er ihm mit, was

Digitized by Google

nöthig war, und hätte ihn am liebsten eine Geißel stellen lassen für die richtige Ausführung seines Auftrags; aber Nibbiaccio hatte nicht Weib noch Sohn noch Geschwister, und so begnügte sich der Ritter mit des Burschen dreifachem heiligem Eide.

Gegen Abend lief das Schiff aus und um die vierte Stunde der Nacht gelangte es in die Nähe des Vorgebirges, wo Madonna Clarenza der Kühle genoß. Nibbiaccio mit drei handfesten Gesellen, die gleich ihm sich das Gesicht geschwärzt, fuhr in einer Barke vom Schiff nach dem Land, legte da unter dem Winde an, und während Einer bei der Barke blieb, erklommen die Anderen das felsige Ufer und schlichen im Dunkel der Bäume bis zu der Stelle, wo Madonna Clarenza saß, nach dem Meere schauend und vielleicht in der Stille der Nacht des herrlichen Ritters gedenkend, den sie sich zum Gatten bestimmt und um einer Sklavin willen verloren hatte. Plötzlich hörte sie ihre Mägde mörderlich kreischen, und wie sie aufblicken wollte, sah sie Nichts als ein Tuch, das ihr von rückwärts über Haupt und Schultern gezogen ward und allem Sehen ein Ende machte und sie verhinderte, gleich den Dienerinnen zu schreien. Dumpfe Stimmen hörte sie und fühlte sich von starken Fäusten gepackt und fortgetragen und verlor die Besinnung. Da sie wieder zu sich kam, lag sie auf einem Divan und die Wellen draußen schlugen wider das Schiff und ein Maure — dafür hielt sie das schwarze Antlitz — stand vor ihr. Der Maure verstand aber genuesisch zu reden und bot ihr zu essen an und hieß sie nicht in vergebliche Klagen ausbrechen. Die Jungfrau wollte aufspringen und das Deck gewinnen und den Anführer der Seeräuber so lange anflehen, bis er Erbarmen haben und sich mit dem reichsten Lösegeld begnügen und sie freigeben würde. Aber Nibbiaccio, als der Höllensohn, der er war, lachte und zeigte ihr die Bande, womit ihre Füße an den Divan gefesselt waren, und sagte, er selbst sei der Capitän der Piraten, und nicht für alles Gold, welches in den Schreinen der genuesischen Schlüsselherren liege, würde er sie losgeben. Und das entblößte Schwert in der Hand, zwang er sie, Nahrung zu nehmen, und je kläglicher sie jammerte, desto mehr letzte er sein teuflisches Herz an ihrem Anblick. Zwei Tage und Nächte fuhr das Schiff auf dem hohen Meere kreuz und quer, sowol damit kein Verfolger ihm auf die Spur käme, als auch weil die Jungfrau zu ihrer größten Qual meinen sollte, sie sei auf der Fahrt nach einer fernen Küste in den Landen der Ungläubigen begriffen. Und ihr dünkte die Fahrt länger als viele Wochen. In der dritten Nacht aber legte die Saettia in der Bucht bei La Lince an und Madonna Clarenza, das Haupt wieder mit einem Tuche umhüllt, so daß ihre Augen von dem Orte Nichts zu erkennen vermochten, wurde an's Land und in's Schloß getragen, wo ihr Feind, Messer Mainardo, vor Ungeduld brennend, seit drei Tagen ihrer harrte.

Doch ich sehe, Madonna Illustrissima, an dem feuchten Glänzen Eurer schönen Augen, daß Euer Herz von Mitleid ergriffen ist mit dem grausamen Schicksal Clarenza Cambiaso's, und Ihr findet wol, daß der Ritter bereits seine hinlängliche Rache empfangen habe durch die greuliche Angst, welche die gefangene Jungfrau in diesen drei Tagen und Nächten ausgestanden. Und ich denke wie Ihr und sage: wol hätte es einem großsinnigen Ritter geziemt, die

Rechnung zwischen ihm und seiner Verschmäherin jetzund als beglichen anzusehen und einem wehrlosen Weibe, dessen Stolz in Zittern verkehrt war, keine andere Kränkung zuzufügen, vielmehr ihr alsofort die Freiheit zurückzugeben ohne Abbruch noch Lösegeld. Und fürwahr, so handelnd würde Mainardo Gioffredo vollends den Trost genossen haben, daß Madonna Clarenza hätte erkennen müssen, er sei nicht nur schön und rüstig an Leibesgestalt und gewaltig und ruhmvollen Namens, sondern auch menschlich und edel in seinem Sinne, und seiner Rache Süßigkeit hätte darin bestanden, daß er der Jungfrau noch mehr Grund gegeben hätte, seinen Verlust zu beklagen. Doch in Mainardo's Herz hatten bis zu diesem Tage Sanftmuth und Verzeihung keine Wohnstätte gehabt und alle Bedachtsamkeit diente ihm nur, seine Wuth erfinderischer zu machen.

Als der Ritter aus dem Munde seines Geierfalken Gianfrancesco vernahm, daß die wehrlose Taube Clarenza sich in seiner Gewalt befinde, da rief er, daß das der wonnevollste Tag seines Lebens sei, süßer als der Tag, da er bei dem großen Turnier zu Tortona den Marchese Landriani in den Staub gestreckt. Und er holte nicht fünf, sondern sieben Genovini aus der Truhe und auch den versprochenen mit Silber ausgelegten Dolch und die vom Papste gesegnete Münze, welche das Bild des heiligen Giorgio, des Drachentödters, zeigte, und alles Das legte er in die Hand Ribbiaccio's und spendete ihm so viel Lob, als ein kluger Herr einem bewährten Diener zu spenden pflegt, — und dies wird stets eher zu wenig als zu viel sein, da zu viel Lob den Rührigen träg und den Scheuen vorwitzig macht. „Und nun, mein Söhnlein," fuhr der Ritter fort, „gehe in den Hof und wasche Dir den Ruß von dem Antlitz und wirf Deine Kleider ab; denn als ungläubiger Maure hast Du ausgedient und Du sollst nun wieder ein guter Christ sein, der an Gott und seine Heiligen glaubt. Und wer weiß — als guter Christ magst Du wol schon am morgigen Tage des Sacramentes der Ehe theilhaftig werden."

Ob dieser Worte blieb Gianfrancesco offenen Mundes stehen und schaute den Ritter groß an. „Was sagt Ihr, Herr, vom Sacrament der Ehe, dessen ich schon morgen theilhaftig werden mag, da ich doch hundertmal und öfter aus Eurem Munde vernahm, daß, wer Euch dienen wolle, nicht Weib noch Kind haben dürfe und selbst die zu vergessen habe, die ihn erzeugten, auf daß er an Nichts denke als Euren Dienst und Euren Beifall!"

„Wohl," versetzte der Ritter, „wenn ich so sagte, so sagte ich so, und es ist recht, daß Du Dich meiner Worte erinnerst. Und nähmest Du aus eigener Willkür ein Weib, ich würde Dich ansehen als wie ein lahm gewordenes Pferd, das nicht länger zu brauchen ist und das man mit Schlägen von der Krippe jagt. Aber wenn Du nicht nach Deinem Willen, sondern nach dem meinigen ein Weib nimmst, so empörst Du Dich nicht gegen meinen Dienst, indem Du es thust, sondern würdest Dich empören, wenn Du es nicht thätest."

„Ich verstehe Euch, Herr," erwiderte Ribbiaccio mit frechem Lachen, „jene Dirne aus Cogoleto sucht nach einem Namen für das Kind, dem sie das Leben zu schenken auf dem Wege ist, und Ihr denkt, Gianfranceschino sei ein besserer Name als Mainardetto."

Das war ein dreister Scherz, und ich weiß nicht, ob der Hallunke sich dessen

Digitized by Google

an einem anderen Tage hätte unterfangen dürfen; aber heute war der Ritter wohlgelaunt und lachte mit: „Falls ich Dir ein Gemahl gebe, so wird es ein besseres sein als die Tochter eines Cogoletaner Bauern. Wohl aber will ich, daß kein Bettler je in so schlechtem Gewande gefreit habe. Bereite Dich vor, daß, wenn ich Dich morgen rufen lasse, Du erscheinest an Aussehen und Kleidern dem unfläthigsten Lumpenkerle gleich, bedeckt mit Schlamm und Koth, und Dein Mund soll überfließen von Lästerungen und den ärgsten Reden, die Du je mit Deinesgleichen geführt, wenn Ihr vom Weine erhitzt um die Zeche würfeltet. Mit einem Wort, ich will, daß Du etwas Schlechterem gleichest, als dem letzten Schweinehirten, den kein Weib, das auf der Straße schläft, zum Manne möchte!"

„Sorget nicht, Herr," versetzte Ribbiaccio, „wie mit dem Oelhändler aus Majolica und dem maurischen Corsaren, so sollt Ihr auch mit dem Schweinehirten zufrieden sein."

Mainardo begab sich nun in das Verließ, in welchem Madonna Clarenza als elende Gefangene kläglich am Boden lag. Und weil sie ihn nicht alsofort erkennen sollte, hatte er sich in einen weiten Mantel aus Kameelhaar gehüllt und die Kapuze über das Haupt gezogen, dermaßen, daß ihn seine eigene Schwester nicht erkannt hätte, geschweige die Jungfrau, als welche ihn ja nie anders als aus einiger Entfernung gesehen und das vor so viel Jahren. Doch wäre seine Verhüllung nicht nöthig gewesen, weil in dem Gefängniß blos ein einziger Kienspan trübe flackerte und überdies Clarenza's Gedanken tausend Meilen entfernt waren von dem Schlosse La Lince und dem Ritter Mainardo. Denn sie wähnte nicht anders, als in die Hände der Mauren gefallen zu sein. Wie nun die Thüre ihres Gefängnisses sich aufthat, da ging ein Schütteln durch ihr Gebein und sie richtete die vom Weinen schier erloschenen Augen auf und hob die Hände empor zu dem Eingetretenen und sagte: „O Herr, wer immer Ihr seid und ob Ihr den Sinn meiner Worte fasset, oder nur mein vom Jammer entstelltes Antlitz, meine mich nicht mehr tragenden Glieder und meine flehenden Geberden schauet, habet Erbarmen mit mir!"

„Redet, denn ich verstehe Euch!" sagte der Ritter.

„Die allerseligste Jungfrau sei gepriesen! sie wird geben, daß, wie Euer Ohr mich vernimmt, so auch Euer Herz nicht taub bleibe. Wisset, daß ich vor wenigen Tagen noch die freieste und stolzeste war der Frauen in meinem Vaterlande, reich an Schätzen aller Art und reicher an Ehre als an Schätzen. Und nun hat mein grausames Geschick mich zu einer Gefangenen gemacht und zur Sklavin derer, die zu einem anderen Gotte beten. Wenn Euer Gott Euch Mitleid lehret mit einem hilflosen Weibe, so lasset Euch genug sein an meinen Reichthümern, die ich gerne sämmtlich dahin gebe als Lösegeld meiner Freiheit und jungfräulichen Ehre. Ist aber Euer Gott hart und unversöhnlich, wohl, so erweiset mir die eine Wohlthat, mich mit eins von diesem Leben zu befreien; zieht Euer Schwert und lasset mich sterben, ohne daß ich zu befahren habe, was schlimmer als der Tod!"

Darauf versetzte der Ritter: „Wenn Ihr so reich seid, wie Ihr sagt, wohl, so müßt Ihr Sklaven und Sklavinnen besessen haben und werdet wissen, ob Ihr

Digitized by Google

mit ihnen verfahren seid nach ihrer Lust oder nach der Euren. Habt Ihr sie niemals geschlagen, wenn der Zorn in Eurem Herzen aufstieg, sie niemals mit Füßen getreten, um Eure Wuth an ihnen auszulassen? Sagt an, habt Ihr immerdar nur Milde und Barmherzigkeit geübt gegen Die, welche in Eurer Gewalt waren, und zum mindesten sie gefragt, ob ihnen der Tod genehmer wäre als das Leben? Vielleicht, daß Euer Beispiel mich zu belehren vermag und daß ich Euch, die Ihr nun meine Sklavin seid, die Güte zurückzahle, welche Ihr einst Euren Sklavinnen erwiesen."

Diese höhnenden Worte drangen wie eiserne Spitzen in das Herz der gefangenen Jungfrau und sie wußte Nichts zu antworten; aber zu sich selbst sprach sie: Weh' mir! muß ein Feind Christi mich, die Christin, an meine Sünden erinnern! Und zu der Verzweiflung über ihr jammervolles Geschick fühlte sie noch die Pein der Reue und sie raufte sich die Haare und wand und krümmte sich wie eine vom Bolzen getroffene Hindin. Ihr aber, Madonna Illustrissima, so wenig Ihr den grausamen Spott Messer Mainardo's billigen möget, werdet gleich mir denken, daß der Ritter, indem er so redete, Werkzeug und Mundstück war jenes gerechten Gottes, dessen Blut uns Alle befreit hat, die Griechen so gut als uns Lateiner. Hätte Madonna Clarenza, die jetzt die Barmherzigkeit eines ungetauften Mauren anflehte, dazumal um Christi willen in der Griechin Euphrosyne eine Schwester statt einer Sklavin erblickt, sie würde jetzt nicht selbst als Sklavin im Staube gelegen haben. Doch freilich, wer, wenn der Ingrimm und die Rache in ihm toben, erinnert sich, daß unser Herr für uns am Kreuze gestorben ist? Treibt nicht bis zum heutigen Tage eine unselige Wuth die Christenvölker, sich lieber, den wilden Thieren gleich, unter einander zu zerfleischen, denn gemeinsam das heilige Land von den Sarazenen und Hispanien von den Mauren zu befreien? Ist nicht gerade in Genua von je her minderer Haß genährt worden gegen Mauren und Berber als gegen Catalanen und Aragonesen, welche doch nicht nur Christen sind, sondern auch derselben heiligen römischen Kirche zugehörig wie wir! Doch was sage ich Catalanen! haben doch die Genuesen zu allen Zeiten für ihre grimmigsten Feinde die Venezianer erachtet, die als Söhne unserer gemeinsamen Mutter Italia erst vollends ihre Brüder sind, und in den Jahren nach der Einnahme von Chiozza hättet Ihr sehen können, wie im Hafen von Genua edle Venezianer, Jünglinge und Greise, mit Ketten beladen, die Galeeren der Republik ruderten. Freilich, als später das Glück des Krieges sich wandte und Venedig die Herrschaft der Adria zurückgewann, da verwunderten sich und klagten die Genuesen ob der Härte ihrer Besieger. So sind wir Menschen, im Unglück nicht eingedenk unseres ehemaligen Stolzes und die Gnade, welche wir selbst nicht übten, von unseren Feinden erwartend.

Den Ritter aber rührte es nicht, daß die einst so Hochmüthige nun so kläglich am Boden lag und mit ihren heißen Thränen den kalten Estrich badete; ihre Qual war ihm Wollust und er rief: „Recht so, recht so! denn eher werdet Ihr diese Steine erweichen als mich."

Wie sie ihn also sprechen hörte, ersah sie, daß ihr Nichts übrig blieb als die Bosheit des Erbarmungslosen vollends zu stacheln; sie wollte, daß er

Digitized by Google

sie im Zorne tödte, und that den Mund auf zu furchtbaren Verwünschungen des Lügenpropheten Mahomet.

Allein der, den sie für einen Mauren hielt, lachte nur und warf seine Verhüllung ab: „Schauet mich an und erkennet, daß es freilich besser um Euch stände, Ihr wäret in die Hände des blutdürstigen Türken gefallen!"

Starr und stumm schaute Clarenza den Ritter an und vernahm Nichts von seinen ruchlosen Worten. Wol däuchte ihr, sie sähe mit Augen Den wieder, dessen Gestalt und Miene weder der Groll noch die Zeit aus ihrer Seele hatten tilgen können. Aber sie glaubte ihren Augen nicht; sie meinte zu träumen und streckte die Hand aus, um tastend sich zu überzeugen, ob sie Wahrheit oder ein Trugbild schaute. Wie sie aber ihn berührte und die Maschen seines Panzerhemdes unter ihren Fingern erklangen, da schrie sie auf: „Messer Mainardo! welcher Heilige hat Euch gesandt, mich zu erretten!" Und von solchem Wahne befangen, sank sie nieder und die erschöpften Sinne weigerten ihr den Dienst.

Als der Ritter sah, daß sie ohnmächtig dalag, that er wie der Richter, welcher die Peinigung des armen Sünders aussetzt, wenn demselben unter den Qualen der Folter die Sinne vergangen sind.

Bevor aber am nächsten Morgen Messer Mainardo zu seiner Gefangenen zurückkehrte, ließ er seinen Beichtvater Fra Eustachio vor sich bescheiden. Der trug freilich längst keine Kutte mehr und von seiner Tonsur war nicht mehr soviel sichtbar als von einem mit Jungholz bestandenen Fleck inmitten des Hochwaldes; aber er war einst Minoritenbruder gewesen in einem Kloster auf dem Monte Tenello. Indessen der Chordienst hatte ihm wenig behagt und noch weniger, daß er mager essen sollte an vier der sieben Tage der Woche. Und so war er dem Kloster entsprungen, um statt der Geißel und des Breviers das Schwert und die Tartsche zu führen, hatte auch als reisiger Knecht manchem Herrn gedient, bis ihn Messer Mainardo unter seine Mannen aufnahm und nicht mehr von sich ließ. Denn dem Ritter, welcher bei aller Ruchlosigkeit seine Seele nicht an die Hölle verlieren wollte, war solch ein Knappe sehr recht, der ihm nicht nur mit irdischen Waffen, sondern auch, wenn's Noth that, mit den Mitteln des Heiles Beistand leisten konnte. Darum begleitete ihn Fra Eustachio auf allen seinen Zügen und hatte ihm vor jedem gefährlichen Unternehmen die heilige Hostie zu spenden.

„Wisse," sagte Mainardo zu ihm, „daß meine Feindin Clarenza Cambiaso in meiner Gewalt ist."

Fra Eustachio nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ich weiß und weiß auch, daß Ihr mir zum Voraus beichten wollt, daß Ihr sie eines langsamen Todes werdet sterben lassen."

Aber Mainardo versetzte: „Nein, sie soll einen langsamen Tod leben. Halte Dich bereit, noch heute Deinen Segen über sie zu sprechen, über sie und Ribbiaccio, denn sie wird dessen Weib werden."

Jetzt schüttelte der Bruder den Kopf und rief: „Wie soll mein Segen sie zu seinem Weibe machen, wenn sie ihn nicht zum Gemahle will?"

„Sie soll ihn wollen!" versetzte der Ritter und begab sich zu seiner Gefangenen.

Der war in dieser Nacht zum ersten Male wieder der Trost und Labsal des

Digitized by

Schlafes zu Theil geworden, und obwol auf die nackten Steine gebettet, lag sie noch schlafend, als der Ritter eintrat, und ihm dünkte gar, als lächelte ihr Antlitz wie in einem lieblichen Traume. Das erboßte ihn und er weckte sie mit rauher Stimme: „Wohl Euch, wenn Ihr geträumt habt, Ihr befändet Euch im Schlosse La Lince und in der Gewalt Mainardo Gioffredo's; so würdet Ihr im Erwachen nicht aus allzu großer Ferne herzukommen haben."

Endlich begriff die Jungfrau, wo sie sich befand, und sie hielt den Ritter nicht mehr für ihren Befreier aus der Gefangenschaft, sondern wußte nun, daß er es war, der sie geraubt, um seine Rache an ihr zu nehmen. Und sei es, daß sie minder erschöpft an Kräften war als vorher, sei es, weil sie nun, da sie ihren Feind kannte, gerade daraus neuen Muth gewann, sie richtete sich auf und redete mit fester Stimme also zu ihm: „Messer Mainardo, ich weiß nicht, warum Ihr mit so viel Kunst und so geringer Tapferkeit es ausgeführt habt, mich an diesen Ort und in Eure Gewalt zu bekommen. Der Anschlag dünkt mich wenig würdig eines so großen Ritters und des Mannes, der einstmals um mich warb und mich heimzuführen begehrte als sein Gemahl. Wenn Euer Begehren damals nicht Erfüllung fand, so geschah es, weil ich aus gutem Grunde ein Anderes beschloß, und glaubet nicht, daß mich je meines Beschlusses verdrossen habe, und am wenigstens bereue ich ihn jetzt, da ich Eures Gemüthes Argheit und Hinterlist erkenne. Wol ist mein Leib und Leben in Eurer Gewalt, jedoch über mein Herz und Sinn habt Ihr keine Macht; wenn Ihr aber meinen Sinn nicht zu beugen und mein Herz nicht zu wandeln vermögt, wo bleibt Eure Rache? Falls Ihr nun, da ich Eure Gefangene bin, meinen Leib beschimpftet und meine Gliedmaßen versehrtet, würdet Ihr ungeschehen machen, daß ich, als ich frei war, Euch verschmäht habe? und würde trotz aller Schmach, welche Ihr mir anthätet, ich aufhören Euch zu verschmähen? Ihr könnt mir die Ehre rauben, die einer Jungfrau höchstes Gut ist, aber Euch würde es nicht zum Ruhme gereichen, weder vor mir noch vor Euch selbst, weder vor Gott dem Allmächtigen noch vor den Menschen. Ich, eines Kaufherrn Tochter, würde, obwol beschimpft, mich höher achten dürfen als Euch, der Ihr ein Ritter hießet, aber auch nur so hießet, denn als des wahren Ritters Pflicht hat zu allen Zeiten und an allen Orten gegolten, Frauen und Jungfrauen zu schirmen und zu befreien, nicht sie zu verletzen und zu gewältigen. Erwäget es also zweimal, ehe Ihr um der unedeln und vergeblichen Absicht der Rache willen Euer Wappen schändet; gedenket des Urtheils Gottes, vor welchem Ihr Eurer Thaten Verantwortung zu tragen habt, und gedenket des Gerichtes der Menschen und daß Genua nahe ist, welches Rechenschaft fordern würde für die Unbilde, so Ihr einer seiner Töchter zufügtet!"

Diese Rede Madonna Clarenza's war mehr stolz als klug; doch vermag ich sie kaum darum zu tadeln, daß, da sie sich doch einmal in der Macht ihres Feindes sah, sie mindestens ihrer Seele Hoheit beweisen wollte. Aber Messer Mainardo, statt sich durch diesen Muth eines schwachen Weibes zu dem Mitleide bewegen zu lassen, das auch den stärksten Mann nicht weniger schmückt als seine Stärke, ergrimmte nur noch mehr und versetzte: „Das fehlt noch, daß Ihr den Namen Genua's anruft. Wisset, daß es für das Ohr eines Gioffredo keinen

Digitized by Google

mißtönenderen Namen gibt als diesen und daß, wenn jemals eine Trübung dem klaren Spiegel meines Wappenschildes drohte, dies an dem Tage war, da ich, Eurer Aufforderung folgend und durch Euer Gold und andere Besitzthümer gelockt, mich wegwarf und um Euch, die Tochter eines genuesischen Handelsmannes, freite. Und wenn Ihr nur das gethan hättet, daß Ihr Euch meiner Werbung versagt, so würde ich Euch, wie ich heute denke, vielmehr Dank schulden, denn daß ich Rache an Euch zu üben hätte. Aber besinnet Euch darauf, warum Ihr mit dem Wankelmuth einer Thörin meine Werbung abwieset, nachdem Ihr selbst es gewesen, welche durch den Dechanten des Domcapitels von Savona, Ruggiero Gattilusio, mich Eurer Wohlgeneigtheit versichern ließet. Der Grund Eures Unbestandes, war es nicht dieser, daß ich Eure Sklavin für Euch nahm und an ihrem wundersamen Liebreiz jenes Gefallen fand, das Ihr selbst mir zu erregen gedachtet? Das war zuviel für Euren maßlosen Hochmuth und derselbe Hochmuth erfüllt Euch auch heute noch so gänzlich, daß Ihr wähnet, ich könne Euren Verlust nicht verwunden haben und nach so vielen Jahren gelüste es mich, mit Gewalt zu nehmen, was Eure Laune mir entzog. Und doch wisset Ihr, daß ich nicht vor der letzten Nacht Euch mit Augen gesehen hatte, und auch heute bin ich so wenig begierig, an Eurer Gestalt meine Augen zu weiden, daß mir die Dämmerung dieses Verließes genügt, und mich gar keine Ungeduld drängt, beim hellen Lichte des Tages Eurer Schönheit inne zu werden. Auch ohne das weiß ich, daß Eure Sklavin schöner war als Ihr, und so gern ich noch heute jener Holden gedenke, welche Eure schnöde Eifersucht einem plumpen Gauche überantwortete, so wenig ist es mir jemals in den Sinn gekommen, nach Eurem Besitz zu verlangen. Also lasset den Gedanken fahren, den der Hochmuth Euch eingibt, daß ich Euch entführt habe, um Euch zu gewältigen. Und fürchtet auch nicht, daß ich Euch Eintrag thun werde an Leib und Leben. Nicht Eure Gliedmaßen will ich brechen, wohl aber Euren Trotz; nicht auf Euren Leib hab' ich's abgesehen, sondern auf Euer stolzes Gemüth. Um Euren Stolz in Demuth zu verkehren, habe ich Euch geraubt, und Genua wird mich nicht stören, da außer meinen treuen Knechten Niemand weiß, daß Ihr an diesem Orte seid. Was aber das Gericht Gottes betrifft, welches Ihr mir vorhaltet, nun, so brauche ich das nicht mehr zu fürchten als Gottes Statthalter selbst, weiland Papst Urbano. Ihr erinnert Euch wol — denn es trug sich in Genua zu und Ihr waret damals schon mehr ein Mägdlein als ein Kind — daß unser heiliger Vater Urbano, um den Uebermuth und die Widerspenstigkeit seiner Cardinäle zu strafen, ihrer sechse gefangen nahm und auf allen seinen Zügen mit sich schleppte, und sie Hunger und Durst und alle Qualen der Folter zu erdulden hatten, bis er unter den Augen des Dogen und Volkes von Genua dreie erwürgen und dreie säcken ließ. Welch grundloses Zittern befällt Euch! ich will Euch weder säcken noch erwürgen, sondern es soll Euch nur das nämliche Schicksal bereitet werden, das Ihr selbst bereitetet dem lieblichsten Weibe, von dessen Lippen je ein Mann den Honig des Kusses schlürfte. Ihr werdet noch an diesem heutigen Tage einem eben solchen Gatten angehören wie jene Magd, deren klägliches Schreien ich bis zu dieser Stunde vernehme. Und damit Ihr nicht sagen könnet, daß Euch Gewalt geschehen,

Digitized by

habe ich Sorge getragen, daß ein geweihter Diener Gottes zur Stelle sei, vor welchem Ihr eine rechte Ehe eingehen werdet; fortan aber werdet Ihr Euch rühmen können, nicht nur, daß ihr Messer Mainardo Gioffredo verschmäht, sondern auch daß Ihr Euch einem seiner Knechte vermählt habt."

Madonna Clarenza hörte den Ritter an, ohne ein Auge von ihm zu verwenden, wie wenn sie seines fortwährenden Anblicks benöthigt wäre, um zu glauben, daß dies in Wahrheit derselbe Mainardo sei, der ihr einstens der erste aller Männer gedünkt hatte. Wenn aber der Ritter hoffte, daß sein blutiger Hohn und die Grausamkeit seiner Rache die Jungfrau zu Thränen, Klagen und vergeblichem Sträuben vermögen würde, so irrte er. Sie hörte auf zu zittern, als sie vernahm, welches Schicksal er über sie verhängt, und als ob er ihr keine Schmach und kein Leid anthäte, sondern eine unverhoffte Wohlthat, für die sie ihm zu danken hätte, sagte sie: „Ich danke Euch, Messer Mainardo, daß Ihr keinen schlimmeren Gebrauch machet von Eurer Gewalt, in welche ich nicht gefallen wäre, wenn der allmächtige Gott es nicht zur Strafe meiner Sünden so wollte."

Mainardo wunderte sich ob ihrer Demuth und Ergebung, aber er dachte: Sie hat ihren Gemahl noch nicht gesehen! und er hieß sie ihm folgen.

Draußen harreten bereits Fra Eustachio, der für diesen Tag wieder seine Kutte trug, und Ribbiaccio, welcher sich das auch so schon greuliche Antlitz mit Staub und Schmutz und Lebenswasser gerieben und seinen Leib in so ekelhafte Lumpen gesteckt hatte, wie deren ein Bettler sich schämen würde. Und als der Bursche Madonna Clarenza's ansichtig wurde, brach er in Reden aus, die vor Euch zu wiederholen ich mich wol hüte. Aber die Jungfrau achtete dessen nicht, sondern schritt zwar gebeugten Hauptes aber unbewegten Antlitzes fürbaß. Und da sie in das Oratorium des Castelles traten, wo es weder an einem Altar noch einem Beichtstuhl fehlte, begehrte sie zuerst zu beichten, indem sie dann zu Allem bereit sein wollte. Fra Eustachio nahm ihr also die Beichte ab und ertheilte ihr ferner die heilige Hostie, da sie auch danach dringend verlangte. Und nun wiederholte sie, zu Allem bereit zu sein und trat mit Ribbiaccio vor den Altar, allwo Eustachio zuerst an Gianfrancesco, genannt Ribbiaccio, die Frage richtete, ob er die gegenwärtige Clarenza, eheleibliche Tochter des Simone dei Cambiasi, im Leben Kaufherrn, Rathsherrn und Bürgers von Genua, zur Gemahlin wolle, um sie als seine rechtmäßige Frau und Gattin zu halten, und welche Mitgift er ihr bestelle, worauf der Bursche antwortete: ja, er wolle sie zur rechtmäßigen Gemahlin und er bestelle ihr zur Mitgift Alles, was er an seinem Leibe trage. Hiernach richtete der Frate an Madonna Clarenza die Frage, ob sie den gegenwärtigen Gianfrancesco, genannt Ribbiaccio, von unbekanntem Vater, Knecht des Ritters Messer Mainardo dei Gioffredi, zum Manne wolle, um ihm als ihrem rechtmäßigen Gemahl zu gehören und zu folgen, und welche Mitgift sie ihm bestelle, worauf die Jungfrau antwortete: ja, sie wolle ihn und bestelle ihm ihre sämmtlichen liegenden Güter und fahrende Habe zur Mitgift. Nun zog Fra Eustachio eine Feder und ein Pergament hervor und schrieb in Ermangelung eines Notars selber die Ehepacten in lateinischer Sprache und in der durch das göttliche und weltliche Recht gewollten Form nieder, und Clarenza setzte ihren

Digitized by Google

Namen darunter, Gianfrancesco dagegen, weil ohne Kunde der Buchstaben, malte ein Kreuz; als aber der Frate auch von Messer Mainardo verlangte, er solle zur mehreren Bekräftigung sein Siegel auf das Pergament drücken, weigerte sich der Ritter dessen. Darauf knieten Clarenza und Gianfrancesco vor dem Altare nieder und Fra Eustachio, nachdem er seine Fragen wiederholt und die gleichen Antworten bekommen hatte, spendete ihnen den Segen.

Da nun also die Ehe geschlossen war, faßte Gianfrancesco die Hand Madonna Clarenza's und wollte sie mit sich nehmen. Aber Messer Mainardo, wie von plötzlichem Zorne erfaßt, stieß ihn heftig zurück und nahm selbst die Hand der Neuvermählten und sagte mit all der ritterlichen Höflichkeit, von welcher er bis dahin so wenig gezeigt hatte: „Erlaubet, Madonna, daß ich Euch nach der besten Kammer dieses Schlosses geleite, damit Ihr da der Ruhe pfleget, nach der Ihr verlangen mögt, und wollet fürlieb nehmen mit der geringen Gemächlichkeit, welche diese rauhe Veste zu bieten hat."

Clarenza sagte weder Ja noch Nein und schien nicht zu merken, daß er so plötzlich in mildester Rede zu ihr wie zu einem geehrten Gaste sprach. Als ob sie jedes eignen Willens bar wäre und gleichgültig gegen was immer sie noch treffe, schritt sie von Mainardo geleitet aus dem Oratorium über den Hof nach dem Eckthurm des Schlosses, der am weitesten in's Meer hinaus stand. Dort in einem Gemache, von dessen Balkon aus ein müßiges Auge über das Meer mit seinen Schiffen und über die Küste mit ihren Ortschaften Ausschau halten konnte, dort hatte viele Jahre hindurch ein Ohm Ritter Mainardo's gehauset in träger trüber Einsamkeit, denn er war von Kind auf siech und verkrüppelt gewesen und hatte nicht ohne Hilfe sich bewegen können; und obwol er nun nicht mehr da war, so enthielt das Gemach doch noch sein Bett, das mit Kissen und Decken reichlicher versehen war als irgend ein anderes Bett im Schlosse. Und auch im Uebrigen bot die Kammer einiges bessere Geräthe. Hierein führte Messer Mainardo die Genuesin und ließ ihr Wein und Speise auftragen und bat ein anderes Mal, daß sie Nachsicht üben möge, wenn es ihr zu ihrem Behagen an Manchem gebreche, und ging dann mit höflicher Verneigung von dannen.

Aber nicht zu seinen gewohnten Geschäften ging er, sondern eine ganze Stunde und mehr schritt er in einer der Hallen des Schlosses auf und nieder zur nicht geringen Verwunderung derer seiner Leute, die ihr Weg durch die Halle führte. Denn sie waren nicht daran gewöhnt, ihren Herrn mit gen Boden gerichtetem Blick und flüsternden Lippen gleich einem sein Brevier lesenden Pfaffen den Raum zwischen zwei Pfeilern messen zu sehen. Endlich erwachte Mainardo aus seinem Sinnen und rief nach Fra Eustachio und fragte ihn, ob Madonna Clarenza jetzt die rechtmäßige Gattin des Knechtes Gianfrancesco sei, und als der Frate antwortete, das sei sie, rief Mainardo: „Das sagst Du, Schelm, um Dich wichtig zu machen. Nie werd' ich glauben, daß ein zehnfach excommunicirter Hallunke wie Du einen wirksamen Segen zu spenden vermag."

„O Herr," versetzte Eustachio, „und wäre ich, wie Ihr sagt, zehnmal excommunicirt, so hat sie ihn zu ihrem Manne genommen und er sie zum Weibe und mehr ist nicht nöthig zu einer rechten Ehe, und nur unser heiliger Vater, der

Digitized by Google

Papst, vermöchte die Beiden zu lösen. Was aber meinen Segen betrifft, obwol sie auch ohne den Mann und Frau wären, so ist ein Priester ein Priester und Segen ist Segen und Ihr habt keine Ursache, Uebles von mir zu sagen, denn mir ahnt, Ihr werdet meines priesterlichen Amtes, ich will sagen meiner Kraft der Sündenvergebung bald wieder bedürfen. Meint Ihr, ich hätte nicht gesehen, welch ein Blitz aus Eurem Auge schoß, als der Strolch Nibbiaccio die Hand ausstreckte nach seiner neuen Gemahlin? und beim Jupiter, ich kann Euch nicht Unrecht geben, sie ist ein stattliches Weib, das mich selbst versuchen könnte, wenn ich nicht ein enthaltsamer Frate wäre. Doch sagt an, Herr, und verzeiht mir die Neugier: warum, da Ihr sie für Euch selbst behalten wollt, warum habt Ihr sie erst an Euren Knecht vermählt? warum habt Ihr es so eingerichtet, daß ich Euch nicht blos von der Sünde des Jungfrauenraubes, sondern auch von der schwereren des Raubes einer Verehelichten werde loszusprechen haben?"

„Du irrst, Frate," erwiderte Mainardo, „wo bliebe meine Rache, wenn ich sie nicht einem elenden Knechte zu eigen gäbe? Bei Christi Blut, sein eigen soll sie bleiben!"

Mit diesen Worten ließ Mainardo den Frate stehen und ging zu seinen Geschäften. Aber er blieb nicht lange dabei; vielmehr konnte er die Lust nicht verwinden, nach der Frau zu schauen, welche in der Kammer seines Ohms der Ruhe pflag. Und da er noch von der Zeit her, als der hilflose Krüppel hier gewohnt hatte, sich darauf verstand, den Riegel, der die Thüre verschloß, von außen zu heben, so brauchte er nicht erst Einlaß zu begehren. Madonna Clarenza war wiederum in tiefen Schlaf gesunken; wie aber nun der Ritter an sie herantrat, bewegte ihr Anblick ihn nicht zu Ingrimm und Zorn wie am Morgen; vielmehr betrachtete er sie lange und spannte dann seine eigne Schärpe vor ihrem Haupte aus zum Schutz gegen die Sonnenhelle und verließ leise auf den Zehen die Kammer.

Draußen stand Gianfrancesco, und auf die harsche Frage des Ritters, was er hier suche, versetzte der Bursche: „Nun, Herr, zu meinem Weibe möcht' ich, wie das Brauch ist unter Neuvermählten. Und mit Eurem Verlaub werde ich sie mit mir nehmen; denn ich will nicht, daß sie Euch länger beschwere."

Wie Messer Mainardo seinen Knecht so fürwitzig reden hörte, hätte er beinahe den Arm gegen ihn erhoben; aber er bezwang sich und meinte, ihn lieber mit einem Spaß und Lachen abfertigen zu sollen, und hieß ihn gehen und seine eklen Hochzeitsgewänder ausziehen.

Aber Nibbiaccio blieb stehen und sagte: „Bedenket, Herr, daß Ihr selbst mir das Weib vermählt habt; warum hättet Ihr sie mir vermählt, wenn Ihr sie mir nun vorenthalten wolltet? Und bedenket auch, daß ich die Genuesin für Euch raubte und daß, so lange sie Eure Gefangene war, ich sie als Euer Gut hütete und es mir nicht einfiel, sie anzutasten. Ja, als sie auf dem Schiffe in meiner Gewalt war, hätte ich ihrem Flehen nachgeben und sie in Freiheit setzen können, zumal sie mir alle ihre Schätze zum Lösegeld versprach. Aber ich erhörte sie nicht, sondern diente Euch in Treuen und brachte die Jungfrau unversehrt hieher."

Digitized by Google

Darauf lachte Mainardo vollends und versetzte: „Ich kenne Dich und weiß, daß Du keiner Untreue fähig bist und keines Schelmenstreiches, es sei denn, daß er Dir anbefohlen wird. Und so Du ferner Dich willig und verlässig erweisest, so sollst Du Dir noch manchen Genovino verdienen zu den sieben, die ich Dir gegeben zum Lohne Deiner Tüchtigkeit. Jetzt geh' und sattle Dein Roß, denn noch in dieser Stunde wirst Du aufsitzen und eine Botschaft tragen an meinen Vogt in Castro Millesimo."

Der Bursche wagte nicht weiter, dem Ritter in's Angesicht zu widersprechen; er ging, sattelte sein Roß, wie er es geheißen worden, empfing die Botschaft und verließ die Meerburg. Aber während er bergan ritt auf dem Pfade, der nach Castro Millesimo führte, schalt er sich einen Narren, der keines Schelmenstreiches fähig sei, es sei denn, daß er ihm anbefohlen worden, und der jämmerliche sieben Genovini als ganze Beute eines verwegenen Corsarenstreiches davongetragen. Und er wünschte, es wäre nochmals zwei Tage früher und er auf der Saettia mit der Gefangenen, und er verschwor sich, nicht noch einmal so thöricht treu zu sein, sondern ihre Schätze zu nehmen und sie in Freiheit zu lassen. Aber sie war ja jetzt sein Weib, dachte er dann, und gehörte ihm mitsammt ihren Schätzen, sie und ihre liegenden Güter und fahrende Habe, als welche sie ihm zur Mitgift bestellt hatte. Und je mehr er Solches bedachte, je mehr verlangte es ihn, nicht länger ein elender hausloser Knecht zu sein, sondern seines Gemahls zu genießen und ein müßiges Leben zu führen und wohlfeileren und doch kräftigeren Wein zu trinken als bisher. Diese seine Gedanken stiegen ihm zu Kopf, als wären sie heißer Muscateller, und er hielt sein Roß an und wendete sich im Sattel und sah hinunter nach der Meeresküste, nach dem Schlosse La Lince und nach dem Thurme im Meere. Nun erwog er, ob er nicht statt nach Castro Millesimo gen Genua reiten sollte und sich als Gemahl Clarenza Cambiaso's bekennen und Hilfe verlangen gegen Messer Mainardo, der sie gefangen hielt; — aber er sagte sich, daß Die in Genua ihm nicht glauben, vielmehr von ihm Rechenschaft verlangen würden für der Jungfrau Entführung. Da begann er zu knirschen und zu fluchen, und es dünkte ihm durchaus unleidlich, daß er ein Weib hätte und nicht mit ihr hausen sollte, und Geld und Gut und es nicht genießen, und obwol er noch am gestrigen Tage alle diese Besitzthümer weder gekannt noch vermißt hatte, so meinte er jetzt nicht mehr ohne sie leben zu können. Ja, den Ritter Mainardo, dem er so viele Jahre der willigste Knecht gewesen und in dessen Dienst er nicht nur das Schwert, sondern auch den Dolch gehandhabt und mehr als einmal seine Seele mit Blutschuld beladen hatte, den betrachtete er nun als nichts Anderes denn einen schnöden Räuber, und er grollte ihm zehnmal mehr als er all Denen gegrollt hatte, die er auf des Ritters Geheiß geschlagen und getödtet. Aber es war leichter, im Dienste solch eines Ritters ein ganzes Schock Feinde zu zerstören, als ihm selbst ein Haar zu krümmen. Was vermochte er, der Knecht Gianfrancesco, gegen den gewaltigen Messer Mainardo? Wenn der nicht wollte, daß er jemals Madonna Clarenza wiedersehe, so sah er sie nicht wieder, mochte sie hundertmal sein Weib sein. Ja, mit einem Male ging ihm eine noch schlimmere Ahnung auf: hätte Mainardo ihn heute mit so dringender Botschaft nach Castro Millesimo geschickt, wenn in

Digitized by Google

der Botschaft nicht stand, daß der Vogt den Boten nicht wieder loslassen sollte, sondern ihn dort behalten oder gar ihm kurzweg das Leben nehmen, auf daß er dem Ritter nicht beschwerlich fiele? Nibbiaccio gedachte eines Genossen, eines anderen Knechtes Mainardo's, der, nachdem er für ihren Herrn ein geheimes und verwegenes Geschäft ausgerichtet, plötzlich verschollen war, und es hieß, daß er entweder todt sei oder so gut als todt, nämlich im Verlies von Castro Millesimo an den Fels geschmiedet. Nibbiaccio konnte nicht lesen und ersehen, ob in der Botschaft, die er im Aermel trug, solch ein Auftrag zu seinem Verderben stünde, aber ihm dünkte so und er zog die Schrift hervor, zerbrach das Siegel und streute die Stücke in den Wind. Und statt nach Castro Millesimo zu reiten, wandte er sein Roß und ritt den Weg zurück thalwärts, so daß er um die dritte Stunde der Nacht wieder bei La Lince anlangte. Und während des Rittes hatte er einen Schelmenstreich beschlossen, der ihm nicht anbefohlen worden.

Er band sein Roß an einen Pflock und rief den Thorwart an, daß er das Fallgatter aufziehe und ihn einlasse. Er wollte unterwegs Etwas erkundschaftet haben, das dem Ritter alsofort zu Gehör zu bringen er umgekehrt sei. Der Thorwart schöpfte keinen Verdacht, sondern glaubte der Lüge und zog das Gatter auf für den getreuen Nibbiaccio. Dieser aber ging nicht nach der Kammer Messer Mainardo's, sondern nach jener anderen, von deren Thüre ihn der Ritter weggetrieben hatte. Nibbiaccio's Vorhaben war, zu seinem Weibe zu gelangen und zu sehen, ob es ihm nicht glückte, sie im Schutze der Nacht aus dem Schlosse wegzuführen. Er schlich sich bis zu der Kammer, und weil er außen horchend Nichts vernahm als die Seufzer Madonna Clarenza's, so schloß er, daß sie allein sei, und klopfte wider die Thüre. Sie kam zu öffnen und als sie ihn erkannte, hieß sie ihn nicht willkommen, aber empfing ihn als ihren Gatten. Da vergaß er die Hälfte seines Vorhabens und blieb und schlief noch, als die Frühsonne in das Gemach schien.

In derselben Nacht aber wachte Messer Mainardo aus einem Traum nach dem anderen auf, und in jedem erschien ihm Madonna Clarenza, und er wälzte sich auf seinem Lager und dachte an sie nicht länger mit Gedanken der Rache, sondern in heißer Begier. Sein Gemüth war ganz in's Gegentheil verkehrt, und deß wunderte er sich und wunderte sich auch nicht. Denn bevor sie im Oratorium an der Seite Nibbiaccio's stand, hatte er sie ja nicht betrachtet oder doch kaum, nämlich nur im Düster ihres Gefängnisses, und er hatte nicht gewußt, daß sie an Gestalt und Antlitz und edlem Benehmen des fürtrefflichsten Ritters würdig war. Ja, er zweifelte nicht, daß, wenn erst die Ruhe, deren sie nun genoß, und kräftige Speisen und sonstige Pflege ihren Leib, an welchem die Aengste und Entbehrungen gezehrt hatten, wiederhergestellt und die Bläße ihres Angesichtes in frische Farbe verwandelt haben würden, sie das stattlichste Weib sein müßte, dessen er je ansichtig geworden, und er fing an gering zu denken von der Schönheit jener Sklavin Euphrosyne, von deren gefälligem Liebreiz er sich allzu rasch hatte einnehmen lassen und darüber ihre stolze Herrin eingebüßt hatte. Nun aber war Madonna Clarenza doch in seiner Hand und ihr Stolz schien geschwunden; doch wäre der noch so groß gewesen wie je, er beschloß, sie

Digitized by Google

nicht wieder fahren zu lassen, sondern in Güte oder mit Gewalt für sich zu behalten. Und an Ribbiaccio dachte er mit keinem Gedanken mehr.

Wie nun der Morgen heraufkam, da dünkte es dem Ritter, er habe seiner Gefangenen für heute genugsame Ruhe vergönnt, und es duldete ihn nicht länger auf seinem Lager, sondern er begehrte sie zu sehen und mit freundlicher Rede sich geneigt zu machen. Er stand auf, badete sich und suchte in seinen Schreinen nach dem schmuckſten seiner Gewänder; dann besteckte er die Finger mit Ringen und die Arme mit Spangen; ja, er, der sonst alle weibliche Ueppigkeit verachtete, erinnerte sich einer Vase, die er einst von einer Mailänder Courtisane zum Geschenk erhalten und worin sich eine Mischung von Bisam, Zibeth, Ambra und anderen auserlesenen Wohlgerüchen befand. Damit durchräucherte er sich vom Kopf bis zu den Füßen und hoffte so, den zierlichsten Stadtjunkern zu gleichen. Denn er zog es vor, Madonna Clarenza durch Güte zu gewinnen, und nur im äußersten Falle wollte er mit ihr als einer wehrlosen Gefangenen verfahren.

Leise schritt er ihrer Kammer zu und faßte sein Schwert, damit es nicht klirrte und ihr sein Nahen zum Voraus verriethe. Denn falls sie noch schlief, wollte er sie beschleichen und mit freundlicherer Rede wecken als am vorigen Tage. Leise hob er den Riegel. Da er nun aber, einen Blick in das Gemach werfend, nicht nur Madonna Clarenza erschaute, wie sie gesenkten Hauptes auf dem Bette saß und das Antlitz in beide Hände barg, sondern neben ihr Gianfrancesco in tiefen Schlaf versunken, da stand er erst eine Weile starr und traute nicht seinen Augen; dann aber erhob er ein fürchterliches Geschrei und zog sein Schwert und drang wuthentbrannt auf den schlaftrunkenen Knecht ein. Allein Madonna Clarenza hatte noch Zeit, sich zwischen Gianfrancesco und den Ritter zu werfen und mit ihrem Leibe den Leib ihres Gatten zu schirmen.

Vergebens heischte der Ritter, daß sie ihn gewähren und zugleich für sich und für sie Vergeltung üben lasse an dem Frechen. Sie stellte sich vor ihm hin mit erhobenen Armen und rief: „Eher sollt Ihr Euer Schwert in diese Brust tauchen, als daß ich den Gatten, den Euer Gebot mir gab, auf Euer Gebot verließe, nun da Eure Wuth sich von mir ab und wider ihn gewendet hat. So tief ich, Dank Euch, gefallen bin unter meine vormalige Größe, so soll es Euch nicht gelingen, mich vollends zu erniedrigen, indem Ihr mich zwinget, heute die Treue zu verrathen, die zu geloben Ihr mich gestern gezwungen habt. Wisset, als ich auf dem Schiffe in Banden lag und ich nicht anders dachte, denn in die Gewalt der Ungläubigen geschleppt zu werden, da verhieß ich der allerseligsten Jungfrau mich selbst und all das Meinige, falls ihre Hilfe mich vor der ärgsten Schmach bewahrte. Und als ich dann vor Euch im Staube kniete und Ihr mich gedenken machtet jener Sklavin, der ich eine so grausame Herrin gewesen, da neidete ich deren Geschick und flehte zu den Heiligen und gelobte in meinem Herzen, es als unverdiente Gnade ansehen zu wollen, wenn ich, statt Eure Buhlin, das Weib Eures letzten Knechtes würde. Und sieh: mein Gebet ward erhört und ihr machtet mich zum Weibe dieses Eures Dienstmannes und ich dankte Euch und dankte den Heiligen. Wohl mir, ich wäre gestorben an der Brust der Amme, statt daß ich aufwuchs, um so Widriges zu erleiden; aber nun lasset mich mein Loos vollenden, wie es mir der

Digitized by Google

Himmel durch Euch gefügt hat; lasset mich dieses Mannes sein und ihm gehören und folgen, wie ich es vor dem allmächtigen Gotte versprochen habe."

„Wenn dieser schnöde Knecht den Tod von meiner Hand empfangen haben wird," versetzte Mainardo, „dann habt Ihr ihm Nichts mehr versprochen. Wie könnt Ihr wähnen, daß ich Euch dem schamlosen Bastard belassen werde, jetzt, da ich weiß, daß Ihr des edelsten Ritters würdig seid! Tretet weg von ihm, daß sein Blut Euch nicht beflecke!"

Allein Madonna Clarenza ergriff vielmehr Nibbiaccio und schlang ihren Arm um seine Brust und verblieb so, bis Messer Mainardo das Schwert sinken ließ und rief: „Wohl, so will ich um Euretwillen sein schonen und er mag ungestraft dies Schloß verlassen; aber Ihr bleibet hier und mein eigen und ich will Euch so werth halten, daß Ihr Euch nicht meine Buhlin, sondern meine Gemahlin dünken sollet. Wenn Ihr vor fünf Jahren so großes Gefallen an mir fandet, wie viel mehr müßt Ihr es heute finden; denn damals kannte ich Euch nicht und warb um Eure Reichthümer, nicht um Euch; heute aber, da ich Euch kenne, stehe ich nicht an zu sagen: Ihr seid das weiblichste Weib, das ich je mit Augen gesehen, und nie kann ich jener Sklavin verzeihen, deren Kuß es verschuldet hat, daß Ihr, von Zorn und Eifersucht erfaßt, Euch mir verweigertet in derselben Stunde, da ich Euch gewinnen sollte."

Darauf antwortete Madonna Clarenza: „Geschehene Dinge sind geschehen; ich bin nicht mehr jene Clarenza, welche nach Eurer Liebe begehrte, und Ihr seid nicht mehr der Mainardo, den ich mir zum Gemahle erkor. Die Bäume des Gefildes blühen und fruchten ein Jahr wie das andere; aber des Menschen Herz ist nicht zweimal dasselbe. Zuviel, viel zuviel kenne ich von Euch, um noch einzig Eure Wohlgestalt wahrzunehmen, und ich wähne nicht länger, daß in einem hehren Leibe eine hohe Seele wohnen müsse. Weil ich in meinem Stolze mich Keinem vermählen wollte, er sei denn der zugleich schönste und würdigste Ritter, habe ich zuerst erfahren, daß Schönheit und Würdigkeit selten oder nie zusammengehen, und endlich bin ich gar das Weib des schlechtesten Knechtes geworden. Aber ich verlange mir nichts Besseres mehr. Denn wer Großes vergeblich gewünscht hat, verliert die Kraft, Kleines anders zu wünschen. Ich trage nur noch das eine Verlangen: hinfür so demüthig zu sein, als ich hochmüthig gewesen; und darum, wenn ich nicht glauben soll, daß Ihr völlig aller ritterlichen Art und Tugend entbehret, füget mir keinen anderen Schimpf zu, als den ich willig auf mich genommen, und gebet mir und diesem meinem Gatten die Freiheit."

Das waren die letzten Worte, welche Clarenza Cambiaso zu dem einst von ihr so heiß begehrten Messer Mainardo sprach, und ich glaube, Ihr, Madonna Illustrissima, werdet dieser Rede und dem ganzen Gebahren der genuesischen Kaufherrntochter Euren Beifall nicht versagen. Denn so wenig geleugnet werden kann, daß in der Meinung der Menschen das Mißgeschick den befleckt, den es trifft, so ist doch von allen verständig und billig Denkenden stets dafür gehalten worden, daß der Flecken um so weniger erscheine, mit je größerer Fassung und Standhaftigkeit die Feindseligkeit Fortunens getragen wird. Und es wird Euch nicht wundern zu hören, daß eben diese Standhaftigkeit den in dem Busen

Digitized by Google

des Ritters allzuspät entglommenen Flammen neue Nahrung gewährte, und daß er Nichts unversucht ließ, sich Madonna Clarenza's Herz doch noch zu gewinnen. Viele Tage hindurch hörte er nicht auf, ihr bald mit Drohungen, bald mit Bitten, bald mit Verheißungen zuzusetzen. Auch ließ er es nicht an mancherlei Geschenken und Lockungen fehlen, bis er einsah, welch völlige Verachtung die Frühverwöhnte für Gold, edle Steine und Brocatgewänder hegte. Zuletzt verschwor er sich, wenn sie ihm gehören wollte, sein eigenes Gemahl zu verstoßen und nimmermehr ein anderes Weib zu berühren außer ihr. Aber sie schwieg zu alle dem, und nur ihre unbewegten Mienen redeten und sagten ihm, daß er eher hoffen dürfte erhört zu werden, wenn er zu dem ragenden Apennin spräche: neige vor mir deinen felsigen Rücken, daß ich dich ebenen Fußes überschreite! Nun blieb ihm freilich immer noch übrig, Gewalt zu brauchen; aber zu seinem Verdrusse fand er, daß ihm dazu der Muth von Tag zu Tag geringer ward, während sein Verlangen ihn von Tag zu Tag grausamer quälte. Und um seiner Qual ledig zu werden, ließ er sie endlich frei, sie und den Gatten, den er selbst ihr gewählt.

So kehrte denn Madonna Clarenza zurück nach ihrem Landhause, nicht mehr als ihre eigene Gebieterin, sondern als die Gemahlin des aus einem Knechte Messer Mainardo Gioffredo's in ihren Herrn verwandelten Gianfrancesco genannt Ribbiaccio, und alsbald gelangte nach Genua die Kunde, daß die Verschmäherin des Grimaldi und so vieler anderer der angesehensten Jünglinge der Stadt sich einem zerlumpten Rüpel und Säufer vermählt habe. Und obwol es unter uns Männern viele gibt, welche behaupten, kein Beschluß und keine Wahl eines Weibes dürfe jemals in Verwunderung setzen, so war doch das Staunen über die Heirath Madonna Clarenza's kein geringes und wäre noch viel größer gewesen, hätte es nicht geheißen, daß Der, der ihr Gemahl geworden, nur um den Preis einer so ungleichen Ehe sie aus der Gefangenschaft der Mauren befreit habe. Clarenza aber beließ ihre Mitbürger bei diesem Glauben und offenbarte Nichts davon, daß es kein maurischer Corsar war, sondern Messer Mainardo, der sie geraubt und in dessen Schloß La Lince sie dreizehn angstvolle Tage und Nächte verbracht hatte. Von ihren also der Wahrheit unkundigen Mitbürgern lobten sie nun Manche, weil sie, um nicht eines Ungläubigen Kebse zu werden, den Ehebund, sei es auch mit dem letzten aller Christen, vorgezogen habe; es fehlte aber auch nicht an Anderen, welche ihren Unverstand tadelten; denn, so sagten diese, ein so schönes und wohlgesittetes Weib wie sie würde auf dem Markt in Tunis, wenn nicht von dem König selbst, so doch sicher von einem seiner vornehmsten Veziere gekauft worden sein, und es hätte ihr zu geringerer Unehre gereicht, eines ungläubigen Königs oder Ritters Kebsweib zu werden, als die echte Gattin eines christlichen Bettlers. Was würden diese unvorsichtigen Tadler erst gesagt haben, wenn sie erfuhren, daß Madonna Clarenza lieber dem wüsten Lumpenkerl Gianfrancesco als Gattin hatte angehören wollen denn dem christlichen Ritter Mainardo als Buhlin? Doch wie gesagt, die ganze Tugend Madonna Clarenza's war damals Niemandem bekannt, und erst viele Jahre später, nachdem nämlich nicht nur ihr Gatte Gianfrancesco, sondern auch Messer Mainardo des Todes verblichen waren, machte sie die Wahrheit ihrer Ent-

Digitized by Google

führung, Gefangenschaft und Heirath offenbar. Bis dahin trug sie schweigend ihr herbes Loos. Und so herb es war, Einige fanden es noch nicht bitter genug für die ehedem so stolze Tochter Simone Cambiaso's. Andere dagegen barmte es der Aermsten und mehr als Einer trug ihr an, sei es für Lohn, sei es für den Preis ihrer Person sie so oder so von dem widrigen Gemahl zu befreien. Aber Clarenza, weit entfernt, auf solche Anerbietungen einzugehen, erwiderte Nichts, als es habe der Madonna und den Heiligen gefallen, ihr diesen und keinen anderen Gatten zu geben, und mit der Heiligen Beistand gedenke sie ihm ein treues und liebreiches Weib zu sein. Und das war sie, ob er's ihr auch schwer machte; denn statt in ihrer Gesellschaft sich über seine Herkunft und frühere Lebensweise zu erheben und von seinen niedrigen Sitten abzulassen, hielt er Freundschaft mit dem schlechtesten Gesindel und war öfter berauscht als bei Sinnen. Und wer weiß, wie lange sie die Schmach und die Geißel solches Gemahls hätte dulden müssen, hätte nicht die große Pestilenz, welche im Jahre unseres Herrn eintausenddreihundertachtundneunzig durch unser Italien ging und in Genua und längs beider Rivieren besonders grimmig wüthete, jenen Sohn der Hölle dahin gesendet, wohin er gehörte. Sie aber leistete ihm während seiner Krankheit Beistand bis zuletzt, gleich als gehörte sie zu den Brüdern und Schwestern der Barmherzigkeit, deren Gelübde es ist, kein ansteckendes Gift zu scheuen, und sie wusch seinen Leichnam und verfuhr nicht wie eine Wittwe, welche Grund hat über ihre Freiheit zu frohlocken, sondern vielmehr wie eine, die, durch ihre Trauer des Verstandes beraubt, Alles thut, um ihrem Manne in's Grab zu folgen.

Da nun aber das Uebel ihr nicht den Willen that, sie auch hinwegzuraffen, sie vielmehr als eine noch immer schöne und zudem kinderlose Wittwe weiterlebte, so hätte sie bei ihrem Reichthum in einer zweiten, würdigeren Ehe Ersatz und Erquickung finden können für die Schmach und den Gram der ersten; aber sie schlug von Neuem alle Werbungen aus und verbrachte ihre Zeit in frommen Uebungen und verwandte ihren Reichthum zu guten Werken. Auch schickte sie Boten in die Runde, welche längs beider Rivieren und im Gebirg und jenseits zu suchen hatten nach der Griechin Euphrosyne; denn deren Mann, jener Rinderhirte, stand längst nicht mehr in ihren Diensten und beide waren ihr und den Umwohnern aus den Augen geschwunden. Endlich, nach vielem Spüren und Forschen, gelang es, die Verschollene ausfindig zu machen in einer elenden Hütte des nur von wenigen Müllern und Kohlenbrennern bewohnten Mühlenthales oberhalb Pegli. Nach dieser Wildniß, auf einem Pfade, den nur die Saumthiere und deren Treiber zu begehen pflegten, machte sich Madonna Clarenza selbst auf, und als sie zu der Hütte gelangte, kniete sie nieder auf der Schwelle und rief die Griechin an mit den kosenden Namen, die sie ihr, obwol ihrer Sklavin, in der Zeit der vormaligen Vertrautheit ertheilt hatte. Da kam Euphrosyne und erkannte die ehemalige Gebieterin und fing an zu zittern, sei es vor Ehrfurcht, sei es vor Schrecken. Aber Madonna Clarenza küßte ihre Hände, so schwarz und schwielig dieselben waren, und bat sie um Verzeihung und fragte, ob sie in Wahrheit Wittwe sei gleich ihr selbst, denn so habe man ihr berichtet, und daß sie mehrere Töchter habe. Da rief Euphrosyne ihre Töchter heran, und

Madonna Clarenza umarmte eine jede und hieß dann alle mit ihr kommen, um mit ihr in ihrem Landhause zu wohnen und fortan nicht mehr Hunger und Blöße zu leiden. Also kehrte Euphrosyne zurück nach dem Hause Cambiaso, nicht als Sklavin, sondern als wirkliche Mitherrin, denn so wollte es Madonna Clarenza, welche auch nicht unterließ, die Töchter der Griechin, da sie kaum mannbar wurden, auszustatten und ihnen ehrbare Männer zu finden. Nachdem aber das letzte dieser Mägdlein vermählt war, beschlossen Madonna Clarenza und die Griechin Euphrosyne, zwischen denen die ehemalige Freundschaft völlig wiedergekehrt, ja noch viel enger und vertrauter geworden war, sich aus der Welt zurückzuziehen. Sie verkauften das Landhaus an Napoleone Lomellino, dessen Enkel es noch heute inne haben, und mit dem Erlöse gründeten sie das Euch, Madonna Illustrissima, wohlbekannte Kloster der Umiliate von Acquasola. Und Madonna Clarenza bestand darauf, daß nicht sie selbst, sondern Euphrósyne, die frühere Sklavin und Frau eines Rinderhirten, die erste Priorissa wurde. Wie weise, verständig und in echter klösterlicher Strenge die Griechin ihres Amtes waltete, möchte vielleicht von Manchem in Zweifel gezogen werden, indem er sich darauf beruft, daß sie einst allzubereit gewesen, die Küsse des Ritters Mainardo Gioffredo zu empfangen und zurückzugeben. Aber ich behaupte, denn ich weiß es, daß Suora Marta — so hieß sie nun statt Euphrosyne — das Muster einer züchtigen Klosteroberin gewesen ist; ja, ich stehe nicht an zu glauben, daß ihr Beispiel noch heute seine Kraft und Wirkung nicht eingebüßt hat bei der zuerst von ihr geweideten frommen Heerde. Denn während es leider nur allzu bekannt ist, wie viele Klagen die päpstlichen Breven und die Ordensmeister ob der in den Mönchs- und Nonnenklöstern der Stadt Genua eingerissenen Schäden immerfort zu führen hatten und haben, — „incontinenter, minus honeste, sine freno et irreligiose vivunt“, also schrieb erst jüngstens Frate Giovanni dei Franzoni von den genuesischen Klosterfrauen —, so haben dagegen die Umiliate von Acquasola sich bis zu diesem Tage den Ruf aller Tugenden bewahrt.

Digitized by Google

Graf Moltke's Wanderungen um Rom.

Aus seinen handschriftlichen Aufzeichnungen.

II.

Die ältesten Landschafts-Gemälde, welche wir von der Gegend von Rom haben, zeigen uns eine weite Einöde und schauerlichen Wald. Ausgedehnte Sumpfniederungen trennen die einzelnen Hügel, und wo die Haine durch Menschenhand gelichtet, da weideten Rinder- und Schafheerden. Die zerstreuten Wohnungen der Hirten waren aus Zweigen und Schilf kunstlos erbaut oder mit leichter Mühe in die weichen Tuffwände eingeschnitten. Aus den Seiten der Hügel flossen zahlreiche Quellen hervor, welche heute versiegt sind oder nur noch unterirdisch in tiefe Brunnen rieseln. Die wilden Thiere stritten mit den Menschen um den Besitz dieser Waldeinsamkeit.

Wieviel von den Schilderungen Ovid's und Livius' Dichtung oder Wahrheit, dürfte schwer zu ermitteln sein. Gewiß aber ist, daß es um die Zeit der Gründung Roms in Italien nicht überall so aussah. Die Riesenbauten der Etrusker, welche allen Zeiten trotzen, die unbeschreiblich kunstvollen, mit Schriftzügen geschmückten Geschmeide, die schön gearbeiteten Waffen, die geschmackvollen Zeichnungen auf irdenem Geschirr, welche das große Museum, der Schoß der Erde, so zahlreich birgt, bezeugen die hohe Culturstufe der mittelitalienischen Völker.

Von welcher Bedeutsamkeit jene älteren Wohnplätze immerhin gewesen sein mögen, soviel steht fest, daß Jahrhunderte später, als Rom schon alle sieben Hügel bedeckte, seine Mauern noch weite Felder und Haine umschlossen, welche, den Göttern geweiht, von der Axt verschont blieben. Es waren die Ueberbleibsel jenes ursprünglichen Waldes.

Die vorherrschende Baumgattung war damals wie jetzt die immergrüne Eiche, quercus cerrus, ilex aesculus und robur. Auf dem intermontium, zwischen den beiden capitolinischen Gipfeln, welche die Arx und den Jupitertempel trugen, grünte noch zu Livius' Zeit der Eichenhain, in welchem Romulus das Asyl für Flüchtlinge anderer Städte gegründet hatte. Der Palatin, den Ovid den Waldigen nennt, nemorosi colla Palati, war, als Cicero lebte, mit einem Hain der Vesta geschmückt. Zwischen diesem Hügel und dem Esquilin

Digitized by Google

stand unweit der summa sacra via zur Zeit des Symmachus ein Wäldchen von Cornel-Kirschbäumen, cornus mascula, und Varus erwähnt eines Myrthenhains im Thale des Circus maximus. Der Aventin war nach Dionys mit Bäumen aller Art bedeckt, in welchen Satyre, Faune und Waldgötter hauseten. Er ragte nach Ovid aus dem Schatten der Steineichen hervor. Das Grab des Tatius stand in einem Lorberhain, wahrscheinlich an derselben Stelle, wo noch heute ein schöner Baumgang von laurus nobilis nach dem Priorat von Malta führt. Der Coelius heißt bei Tacitus „querquetulanus“, und der Viminal hatte seinen Namen von den Weiden, die ihn bedeckten, wahrscheinlich salix caprea. Der Monte Pincio, später der Gartenhügel, war ein Wald, vielleicht von Pinien, deren Urenkel noch heute die Villa Borghese überschatten, und der vaticanische Hügel trug nach Plinius einst eine Steineiche, älter als Rom, auf welcher mit erzenen Buchstaben in etruskischer Sprache geschrieben stand, daß sie einem geweihten Haine angehöre. Eichen bedeckten den Janiculus und das Thal nach dem Tiber zu, wo Gracchus erschlagen wurde. Unter ihren Gipfeln rauschte damals die Quelle, deren Inschrift „Nymphis loci. Bibe, lava, tace“, man im Garten des Palastes Salviati gefunden hat. Die Axt mußte dem Mausoleum des Augustus auf dem Marsfelde Raum schaffen. Dieser Kaiser legte in der Gegend der Ripetta, damals außerhalb der Stadt, öffentliche Spaziergänge an und pflanzte dort Pappeln, Platanen, Buxbäume und Lorber.

Die Palmen waren zu allen Zeiten selten. Im nördlichen Theil Italiens bei Bordighera an der Corniche, unweit Nizza, bilden sie wirkliche Wäldchen oder doch Bosketts von sechzig bis achtzig Stämmen. In und um Rom aber stehen sie stets nur einzeln, und es sind überhaupt nur etwa zwanzig größere Exemplare vorhanden. Die schönsten stehen im Garten des Priorats von Malta auf dem Aventin, bei den Capuzinern auf dem Coelius, unweit Porta Portese, in der Villa Massimi, und im Seminar vor Porta Salara. Als besondere Merkwürdigkeit wird aufgeführt, daß während des Perserkrieges eine Palme, wol die einheimische chamaerops humilis, auf dem Capitol emporwuchs. Eine andere entsproß aus den Mauern des Hauses des August auf dem Palatin. Berühmt waren ferner ein Lotus-Baum, diospyros lotus, und eine Cypresse, sempervirens, am Lupercal im bewohntesten Theil der Stadt, so alt wie Rom, welche nach Plinius erst unter Nero abstarben. Auf dem Forum Romanum selbst, damals in seinem höchsten Glanze, entsprossen ein Olivenbaum und eine Rebe, welche vom Volke sorgsam geschützt und gepflegt wurden. Vor Allem heilig aber war der Feigenbaum, ficus ruminalis, an welchen die Mulde mit den Kindern Romulus und Remus angespült worden war. Er soll nach Tacitus bis zum Jahre 711 der Stadt grün geblieben sein. Die Weinrebe rankte wild in den Wäldern, aber der nützliche Oelbaum wurde erst zweihundert Jahr nach Gründung der Stadt aus den westlichen Küstenländern des mittelländischen Meeres eingeführt. Ebenso der Flachs aus Aegypten und die Lucerne aus Medien. Orangen- und Citronenbäume, welche doch jetzt so herrlich gedeihen, konnten nach Plinius damals weder durch Samen noch Pfropfreiser in Rom einheimisch gemacht werden.

Digitized by Google

III.

In unserem Norden verlassen wir, sobald die Sommerhitze einen hohen Grad erreicht, die Stadt und suchen eine freiere und gesundere Atmosphäre auf dem Lande. Umgekehrt ist es in Rom. Ende Juni flieht das Landvolk vor der Malaria und sucht Schutz gegen die Fieber in den engen schmutzigen Straßen der Stadt. Die Tenuten, die Weinberge, die Villen und selbst das Suburbano stehen verödet und menschenleer, und die wenigen Personen, deren Beruf sie noch länger festhält, schwanken bleich und abgemagert einher.

Nun sind aber auch innerhalb der Stadt gewisse Regionen als ungesund, andere als gesund bezeichnet. Die Luft von Trastevere gilt für verpestet und die Päpste übersiedeln des Sommers vom Vatican nach dem Quirinal. Die Strada Giulia, wo zu Leo's X. Zeiten die vornehmsten Geschlechter ihre Paläste erbauten, ist gänzlich verrufen; eine Straße, wie Tordinone hingegen, wo das ganze häusliche Leben im Freien geführt wird, wo aller Unrath auf dem Pflaster angehäuft liegen bleibt, hat den Ruf einer gesunden Luft für sich. In derselben Straße bezeichnet man Häuser als Fieberhöhlen, andere als frei von diesem Uebel. So ist das nördliche Ende des Corso gemieden, das südliche gesucht. Alle Wohnungen, welche an einem Berghang lehnen, sind vorzugsweise als gefährlich betrachtet, die Piazza di Spagna hingegen, welche doch ganz am Fuß der Höhen liegt, soll der gesundeste Theil von Rom sein.

Im Allgemeinen nimmt man an, jemehr Menschen in einer Straße leben, jemehr Feuer dort brennen, je gesünder ist sie. Unbedingt gefährlich sind aber alle Gärten, alle freien Plätze und jede Baumpflanzung. Freilich sollte man von Allem das Gegentheil glauben.

Der Monte Pincio, mit achtzig Fuß hohen Terrassen aufgemauert, bildet einen der schönsten Spaziergänge der Welt. Von dort erblickt man die ganze lärmende Stadt zu seinen Füßen ausgebreitet. Zahllose Kuppeln und Thürme überragen die Masse von Palästen und Häusern. Staunend schweift der Blick über eine solche Mannigfaltigkeit alter und neuer Bauten. Neben jener weit sichtbaren Pinie im Garten der Colonna erhebt sich ein alter viereckiger Thurm, von welchem aus Nero dem Brande der Stadt zugesehen haben soll, indes er zur Leyer sang. Weiter rechts ragt der Capitol hoch über den venezianischen Palast empor. Petrus und Paulus blicken von den Säulen des Antonin und Trajan herab, auf welche man sie gestellt hat, nachdem jene Schäfte, wie die Inschrift besagt, „von allem Unheiligen gesäubert" worden sind. In violetten Tinten malt sich der Janiculus ab, mit der stolzen Aqua Paula und dem Kloster St. Onofrio, wo Tasso seine Leiden endete. Riesenhaft tritt der Vatican aus dem Nebelduft der Tiberniederung hervor, und das unverwüstliche Grabmal Hadrians steht wie ein gewappneter Krieger im Halbdunkel der Dämmerung. Schon sendet die Sonne ihre letzten Strahlen durch die Fenster des von Michel Angelo in die Lüfte erhobenen Pantheons. Jetzt senkt sie sich in das flimmernde Meer und der Himmel bildet einen unermeßlichen Goldgrund, auf welchem die Peterskuppel und die Engelsburg als Silhouetten mit unbeschreiblich scharfen Umrissen abgezeichnet stehen. Ein sanfter Lufthauch rauscht erquickend durch die

Digitized by Google

breiten Wipfel der Pinien in der Villa Borghese, und die Wasser am Fuß des Obelisken auf dem schönen Platze del Popolo scheinen mit neuer Lebhaftigkeit zu plätschern. Aber wo sind die Zuschauer dieses erhabenen Sonnenuntergangs? Dort unten in jener Wagenreihe, in jenem Gedränge von Fußgängern ziehen sie zwischen den noch glühenden Mauern des Corso auf und ab, denn der Monte Pincio ist für ungesund erklärt und gerade der Sonnenuntergang der gefährlichste Moment des Tages. — So auch, wenn nach einer Hitze von 30° Reaumur im Schatten ein erquickender Regen die Luft erfrischt, werden sorgfältig alle Fenster geschlossen, denn dann gerade ist die größte Gefahr.

Dem Fremden nun kommt dies Alles sehr wunderlich vor und er ist um somehr geneigt, die ganze Theorie von der aria cattiva für eine Fabel zu halten, als er sich selbst in derselben ganz wohl befindet. — Schreiber dieses hat in der schlimmsten Jahreszeit, im August und September, täglich die verrufene Campagna von vor Sonnenaufgang bis oft nach Sonnenuntergang durchstreift und nie den geringsten Nachtheil davon verspürt. Die Italiener behaupten, daß nordische Naturen die nöthige Energie mitbringen, um zwei oder drei Jahre allen Einflüssen des Klimas zu trotzen, und wahr ist es, daß die Fremden nach längerem Aufenthalt dem Fieber erliegen wie die Eingeborenen. Ueberhaupt, wer die leidende Physiognomie des Landvolks dieser Gegend gesehen hat, wer da weiß, daß im Hospital S. Spirito alljährlich bis zu 40,000 Fieberkranke aufgenommen werden, der kann an der Schädlichkeit des Klimas während der Sommermonate bis zum October nicht zweifeln. Die Thatsache steht fest und es fragt sich nur, ist dieser betrübende Zustand von jeher so gewesen, oder welche Ursachen haben ihn herbeigeführt?

Einige italienische Gelehrte sind der Ansicht, daß das Klima unverändert geblieben ist, und daß nur die jetzige Lebensweise, die Verzärtelung, und namentlich die Bekleidung mit Leinen statt der wollnen Toga Ursache der Krankheitserscheinung seien. Aber man weiß nicht, daß die Capuziner in ihren härenen Gewändern gesunder wären, als das Landvolk in seinen Manchester-Jacken. Auch die frommen Väter entfliehen aus ihren kühlen Kreuzgängen am Lateran und bei S. Paolo in die Stadt, sobald es heiß wird. Daß die Alten dem Gotte des Fiebers einen Tempel geweiht hatten, beweiset nur, daß die Krankheit ihnen nicht unbekannt war, eben so wenig darf man auf die Verderblichkeit des Klimas schließen, wenn verheerende Seuchen, meist in Folge von Mißwachs und Krieg, durch die Geschichtsschreiber erwähnt werden. Daß aber zu gewissen Zeiten des Jahres die Bevölkerung die Flucht ergriffen hätte, um sich dem verderblichen Einfluß der freien Luft zu entziehen, das finden wir nirgends aufgezeichnet, und doch wäre dies eine Thatsache, welche ein Beobachter wie Plinius wol erwähnt hätte. Wie hätten auch die Römer ihre Schätze zu solchen Parkanlagen verwenden mögen, welche während der Kaiserzeit die ganze jetzt verpestete Campagna bedeckten. Das Bedürfniß, die Liebe zum Gewinn konnten Ackerbau in einer die Gesundheit gefährdenden Gegend treiben; aber Anlagen, die nur den Zweck behaglichen Lebensgenusses hatten, würde man dahin nicht mit besonderer Vorliebe verlegt haben, wenn das nur zwei bis drei Meilen entfernte Gebirge einen gesunden Aufenthalt darbot.

Digitized by

Dionysius von Halicarnaß war ein Fremder und konnte das Klima von Mittelitalien mit dem seiner Heimath vergleichen. Er lobt es als das köstlichste, ohne für Rom eine Ausnahme zu machen. „Es ist aller Vorzüge und aller Wonne voll.“ Außer dem gebauten Lande, sagt er, welches drei Ernten gestatte, finde man Weiden für Schafe und Ziegen, Pferde und Rinder. Sie konnten damals auch im Sommer abgehütet werden, da sie jetzt doch im Juni schon vertrocknen, wahrscheinlich in Folge der damals stärkeren Bewaldung und der größeren Cultur, denn Dionysius nennt als Ursachen den Thau und die Bewässerungsgräben, welche jetzt fehlen. Er erwähnt des schönen Schiffbauholzes, der Leichtigkeit, es fortzuschaffen, wegen der Menge der Flüsse und der Nähe des Meeres, der angenehmen Quellen, der Metalle, des Jagdwilds und der Meereserzeugnisse. „Aber,“ schließt er, „das Herrlichste von Allem ist die Luft.“

Und doch ist es gerade diese Luft, welche nach der Volksstimme an allem Unheil schuld sein soll. Nun mag sie immerhin die Trägerin des Ansteckungsstoffs sein, aber die Ursache selbst ist sie sicher nicht. Eine chemische Decomposition dieses beweglichen Elements müßte nothwendig an allen Orten fühlbar sein. Erwägt man, daß die Campagna di Roma in der Entfernung von drei Meilen östlich durch ein bis tief in das Frühjahr mit Schnee bedecktes Gebirge, in derselben Entfernung westlich durch das heitere Becken des mittelländischen Meeres begrenzt ist, und daß die Gebirgsbewohner so wenig wie die Schiffer etwas von Malaria wissen; bedenkt man ferner, daß der mäßigste Wind binnen wenig Stunden eine neue Luftschicht über Rom ausbreitet, welche eben erst die besten Eigenschaften gezeigt hat, so wird man die Luft selbst wol freisprechen müssen.

Andere nehmen an, daß in der Campagna eine Polarität des animalischen und des vegetabilischen Lebens walte. Gerade die mit Bäumen bestandenen Gegenden seien die allerungesundesten, so die Villa Borghese bei Rom und die schönen Wälder bei Ostia, wo der wilde Wein zu mehr als 100′ Höhe an den gewaltigen Pinienstämmen emporrankt und die Erika manneshoch wuchert. Wie in vielen Ländern Mosetten sich als die letzte Regung vulkanischer Thätigkeit darstellen, so finden sich auch bei Rom und namentlich im Tiberbette selbst solche Quellen irrespirabler Luft. Die Kohlensäure, welche sie aushauchen, befördert den üppigsten Pflanzenwuchs eben so sehr wie sie dem Leben der Thiere verderblich ist. Nun befindet sich aber der Büffel, welcher bis an den Hals in den stagnirenden Pfützen von Ostia steckt, vortrefflich, Rinder, Pferde, Schafe und Schweine gedeihen zu vorzüglicher Güte und das Gras wimmelt von Eidechsen, Schlangen und Insecten. Nur eben der Mensch leidet. — Zudem erklärt sich die ungesunde Luft bei Ostia zur Genüge aus den dortigen Sümpfen, und die Villa Borghese ist ein viel zu beschränkter Raum, um irgend einen Schluß zu begründen.

Wenn man von der Malaria reden hört, so könnte man glauben, Rom läge in einem Sumpfe, welcher der Luft seinen Pesthauch mittheilt, indem sie über ihn hinstreift. Dies ist nun aber auf keine Weise der Fall, vielmehr ist die Campagna durchweg ein vorzugsweise trockenes, meist dürres Hügelland, von schnellfließenden Strömen und Bächen durchschnitten, deren vorübergehende Ueber-

Digitized by Google

schwemmungen sich nie über die eigentliche Thalfläche hinaus erstrecken. Die nächsten, immer nicht sehr ausgedehnten Sumpfflächen, die Paludi von Ostia, sind drei deutsche Meilen von der Stadt entfernt. Die größeren pontinischen Sümpfe hingegen liegen beinahe eben so nahe an Neapel, als an Rom, und doch hört man Nichts von ihrem üblen Einfluß auf die Campagna Felice, die sorgfältig angebaute Fläche, welche jene Hauptstadt umgibt.

Auch der Gelehrte Brocchi glaubte das Uebel in der nächtlichen Ausdünstung des Erdbodens zu finden. An einer besonders für ungesund gehaltenen Stelle, in dem feuchten Schilfgrunde bei S. Lorenzo fuori le mura sammelte er während mehrerer Nächte in einem mit der höchsten Vorsicht zugerichteten Apparate den atmosphärischen Niederschlag. Trotz der sorgsamsten chemischen Analyse gelangte er jedoch zu keinem anderen Resultate, als — zu einem tüchtigen Wechselfieber.

Wenn wir nun aus den geschichtlichen Zeugnissen folgern dürfen, daß das römische Klima keineswegs zu allen Zeiten ein verderbliches gewesen ist[1]), so liegt die Frage nahe, was sich denn in der römischen Natur seit jenem besseren Zustande geändert hat?

Die Ueberschwemmungen des Tiber wiederholten sich damals in bedeutenderer Ausdehnung noch, als jetzt. Die pontinischen Sümpfe waren zu allen Zeiten vorhanden und für ihre Trockenlegung wenig geschehen. Auch die Versumpfung der Tibermündung hatte lange vor der Kaiserherrschaft schon begonnen, und wir haben gesehen, daß, so weit die Geschichte reicht, keine großen Revolutionen die Gestaltung des Bodens mehr veränderten. An eine chemische Zersetzung seiner Bestandtheile können wir um deswillen nicht gut glauben, weil er sich auch in anderen Wirkungen kund geben müßte. Es wachsen aber noch heute um Rom alle die Pflanzen, welche Plinius dort gekannt hat, nur einige Arten mehr, welche später dorthin versetzt sind. Ebensowenig hat sich die Thierwelt verändert, sie spürt Nichts von der Malaria. — Was sich aber seit etwa tausend Jahren gänzlich geändert hat, das ist der Anbau, — nicht das Qualitative, sondern das Quantitative in Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt.

Nun läßt sich noch keineswegs behaupten, daß ein nicht angebauter Boden an und für sich ungesund sei, sonst müßten ja gerade die Erbauer Roms am meisten gelitten haben. Auch von den Ansiedlern in Nord-Amerika wissen wir nicht, daß das von keinem Pfluge noch berührte Land Krankheiten erzeuge. Constantinopel liegt in einer noch viel wüsteren Gegend als Rom. Dieses ist doch von einem Gürtel höchst sorgfältig bebauter Gärten und Weinberge umschlossen, welcher sich ½ bis 1 Meile um die Stadtmauer ausbreitet. Wenn man hingegen die mit Cypressen bedeckten Begräbnißplätze von Pera im Rücken

---

[1]) Erst seit dem 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung vernimmt man, wie bei Reumont zu lesen, allerlei Klage über die Ungesundheit Roms. Heutzutage sind die Straßen Roms so sauber wie die von Paris. Und doch ruft's in unseren Tagen laut wie vor achthundert Jahren aus so manchem alten oder neuen Quartier der Stadt, was San Pier Damiani an Papst Nikolaus II. schrieb:

Roma vorax hominum domat ardua colla virorum,
Roma ferax febrium necis est uberrima frugum.

Anm. d. Herausg.

Digitized by Google

hat, so trifft man bis zum schwarzen Meer eine durchaus wüste Haidegegend, und aller Anbau beschränkt sich auf die Thalhänge des Bosporus. Dennoch ist Constantinopel gewiß einer der gesundesten Wohnorte in der Welt. Dazu mag freilich die Lage des thrakischen Chersonesus zwischen zwei Meeren und der schöne Wald von Belgrad beitragen; auch fehlt jede Nachricht darüber, daß dieses wasserarme Land je in einem besseren Culturzustand gewesen wäre.

Dagegen scheinen alle solche Orte vorzugsweise ungesund zu sein, welche einst eine große Menschenzahl umschlossen und dann verödeten. Wir wollen als Beispiel nur Nicäa, Pästum und Antiochien anführen, wo der Reisende nur ein Nachtlager zu nehmen braucht, um wahrscheinlich ein Fieber davon zu tragen.

Wenn wir die verschiedenen Stadien betrachten, welche der Culturzustand der römischen Campagna durchlaufen, so sehen wir in den ältesten Zeiten eine Waldregion, in welcher die Axt Raum für den Pflug machen mußte. Mit der steigenden Macht und der zunehmenden Bevölkerung der Stadt dehnten sich die Ackerfelder immer mehr aus, der Wald wurde immer mehr gelichtet und wenn zwar noch ein beträchtlicher Theil des Bodens zur Weide der Heerden benutzt wurde, so ist dies kein Zeichen einer mangelhaften Cultur. Auch in England bleibt tragfähiges Land für die Viehzucht liegen, weil es weit leichter ist, Korn, als Fleisch für eine große Bevölkerung aus der Ferne herbei zu führen. Als Rom über alle Länder gebot, welche das mittelländische Meer umschließen, waren Aegypten und Sicilien seine Kornkammern, und die Ackerfelder und Weiden um Rom konnten in Landsitze und Gärten verwandelt werden, welche kaum noch Etwas producirten und nur der Pracht und dem Vergnügen geweiht waren. Dadurch nun und durch die immer mehr anwachsenden Latifundien wurde die eigentlich arbeitende Classe des Landvolks verdrängt. Die ungeheuren Summen, welche die Anlage und die Unterhaltung jener Villen kosteten, strömten von außerhalb herbei. Aber während dieser höchsten Blüthe hatte der Verfall des Reichs schon begonnen, mit ihm versiegten die Quellen des Reichthums und die ertraglosen Lustgärten verödeten, ehe noch die feindlichen Heere sie zertraten. Während des ganzen Mittelalters herrschte eine Unsicherheit, welche jede Ansiedelung in der nun einmal entvölkerten Gegend unmöglich machte. Selbst die alten Straßen wurden verlassen und man bequemte sich zu Umwegen, um die Nähe der Raubschlösser zu vermeiden, wie denn das der Gaetani daran schuld ist, daß noch heute die Porta Latina geschlossen und die Straße nach Albano zur Porta S. Giovanni hinaus führt. Selbst als eine Reihe kräftiger Männer auf dem Stuhle St. Peters einen besseren Zustand in Rom hergestellt hatten, als die Grafen von Tusculum vernichtet, die Colonna und die Corsini gedemüthigt waren, herrschte doch in der Campagna noch eine Unsicherheit, von welcher die z. B. durch Leo X. angelegten Casali das beste Zeugniß ablegen. Diese Meierhöfe sind vollständige Burgen mit Thürmen, Zinnen und Gräben, in welchen man noch heute dem Angriff einer Räuberhorde entgegentreten könnte.

Von diesen ist nun Nichts mehr zu fürchten, aber andere und schwere Hindernisse stehen dem Wiederanbau der Campagna entgegen, die nicht sowol in der Natur als in den gesellschaftlichen Zuständen begründet sind.

Digitized by

Seitdem die Waldgötter aus den schauerlichen Hainen vertrieben, sind auch die Najaden aus ihren Grotten verscheucht. Der Wasserreichthum der Quellen hat sich vermindert und der Thau senkt sich spärlicher auf die von der Sonne verbrannten Fluren. Es unterliegt aber wol keinem Zweifel, daß ein bedeutender Theil dieser Fläche der Forstcultur zurückgegeben werden könnte. Der Tiber und namentlich der Anio haben Wasser und Gefälle genug, um ein Riesel-System zu schaffen, dessen Entstehung sogar durch die geringe Zahl von Eigenthümern einer ungeheuren Bodenfläche erleichtert werden müßte. Aber gerade diese ungleiche Vertheilung des Eigenthums ist das Haupthinderniß für die Entwickelung eines besseren Zustandes. Die Kathedrale von St. Peter, das Hospital S. Spirito, die Fürsten Borghese haben Hunderttausende von Morgen Land inne, von denen höchstens $^1/_7$ alljährlich beackert wird. Für diesen Zweck werden ganze Scharen von Arbeitern in den umliegenden Gebirgsorten angeworben, andere kommen aus noch entfernteren Provinzen herbei. Da keineswegs auf allen Tenuten ein Casale oder nur ein Nothdach vorhanden ist, so schläft die Mehrzahl dieser Menschen, welche Tags bei einer Hitze von 40° in der Sonne gearbeitet, Nachts auf dampfender Erde unter freiem Himmel. Je weiter die Jahreszeit fortschreitet, je ungesunder wird der Aufenthalt im Felde, und in immer größerer Zahl wandern die Arbeiter den Spitälern zu. So kommt es, daß in der Erntezeit ein Tagelohn von mehr als einem Thaler für den Mann gezahlt werden muß. Natürlich kann der Gewinn aus einer solchen Ackerwirthschaft nicht groß sein, und Rom bedarf, auf einem höchst fruchtbaren Boden und unter dem schönsten Himmel gelegen, alljährlich einer sehr bedeutenden Zufuhr des ersten Lebensbedürfnisses, des Korns, von Außen her. Nun sollte man meinen, daß es im Interesse des römischen Adels selbst läge, den Grundbesitz zu zertheilen, oder doch in Erbpacht zu geben. Mit dem letzteren Verfahren ist wirklich ein Anfang gemacht, aber leider der Versuch wieder aufgegeben worden.

Wer an den großen Festtagen der Kirche, wo der Papst „der Stadt und dem Weltkreis" seinen Segen von der Loggia des Lateran oder St. Peter's ertheilt, noch Zeit hat, von dem Gepränge des Clerus ab und über die Wagen der Fremden und die Reihen der Truppen hinweg zu blicken auf die Tausende von Menschen, das eigentliche Volk, welches zu dieser Feier viele Meilen weit aus den Nachbarstädten zusammenströmt, der erstaunt gewiß, fast Nichts als eine endlose Menge von zerlumptem Gesindel zu erblicken. Wir sprechen hier von der äußeren Erscheinung. Es steckt in diesem Volke eine uralte Cultur, eine Gesittung, welche sich in den größten Versammlungen, in der ausgelassensten Freude des Carnevals vortheilhaft ausspricht und die Roheit unseres Pöbels fern hält. Wenn aber einige Bildung des Geistes, verbunden mit einem die unabhängige Stellung sichernden Vermögen, den Mittelstand einer Nation ausmacht, den wir uns nicht ohne eine gewisse Decenz der äußeren Erscheinung und der Kleidung denken, so fehlt dieser Stand um Rom gänzlich. — Die wichtige Classe der kleinen Grundbesitzer ist in der ganzen Campagna nicht vorhanden. Die großen Grundherren haben daher keine rechte Bürgschaft in der Person derer, denen sie ihre Grundstücke verpachten. Es fehlt am Inventar, an festen

Digitized by Google

Wohnplätzen, am Betriebs-Capital. So nehmen sie lieber den geringeren, aber sicheren Vortheil, den ihnen der Mercante di Campagna bietet (eine Mittelsperson, welche den Ackerbau als kaufmännische Speculation betrachtet), und den Zins, welchen die Rinderheerden für die Weide entrichten. So lange aber die großen Flächen nicht durch Parzellirung in die Hände vieler kleiner Eigenthümer übergehen, ist eine dauernde Ansiedelung und Wiederherstellung der Cultur in dem ager romanus nicht zu denken.

Ob nun eine solche Cultur auch den früheren besseren Zustand der klimatischen Verhältnisse wieder herstellen wird, läßt sich mit Zuversicht nicht vorhersagen. Aber es liegt doch sehr nahe, anzunehmen, daß die einzige wesentliche Veränderung, welche seit der Verschlechterung eingetreten, auch die Ursache der Verschlechterung sei.

Die Campagna von Rom ist das gelobte Land der Maler. Nach ihnen gibt es nirgends schönere Umrisse, als die des Albaner-Gebirges, nirgends eine wärmere Färbung, als das Braun der weiten Fläche, über welche ein tiefblauer Himmel sich erhebt. Ein dem spanischen Picadore vollkommen ähnlicher Reiter auf einem kohlschwarzen Hengst, der mit dem langen Stabe eine wildeinherstürzende Heerde mächtig gehörnter Ochsen lenkt, oder ein Hirt, in Ziegenfellen gekleidet, dessen Schilfflöte in der Einsamkeit einer Tempelruine ertönt, bilden die Staffage, die Wölbung einer halbverfallenen Wasserleitung den Rahmen des Bildes. Allein, welcher Zauber auch in dem tiefen Schweigen dieser Natur liegt, welche Erinnerung sich an eine Welt der Vergangenheit knüpfen, so glauben wir doch, daß das, was die öde Campagna an Reizen verlöre, die angebaute reichlich wieder gewinnen würde, und herzlich wünschen wir, daß eine künftige Generation den Vergleich anstellen möge. —

Die Absicht des Freiherrn von Moltke ging dahin, den Leser in systematischer Ordnung zu jedem Thore der ewigen Stadt hinaus und in jedes hinein zu geleiten, „den Wegen in ihren Verzweigungen nachzugehen, bei jedem noch so unscheinbaren Trümmerhaufen einen Augenblick still zu stehen“. Eine Reihe erzählender Aufsätze sollten diese Ruhepunkte bezeichnen, indem sie für jeden Ort der Umgebung Roms die Geschichten und Sagen, durch welche er bemerkenswerth geworden, auf Grund umfassender Quellenstudien anschaulich vorführten. Von der eigentlichen Wanderung [1]) sind kaum etliche Zeilen zu Papier gebracht worden. Von den historischen Aufzeichnungen finden sich fünf, zum Theil nur bruchstücksweise vor. Es geht den Ordner dieser Mittheilungen hart an, nicht alle Fragmente gerade wie sie sind, zum Abdruck zu bringen. Doch — er fürchtet den olympischen Zorn des Verfassers, der diese Aufsätze für unfertig erklärt, und beschränkt sich daher auf die Wiedergabe von drei Erzählungen, die Rom, wie am Anfang so am Ende seiner antiken Laufbahn, kennzeichnen: den Auszug der römischen Bauerschaft nach dem „heiligen Berg“ in den Jahren 494

[1]) In jüngster Zeit hat ein bewährter englischer Schriftsteller solche Wanderungen in Rom's Umgegend in einem anmuthigen Werke: Days near Rome by Augustus J. C. Hare (London bei Daldy Isbister u. Comp.) behandelt.

Digitized by Google

v. Chr. — den Untergang der Fabier am Cremera 477 v. Chr. — und die Entscheidungsschlacht zwischen Constantin und Maxentius 312 nach Chr. [1]).

Mons Sacer.

Im Jahre 260 nach Erbauung der Stadt, zog die mißvergnügte Plebs auf den Rath eines gewissen Sicinius, ohne Befehl der Consuln auf den heiligen Berg hinaus, jenseit des Flusses Anio, 3000 (römische Doppel-) Schritte von der Stadt. Hier schlugen sie, ohne alle Anführer, ein festes Lager mit Wall und Graben auf, und hielten sich, ohne etwas zu nehmen als die nöthigen Lebensmittel, mehrere Tage ruhig, wurden von Niemand angegriffen und vergriffen sich an Niemand.

Die von Livius angegebene Entfernung stimmt sowol für die salarische als für die nomentanische Brücke über den Anio, allein bei dem zweiten späteren Auszug nach dem heiligen Berg wird ausdrücklich erwähnt, daß der Zug sich auf der nomentanischen Straße bewegte, welche damals die ficulensische hieß, und Varo setzt hinzu, daß das Lager der Plebs auf der crustumerischen Feldmark gestanden habe.

Was beabsichtigten die Unzufriedenen durch diese kurze Auswanderung? Wie konnten sie hoffen, durch einen solchen Schritt eine Verbesserung ihrer bürgerlichen Lage zu erreichen? Wollten sie die alte Heimath am Tiber aufgeben, um eine neue am Anio zu gründen? Aber dies Land hatte schon seine Herren, es gehörte zum Theil ihnen selbst. Wollten sie das eigene Vaterland bekriegen? Dann hätten sie in Rom eindringen, nicht hinausgehen müssen. Oder wenn sie den Patriciern blos ihres Armes Schutz entziehen wollten, während Volsker und Sabiner sich feindlich rüsteten, wie lange wollten sie denn auf dem Hügel am Anio schmollen; wovon leben, da sie doch der Patricier Aecker gewissenhaft schonten; wer endlich sollte ihre in Rom zurückgelassene Habe, wer ihre Weiber und Kinder dort schirmen?

Sie griffen Niemand an und wurden nicht angegriffen, und dennoch schickte der stolze römische Senat nach wenig Tagen schon eine Gesandtschaft von Zehn seiner Mitglieder an sie ab, wie man es mit einem siegenden Feind herkömmlich gethan haben würde! Wo ist der Schlüssel zu diesen Räthseln?

---

[1]) Außer diesen handelt ein Abschnitt von der Fossa Cluilia, einem Abzugsgraben, durch welchen vor Alters „das Thal von Grotta ferrata am Fuße des Albaner-Gebirges entwässert und aus einem See in ein fruchtbares Kesselthal umgewandelt wurde", und den beiden Ereignissen an dessen Ufer, welche in allen Sagen von Roms Geschichte eine so große Rolle spielen: der Kampf der Horatier und Curiatier, und die Bedrohung Roms durch Coriolan. Ein anderes Capitel war den langen Kämpfen um Fidenae, seiner allmäligen Colonisirung und schließlichen Vernichtung gewidmet. Dieser Brückenkopf Veji's — wie ihn Mommsen nennt — die „hochgelegene und feste Stadt" auf dem linken Tiberufer, fünf Millien von Rom, sucht unser Autor nicht bei Castel Giubileo, sondern „auf dem hohen Thalufer, auf welchem jetzt die Villa Spada steht. Der Raum, welchen sie einnahm, ist von zwei tiefen Thälern umschlossen und für die Vertheidigung wohl geeignet. Denn die Abfälle zu diesen Schluchten wie zum Tiber sind steil und schwer ersteigbar, so daß nur die schmale südöstliche Front sorgfältig befestigt zu werden brauchte".

Digitized by Google

Wir wollen uns von dem Scharfblick Niebuhr's, dieses rückwärts gekehrten Propheten, durch das Dunkel jener Begebenheiten leiten lassen.

Es wäre eine ganz irrige Auffassung, wollte man sich die Patricier als den bevorzugten Adel, die Plebs als die große Masse des gemeinen, meist unbegüterten Volks vorstellen.

Der Adel, wenn man das Wort gebrauchen will, war in beiden Parteien vorhanden, und der Name der ersten Häupter der Plebs, die Licinier und Icilier, stand dem der Quinctier und Postumier nicht nach. Auch an reichen, und zwar sehr reichen Plebejern fehlte es nicht. Die alte römische Plebs bestand ausschließlich aus Landwirthen, sie waren Ackerbürger, und Handel und Gewerbe waren ihnen sogar untersagt. Somit erscheinen sie als die achtbare Classe der Landleute, von der Cato behauptet, daß sie die wenigsten bösen Gedanken habe. Sie bildeten recht eigentlich die Kraft und den Nerv des Staates, wie sie denn das ganze Fußvolk ausmachten.

Die Patricier waren der Priesterclasse entsprossen, die Plebs meist aufgenommene Latiner; jene Lehnsträger der Republik, berechtigt zur Benutzung des Gemeindelandes, diese mit Landeigenthum abgefunden, freie Allodialbesitzer. Die Ersteren waren in Geschlechter vereint, die mit ihren Clienten (welche keineswegs Plebejer) oft sehr zahlreich waren; diese Letzteren in einzelne Familien getrennt. So bildeten beide Parteien zwei gesonderte Völkerstämme, in einen Staat zusammengefaßt, aber ohne gegenseitiges Eherecht. Und bei dieser Theilung der Nation dürfte sogar das Uebergewicht der Zahl nicht einmal sehr merklich auf Seite der Plebejer gewesen sein.

Um so gefährlicher war die Spaltung. Seit durch den Tod des letzten Tarquiniers die Furcht vor der Rückkehr der alten Königsfamilie beseitigt war, hatten die Patricier die übrigen Bürger von allem Antheil an der Regierung wie an den Gemeindeländereien verdrängt. Verarmung beraubte viele Plebejer ihres Erbes. Mit ihrem Blute erkämpften sie Siege, aber die eroberten Grundstücke kamen ihnen nicht zu gut. Selbst die Kriegsbeute, welche sie bei ihrem Eid verpflichtet waren abzuliefern, wurde ihnen vorenthalten und floß in den Schatz der Patricier. Sie mußten in den ununterbrochenen Kriegen zugleich steuern und fechten. Am ärgsten aber drückten das Volk der heillose Geldwucher und die barbarischen Schuldgesetze. Der Zinsfuß war unbegrenzt und wurde nur durch die Habsucht auf der einen, die Noth auf der anderen Seite bestimmt. Durch die zum Capital geschlagenen Zinsen wuchs schnell die Schuld und, wer der Forderung nach des Prätors Spruch innerhalb der gesetzlichen Frist nicht genügte, wurde mit Kindern und Enkeln als Schuldknecht dem Gläubiger zugesprochen, der sich an ihrer Person und ihren Dienstleistungen bezahlt machte. Da nach und nach fast der ganze Bürgerstand verarmte, so erlangten die Patricier dadurch eine wahrhaft furchtbare Gewalt. Jedes patricische Haus glich einem Schuldthurm, in welches an jedem Gerichtstag Scharen von Gefesselten abgeführt wurden. Die Valerischen und andere zum Schutz der Bürger gegebene Gesetze waren unter den Schrecken der Dictatur abgeschafft oder unwirksam gemacht. Den Widerstand der Plebejer beseitigte

Digitized by Google

man durch die Aushebung zum Kriegsdienst, denn wenn das Heer die Bannmillie überschritten, so war die Gewalt des Imperiums unbeschränkt.

So kam es dahin, daß ein römisches Heer die Flucht dem Siege vorzog, blos damit ein ihm verhaßter Consul den Triumph nicht erlange; dahin, daß das Erscheinen auswärtiger Feinde den Senat mit Bestürzung, die Plebs mit Hoffnung erfüllte. Die Bürger verweigerten es geradezu, die Waffen zu ergreifen. Die Väter möchten nur Dienste thun, damit nicht stets den Einen die Gefahren, den Anderen die Belohnung des Kriegs zufielen; für ihr Vaterland wollten sie fechten, nicht für ihre Zwingherren.

Ein Funke entzündete endlich den gehäuften Brandstoff. Ein Greis, dem Schuldkerker entsprungen, rief in Todesangst den Beistand der Quiriten an. Er zeigte dem Volk auf seinem Rücken die schmählichen Spuren der Geißel, auf seiner Brust die ehrenvollen Narben, die er in achtundzwanzig Schlachten davongetragen hatte. Man erkannte in ihm einen ehrwürdigen Hauptmann. Der Krieg hatte seine Habe zerstört, die Hungersnoth ihn gezwungen Alles zu verkaufen. Wucherischer Zins hatte seine Schuld vervielfacht, der Gläubiger ihn und seine Söhne in Ketten gelegt.

Die Erbitterung war groß und das Volk verspottete die Aufforderung zu den Waffen. Dennoch als nun in der äußersten Noth zugestanden wurde, daß das Eigenthum eines im Lager stehenden Kriegers nicht mit Beschlag belegt oder verkauft werden solle und daß an seine Kinder und Enkel ein Anspruch nicht zu machen sei, da ließen sich sofort alle Schuldsklaven einschreiben und Niemand that es ihnen an Tapferkeit zuvor. Aber kaum kehrten sie heim, als man mit derselben Härte gegen sie verfuhr.

Im folgenden Jahre drohte abermals Krieg. Die Patricier griffen zum letzten Mittel, zur Dictatur. Zum Glück erwählte man den vom Volk geliebten Valerius. Zehn Legionen rückten aus, siegten überall und kehrten schneller heim, als dem Senat lieb war.

Derselbe verweigerte die von dem Dictator zugesagte Befreiung der Schuldknechte im Heer; da legte dieser sein Amt nieder. Den Frieden nach Außen habe er hergestellt, den im Innern wolle man nicht. So wünsche er beim Aufruhr lieber Privatmann, als Dictator zu sein. — Das Volk fühlte, daß Valerius nur durch Verletzung der Verfassung sein gegebenes Wort hätte lösen können und mit der unveränderlichen Achtung vor dem Gesetz, welche das römische Volk charakterisirt, begleitete es ihn mit Beweisen des Wohlwollens in seine Wohnung.

Noch waren sechs Legionen unter den Waffen, und da man unter dem Vorwand eines neuen Krieges sie im Felde bleiben hieß, so brach nun die Empörung aus.

Die Soldaten hatten den Consuln geschworen. Anfangs wollten sie diese ermorden, allein als sie belehrt wurden, daß eine solche Frevelthat sie ihres Eides nicht entbinde, setzte das Heer sich den L. Sicinius Bellutus zum Anführer und zog auf den heiligen Berg.

Wir übersehen jetzt die Gründe, welche diese Maßnahme herbeiführten. Das Beispiel der vier Legionen des Dictators hatte die übrigen belehrt, was

Digitized by Google

sie zu gewärtigen hatten, sobald sie in die Stadt einzögen. Sie wären unverzüglich in die härteste und grausamste Knechtschaft zurückgekehrt. Daher blieben sie draußen, deshalb nahmen sie den Anio zwischen sich und Rom und wählten eine Stellung, die nicht zweckmäßiger gefunden werden kann, um sowol Gewaltmaßregeln des Senats zu begegnen, als äußersten Falls die Hilfe der Sabiner in Anspruch zu nehmen. Auf drei Seiten von Wasser umflossen, war das Lager gegen die allein zugängliche Nordseite leicht zu verschanzen. Es war keineswegs die gesammte Plebs, welche auszog, sondern nur ein Theil ihrer jungen, waffenfähigen Mannschaft, welcher nicht einzog. Die große Masse der Bürger war in der Stadt in seinem Besitzthum mit Angehörigen, Weibern und Kindern zurückgeblieben, und diese zu schützen, standen sie ohne Zweifel damals auf den plebejischen Hügeln Aventin und Esquilin unter Waffen.

So erklärt sich auch die verschiedene Angabe der späteren Schriftsteller, indem einige den Auszug nach dem heiligen Berg, andere nach dem Aventin verlegen. Wahrscheinlich sahen sich die Bürger durch einen Theil des Landvolkes unterstützt, auch besaß der Aventin damals eine eigne Arx oder Citadelle. Aber das Heer lagerte auf dem heiligen Berg, dort waren die Führer des Aufstandes, und dort wurde der Friede verhandelt.

Die übrigen römischen Hügel waren in der Gewalt der Patricier, welche den großen Vortheil hatten, Regierung zu sein. Um sie scharten sich die zahlreichen Clienten. Die Claudier zählten deren allein fünf Tausend. Allein diese bestanden zumeist aus Handel- und Gewerbtreibenden, von denen für die Legionen nicht ausgehoben wurde. Sie waren der Waffen unkundig und nicht geeignet, dem kräftigen Landvolk Stand zu halten.

Eine solche Lage der Dinge durfte ohne die äußerste Gefahr einer gänzlichen Vernichtung des römischen Staates nicht lange bestehen. Die Eroberung der patricischen Quartiere konnte nur durch Ströme von Blut erkauft werden, und die Sieger wären auf den rauchenden Trümmern ihrer Vaterstadt, den feindlichen Nachbarvölkern gegenüber, ihres unseligen Triumphes nicht lange froh geblieben. Gewaltschritte gegen die Plebs waren aber nicht minder bedenklich. 12—15000 Bewaffnete (denn die damalige Stärke der Legionen ist ungewiß), welche eben erst im Felde gesiegt, die Nichts zu verlieren hatten, wären sofort durch die von ihren Landsleuten besetzten südöstlichen Thore der Stadt eingerückt. Die Patricier hatten überhaupt am meisten zu verlieren, und von den auswärtigen Feinden mehr als die Plebs zu fürchten.

So geschah es, daß die Anträge auf eine Aussöhnung von den Patriciern ausgingen. Ihr großer Rath ermächtigte den Senat zu unterhandeln. Eine förmliche Gesandtschaft von Zehn seiner vornehmsten Mitglieder ging zu den Abtrünnigen auf den heiligen Berg.

Die Abgeordneten benahmen sich unter diesen schwierigen Verhältnissen mit ausnehmender aristokratischer Weisheit, indem sie gegenwärtige und persönliche Opfer nicht scheuten, um ihren Stand vor künftiger und bleibender Beeinträchtigung zu bewahren. Alle Schuldcontracte wurden vernichtet, Alle, welche durch richterliches Urtel der Knechtschaft zugesprochen, erhielten die Freiheit; dagegen wurde das Schuldrecht selbst, die Quelle jener Uebel, nicht aufgehoben. Auch

Digitized by Google

die Bürger auf dem Aventin konnte man überzeugen, daß Geldverkehr ihnen unentbehrlich, strenge Gesetze dafür unvermeidlich seien. Das Gleichniß des Agrippa Menenius vom Magen und den übrigen Gliedern des Körpers bezog sich nicht auf politische, sondern auf das Schuldverhältniß. Der Senat hätte ein edleres Gleichniß verdient, auf die Geldmänner und Wucherer paßte es ganz wohl. Die Plebs erlangte weder das Consulat noch andere Ehrenämter, ebensowenig Antheil an den Gemeindeländereien. Dagegen wurden die alten Valerischen Gesetze wieder hergestellt, und zu ihrer Handhabung das Tribunat geschaffen, als Schutz gegen die consularische Gewalt. Diese Tribunen wurden unverletzlich erklärt. Wer sich gegen sie verging, dessen Haupt war dem Jupiter, sein Haus der Ceres geweiht, d. h. er war in die Acht gethan und Jeder konnte ihn tödten, ohne daß er dafür zur Rechenschaft gezogen wurde. Der Tribun hatte keinen Theil an der Höchstgewalt, aber er konnte ihre Wirkung hemmen. Selbst vermochte er nicht zu richten, aber er vermittelte, daß das plebejische Gericht ungehindert zusammentrat, und hinderte bis zu dessen Entscheidung, daß nichts Unwiderrufliches geschah.

Die beiden ersten Tribunen wurden auf dem Hügel am Anio gleich gewählt, der neue Vertrag unter Opfern von allen Römern beschworen und der Ort dieser feierlichen Handlung, dem Jupiter geweiht, trug seitdem den Namen des heiligen Berges, sacer mons [1]).

Das Fabische Geschlecht am Cremera.

— — „Am Morgen des 15. Februars 276 versammelten sich die Fabier, 306 wehrhafte Männer, wahrscheinlich auf dem Quirinal, wo ihr gentilicischer Gottesdienst seine Stätte hatte. Der Consul Caeso Fabius im Feldherrn-Purpur trat zu ihnen heraus und nun zog dies kleine Heer aus der Stadt, ein Geschlecht gegen ein Volk.

Die Richtung ihres zahlreich begleiteten Zuges entnehmen wir aus Livius. Er führte „am Capitol, der Burg und anderen Tempeln vorüber, durch den rechten Schwibbogen der Porta Carmentalis nach dem Cremera, wo sie einen schicklichen Platz wählten, um sich zu verschanzen."

Diese Angabe läßt freilich noch manche Zweifel offen.

Wenn die Porta Carmentalis, wie Niebuhr glaubt, an der Ostseite des Capitols lag, so mußte der Zug der Fabier umkehren, um von der Burg dorthin zu gelangen. Nimmt man aber mit Sachse an, was eine größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß das Thor westlich jenes Hügels lag, so gingen die Fabier, wie es auch natürlich erscheint, durch den belebtesten Theil der Stadt,

---

[1]) „Der Dictator," so schließt Mommsen seine Erzählung, „vermittelte das Verträgniß; die Bürger kehrten zurück in die Stadtmauern, die äußerliche Einheit ward wiederhergestellt. Das Volk nannte den Manius Valerius seitdem „den Großen" (maximus), und den Berg jenseit des Anio „den heiligen". Wol lag etwas Gewaltiges und Erhebendes in dieser, ohne feste Leitung unter den zufällig gegebenen Feldherren von der Menge selbst begonnenen und ohne Blutvergießen durchgeführten Revolution, und gern und stolz erinnerten sich ihrer die Bürger."

Anm. des Herausg.

Digitized by Google

über das Forum und um den Fuß des Capitolinischen Bergs, an dem Heiligthum der Carmenta vorüber zur Stadt hinaus. Der Thorbogen, durch welchen sie ihre Heimath verließen, um sie nie wieder zu sehen, bekam, als ein schweres Verhängniß diese Schar ereilt hatte, den Namen scelerata und während eines halben Jahrtausends ging kein Römer, der dem Glauben seiner Väter anhing, aus diesem Thor hinaus. Wer noch so nahe wohnte, machte einen Umweg, der andere Schwibbogen diente aber nach wie vor als Eingang.

Es muß auffallen, daß die Auswanderer vom Fuß der Arx nicht gleich ihre Schritte nach dem flumentanischen Thore richteten, um an die sublicische Brücke zu gelangen. Die eingeschlagene Richtung deutet mehr auf die milvische Brücke (Ponte molle) hin.

Wann diese Brücke erbaut wurde, ist nicht bekannt. Allein es ist sehr unwahrscheinlich, daß zu jener Zeit schon ein fester Uebergang oberhalb Roms über dem Tiber gelegen haben sollte. Die Römer bedurften des Schutzes, welchen der Strom gewährte, noch so sehr, daß selbst die unter ihren Mauern gelegene Brücke zum möglichst schnellen Abwerfen eingerichtet sein mußte.

Um nun die weitere Richtung des Marsches der Fabier zu ermitteln, müßte man vor allen Dingen wissen, wo der „schickliche Ort, um sich zu verschanzen" am Cremera gelegen habe. Darüber fehlen alle Nachrichten sowie jede materielle Spur.

Wenn das Unternehmen in dem Sinne ausgeführt worden, wie Livius annimmt, als die bleibende Vorhut eines nur unter Umständen zu versammelnden Heeres, so mußte die zu wählende Stellung hauptsächlich zwei Bedingungen erfüllen. Sie mußte den Gegner in der Nähe beobachten und den Rückzug auf Rom möglich machen, folglich irgendwo in der Richtung zwischen der sublicischen Brücke und Veji, diesem letzteren Ort nahe gelegen haben. Diesen Bedingungen entspräche die Felshöhe, auf welcher heute Isola Farnese liegt. Von unersteiglichen Abhängen umschlossen, nur auf einem schmalen Rücken zugänglich, war die Stellung für die damaligen Waffen uneinnehmbar und übersah jedes Beginnen der Vejentischen Gegner. Aber sie wäre auch eben deshalb eine so unleidliche Herausforderung, eine solche stündlich wiederholte Drohung gewesen, daß die Vejenter sich derselben um jeden Preis hätten entledigen müssen und schwerlich würden die Fabier sich dort anderthalb Jahre haben behaupten können. Eher schon wäre eine Stellung weiter abwärts denkbar gewesen, da wo die Vejentische Straße von Sepultura di Nerone kommend, sich in das Thal des Cremera hinabsenkt und ein auffallender Tumulus sich erhebt. Auch hier bot das Terrain einer festen Stellung großen Vorschub, während die Gefahr, von Rom im Fall eines Mißgeschicks abgedrängt zu werden, schon größer ist.

Wenn aber die Mitnahme von Weib und Kind berechtigt anzunehmen, daß es sich um eine wirkliche Colonisirung handelte, dann tritt der Rückzug auf Rom in den Hintergrund und der Ort konnte unbedenklich noch weiter abwärts am Cremera, nach dem Tiber zu, gewählt werden. Eine befestigte Pflanzstadt mit 5000 Einwohnern vermochte selbständig eine Belagerung auszuhalten, bis ein in Rom aufzubietendes Heer zum Entsatz heranzog. Für eine solche Niederlassung war die größere Entfernung von Veji Bedingniß, da die Bewohner doch

Digitized by Google

ihre Felder bestellen, ihre Heerden weiden mußten und weil bei großer Wachsamkeit dann die Möglichkeit gegeben war, vor dem feindlichen Anfall sich hinter die eigenen Wälle zu bergen.

Wenn wir daher annehmen, daß das Fabische Trutz-Veji an dem unteren Cremera, etwa auf der Höhe von Tor di Celso lag, so müssen wir einräumen, daß das nur eine auf Wahrscheinlichkeit beruhende Vermuthung ist. Der fernere Verlauf der Begebenheiten scheint jedoch der Annahme zu entsprechen.

So lange es nur auf Streifereien und Verheerungen ankam, waren die Fabier stark genug, nicht allein ihren Posten zu behaupten, sondern auch das römische Gebiet gegen feindliche Einfälle sicher zu stellen. Die Vejenter warben Hilfe bei ihren Volksgenossen, den Etruskern, und rückten gegen die Niederlassung der Fabier vor, gleichzeitig zogen die römischen Legionen unter dem Consul Lucius Aemilius zur Hilfe der Letzteren heran. Ein Angriff der römischen Reiterei gestattete den Vejentern kaum, sich zur Schlacht zu ordnen. Bis Saxa Rubra zurückgeschlagen, wo sie ihr Lager hatten, so erzählt Livius, baten sie demüthig um Frieden. Nun würden aber ohne Zweifel die Vejenter nicht bei Saxa Rubra auf der nachmaligen flaminischen Straße dicht am Thal des Tiber gelagert haben, wenn die Burg der Fabier weiter oberhalb am Cremera gelegen hätte, weil sonst die Verbindung zwischen Stadt und Lager der Vejenter unterbrochen gewesen wäre, gewiß hätten sie sich dieser Burg gegenüber aufgestellt.

Livius fährt fort, daß die Vejenter mit dem ihnen eigenen Wankelmuth den Frieden gebrochen hätten, bevor noch der Posten am Cremera abgeführt worden sei. Wir dürfen wol annehmen, daß dies geschah, *weil* der Posten nicht abgeführt wurde und daß Solches aus dem Grunde unterblieb, weil der Senat nicht die Macht besaß, die Fabier zum Aufgeben ihrer eigenmächtigen Niederlassung zu zwingen.

Nachdem diese ihren etruskischen Gegnern in größeren und kleineren Gefechten noch ferner siegreich widerstanden, gelang den Letzteren eine Kriegslist. Schon mehrere Male hatten sie den Fabiern absichtlich eine leichte Beute vorgeführt. Endlich zeigte sich auf dem weiten Felde in beträchtlicher Entfernung jenseit des Cremera eine große Viehheerde. Die Römer machen sogleich Jagd auf dieselbe, die erschreckte Heerde zerstreut sich, entflieht, die Fabier setzen hitzig nach. Da erheben sich von beiden Seiten Hinterhalte. Zu spät erkennen die Fabier die Gefahr. Sie sammeln sich fechtend auf einem erhabenen Punkt, aber umringt von ihren Gegnern fallen sie kämpfend bis auf den letzten Mann, 306 an der Zahl. Des Schicksals der Fabischen Burg wird nicht weiter erwähnt; nachdem die Helden erschlagen, konnte sie nicht widerstehen. Das Loos der Angehörigen läßt sich errathen. Von dem ganzen Geschlecht soll nur Einer übrig geblieben sein, wahrscheinlich nicht ein Kind, sondern ein Mann, der, bei den früheren Gesinnungen seines Hauses verharrend, nicht mit den übrigen ausgezogen war, denn zehn Jahre später tritt er als Consul gegen die plebejischen Ansprüche auf. Er ist der Ahnherr der Maximi, welche Rom noch lange nachher in Krieg und Frieden große Männer schenkten und von welchen die heutigen Massimi ihren Ursprung ableiten möchten.

Digitized by Google

An dem Unglückstage, da die Fabier fielen, dem 18. Juli 277, stand der Consul C. Menenius im Felde und nur eine Stunde Weges entfernt. Es ist wahrscheinlich, daß die Patricier und ihr Consul das abtrünnige, sich unabhängig machende Geschlecht aufopferten. Aber Menenius selbst wurde in den Untergang verwickelt. Die Vejenter griffen ihn an, schlugen ihn gänzlich, eroberten den Janiculus und nur durch schleuniges Abwerfen der Brücke wurde Rom sicher gestellt. Dem Menenius aber setzten die Tribunen später einen Gerichtstag und die Bürger verurtheilten ihn. —

Saxa Rubra.

Eine der folgenreichsten Begebenheiten der Geschichte ist die Schlacht, welche am 28. October 312 Constantin gegen den Maxentius focht. Durch sie gelangte das Christenthum zur weltlichen Anerkennung im römischen Reich. Und doch sind einige wenige und undeutliche Zeilen Alles, was über einen so wichtigen Vorgang Nachricht gibt. Mühsam suchen wir diese Zeilen aus einem Schwall von Redensarten heraus, denn die Panegyriker sind leider keine Geschichtschreiber. Ihnen kommt es nur auf Verherrlichung des Siegers an, und sie vergessen dabei, daß sie das Verdienst ihres Helden in eben dem Maße schmälern, als sie Handlungen seines Gegners wie die eines von Gott selbst mit Blindheit geschlagenen Thoren schildern. Wir wollen versuchen, hier zusammenzustellen, was sich an wirklichen Thatsachen ermitteln läßt.

Beide Kaiser rüsteten gegen einander. Maxentius stellte 188,000 Mann in's Feld. Wenn diese Zahl nicht übertrieben ist, so schloß sie jedenfalls das in Rhätium aufgestellte Heer mit ein. Constantin versammelte 98,000 Mann Briten, Gallier und Barbaren. Vor seinem Abzug nach Italien war aber die Rheingrenze durch zurückzulassende Abtheilungen zu sichern. Die Siege bei Turin und Verona konnten nicht ohne bedeutenden Verlust an Menschen errungen werden, und so ist es wol möglich, daß der Beschützer der Christen mit nur 25,000 Streitern vor Rom erschien. Dennoch mußte es ihn mit Freude erfüllen, als er seinen, wenn auch an Zahl wahrscheinlich beträchtlich überlegenen Gegner im freien Felde traf, bereit, ihm die Schlacht zu bieten. Maxentius hatte Afrika und die Inseln erschöpft, um ungeheure Vorräthe an Korn in Rom aufzuspeichern. Die alten Mauern vermochten langen Widerstand zu leisten, und ungern würde Constantin die Schrecken des Krieges auf die ehrwürdige Stadt gehäuft haben, zu deren Errettung er heranzog.

Aber auch Maxentius hatte hinlänglichen Grund, die Feldschlacht zu suchen. Rom umschloß zu jener Zeit noch eine Bevölkerung von wol einer Million Einwohner, welche unter sich durch Politik und Religion in Parteien gespalten waren. Schwer hielt es, diese bei der Nähe eines feindlichen Heeres, bei der Aussicht auf die Drangsale einer Belagerung in Zaum zu halten, und da der römische Augustus über viele, und was die Prätorianer betrifft, auch gute Truppen gebot, so war es verständig, bevor man sich einschließen ließ, eine Entscheidung im freien Felde zu wagen. Für seine Person freilich, war der weichliche Tyrann erst durch den allgemeinen Hohn und durch die öffentlichen Ver-

wünschungen, die man ihm im Circus zurief, bestimmt worden, sich an die Spitze eines Unternehmens zu stellen, welches Niemand so sehr als ihn selbst anging.

Maxentius rückte gegen Saxa Rubra, kaum 9 Meilen von Rom, vor. Diese positive Angabe des Aurelius Victor ist wichtig.

Saxa Rubra war auf der flaminischen Straße die zweite Poststation von Rom. Sowol das Itinerarium Hierosolymitanum, als die Tabula Peutingeriana geben die Entfernung auf 9 Meilen an. Diese muß von dem voraurelianischen Thor, am Fuß des Capitolinischen Hügels gerechnet werden, und so kommt der neunte Meilenstein genau nach Prima Porta. Da die Itinerarien sich auf halbe und viertel Meilen nicht einlassen, so bleibt allerdings ein Spielraum von einigen hundert Schritten, um welche der Ort vor oder hinter jenem Meilenstein gelegen haben kann. Eben als Poststation aber ist es sehr wahrscheinlich, daß Saxa Rubra da lag, wo die Via Tiberina sich von der Flaminia abzweigt, das heißt an der Stelle selbst, wo die Häuser von Prima Porta stehen.

Dort nun, im Thale, konnte keine Aufstellung genommen werden. Daß Maxentius über die „rothen Steine" hinausgegangen wäre, stimmt weder mit der Angabe von kaum neun Meilen, noch mit dem Panegyriker, welcher erwähnt, daß der Kaiser sein Heer „in einer weiten Ebene" aufstellte. Vielmehr wäre sein Schlachtfeld in jenem Fall durch die beiden Thäler der Celsa und ihres Zuflusses mitten durchschnitten gewesen. Wir dürfen daher wol mit Recht annehmen, daß Maxentius diesseits Saxa Rubra Halt machte und sich auf dem freien und ebnen Hügelrücken zwischen Celsa und Valca zur Schlacht ordnete. In dieser Stellung hatte er den erstgenannten Bach vor der Fronte. Sein rechter Flügel lehnte an den hohen, felsigen Abhang zum Tiber, die linke Flanke wurde durch das tiefeingeschnittene Thal der oberen Valca gedeckt. War es eine Unbequemlichkeit, diesen Bach im Rücken zu haben, so erscheint dagegen die Bewegung im Inneren der Stellung durch Nichts gehindert, während das Angriffsterrain des Gegners ein durchschnittenes und wenigstens für Reiterei schwieriges genannt werden muß.

Wir können in dieser Aufstellung nicht die Verblendung eines Rasenden oder Verzweifelten erkennen, welcher sein Heer zwischen der Schlachtreihe des Feindes und der Unmöglichkeit des Rückzuges einklemmte und die, welche keine Hoffnung zu siegen hatten, am Fliehen verhinderte. So standen die Sachen keineswegs. Die Lobredner des Constantin selbst sagen, daß das Heer des Maxentius eine unabsehbare Fronte gezeigt habe, ohne daß deshalb die Linien dünn und schwach gewesen wären. Wenn sie andeuten, daß die Fußstapfen der äußersten Reihen vom Tiber, gleichsam als Vorbedeutung ihres Untergangs im Fluß, bespült wurden, so können wir dies nur auf den rechten Flügel, nicht etwa auf die hintersten Treffen beziehen; denn die milvische Brücke im Rücken des Heeres war fast eine deutsche Meile entfernt. Außer dieser war etwas weiter stromaufwärts von Maxentius noch eine Schiffbrücke geschlagen worden. Ob sie, wie Eusebius wissen will, mit einem kleinlichen Kunststück ausgestattet war, durch welches Constantin im Augenblick seines Uebergangs versinken sollte, können wir ganz unbeachtet lassen. Aber die Behauptung der Panegyriker, daß der Rückzug nicht möglich gewesen sei, ist ganz und gar unbegründet. Er war auf

Digitized by Google

keine Weise an die genannten Brücken gebunden, denn die gerade Richtung führte am rechten Tiberufer entlang bis nach Rom selbst, wo, zwei deutsche Meilen vom Schlachtfeld entfernt, sechs Brücken über den Strom in die Stadt führten.

Was nun den Gang des Gefechts selbst betrifft, so haben wir darüber leider gar keine Nachricht. Die gallische Reiterei mußte große Schwierigkeit finden, die Celsa Angesichts des Feindes zu überschreiten, und es scheint, daß die Numidier und Mauren nur schwachen Widerstand geleistet haben. Die Prätorianer hingegen, welche von Constantin keine Verzeihung zu hoffen hatten, bedeckten mit ihren Leichen den Platz, den sie fechtend inne gehabt hatten.

Obwol nun auch nach verlorener Schlacht dem Maxentius der Rückweg nach Rom auf dem rechten Tiberufer offen stand, so scheint es doch, als ob er sich einer persönlichen Verfolgung dadurch zu entziehen suchte, daß er plötzlich sich links wendete, um eine der Brücken, die von ihm erbaute, oder die milvische zu überschreiten. Nach dem Panegyrikus VIII. 13 möchte man glauben, daß er durch den Tiber schwamm und daß sein Pferd an dem jenseitigen, hier überall sechs bis acht Fuß hohen und steilen Lehmufer zurückglitt. Nach anderen Angaben war der Kaiser von der Brücke durch die fliehende Menge hinabgedrängt. Seine Rüstung hinderte ihn, sich aus dem Schlamm des Tiber emporzuarbeiten. So ward er am folgenden Morgen aufgefunden und sein Kopf den Augen des Volks ausgestellt, welches bis dahin seine Freude laut werden zu lassen nicht gewagt hatte.

Raphael's Pinsel hat die denkwürdige Begebenheit in der Sala di Constantino im Vatican verewigt; indeß ist hier nur für die Kunst, nicht für die Geschichte zu lernen. Das Bild mag vielleicht zu der Annahme beigetragen haben, daß die Schlacht an der milvischen Brücke stattfand, von welcher das wirkliche Schlachtfeld eine deutsche Meile weit entfernt war.

Studien über Goethe.

Von
Professor **Wilhelm Scherer** in Berlin.

Goethe's Pandora.

Als Goethe's „Pandora", so weit er sie vollendete, vor dem deutschen Publicum erschien, war er sechzig Jahre alt. Wollen wir aber ihre Wurzeln erkennen, so müssen wir um beinahe vierzig Jahre zurückgehen in die Arbeitsstube des jungen Frankfurter Doctors, der in genialischem Uebermuthe nach allen Sternen greift und für den sich die Sterne zu neigen scheinen. Und könnten wir uns die Werkstätte eines Dichters, wie das Atelier eines Bildhauers sichtbar bevölkert denken mit den Producten seiner Phantasie, so würden riesengroß über alle Figuren, welche damals den jungen Goethe umgaben, zwei Gestalten hinausragen, von denen die eine wie ein unablöslich treuer Freund des Dichters ihn durch's ganze Leben begleitet hat, die andere ihm auch stets gegenwärtig blieb, aber ihm seltener nahe trat: Faust und Prometheus.

Es besteht die Neigung, wenn das Leben von Dichtern und Künstlern betrachtet wird, eine Anzahl von streng geschiedenen Perioden abzugrenzen und in scharfer Charakteristik diese Perioden als möglichst unähnlich darzustellen. So pflegt man für Goethe eine mit seinem Aufenthalt in Straßburg beginnende Epoche der Deutschheit anzusetzen; und in Weimar soll sich dann eine entschiedene Wendung zur Antike vollzogen haben. Auf die Zeit des Götz läßt man die Periode der Iphigenie folgen. Mit jener pflegt man vom nationalen Standpunkte die größten Sympathien zu äußern; in dieser beklagt man die Abkehr vom deutschen Leben.

Gegenüber einer gewissenhaften Erwägung der Thatsachen ist dieser für die Darstellung allerdings wirksame Contrast durchaus nicht aufrecht zu erhalten. In Straßburg hat Goethe sich nicht blos für Shakespeare begeistert, er hat auch den Homer gelesen. In Wetzlar studirte er Pindar, Theokrit, Anakreon. Neben dem Leben des Götz von Berlichingen will er das Leben des Sokrates dramatisiren. Kurz, das Interesse an der heimischen Vorzeit und am classischen Alterthum gehen mit geringen Schwankungen Hand in Hand. Die Ueber-

Digitized by Google

lieferungen des sechzehnten Jahrhunderts, wie die uralten mythologischen Dichtungen der Griechen liefern ihm seine Stoffe. Ein sagenhaft verdunkelter Magier der Reformationszeit ist ihm ebenso willkommen, wie ein hochstrebender Titan aus der hellenischen Fabelwelt, wenn sie ihm nur dienen, seine wogenden Phantasien in lebensvolle Figuren zusammenzufassen und sein bedrängtes Innere zu befreien.

Dicht hintereinander nehmen Faust und Prometheus die erste Form an. Es läßt sich beweisen, daß die ältesten prosaischen Theile des Faust, wovon uns nur zwei ganze Scenen übrig geblieben, dem Winter 1771 auf 72 angehören müssen, gleichzeitig dem ersten Götz. Und von den zwei Acten des dramatischen „Prometheus" steht jetzt fest, daß sie im Herbst 1773 fertig waren. Wenn der Faust dem ungestillten Drang nach Wahrheit in Goethe's Seele entspricht, so drückt der Prometheus das Selbstgefühl des Künstlers aus, der sein productives Talent als einzig sicheren Halt erfunden hat, da alles Andere um ihn her zu wanken beginnt, da Glauben und Vertrauen auf eine höhere Leitung unheilbar erschüttert sind. So faßt Goethe 1775, nachdem er die Vollendung des Dramas aufgegeben, die revolutionären und doch tröstlichen Grundgedanken desselben in dem berühmten Monologe zusammen, der Lessing's ganzen Beifall hatte, und in den peinlichen Erörterungen über Lessing's Spinozismus ohne Goethe's Wissen und Willen vor das Publicum gebracht wurde:

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei.

Vom Shakespeare sagt Goethe gleich nach seiner Rückkehr aus Straßburg: „Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe."

So erscheint Prometheus beim jungen Goethe immer als der Menschenbildner und als das Prototyp des Künstlers. Das dramatische Fragment zeigt ihn uns in seiner Werkstatt vor den Bildsäulen, die er geformt, denen Minerva nachher das Leben gibt. Unter ihnen befindet sich Pandora, die er vor Allen liebt. Sie ist ihm das heilige Gefäß der Gaben alle, die ergötzlich sind unter dem weiten Himmel, auf der unendlichen Erde. In ihr empfindet er Alles, was ihn je erquickt von Wonnegefühl, des Schattens Kühle, des Frühlings Sonne, des Meeres Welle, den reinen Himmelsglanz und Seelenruhgenuß. In einem wunderbaren Gespräch erinnert er sie an alle Freuden ihres jungen Lebens und beschreibt ihr den Tod, als den Augenblick, der Alles erfüllt, Alles was wir gesehnt, geträumt, gehofft, gefürchtet.

Wie er das Stück fortzuführen gedachte, entgeht uns. Welche Rolle Pandora weiter spielen sollte, können wir nicht wissen. Das ganze Fragment ist erst spät an's Licht getreten; und über die Fortsetzung war Goethe nachher selbst im Unklaren.

Dagegen wissen wir, daß in der Zeit des Zusammenwirkens mit Schiller der griechische Halbgott ihn noch einmal anzog. Kurz ehe der Faust in ihm wieder auflebte und der erste Theil der Vollendung nahe gebracht wurde, im Anfange des Jahres 1795, arbeitete er an einem befreiten Prometheus. Es sollte

Digitized by Google

eine Tragödie im altgriechischen Geschmacke werden, mit Chorgesängen, wie später die Helena im zweiten Faust. Kein Zweifel, daß sich Goethe auch darin als den Dichter der Versöhnung bewährt haben würde, daß der titanische Trotz zu mildem Ausklingen gebracht worden wäre.

Der Plan blieb unausgeführt; aber zwölf Jahre später, nach Schiller's Tod, ist der Dichter von Neuem, zum dritten Male, verstrickt in den alten griechischen Mythus aus der Urzeit des Menschengeschlechtes. Wie die Fabel schon bei den Hellenen viele Wandlungen durchlief, so hat auch Goethe frei darüber geschaltet, und das Festspiel „Pandora", dem unsere heutige Betrachtung gilt, zeigt uns die alten Personen in neuer Beleuchtung.

Pandora ist hier nicht des Prometheus geliebte Tochter. Sie ist eine Göttin und Schwester des Zeus. Alle Götter haben sie prachtvoll ausgestattet. So steigt sie zum Prometheus nieder; der weist sie streng zurück; sein Bruder Epimetheus dagegen nimmt sie enthusiastisch auf. Ein irdenes Gefäß ist ihre geheimnißvolle Mitgift; sie öffnet es; leichter Dampf quillt hervor; liebliche Götterbilder buntgedrängt schweben auf. Viele Menschen jagen ihnen nach, ohne sie zu erhaschen; Epimetheus jedoch hält sich an Pandora und „eignete — wie er selbst erzählt — das gottgesandte Wonnebild

Mit starken Armen meiner lieberfüllten Brust.
Auf ewig schuf da holde Liebesfülle mir
Zur süßen Lebensfabel jenen Augenblick."

Aber es kommt der Tag, wo Pandora von ihm scheiden muß. Von ihren beiden Töchtern nimmt sie die eine, Elpore, mit sich; die andere, Epimeleia, läßt sie dem Vater zurück. Vergebens seine Sehnsucht, in der er sich verzehrt. Nur eine leise Hoffnung bleibt ihm auf Pandorens Wiederkunft. Diese Wiederkunft aber steht wirklich in Aussicht; das Stück beginnt mit der Nacht, welche dem Tage ihrer Rückkehr vorausgeht.

Was uns von dem Goethe'schen Drama ausgeführt vorliegt, enthält theils Erinnerungen an Pandora, welche entweder Epimetheus allein in Monologen, oder er und sein Bruder in Wechselreden herbeiholen. Theils enthält es Beiträge zur Charakteristik der beiden Brüder: wir sehen Prometheus an der Arbeit mit seinen Schmieden; wir beobachten Epimetheus in seinem nächtlichen schlaflosen Wandern, in seinen morgendlichen Träumen. Die eigentliche Handlung aber wird durch die Kinder der beiden Brüder in das Stück gebracht: durch Phileros, den Sohn des Prometheus, und Epimeleia, die eine zurückgebliebene Tochter des Epimetheus.

Goethe macht die sonderbare Voraussetzung, daß Prometheus von der Existenz dieser Tochter Nichts wisse, daß auch Phileros das Mädchen, das er liebt, nicht kenne: und doch wohnen die Brüder dicht nebeneinander. Vor Anbruch des Tages eilt Phileros zu der Geliebten, die ihn im Garten erwartet und die Pforte für ihn offen gelassen hat. Ein Hirte aber kommt ihm zuvor, dringt ein, ergreift die Harrende. In diesem Augenblick erscheint Phileros, tödtet den Hirten und verfolgt das Mädchen, das er für untreu hält. Sie flüchtet in den Schutz ihres Vaters; aber es hilft ihr nichts; Phileros erreicht

Digitized by Google

sie und verwundet sie im Nacken. Erst Prometheus befreit sie und spricht ein strenges Urtheil über den gewaltthätigen Sohn:

Ueberwiesener!
Gerichteter! Dort ragen Felsen weit hinaus
Nach Land und See, dort stürzen billig wir hinab
Den Tobenden, der, wie das Thier, das Element,
Zum Grenzenlosen übermüthig rennend stürzt.
Jetzt löf' ich dich. Hinaus mit dir in's Weite fort!
Bereuen magst du, oder dich bestrafen selbst.

Phileros will das Letztere:

Ich eile zu scheiden, ich suche den Tod.
Sie zog mir mein Leben in's ihre hinein,
Ich habe Nichts mehr, um lebendig zu sein.

Daß Prometheus, Epimetheus und Epimeleia das ruhig anhören und ihn forteilen lassen, gehört wieder zu den Auffälligkeiten der Composition, die sich Goethe hier gestattet.

Phileros stürzt sich in's Meer. Unterdessen sind die Hirten, ihren von Phileros getödteten Genossen zu rächen, in das Besitzthum des Epimetheus eingebrochen und haben es in Brand gesteckt. Epimeleia will in den Flammen umkommen. Aber Prometheus sendet seine Krieger zu Hilfe; das Feuer schwindet; die Morgenröthe steigt herauf über das Meer. Sie ist als Göttin Eos gedacht und ruft die Fischer aus dem Schlafe zur Rettung des Phileros. Die vollzogene Rettung erzählt sie dem nun geängsteten Vater. Die Lebenslust läßt den Jüngling nicht untergehen; alle Fischer, alle Schwimmer sammeln sich um ihn, nicht zu retten, sondern gaukelnd mit ihm zu baden; Delphine drängen sich herzu und tragen ihn an's Land. Winzer treten ihm entgegen, wie ein Bacchus führt er sie an. Eos verkündigt ein allgemeines Fest und in dunklem Wort des Tages Schicksal. Sie scheidet mit dem bedeutenden Ausspruch:

Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren.

Hiermit schließt das Fragment. Goethe hat es an das Ende der abschließenden Gesammtausgabe seiner Werke gestellt, so daß die angeführten Worte gleichsam das Letzte sein sollen, was er seiner Nation zu sagen hat.

Das Fragment gehört zu dem Schönsten und Eigenthümlichsten, was wir von Goethe besitzen. Mehr als einmal fühlen wir uns an die vollendetsten Partien des zweiten Faust erinnert; directe Verwandtschaft der Motive läßt sich nachweisen. Mit großer Kunst sind die Scenen gegen einander contrastirt: auf schwere Accorde folgen muntere Weisen, auf sanfte Phantasien stürmisch rastlose Thätigkeit, auf liebliche Träume plötzlicher Schrecken, auf Kampf und Gewaltthat gefühlvoller Erguß, auf leidenschaftliche Erregung friedliche Lösung. Eminent dramatische Momente wechseln mit ergreifender, breit austönender Lyrik und kräftigen Chorgesängen. Ganz neue, wunderbare Effecte zeigen die vollendete Bühnenkunde des Autors. Plastisch und malerisch genommen, entrollen sich reizende wechselnde Bilder. Alle Künste der Decoration und Beleuchtung werden

Digitized by Google

in Anspruch genommen: eine weite Landschaft mit interessanten Gegensätzen thut sich vor uns auf; wir sehen sie erst bei Nacht, dann von einer Fackel erhellt, hierauf fangen mehrere Feuer in den Höhlen zu brennen an, die später wieder verlöschen und den Sternen und dem ersten Morgendämmern Platz machen; nachher färbt ein Flammenschein den Himmel roth, und er wird von der Eos abgelöst, die ihrerseits der Sonne selber weichen muß. Die scenischen Formen sind im Ganzen die der antiken Tragödie, aber mit voller Freiheit gehandhabt, die mannigfaltigen Rhythmen schmiegen sich genau der Situation und den Charakteren an, sie bleiben dem Geiste unserer Sprache überall vollkommen gemäß, nicht der leiseste Gedanke an Zwang oder Absicht könnte dabei aufkommen. Im Gebrauche der Sprache selbst entfaltet Goethe seine ganze ungeheuere Macht, und nur einige Dunkelheiten entspringen daraus, daß er nach einer strotzenden Pracht des Ausdruckes strebt, wie kaum irgendwo sonst.

Zu welchem Zweck aber sind alle diese Herrlichkeiten gehäuft? Wie wollte Goethe das Stück weiter führen? Welche Motive leiteten ihn bei der Behandlung und Umgestaltung des Stoffes? Was wollte er mit dem Ganzen sagen?

Ueber die beabsichtigte Fortsetzung gibt uns nur ein kurzes Schema Kunde, welches wenige Fragen beantwortet und viele offen läßt. Wir können es nur verstehen, wenn wir in die fertigen Theile des Werkes uns noch einmal vertiefen und die inneren Tendenzen Goethe's daraus zu errathen suchen.

Nach solchen Tendenzen zu fragen, hat man sich bei der Pandora seit jeher ebenso berechtigt gehalten, wie beim zweiten Theile des Faust. Und wie beim zweiten Faust, so sind auch hier die seltsamsten Deutungen zu Tage gefördert. Ich gehe nicht darauf ein. Ich suche vielmehr auf demjenigen Wege zum Ziele zu gelangen, der auch den zweiten Faust allmälig in sichere Beleuchtung rückt. Man muß von den gegebenen Elementen der Sage ausgehen und ihnen nicht von vornherein allgemeine Begriffe unterschieben. Man muß sorgfältig symbolische und allegorische Elemente scheiden und nicht erträumten Allegorien überall nachjagen.

Alles Symbolische erstreckt sich aus einem gewissen Vordergrund in einen ungewissen Hintergrund; alles Allegorische wirft nur im Vordergrund einen kurzen Schatten. Niemals läßt Symbolisches sich durch irgend eine Deutung erschöpfen; die Deutung der Allegorie erschöpft sie völlig. Bei symbolischen Gestalten oder Gefühlen kann der Dichter selbst nicht wissen, wie weit sie reichen; und jeder Leser, jeder Hörer hat ein Recht, hineinzulegen; je mehr er darin für sich findet, desto lieber kann es dem Autor sein. Bei der Allegorie bleibt dem Genießenden gar kein Spielraum für den Gedanken; er kann sich nur ergehen über die Fülle der Form. Symbole sind tief; Allegorien stets ein wenig flach.

Das Symbolische zieht sich durch die ganze Goethe'sche Poesie; und was er darunter versteht, hat er selbst deutlich gesagt. Symbolisch sind ihm „eminente Fälle, die in einer charakteristischen Mannigfaltigkeit als Repräsentanten von vielen anderen dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, Aehnliches und Fremdes in meinem Geiste aufregen und so von Außen wie von Innen an eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen." Wir

Digitized by Google

haben also den einzelnen vorliegenden Fall zunächst in der ihm eigenen charakteristischen Mannigfaltigkeit zu erkennen, möglichst bestimmt, möglichst individuell, nichts Bezeichnendes verwischend und verblasend; dann aber mögen wir untersuchen, wie weit die Erscheinung als Repräsentant von vielen anderen betrachtet werden kann, wie sie über sich selbst hinaus auf ein Größeres, Allgemeineres weise. In diesem Sinne werde ich zu zeigen versuchen, daß Prometheus und Epimetheus tief symbolische Figuren sind.

Das Allegorische andererseits meint zunächst Personificationen abstracter Begriffe. Seelenregungen, Affecte und Eigenschaften, menschliche Thätigkeiten werden als lebende Personen gedacht und durch bildende oder redende Kunst zu selbständigen Gestalten ausgeprägt. Auf unseren Monumenten sind sie zahlreich zu sehen und, obgleich die ästhetische Theorie Nichts von ihnen wissen will, anscheinend nirgends zu entbehren. Auch solche Allegorien enthält Goethe's Pandora: die Töchter des Epimetheus, Elpore und Epimeleia.

Aber gehen wir von den Vätern aus. Schon die Decoration weist uns von vornherein auf den Gegensatz zwischen Prometheus und Epimetheus. Links ist die Seite des Prometheus, rechts ist die Seite des Epimetheus. Links sehen wir Fels und Gebirg, die Menschen wohnen in rohen Höhlen, das wenige Gemauerte dient nur dem nächsten Bedürfniß, es ist ohne Schönheit und Symmetrie. Rechts dagegen gewahren wir die Anfänge der Architektur; Kunst und Bequemlichkeit machen sich geltend; eingefriedigte Besitzthümer breiten sich durch die Ebene aus; und aus wohlbestellten Gärten ragen Fruchtbäume empor. Offenbar sind Phantasie und Genuß dem Epimetheus näher verwandt als dem Prometheus.

Prometheus ist immer noch der Menschenbildner, wie in Goethe's Jugenddrama; noch immer stützt er sich trotzig auf eigene Kraft und will von Gaben der Götter Nichts wissen; aber er ist nicht mehr Künstler; er ist vielmehr der Feind aller Kunst. Die Menschen, welche Pandora's Gaben nachjagten, sind ihm ein verlorenes Geschlecht; seine Getreuen sind Schmiede, Hirten, Krieger, die Nützenden. Er ist der Thätige, voll Ungeduld zu wirken, streng. Vor Tagesanbruch steht er auf und schwingt die Fackel, ruft die Schmiede zu der Arbeit: „denn aller Fleiß, der männlich schätzenswertheste, ist morgendlich; nur er gewährt dem ganzen Tag Nahrung, Behagen, müder Stunden Vollgenuß.“ Den Schmieden, welche im Liede das Feuer preisen und die anderen Elemente herabsetzen, ruft er lobend zu: „Des thätigen Manns Behagen sei Parteilichkeit.“ Die Thätigkeit aber, die er begünstigt, ist blos auf den Nutzen gerichtet: Werkzeuge und Waffen sollen des Menschen Kraft in's Unendliche vermehren. Er kennt keine Kleinode, als welche dem Menschen täglich seine Faust schafft. Er kennt kein höchstes Gut: ihn dünken alle Güter gleich. Glück, Jugend, Schönheit sind ihm Dinge geringen Werthes. Die Frau will er nur als Magd. Pandorens Schmuck sieht er nur mit dem Auge des geschickten Handwerkers. Er ist ein fühlloser Realist: den Krieg nimmt er als Nothwendigkeit hin; wer von seinen Kindern stehe oder falle, kann ihm wenig Sorge sein. Er gibt sich als Fürst und Herrscher, stolz und machtfroh, verderbend und schützend, mit festem Willen gegen leidigen Zufall gerüstet; dem gewaltthätigen Phileros ist er in starrer Gesetzlichkeit ein

Digitized by Google

grausamer Richter. Die zarteren Empfindungen sind ihm fremd. Von festlichem Vergnügen will er Nichts wissen: „Des echten Mannes wahre Feier ist die That." Die Thräne in des Bruders Aug' ist ihm zuwider. Und doch blickt auch er freudlos in's Leben; der Bruder dauert ihn und gleichwol belobt er sein Geschick: „Zu dulden ist! Sei's thätig oder leidend auch."

Der leidende ist Epimetheus. Mit einem nächtlichen Monolog eröffnet er das Stück, wie Faust. Während Prometheus vor Tagesanbruch an die Arbeit geht, wandelt er die Nacht und findet nur des Morgens kurzen Schlaf. Er ist der Sorgenvolle, Schwerbedenkliche. Prometheus erwirbt: ihm wird geschenkt und genommen ohne sein Verdienst. Er ist kein thätiger Mann; er ist ein empfindsamer Greis, der in Erinnerungen lebt. Seine Jugend führte ihn von Fülle zum Entbehren, von Entzücken zu Verdruß. Trübe Trauer verdüstert ihm den Blick in's Leben: „Menschenpfade, zu erhellen sind sie nicht." In seinen Träumen nur wird ihm wohl, oder wenn die Phantasie ihm ganz die Herrliche, Verlorene vor die Sinne zaubert: da meint er sie auf ewig zu besitzen, in glühendem Preis ihrer Schönheit ergeht er sich; aber der Schmerz des Verlustes ergreift ihn von Neuem, trostlos zu sein ist ihm der schönste Trost, die Geschiedene sich zu vergegenwärtigen erscheint ihm als eitles Mühen, und indem sich das Bild der Geliebten schattenhaft auflöst, zerrinnt er in Thränen — keine Mahnung des ernsten Bruders kann sie zurückdrängen:

Der Thränen Gabe sie versöhnt den grimmsten Schmerz;
Sie fließen glücklich, wenn's im Innern heilend schmilzt.

Während der Brand seines Besitzthums den weniger betheiligten Bruder gleich zu rettender That auffordert, läßt er es gleichgültig geschehen:

Was hab' ich zu verlieren, da Pandora floh!
Das brenne dort! Viel schöner baut sich's wieder auf.

Erst Epimeleia's Noth drängt auch ihn zum Handeln.

Wir sehen, Epimetheus ist jetzt mehr Künstler als Prometheus. Wenigstens mit dem Worte, als ein Dichter, sucht er herzustellen, was in seiner Phantasie lebendig webt. Prometheus verachtet die Schönheit: Epimetheus widmet ihr einen schmerzlich sehnsüchtigen Cultus.

Der Gemüthszustand des Epimetheus, so glänzend klar direct geschildert, wird nun aber auch indirect durch eine Allegorie ausgedrückt, welche ihrerseits so durchsichtig ist, daß ich nicht begreife, wie man ihren Sinn verkennen konnte. Elpore und Epimeleia sind seine und Pandorens Töchter. Elpore ist ihm entzogen und besucht ihn nur in seinen Träumen. Epimeleia ist ihm geblieben. Elpore bedeutet wörtlich die Hoffnung, Epimeleia bedeutet wörtlich die Sorge. Also: die Hoffnung ist ihm genommen, die Sorge ist ihm geblieben.

Die beiden Gestalten sind ganz demgemäß ausgeführt. Epimeleia ähnelt dem Vater, Elpore der Mutter.

Epimeleia neigt sich liebedürftig, hilfsbedürftig, tiefen Blicks dem Vater zu; sie ist die Sinnende, die Ruhige; auf ihrer Stirne weilt frühzeitiger Ernst. Um den Vater trägt sie zarte Sorge manche Tage; und nachdem sie Liebesglück und Liebesleid erfahren, trägt sie Sorge um sich selber, und zur Sorge schleicht

sich ein die Reue. In ergreifend melancholischer Wiederholung stößt sie bittre Klagen aus:

Ach, warum, ihr Götter, ist unendlich
Alles, Alles, endlich unser Glück nur!
Sternenglanz, ein liebereich Betheuern,
Mondenschimmer, liebevoll Vertrauen,
Schattentiefe, Sehnsucht wahrer Liebe
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

Elpore dagegen ist lebendig und schalkhaft; die Mutter hat sie mit sich fortgenommen; aber gegen Ende der Nacht mit dem steigenden Morgensterne besucht sie den Vater, die schlanke, holde, niedliche Gestalt. Er ruft sie näher heran, da kennt er sie nicht mehr: die Hoffnung ist immer ein Fernes. Sie eilet fort, nach Liebenden zu blicken, sie verspricht Pandorens Wiederkehr. Sie kann der Menschen Wünsche nicht versagen, ihr mitfühlend Herz antwortet jeglichem Begehren: „Ja!" Doch Macht, Reichthum, Glanz und Einfluß gewährt sie nicht: „Hoffe Niemand solche Güter; wer sie will, ergreife sie." Nur der Liebende braucht sie, nur ihm dient sie; sie gewährt ihm Glauben an Gegenliebe und Treue, die man in der That nicht ergreifen, herbeizwingen, nur im Glauben und Hoffen besitzen kann. Sie ist's, Elpore, welche Getrennte zusammenhält, Geschiedene mit einander verbindet, der wiederkehrenden Pandora erste Vorläuferin, des Epimetheus grausam gefällige, schmeichelnde, kosende, schwankende, fliehende Morgentraumgespielin. In aller Verzweiflung hat sie ihn nie gänzlich verlassen. Der lebensmüde Greis, tausendmal getäuscht, liebt die Täuschung und unterliegt ihr jedesmal von Neuem.

Die Scene, in welcher Elpore auftritt, gehört zu dem Graziösesten, was die Poesie aller Zeiten aufzuweisen hat. Dabei ist die Rolle echt dramatisch gedacht; die Grazie liegt nicht blos in den Reden, sondern auch in den Geberden; Elpore ist fortwährend in Bewegung und sie hat Bewegungen des verschiedensten, immer lieblichen Charakters auszuführen. „Nie," sagt Wilhelm Schlegel „hat die Hand des Meisters seine zart verschmolzenen Farben duftiger aufgetragen."

Elpore und ihre Schwester sind aus moralischen Begriffen vollständig lebendige Wesen geworden; jeder Zug ist bedeutsam und jeder Zug doch echt menschlich. In ihnen hat sich das nebelhaft Abstracte zu glaubhaften Individuen krystallisirt. Dagegen ist bei Prometheus und Epimetheus von mythologischen Individuen ausgegangen und der gegebene Contrast des praktischen und des unpraktischen Menschen ist so vertieft, es sind so viele bezeichnende und den Charakter ausbildende Züge hinzugefügt, daß die Individuen symbolisch für große menschliche Geistesrichtungen werden, daß sie vor uns stehen wie zwei Hemisphären der sittlichen Welt, die wir mit dem Sprachgebrauche des Mittelalters als vita activa und vita contemplativa, als das thätige und beschauliche Leben bezeichnen können. Schon Aristoteles erörtert diese Gegensätze und ertheilt der beschaulichen, theoretischen, der reinen Denkthätigkeit den Preis; das Mittelalter aber begreift in der Contemplation alle Frömmigkeit, alle Versenkung, allen höheren Schwung der Seele.

So ungefähr wird es auch Goethe meinen: Prometheus ist der Utilitarier; Epimetheus umfaßt Alles, was über den nahen Nutzen hinausgeht. Und wenn

Digitized by Google

Goethe auf diese Gegensätze von vornherein unsere Aufmerksamkeit festigt, wenn sie durch das ganze Stück sich hindurchziehen: so muß das Ziel, das er anstrebt, die Versöhnung der Gegensätze oder die Ueberwindung des einen durch den anderen sein.

Das bestätigt wirklich die erhaltene Skizze der Fortsetzung, wenn es auch nicht vollkommen deutlich wird, ob Prometheus versöhnt oder besiegt erscheinen sollte. Die Versöhnung liegt in der Verbindung der Kinder: Phileros und Epimeleia als Liebes- und Brautpaar verwandeln den Zwiespalt der Väter in Einheit und Harmonie.

Schon in dem ausgeführten Fragmente sehen wir, daß nicht blos äußerlich Phileros zu dem Geschlechte des Epimetheus gezogen wird; er ist innerlich dem Epimetheus ähnlich: denn er empfindet, was sein Vater entbehrt, den unentrinnbaren Zauber der Schönheit, der Form.

> Nun sage mir, Vater, wer gab der Gestalt
> Die einzige furchtbar entschiedne Gewalt?
> Wer führte sie still die verborgene Bahn —
> Herab vom Olymp? Aus dem Hades heran?

Phileros ist von Goethe gar nicht näher charakterisirt. Er ist ganz, was der Name besagt, der Gernliebende, der Lieberfüllte; ganz Jüngling, ganz Leidenschaft, zu rascher That bereit, stürmisch zur Geliebten eilend, stürmisch die Schuldiggeglaubte verwerfend und allen Reiz für Trug erklärend, wie sich der Vater gegen Pandora verschloß. Sie dagegen, ganz Empfindung, ganz schmelzend und weich, zeigt die Natur ihres Vaters, weiblich, verjüngt. Die Jugend unterscheidet beide von ihren Vätern; die Jugend, welche auch den Prometheussohn der Liebe zugänglich macht und den allmächtigen Trieb entfesselt, der die Gegensätze nähert und verbindet.

Wir haben Phileros verlassen, wie er aus dem Meer auftauchte und mit Fischern und Winzern gleich einem Bacchus daherzog. So sollte er im Anfang der Fortsetzung die Bühne betreten. Zugleich aber bereitet sich Pandorens Wiederkunft vor. Wie sie bei ihrem früheren Erscheinen ein irdenes Gefäß als geheimnißreiche Mitgift brachte, so geht ihr jetzt ein räthselhafter Kasten, die Kypsele, vorher, dem gegenüber sich sofort zwei Parteien bilden. Vater und Sohn sind nun getrennt; Phileros heißt sie willkommen, Prometheus will sie beseitigen und vergraben. Nach und nach sammeln sich alle Mitspielenden. Die Krieger, welche Prometheus aussandte, kehren mit gefangenen Hirten zurück. Epimetheus bringt die gerettete Epimeleia. Die Kypsele wird betrachtet und erläutert; Bilder müssen auf ihr zu sehen sein; und sie haben offenbar Beziehung etwa früher auf Pandora und Epimetheus, jetzt auf Epimeleia und Phileros. Eine Prophezeihung auf Pandorens Wiederkehr liegt wol darin. Aber der Kampf erhebt sich von Neuem. Prometheus will die Göttergabe beseitigen; die Krieger wollen sie zerschlagen, den Inhalt rauben; die Schmiede wollen sie schützen und etwa stückweis auseinander nehmen, um daran zu lernen. Epimetheus natürlich wehrt alle Andringenden ab.

Da erscheint endlich Diejenige, auf welcher Alles bis dahin vorbereitet: Pandora — und paralysirt die Gewaltsamen. Um sie bildet sich neue Parteiung;

ihr Wesen enthüllt sich; die Kypsele eröffnet sich; wir blicken in einen Tempel; Dämonen sitzen darin, welche Wissenschaft und Kunst bedeuten oder diesen beiden dienen. Alsbald aber verhüllt sie ein Vorhang. Phileros und Epimeleia werden verbunden und zur Priesterschaft geweiht. Während der Tempel so der Erde gewonnen wird, geht die Sonne völlig auf, Epimetheus verjüngt sich und wird mit Pandora in's Jenseits entrückt. Nachdem die Schlußchöre gesungen, tritt Elpore noch einmal hervor und redet die Zuschauer an; sie ist jetzt kühn geworden, da sich ihre Voraussagen erfüllt haben und die beiden Liebenden des Dramas beglückt sind.

So ungefähr können wir uns den Verlauf denken; denn selbst in dieser dürftigen Skizze bleiben noch Unsicherheiten. Die Angaben sind leider höchst lakonisch und vieldeutig.

Nun aber: was ist Pandora?

Zunächst, wie Prometheus und Epimetheus, nichts Anderes als die mythologische Figur, aber symbolisch vertieft. Sie bleibt auch hier, wie es der Name besagt, die Allbegabte; „allschönst und allbegabtest“ wie Epimetheus sie bezeichnet. Sie ist von strenger, erhabener, fast schreckender Schönheit, nicht schmeichelnd und lieblich. Die Allbegabte, der Inbegriff aller Vollkommenheit, wird in leicht verständlichen Gegensatz gestellt zu dem Inhalt ihres ersten mitgebrachten Gefäßes: Liebesglück, Schmuck, Gewalt, Koketterie, sie alle können Lust gewähren, aber sie alle sind Trug und Wahngebilde; Pandora allein ist das echte, wahre Beglückende. Sie bringt bei ihrer Wiederkunft den Menschen symbolische Gaben, welche die Fülle des Begehrenswerthen ausdrücken, das Jeder sich wünscht. Sie bringt Glück und Bequemlichkeit. Und den Werth ihres Kommens umschreibt Goethe im Schema der Fortsetzung durch folgende einzeln an einander gereihte Worte: „Schönheit“ — sie steht an der Spitze und scheint alles Andere zu befassen; dann: „Frömmigkeit, Ruhe, Sabbath, Moria.“ Moria, das ist der Berg, auf welchem Salomo den Tempel gründete, wie sich nachher in der Kypsele ein Tempel aufthut, worin Kunst und Wissenschaft verehrt werden. Dieser Tempel ist die Gabe, welche Pandora den Menschen nun für immer zurückläßt.

Man erschöpft das Wesen Pandora's nicht, wenn man sie die Schönheit oder gar die Dichtung nennt. Man beschränkt dadurch die Allbegabte auf eine einzelne Gabe. Pandora umfaßt vielmehr alle idealen Güter der Menschheit. Die Schönheit freilich zuerst, aber die Schönheit im weitesten Sinne, Alles, was das Leben verschönt und beglückt, schmückt und froh macht, die Schönheit, die zur Erkenntniß leitet, die edelste Lust, das ewig Gute. Pandora umfaßt Alles, wonach der ideal gestimmte Mensch, wonach Epimetheus sich sehnt. Aber seine eigene Kraft kann es nicht festhalten: die Götter müssen es gewähren.

Goethe hat in seiner Pandora nach der Weise des Plato einen Mythus erfunden oder vielmehr einen gegebenen Mythus umgestaltet, um darin zu zeigen, wie Kunst und Wissenschaft auf die Erde gekommen sind. Das Ideal bleibt ein Jenseitiges, welchem aber beide huldigen. Wo sich Leidenschaft und Tiefe, heftiges Begehren und liebevolles Sorgen, jenes gemildert, dieses beglückend erfüllt, beide geläutert, verbinden: da ist die Kluft zwischen der Thätigkeit und der Beschaulichkeit, zwischen dem Realen und Idealen überbrückt, da scheint sich

das Göttliche auf die Erde herabzulassen und spendet unvergänglichen Segen. Es bringt den Feiertag, die schöne Ruhe. In diesem Elemente wird das Alter verjüngt, die Sehnsucht gestillt. „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“

Aber ganz durchdrungen ist der Dichter von menschlicher Ohnmacht. Alles wird dem Menschen durch Gnade, Nichts durch Verdienst. In irdisch kurzsichtiger Gerechtigkeit schickt ein Vater seinen Sohn in den Tod, welcher doch zu höherem Leben aufbewahrt bleibt. Ohne jede Frucht verzehrt sich ein edler gefühlvoller Mensch in Sehnsucht, welche zuletzt nur die Gunst des Schicksals erfüllt.

Das Trübe, Gedrückte, Schwere empfindet man zuerst in dem Drama. Es ist nicht anders möglich, als daß Epimetheus viel persönlichen Gehalt aus Goethe's eigener Seele gewonnen habe. Er selbst stellt das Werk dicht neben die gleichzeitigen „Wahlverwandtschaften“. „Pandora sowol als die Wahlverwandtschaften, bemerkt er, drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also neben einander gar wohl gedeihen.“ Und auch von der Pandora gilt was er von den Wahlverwandtschaften später sagte: Niemand verkennt darin eine tiefleidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet. Epimeleia hat eine gewisse Verwandtschaft mit Ottilie, Elpore eine geringere mit Luciane. Merkwürdig, daß der Name Pandora in Goethe's Tagebuch, am 27. Juli 1806 zuerst, dicht neben Frau von Lewezow und in solcher Weise auftaucht, daß diese ein Motiv dazu gegeben haben muß. Neben derselben Frau von Lewezow, deren Tochter Ulrike sechzehn Jahre später den Greis so im Innersten entflammte und die er in der Marienbader Elegie als Pandora bezeichnet:

Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabesel'gen Munde,
Sie trennen mich und richten mich zu Grunde.

Es ist wieder vollkommen die Stimmung des Epimetheus. Dieselbe Stimmung aber schon 1806 gibt uns ein Räthsel auf, das wir nicht durchdringen können. Gleichzeitig mit der Pandora sind vielleicht die entsetzlichen Worte im Faust geschrieben, mit denen er Hoffnung, Glauben und Geduld verflucht. Die öde Einsamkeit, in welcher Schiller's Tod ihn zurückließ, reicht zur Erklärung nicht aus. Auch die Schlacht bei Jena und die nationale Erniedrigung jener Jahre könnte nur ein Motiv neben anderen sein.

Mit größerer Entschiedenheit aber dürfen wir sagen, daß die Pandora, wie sie jetzt vorliegt und werden sollte, eine Frucht des Friedens von Tilsit ist. Damals, 1807 und 1808, nach dem Eintritte des ersehnten Friedens, regte es sich allenthalben in Deutschland. Nicht blos die preußische Verwaltung sammelte sich zu neuer Kraft. Auch Dichter und Schriftsteller glaubten ihre Zeit jetzt wiedergekommen und suchten die erwachende Aufmerksamkeit des Publicums für literarische Journale zu gewinnen. So wollten unter Anderen zwei mit Goethe befreundete junge Männer, Leo von Seckendorf und Dr. Stoll, eine Zeitschrift „Prometheus“ herausgeben. Der Moment schien ihnen günstig — wie sie sich

ausdrückten — „jene herrliche Pflanze des Himmels: rein menschliche Schönheit auf Erden gedeihen zu machen". Keine Aufklärungsfackel soll ihr Prometheus anzünden, sondern ähnlich einem friedlichen Hirtenfeuer soll sie nächtlich irre Tritte zu geselliger herzergießender Erheiterung leiten.

Diese Zeitschrift nun eröffnete Goethe mit seiner Pandora. Er nannte sie damals „Pandorens Wiederkunft" und „ein Festspiel". Das Fest, das er damit feiern wollte, kann nur die Rückkehr des Friedens sein. Und ein ähnlicher Gedanke, wie er die jungen Freunde beseelte, muß auch ihm vorgeschwebt haben. Sein Prometheus gibt zu Anfang des Dramas den Schmieden die Anweisung, nur noch Waffen zu fertigen: seine Krieger sollen ausziehen und alle Welt verdrängen. Die Einseitigkeit des Prometheus aber wird überwunden. Krieger und Schmiede müssen zurückstehen. Winzer, Fischer, Ackerbauer, Hirten begrüßen Pandoren mit Freude. Die Künste des Friedens sollen erblühen.

So ist denn Goethe's Pandora ein Denkmal aus der dunklen und doch glorreichen Epoche, in welcher sich Deutschland nach tiefem Falle sammelte und stärkte zu neuer Erhebung. Damals schärfte der große Dichter, Denker und Prophet seinen Deutschen ein, und wir dürfen es als ein Vermächtniß nehmen für alle Zeit: das Menschliche ist nicht in prometheisch äußerer Kraft und Tüchtigkeit beschlossen, nicht in Arbeit, Gewerbfleiß, Reichthum, kriegerischer Machtentfaltung. Ein Höheres, Geistigeres muß hinzukommen, die Güter, nach denen der beschauliche Mensch verlangt, die ewige, sittliche Schönheit, womit Kunst und Wissenschaft das Leben schmücken.

Ausführungen.

Die vorstehende Betrachtung ist mit geringen Abweichungen in der Berliner Singakademie am 11. Januar 1879 vorgetragen worden. Sie sollte und konnte kein erschöpfender Commentar zu Goethe's „Pandora" sein. Reden, die an eine begrenzte Zeit gebunden sind, muß man stets künstlich arm machen, d. h. auf wenige Motive zurückführen, selbst um den Preis, daß Wichtiges bei Seite bleibe. Ich hätte die fallen gelassenen Motive für den Druck wieder hineinarbeiten können; aber ich stand davon ab: der Aufsatz wird auch gedruckt seinen Zweck so besser erfüllen. Er soll zunächst für die Schönheit einer Dichtung Propaganda machen, welche weit weniger gekannt ist, als sie verdient; er soll außerdem für die Lectüre einige leitende Gesichtspunkte angeben, welche das Verständniß erleichtern. Die „Pandora" ist schön, auch für den, der sie nicht zu deuten weiß. Man kann sich an dem Dufte der Blüthe erfreuen, ohne ihr in den Kelch zu schauen. Aber wenn der tiefere Blick vergönnt wird, so fühlen wir uns immer bereichert. Ein Abschluß der Forschung ist keineswegs erlangt, und es fällt mir nicht ein, die Ansichten, die ich hinstelle, für unwiderleglich oder für unwiderruflich zu halten.

Dieselben stimmen am meisten überein mit der Auffassung eines Ungenannten, welche Düntzer in der Schrift über Prometheus und Pandora (Leipzig 1850) S. 114 mittheilt. Schöll in seinen tiefsinnigen Betrachtungen (Frankfurter Museum 1858, Nr. 47—52) faßt mir zu sehr alle einzelnen Vorgänge alle-

gorisch: er hat bei Pandora an Minna Herzlieb gedacht und den Zusammenhang mit dem Vorspiele von 1807 hervorgehoben, den auch Herr von Loeper stark und mit Recht betont (Hempel XI, S. 80), indem er Goethe's Aeußerung beibringt: „Die Hoffnung muß wieder eintreten, und dann kommt auch sogleich die Thätigkeit wieder, durch welche, wenn man es genau besieht, die Hoffnung in jedem Augenblicke realisirt wird". Dankbar benutzt habe ich natürlich den Commentar von Strehlke (bei Hempel X, S. 293) und den neuesten von Düntzer (Erläuterungen zu Goethe's Werken XVII. Leipzig 1874). Uebereinstimmung und Abweichung im Einzelnen kann ich hier weder darlegen noch begründen.

Die wichtigste Erläuterung zu dem Gegensatze zwischen Prometheus und Epimetheus gibt Goethe selbst in der Geschichte der Farbenlehre (Ausg. letzter Hand 53, 76). Die Stelle darf hier nicht fehlen:

„Es gibt zwei Momente der Weltgeschichte, die bald auf einander folgen, bald gleichzeitig, theils einzeln und abgesondert, theils höchst verschränkt, sich an Individuen und Völkern zeigen.

„Der erste ist derjenige, in welchem sich die Einzelnen neben einander frei ausbilden; dies ist die Epoche des Werdens, des Friedens, des Nährens, der Künste, der Wissenschaften, der Gemüthlichkeit, der Vernunft. Hier wirkt Alles nach Innen und strebt in den besten Zeiten zu einem glücklichen, häuslichen Auferbauen; doch löst sich dieser Zustand zuletzt in Parteisucht und Anarchie auf.

„Die zweite Epoche ist die des Benutzens, des Kriegens, des Verheerens, der Technik, des Wissens, des Verstandes. Die Wirkungen sind nach Außen gerichtet; im schönsten und höchsten Sinne gewährt dieser Zeitpunkt Dauer und Genuß unter gewissen Bedingungen. Leicht artet jedoch ein solcher Zustand in Selbstsucht und Tyrannei aus, wo man sich aber keineswegs den Tyrannen als eine einzelne Person zu denken nöthig hat; es gibt eine Tyrannei ganzer Massen, die höchst gewaltsam und unwiderstehlich ist."

Man erkennt ohne Mühe in der ersten Epoche das Wesen des Epimetheus und der ihm Beigeordneten; in der zweiten Epoche das Wesen des Prometheus mit seinen Kriegern und Schmieden.

Goethe wendet das Prometheische auch auf seinen Freund Zelter an zur Erwiderung eines Berichtes über dessen mannigfaltige Thätigkeit (aus Carlsbad 30. August 1807): „Es ist wirklich etwas Prometheisches in Ihrer Art zu sein, das ich nur anstaunen und verehren kann. Indessen Sie das kaum zu ertragende gefaßt und gelassen tragen und Sich Plane zu künftiger erfreulicher und schaffender Thätigkeit bilden, habe ich mich wie ein schon über den Cocyt Abgeschiedener verhalten und an dem Letheischen Flusse wenigstens schon genippt."

Der Gegensatz zwischen dem thätigen und beschaulichen Leben liegt schon in Antonio und Tasso vor; ebenso im Wilhelm Meister; Faust beginnt mit der Contemplation und endigt mit der Activität. Herr von Loeper verweist auf Goethe's Spruch 494: „Nachdenken und Handeln u. s. w." Dr. Daniel Jacoby erinnert an Schiller's berühmte Gegenüberstellung des Realisten und Idealisten in der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung und meint, sie habe Goethe bei seiner Charakteristik des Prometheus und Epimetheus vorgeschwebt. Dann könnte man auch Aristoteles und Plato in der Geschichte der Farbenlehre

herbeiziehen, würde dadurch aber von dem allgemeinen sittlichen Gebiete hinweg zu speciellen Richtungen des Schaffens oder Denkens abgeführt.

Werther, Tasso, Epimetheus, Ottilie gehören in eine Reihe. Phileros wüthet in der Leidenschaft gegen die Geliebte und gegen sich selbst: das Schuldgefühl, das ihn in den Tod treibt, vergleicht sich mit Goethe's Schuldgefühl gegenüber Friederike. Er sucht den Tod, wie Werther; aber er kommt nicht um, er rafft sich auf, wie der junge Goethe, und wird der bacchische Held des Sturmes und Dranges. Goethe nimmt seine eigene Jugend als typisch, und sie ist es auch in Schuld, Buße, Leistung.

So hat denn Schubarth (Zur Beurtheilung Goethe's 1, 33) nicht Unrecht, wenn er die Pandora noch in einem besonderen Sinne „Allgabe des Goethe'schen Vermögens" nennt und dies dahin erläutert (1, 161), daß der Leser in ihr aus einer leichtfaßlichen Masse Dasjenige entwickelt erhält, worauf der Werther, der Meister, Faust, die Wahlverwandtschaften, Jedes einzeln und vereinzelt, mit großer Anstrengung zielen, ohne es doch als reines Ganze mit einem Male zu überliefern. Goethe selbst scheint Schubarth's Urtheil gegen Eckermann's Widerspruch zu billigen (21. October 1823).

In die Zeit nach Schiller's Tod und nach der Schlacht bei Jena gehören, wie ich an einem anderen Orte wahrscheinlich zu machen suchen werde, die bitteren Worte Faust's: „Entbehren sollst Du, sollst entbehren! das ist der ewige Gesang" u. s. w. Es gehören dahin ferner die Anfänge der Wanderjahre, der „Entsagenden", die Wahlverwandtschaften und Pandora.

Goethe's Gemüthszustand in jener Zeit, über den er sich zu Niemand offen geäußert hat, bleibt räthselhaft, wenn sich eine Leidenschaft zu Minna Herzlieb nicht erweisen läßt; die Sonette klingen allerdings, verglichen mit der Stimmung in den Wahlverwandtschaften und der Pandora, sehr friedlich. Den politischen Druck aber muß man viel höher anschlagen, als man in der Regel thut. Die Briefe an Knebel nach der Schlacht bei Jena zeigen einen Tieferschütterten, der sich mühsam aufrecht hält durch geistige Thätigkeit. „Es war nicht Noth, mich der öffentlichen Angelegenheiten anzunehmen, indem sie durch treffliche Männer genugsam besorgt wurden; und so konnt' ich in meiner Klause verharren und mein Innerstes bedenken" (an Zelter 26. December 1806). Aber es gibt ein entsetzliches Gefühl von Ohnmacht, in großen weltgeschichtlichen Entscheidungsmomenten thatlos zuschauen und, nur um nicht allen Halt zu verlieren, sich an fernliegende geistige Thätigkeit anklammern zu müssen. Ganz so aber fühlt es Goethe nicht, oder wenn er so fühlt, so gesteht er sich es nicht ein. Er hat sich längst befestigt in dem Glauben, daß nur tüchtiges Wirken in dem eigenen engsten Kreise frommen könne. Auch dieses scheint ihm jetzt bedroht. Es gilt für den Einzelnen in der hereinbrechenden Verheerung zu retten, was zu retten ist. „Man muß von einem Tage zum anderen leben und eben thun und leisten, was noch möglich ist" (an Zelter 4. Mai 1807). „Wir leben unter neuen Bedingungen . . . Wo man hinsieht und hintritt, sieht es wild und verworren aus . . . haben wir ein halbes Jahr hin, so sieht man eher, was sich herstellt, oder was verloren ist, ob man an seiner Stelle bleiben kann, oder ob man wandern muß; und das Letzte sollte man gewiß nur im äußersten

Digitized by Google

Nothfall ergreifen. Denn der Boden schwankt überall, und im Sturm ist es ziemlich gleich, auf welchem Schiff der Flotte man sich befindet" (an Wolf 28. November 1806).

Es ist stets demoralisirend, in der Minorität zu sein; es hat etwas Entsetzliches, einer großen Bewegung unserer Nation gegenüber sich absondern zu müssen und, leidenschaftlich theilnehmend an dem Wohl und Weh der Unsrigen, als ein scheinbar Theilnahmloser isolirt zu bleiben. Goethe wird ungeduldig, „wenn die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat"; und was er bei der politischen Veränderung am meisten beklagt, ist der frühere Zustand des nördlichen Deutschland, welcher dem Einzelnen erlaubte, sich auf seine Weise auszubilden und das Rechte zu thun, „ohne daß jedoch das Ganze jemals eine sonderliche Theilnahme daran bewiesen hätte" (an Zelter 1, 267).

Gegenüber allem drängenden Unheil sucht sich Goethe durch gesammelte Arbeit zu behaupten. Er thut, als hätte er sein Testament zu machen. Er bringt seine Ehe in eine legitime Form. Er führt die noch zu Schiller's Lebzeiten vorbereitete (Schiller-Cotta S. 534, 537, 543) Gesammtausgabe seiner Schriften zu Ende (1806—1808). Er vollendet den ersten Theil des Faust. Er sucht seine naturwissenschaftlichen Ideen zum Abschluß zu bringen, vor Allem die Farbenlehre. Mit Einem Wort: er sucht der Vergessenheit und Vergänglichkeit zu entziehen, was er gedacht und geleistet hat (an Zelter 27. März 1807). Es war nur natürlich, daß sich daran die Selbstbiographie schloß.

Im Herbst 1809 fand man Goethe so aufgeregt und kräftig, wie seit zehn Jahren nicht (Schiller-Cotta S. 563). Er hatte sich herausgerissen. Vorher aber geht eine dunkle Epoche, bezeichnet durch den Tod Schiller's, der Herzogin Anna Amalie, der Frau Rath Goethe, durch körperliche und seelische Leiden, durch trübsten Pessimismus in der Poesie.

Ein Zeugniß für die innere Wendung zum Besseren gibt Goethe am 28. September 1807 (an Reinhard S. 13): „Im Ganzen habe ich jedoch, wie ich gern gestehen will, seit einiger Zeit wieder guten Muth. Es scheint, daß die menschliche Natur eine völlige Resignation nicht allzu lange ertragen kann." Daran knüpft er die Ankündigung seines Weimarer „Vorspieles", das sich — wie man wol sagen darf — aus der „Pandora" abgesondert hat.

Ueber das Journal, worin die Anfänge von „Pandorens Wiederkunft" erschienen, schreibt Reinhard an Goethe (S. 25): „Ich habe das erste Stück der neuen Wiener Zeitschrift Prometheus gelesen und ihre Tendenz ist mir merkwürdig und lieb. Ob aber solche Früchte, auf österreichischen Stamm geimpft, gedeihen werden, ist die Frage..... Sonderbar, wenn es gelänge! Welche Zeiten, die eine solche Erscheinung hervorbringen können!" Goethe in seiner Erwiderung empfiehlt dem Freunde die Pandora (S. 32): „Sie ist mir eine liebe Tochter, die ich wunderlich auszustatten gedrungen bin." Er wiederholt die Empfehlung am 22. Juli 1810 (S. 89), nachdem „Pandora ein Taschenbuch", d. h. was wir von dem Stücke fertig besitzen, erschienen war. „Eigentlich ist es nur ein Dramas-Theil von wunderbarem Inhalt und seltsamer Form . . . Vielleicht

Digitized by

kostet es einige Ueberwindung, sich hineinzufinden, die aber nicht ganz ohne Frucht bleiben wird." Er nennt es später „lakonisch zusammengearbeitet" (S. 100). Sonderbar scheint ihm aufzufallen, daß Reinhard ihn nach der Lectüre als ewig jugendlichen Prometheus anredet, während er doch in den Epimetheus mehr sein persönliches Fühlen gelegt hatte, was Reinhard, der nach Goethe'schen Aeußerungen in Carlsbad 1807 die „Wahlverwandtschaften" intim zu verstehen glaubte (S. 69), hätte merken müssen. Goethe aber erinnerte sich dabei an Merck's Wort: „Das, was Du lebst, ist besser, als was Du schreibst." Auch im Epimetheus, dürfen wir vermuthen, stellt ein Genesener seine Krankheit dar. —

Indem ich von dem hier erreichten Punkte aus noch einmal auf Einzelnheiten zurückblicke, möchte ich hervorheben, daß bei Deutung des Schemas der Fortsetzung mich der Grundsatz geleitet hat, keine Figuren zuzulassen, welche nicht das schon in der Zeitschrift „Prometheus" gegebene Personenverzeichniß enthält.

Daß Hoffnung und Sorge aus dem phantastischen Geschlechte des Ideals und des nach dem Ideale Sehnsüchtigen stammen, daß Elpore und Epimeleia die Töchter der Pandora und des Epimetheus sind, wird Jedermann begreifen. Die Liebe tritt in Phileros und Epimeleia als eine verderbliche Leidenschaft auf. Durch sie wird bei Phileros die That zur Unthat, bei Epimeleia die Sorge zur Reue; mit den griechischen Worten könnte man sagen: Epimeleia wird Metameleia. Beide suchen den Tod: Phileros in den Wellen, Epimeleia in den Flammen. Diesen Excessen der Leidenschaft wirkt der Wille der Götter entgegen. Für Phileros ist die Mäßigung und Rettung der bacchische Taumel: „Dionysisch. Völliges Vergessen": so sagt das Schema. Ohne Zweifel ist an den Enthusiasmus, als die Quelle der Dichtung, vielleicht auch noch besonders an den Zusammenhang des Dramas mit dem Dionysuscult gedacht. Für Epimeleia ist die Mäßigung und Rettung, was sie von der Außenseite der Kypsele abliest und deutet; bezeichnet durch die Worte des Schemas: „Vergangnes in ein Bild verwandeln. Poetische Reue, Gerechtigkeit." Die lösende, sühnende Macht der Poesie: wieder Goethe's Eigenes typisch genommen und verallgemeinert. So sind Phileros und Epimeleia vermöge der inneren Läuterung, welche durch Gunst der Götter die Liebe in ihnen hervorbringt, ganz besonders vorbereitet auf den Inhalt der Kypsele.

Wenn aber dieser Inhalt nicht blos Kunst, sondern auch Wissenschaft darbietet und jene Vorbereitung nur der Kunst zu gelten scheint, so ist auf die Betrachtungen Goethe's, wieder in der Geschichte der Farbenlehre, über Wissenschaft und Kunst zu verweisen (Bd. 53, S. 28). Wenn wir von der Wissenschaft irgend etwas Ganzes erwarten, so müssen wir sie als Kunst denken; und daher darf man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Thätigkeit ausschließen. „Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche, sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, Nichts kann entbehrt werden zum lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblickes, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sei, entstehen kann." Insofern also fließen Kunst und Wissenschaft zusammen.

Digitized by Google

Außerdem könnte sehr wohl Poesie als Vorbereitung zur Forschung genommen werden, wie es der thatsächlichen Entwickelung des Menschengeschlechtes entspricht.

Wir dürfen erinnern an das Schema vom 21. April 1819, welches Goethe an Schubarth sandte und welches die „Deutsche Rundschau" so glücklich war, in ihrem fünften Bande, S. 26, mittheilen zu können. Auf Glaube, Liebe, Hoffnung ruht des gottbegünstigten Menschen Religion, Kunst, Wissenschaft; diese nähren und befriedigen das Bedürfniß anzubeten, hervorzubringen, zu schauen; alle drei sind Eins von Anfang und am Ende, wenn gleich in der Mitte getrennt." Wie weit Religion in die „Pandora" hereinspielen sollte, läßt sich freilich nicht sagen; wenigstens wird ein Cultus am Schlusse gegründet. Aber der Zusammenhang zwischen Liebe, Kunst, Hervorbringen, ist uns wichtig: der Sohn des hervorbringenden Prometheus ist ein Liebender und erhebt sich durch die Liebe zur Kunst. Ebenso hängen Hoffnung, Wissenschaft und Schauen — das Epimetheusgeschlecht — zusammen. Es würde daraus für Epimeleia eine besondere Beziehung zur Wissenschaft resultiren. Und diese liegt in der That vor, wenn sie es ist, welche „weissagt" und die Kypsele „auslegt". Wenn Phileros enthusiastisch vergißt, so gewinnt sie die Befreiung von der Reue auf dem Wege der Erkenntniß. Am Anfang und Ende aber, in ihren Wurzeln und in ihren Zielen, sind Kunst und Wissenschaft Eins; zugleich Eins mit der Religion.

Wenn Pandora vor Eröffnung der Kypsele sich „an die Götter, an die Erdensöhne" wendet nach dem Schema, so wird sie jenen gegenüber sich etwa rechtfertigen, daß sie Kunst und Wissenschaft den Erdensöhnen erschließt. Durch den Hinweis auf unerforschliche Leitung, die zum Guten fördert, wird das Element der Religion hinlänglich vertreten, auch wenn es nicht ausdrücklich symbolisirt ist. Pandora selbst gehört als Göttin dieser übergeordneten Region an, aus der sie zweimal hervortritt.

„Die Kypsele schlägt sich auf: Tempel. Sitzende Dämonen. Wissenschaft, Kunst, Vorhang." Diese Worte des Schemas sind gemäß der Rede der Eos zu interpretiren:

> Wieder senkt sich Würdiges und Schönes,
> Erst verborgen, offenbar zu werden,
> Offenbar um wieder sich zu bergen.

Danach ist der Vorhang als ein verhüllender, den Tempel schließender zu denken, nicht als ein Requisit innerhalb des Tempels, welches Weiteres, Unerforschliches verbärge. Das ist übrigens schon deshalb nothwendig, weil ein Tempelinneres mit sitzenden Dämonen, durch die ganze folgende Action fortwährend sichtbar, lächerlich wirken müßte. Der sachliche Grund liegt auf der Hand: Wissenschaft und Kunst sind nicht für Jedermann zu schauen, zu ergreifen; nach ihnen muß man streben; nur Wenige dringen zur Priesterschaft vor.

Für die Frage, ob Prometheus besiegt oder versöhnt werden sollte, ist zu beachten, daß auch er Elpore kennt, die „entbehrlich keinem Erdensohn kurzsichtigen zum zweiten Auge wird", und daß er gegen den Schluß des Fragmentes zweierlei an seinem Menschengeschlechte vermißt: es denkt nicht genug an's Vergangene, nutzt nicht gemachte Erfahrung, und das Gegenwärtige ergreift es roh, ohne es zu bilden höherem Nutzen, ohne es formend sich mehr zu eignen. Er

Digitized by

scheint damit die Stelle anzudeuten, welche der Wissenschaft und Kunst auch in seiner Lebensanschauung offen gehalten wird. Und so muß wol auch er, sobald die Kypsele sich aufschlägt, ihr Werthvolles erkennen und anerkennen. Eine vorbereitende Wendung in seinem Charakter liegt schon darin, daß er die gefangenen Hirten frei gibt. Er war bis dahin kein Verzeihender. Die Milderung ist eine Annäherung an das Princip des Friedens, der Versöhnung und Gnade, welches Pandora und die Kypsele vertreten.

Neben den Erwägungen über den inneren Gehalt mögen die äußeren Daten für die Entstehung hier beisammen stehen. Ich habe den Angaben von Düntzer (Erläuterungen, S. 63 ff.) nur wenig hinzuzufügen.

Carlsbad 27. Juli 1806 die Tagebuchnotiz: „Frau von Brösigke und Frau von Lewezow (Pandora).“ Im nächsten Sommer, wieder zu Carlsbad, gebraucht er Reinhard gegenüber ein Bild von der Pandora-Büchse (28. August 1807, S. 8); und zwei Tage später, in der oben angeführten Stelle, spricht er über das Prometheische in Zelter's Art. Hierauf in Weimar erhielt er die Aufforderung zur Mitarbeit am „Prometheus“ von Stoll und Seckendorf; am 11. November 1807, auf der Fahrt nach Jena, erzählt er Riemern das Stück; am 19. November liest er ihm den Anfang; vom 29. November ab dictirt er ihm mehrere Morgen, was er jedesmal gedichtet hat. Das Weitere wiederhole ich nicht aus Düntzer, welcher nachweist, daß die Arbeit, so weit sie überhaupt gediehen, vor dem 2. Juli 1808 fertig war.

Die beiden ersten Hefte des „Prometheus“, welche den Anfang des Dramas bis zu Elpores Verschwinden enthalten, werden in der Jenaer Literaturzeitung vom 28. April 1808 durch A. W. Schlegel recensirt (Werke 12, 217); an Frau von Stein sendet sie Goethe erst am 2. Juli von Carlsbad aus (3, 396). Schon am 17. Mai 1808 spricht sich Caroline Herder sehr thöricht darüber an Knebel aus (Zur deutschen Lit. und Gesch. 2, 105): sie entdeckt daran eine verkünstelte unnatürliche Manier und daß Goethe seinen großen Beruf als Dichter sehr verfehlt habe. — „Pandora von Goethe. Ein Taschenbuch für das Jahr 1810. Wien und Triest, in der Geistinger'schen Buchhandlung“ erschien dann im Mai 1810: am 11. Mai meldet Goethe an Frau von Stein, daß Pandora, wie er höre, ihre Reise von Wien nach Leipzig mache (3, 419).

Ueber die Wandelung des Stoffes in Goethe's Phantasie gehe ich vorläufig leise hinweg. Doch verweise ich auf den zweiten Band von Herder's „Zerstreuten Blättern“, den Goethe in Italien mitführte: auf „Pandora“ S. 71, auf die getrennten Zwillinge S. 94, auf die Hoffnung S. 205, auf Motive, die von der Nemesis übertragen sein könnten S. 216, 241.

Schließlich seien, um für mich und Andere den Blick auf abweichende Meinungen offen zu halten, einige fremde Behandlungen der „Pandora“ noch erwähnt. Delbrück (Christenthum 1822, s. Nicolovius, Ueber Goethe, S. 237) hat die Allegorie der Töchter richtig gedeutet; die Brüder setzt er als die irdisch und himmlisch Gesinnten einander entgegen. Riemer (Mittheil. 2, 597) weist nur auf die trostreiche Hoffnung hin, die sich durch das Ganze ziehe. Rosenkranz (Goethe und seine Werke 1847, S. 201) faßt die Brüder als That und Gedanke, ihre Einheit soll durch Pandora bezeichnet werden; die Vereinigung von

Digitized by Google

Phileros und Epimeleia wäre die „rechte Besonnenheit". Aus Rosenkranz schöpft Viehoff (4, 82), indem er Thatkraft und Betrachtung an die Spitze stellt, auf Erkenntniß der Grundidee des Stückes verzichtet. Schäfer, der die Thatsachen von Goethe's Leben und Wirken in den Jahren 1806—1813 nach seiner Weise treu, sorgfältig und lehrreich zusammenstellt, läßt sich nicht näher aus: besonnenes Streben und gottergebene Resignation führen zum Besitze der idealen Schönheit (Goethe's Leben, zweite Auflage, 2, 243). Julian Schmidt (Gesch. d. d. Lit., fünfte Aufl., 2, 512) bemerkt, die Doppelnatur, die Goethe in allen seinen Werken darstelle, sei in Prometheus und Epimetheus zu ihrem rein symbolischen Ausdruck gekommen; Prometheus sei die Arbeit, die sich in der Geschichte bethätigt, Epimetheus sei das Bild des sehnsuchtsvollen Dichters und versinnliche die weibliche Seite der menschlichen Natur. Goedeke ist ein Gegner der „Allbegabten"; seine Bemerkungen aber schaden mehr ihm, als der angegriffenen Dichtung, deren Sinn er damit zu erschöpfen glaubt, daß „ein Sinnen und Brüten ohne Hoffnung kein Glück gewähren, liebevolle Besonnenheit hingegen weit eher dazu führen" könne (Goethe's Leben und Schriften, S. 448). Lewes scheint das Fragment nicht beachtet zu haben. Dagegen ist Mézières hier ganz vortrefflich, indem er die Schönheit des Werkes lebhaft bewundert, indem er in Bezug auf den symbolischen Gehalt sich mit dem Hinweis auf die Harmonie der Activität und Imagination begnügt, welche Jeder von uns in seinem Inneren realisiren soll, indem er endlich die Leidenschaft für Minna Herzlieb als entscheidenden Anlaß festhält (W. Goethe, zweite Ausgabe 2, 163—173). Bossert (Goethe et Schiller p. 350) erkennt in Pandora die Summe der höchsten Genüsse, welche das Leben umfaßt und denen zur Vollkommenheit Nichts fehlt, als unvergängliche Dauer. Für ihn sind also Epimeleia's Klagen über die Endlichkeit des Glückes entscheidend. Wenn er mit Anderen von einem ersten und zweiten Acte spricht, so trägt Goethe selbst daran die Schuld, da er in den Werken die Bezeichnung „Erster Aufzug" dem Bruchstücke vorsetzen ließ. Aber das Stück an sich mit dem Schema der Fortsetzung bietet dazu keinen Anhaltspunkt; vielmehr sollte offenbar ohne irgend einen Actschluß weiter gespielt werden: nach dem Abgange der Eos blieb vielleicht Prometheus einen Augenblick allein; bald aber mußte Phileros mit den Fischern und Winzern auftreten.

Allen den verschiedenen Deutungen gegenüber bewährt sich Goethe's Wort an Frau von Stein: „Das Ganze kann nur auf den Leser gleichsam geheimnißvoll wirken. Er fühlt diese Wirkung im Ganzen, ohne sie deutlich aussprechen zu können, aber sein Behagen und Mißbehagen, seine Theilnahme oder Abneigung entspringt daher. Das Einzelne hingegen, was er sich auswählen mag, gehört eigentlich sein und ist dasjenige, was ihm persönlich convenirt. Daher der Künstler, dem freilich um die Form und um den Sinn des Ganzen zu thun sein muß, doch auch sehr zufrieden sein kann, wenn die einzelnen Theile, auf die er eigentlich den Fleiß verwendet, mit Bequemlichkeit und Vergnügen aufgenommen werden" (3, 398).

Digitized by

Ueber die Afghanen.

Von

Prof. **Ed. Sachau** in Berlin.

I.

Eine neue orientalische Frage ist in den Vordergrund der Zeitgeschichte getreten, eine Frage, welche gegenwärtig die ungetheilte Aufmerksamkeit des englischen Volkes nach dem fernen Osten lenkt, nach dem Hochplateau Afghanistans, das wie eine gewaltige Felsenpforte zwei Welten, die centralasiatische und die indische, mit einander verbindet, von einander trennt. Kaum war die orientalische Frage auf europäischem Boden einer gewissen, wenn auch wesentlich nur provisorischen Lösung entgegengeführt, und bereits erschien eine neue orientalische Frage auf asiatischem Boden wie eine unheildrohende Gewitterwolke am Horizont der Geschichte unserer Zeit. In jener handelte es sich um das Schicksal der Bulgaren, in dieser um das Schicksal der Afghanen. Beide Fragen stehen mit einander in innigem Zusammenhang. Die Frucht, die am Marmora-Meer gesäet ist, wird in Afghanistan geerntet.

Die Bulgaren sind aus dem Zustande fast fünfhundertjähriger menschenunwürdiger Knechtung durch Türken und Griechen befreit und gehen jetzt dem Morgenroth einer besseren, einer eigenen Zukunft entgegen. Auch für die Entscheidung über die Zukunft der Afghanen sind die ersten Würfel bereits geworfen. Der Durchmarsch durch den Bolan-Paß, die Besetzung von Kwetta und Kandahâr ist wol noch nicht als der Rubicon der afghanischen Zukunft anzusehen, aber es ist jedenfalls ein Rubicon, den Diejenigen, die ihn passirt haben, niemals werden zurückpassiren können, ohne eine bedeutende Einbuße an Ehre und Macht zu erleiden. Englische Schriftsteller und Redner vergleichen oft die Afghanen mit dem Korn zwischen den zwei Mühlsteinen Rußland und England, und dieser Vergleich ist auch in mancher Beziehung zutreffend. Das Korn zwischen zwei Mühlsteinen wird nicht vernichtet, sondern in eine, den menschlichen Bedürfnissen entsprechendere Form verwandelt. Und wenn mit den Afghanen ein ähnlicher Proceß vollzogen werden sollte, so werden sowohl Afghanen wie die Menschheit im Allgemeinen den beiden Mühlsteinen zu Dank verpflichtet sein müssen.

Das Bild, das ein unparteiischer Beobachter von den heutigen Afghanen entwerfen muß, ist ein wenig erfreuliches. Habsucht und Rachsucht, Gesetzlosig-

keit und Treulosigkeit sind die auf diesem Bilde in grellen Farben hervortretenden Hauptgestalten, und ich wüßte wenig Nebenfiguren anzuführen, die zur Abschwächung des unerquicklichen Totaleindruckes dienen könnten. Jedoch der Blick in die Genesis einer Sache, und sei sie noch so arg, ist fast immer mit dem Samen der Versöhnung befruchtet, und deshalb möchte ich meine Leser bitten, mit mir einen Blick in die älteste Geschichte, in die Entwickelungsperiode des Afghanenvolkes zu werfen. Dürfen wir auch nicht ein Bild der ganzen Geschichte dieses Volkes zu entrollen versuchen, so müssen wir es doch bis zum 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, d. h. bis zu dem Zeitpunkt verfolgen, wo es zum ersten Male als ein entscheidender Factor in die Geschichte der Völker Asiens eingreift. Was die Afghanen geworden sind, sind sie bis zum 11. Jahrhundert geworden, und was sie damals waren, sind sie noch jetzt.

Das ganze für diesen Zweck verfügbare Material besteht aus vier dürftigen Notizen aus dem 5. Jahrhundert vor und dem 7. und 11. Jahrhundert nach Christi Geburt.

Die Afghanen benennen sich selbst nicht mit diesem Namen, wie wir Deutsche uns nicht Germanen und die Türken sich nicht Türken nennen. Der Name Afghân ist bei Persern, Arabern, Oezbegen und Anderen im Gebrauch, der einheimische Name dagegen lautet Pakhtûn (Plural: Pakhtâna), das in Indien zu Pathân geworden ist. Unter diesem Namen erscheint das Volk bereits im Jahre 481 vor Christi Geburt.

Der Vater der Geschichtsschreibung, Herodot, hat uns einen, für alte Geographie äußerst werthvollen Bericht über die Zusammensetzung desjenigen Heeres erhalten, an dessen Spitze der persische Großkönig Xerxes, oder wie er sich selbst in seinen Inschriften nennt: „Khsayârsâ der große König, der König der Könige, der König der völkerreichen Länder, der König dieses großen Reiches weithin“ zur Züchtigung und Unterjochung des kecken Griechenvolkes auszog. In der Beschreibung der Nationalität der einzelnen Heerhaufen und ihrer Kleidung und Bewaffnung gedenkt Herodot auch der *Πάκτυες*, Paktyer, „welche Röcke aus Schafspelzen trugen und mit einheimischen Bögen und Messern bewaffnet waren“ (VII, 67). Diese Paktyer[1]) sind die directen Vorfahren der heutigen Pakhtâna, des Pakhtô redenden Volkes, das noch jetzt ein charakteristisches Kleidungsstück aus Schafspelzen (den Puschtin) und eigenartige Messer verwendet, dagegen den Bogen der Zeit des Xerxes mit der langen Luntenflinte vertauscht hat.

Ueber die Wohnsitze der Paktyer gibt Herodot leider keine klare Auskunft. Er gedenkt des Paktyer-Landes, *τῆς Πακτυϊκῆς χώρης*, an zwei Stellen (III, 102; IV, 44) in Verbindung mit der Stadt *Κασπάπυρος*, die man wol mit Kashmîr indentificirt hat. Diese Combination mag richtig sein oder nicht, wir werden keinenfalls sehr irren, wenn wir annehmen, daß die Paktyer irgendwo in den Alpen, welche Indien und Afghanistan im Norden von einander trennen, vielleicht in den nördlichsten Ketten des Sulaimân-Gebirges gehaust haben.

Soweit Herodot.

---

[1]) Ein Volk des Namens Paktha wird auch im Vêda erwähnt.

Digitized by Google

Alexander's Feldzug nach Central-Asien und Indien hat über jene Länder zuerst einiges Licht verbreitet, über die Paktyer haben uns aber seine Geographen Nichts berichtet. Die nächste Nachricht tritt erst um ein Jahrtausend später auf in dem Reisewerk eines chinesischen Pilgers Hiouen-Thsang, der in den Jahren 629—645 alle Länder, in denen sein Glaube, die Lehre Buddha's herrschte, besonders aber Indien bis tief gegen Süden durchwanderte. In seinem Reisebericht, einem der werthvollsten Documente der geographischen Literatur des Orients, spricht er (bei Hoeï-Li S. 265) von einem Volk O-po-ki-en als seßhaft in dem Gebirge zwischen dem Indus und Ghazna, also in dem Centrum des Sulaimângebirges. Unter diesen O-po-ki-en sind nach aller Wahrscheinlichkeit die Afghanen zu verstehen.

Mit einem dritten Sprung über drei Jahrhunderte hinweg gelangen wir endlich in Zeiten, in denen die Quellen historischer Nachricht reichlicher zu fließen beginnen.

In den letzten Decennien des 10. Jahrhunderts hatte sich in der Stadt Ghazna eine Dynastie türkischen Ursprungs etablirt, welche nicht allein den größten Theil von Central-Asien, Chorasan und Afghanistan eroberte, sondern auch die Nordländer Indiens ihrer Herrschaft und dem Islam unterwarf. Mahmûd, Sohn des Sebuktegîn, war der Gründer dieses Reiches, der eigentliche Eroberer Indiens, der Vater des Islams in Indien. Seit jener Zeit bis zu dem Tage, wo Lord Clive die Schlacht bei Plassey schlug (1757), dem Anbruch einer neuen Aera, sind die Völker Indiens mit wenigen provinziellen Ausnahmen stets muhammedanischen Herrschern unterthan gewesen.

Ueber die Feldzüge des großen Mahmûd, wie über seine ganze Geschichte sind wir durch ein Werk eines seiner Secretäre, Alutbî, in ziemlich glaubwürdiger Weise unterrichtet. Nach der Erzählung dieser Chronik zog Mahmûd im Jahre 1018, von einem Kriegszuge gegen Kanodsch in Indien zurückkehrend, über das Gebirge nach Ghazna, wurde unterwegs durch Ueberfälle räuberischer Afghanen belästigt, machte Halt und sandte eine Expedition zur Züchtigung derselben aus, ein Ereigniß, wie es sich in unseren Tagen bei dem Durchmarsch der englischen Armee durch den Kuram-Paß genau so wiederholt hat.

Diese Nachricht Alutbî's ist in doppelter Beziehung beachtenswerth, erstens weil sie die älteste, ganz unzweideutige Erwähnung des Namens Afghân enthält, und zweitens, weil sie mit diesem Namen speciell die östlichen Afghanen, die räuberischen Stämme des Sulaimân-Gebirges bezeichnet.

Wenn wir aus dem bisher angeführten die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Afghanen oder Pakhtâna ein schon seit alter Zeit im Sulaimân-Gebirge, in dem östlichen Grenzgebirge Afghanistans, seßhaftes Volk sind, so müssen wir uns jetzt der Nordgrenze des Landes, den westlichen Ausläufern des Himâlaya, dem Hindukusch zuwenden, denn dorthin versetzt die nationale Tradition die Urheimath des Afghanen-Volkes. Wir können uns wiederum einer Expedition anschließen, welche der große Mahmûd im Jahre 1010 dorthin unternahm. Das Land, gegen welches Mahmûd mit seinen Scharen zu Felde zog, wird in dem Bericht seines Secretärs Ghôr genannt. Wo haben wir dieses Ghôr zu suchen? —

Digitized by Google

Ghôr, im heutigen Pakhtô Ghar, bedeutet Berg, Gebirge, und aus dieser allgemeinen appellativischen Bedeutung erklärt es sich, daß der Name an mehreren Gebirgen, die von Afghanen bewohnt sind, haftet. Dasjenige Ghôr aber, gegen welches der Feldzug Mahmûd's gerichtet war, ist, wie sich aus den Berichten der arabischen Geographen aus dem 10. Jahrhundert nachweisen läßt, das Alpenland westlich von Bâmiân, speciell dessen südliche Ketten sammt den südlichen Ausläufern bis gegen die Provinz Zamîndâwar. Diese Urheimath der Afghanen ist jetzt nicht mehr von Afghanen bewohnt, sondern von Völkern mongolischer Abstammung, den Hazâras und Aimaks. Die arabischen Geographen wissen zweierlei von dem Volk des Ghôr (denn so werden sie von diesen, wie auch von Alutbî genannt, während der Name Afghân in diesem Zusammenhang gar nicht vorkommt) zu berichten, daß sie noch Heiden waren, d. h. den Islam noch nicht angenommen hatten, und daß sie eine von der Sprache Chorasans, d. h. dem Persischen, verschiedene Sprache redeten.

Mahmûd's Zug in das ihm wie uns noch heutigen Tages gleich unbekannte Alpenland war insofern erfolgreich, als er es unterwarf und den Fürsten aus dem Geschlechte Sûr gefangen nahm. Dieser aber zog den Selbstmord mittelst eines Giftes, das er in seinem Siegelring bewahrt hatte, der Gefangenschaft vor. Unter den Nachfolgern Mahmûd's scheint der Ghôr mit nur seltenen Unterbrechungen seine volle Unabhängigkeit bewahrt zu haben, und dem Fürstengeschlechte des Ghôr war von dem Schicksal die Mission bestimmt, nicht lange danach der Dynastie und dem Reiche der Ghaznawiden ein jähes und schreckliches Ende zu bereiten.

Es gibt schwerlich irgend ein Verhältniß im Leben, in welchem alle Orientalen sich so tapfer, so treu und so beständig erweisen, wie in der Blutrache. Ein späterer Ghaznawide ermordete ein Mitglied des Geschlechtes der Bergfürsten, und nun zog Alâ-eddîn, der Bruder des Ermordeten, an der Spitze seiner Gebirgsvölker wie ein alles vernichtendes Unwetter in die Ebene hinab. Das Ghaznawiden-Reich, westlich vom Sulaimân-Gebirge, fiel mit einem Schlage, Ghazna — damals eine der blühendsten Städte der Erde — wurde niedergebrannt und dem Erdboden gleichgemacht. Die Art, in der Alâ-eddîn das Geschäft der Blutrache besorgte, hat selbst dem Orient in dem Maße imponirt, daß er noch heute in der Geschichtsüberlieferung wie im Volksmunde den Namen Dschahânsôz Weltenbrenner führt.

An diesem Punkte können wir unsere Uebersicht über die Vorgeschichte der Afghanen abbrechen. Unter der Dynastie Sûr haben sie als die Beherrscher Indiens und Afghanistans zum ersten Male eine maßgebende Rolle in der Geschichte Asiens gespielt, in Afghanistan seit 1152, in Indien seit 1186 unserer Zeitrechnung.

Aus meiner bisherigen Darstellung könnte man schließen, daß vor dem 11. christlichen Jahrhundert die Afghanen nur den westlichen Hindukusch und das Sulaimân-Gebirge bewohnt hätten, aber noch nicht in dem Hochplateau von Kabul, Ghazna und Kandahâr erschienen seien. Dieser Schlußfolgerung muß ich entgegentreten, wenn auch nicht mit dem Rüstzeug authentischer Ueberlieferung. Es ist eine offene Frage, ob schon von Alters her auf jenem Plateau Afghanen-

Digitized by Google

stämme gehaust haben, oder ob und zu welcher Zeit sie aus den Bergen in die Ebenen hinabgestiegen sind; aber man darf vermuthen, daß schon im 10. Jahrhundert die Expansion des Afghanenvolkes begonnen hatte, gegen Osten indische Völker, gegen Süden Balutschen und gegen Westen persische Stämme verdrängend.

Mahmûd's Kriegsruhm zog das Pakhtô-Volk mächtig an. Wie Perser seine Vezire und Civilbeamte, Türken seine Generäle und Officiere waren, so waren die Afghanen seine Soldaten. In ungezählten Scharen zogen sie Indien-wärts, bildeten dort die herrschende Kriegerkaste und wurden mit dem Grund und Boden der unterworfenen Hindu's belehnt. Neben den Mongolen sind sie noch jetzt der Hauptbestandtheil des indisch-muhammedanischen Adels. Afghanische Geschlechter waren es, welche mit wenigen Unterbrechungen Indien bis zur Ankunft Baber's regiert haben; ein afghanisches Geschlecht war es, das für längere Zeit die Mongolen-Herrschaft wieder vom Boden Indiens wegfegte; fahrende Ritter afghanischen Ursprunges waren es, welche im Dekhan und anderen Theilen Indiens große Reiche gründeten und Jahrhunderte lang über ungezählte Millionen von Hindu's herrschten.

Der Krieg ist par excellence das Metier des Afghanen.

II.

Wenden wir uns nun von dem Alterthum der Afghanen ihrer Gegenwart zu, so finden wir eine Anzahl von etwa fünf Millionen Menschen, welche, obschon gleicher Abstammung, dieselbe Sprache sprechend und dieselbe Religion bekennend, sich dennoch nicht zu einem einheitlich geordneten Staatswesen vereinigt haben, sondern zertheilt in eine große Anzahl von Stämmen, getrieben von einem regen Stammesgefühl, um nicht zu sagen: vom crassesten Particularismus, in endlosen Fehden untereinander die Kraft und den Wohlstand der Nation vergeuden. Das Erwachen des Nationalitätsbewußtseins ist seit Anfang unseres Jahrhunderts, Gutes und Böses stiftend, wie eine Windsbraut über die Völker Europa's dahingefahren; Asien und die Afghanen speciell sind unberührt geblieben. Wenn man seit Anfang des vorigen Jahrhunderts von einem Afghanen-Reich oder -Königthum reden kann, so muß man sich immer gegenwärtig halten, daß der Zusammenhang der einzelnen Stämme mit den jeweiligen Fürsten meistens nur in der Zahlung eines gewissen Tributes, der in vielen Fällen nicht anders als mit Gewalt einzutreiben war, bestand. Und wenn die Stämme dem Fürsten zuweilen Heeresfolge geleistet haben, so geschah es nur dann, wenn Aussicht auf Raub und Plünderung sie dazu bewog. Den Zusammenhang der Afghanen-Stämme, wie er seit 1700 gewesen ist und noch jetzt ist, kann man sich ungefähr so vorstellen wie denjenigen der deutschen Stämme in Zeiten, da die kaiserliche Centralgewalt am schwächsten war. Nacheinander haben die Chefs verschiedener Stämme sich die Suprematie meistens mit Waffengewalt, selten durch Wahl, zu erringen gewußt, wie im Deutschen Reiche die Fürsten der Sachsen, Schwaben, Baiern u. s. w.

Zunächst sind hier die Ghilzi (Singular: Ghilzai) zu erwähnen, ein Stamm von etwa 100,000 Mann, der jetzt den Osten Afghanistans von Kâbul bis Kandahâr und Pischin, vom Sulaimân-Gebirge bis zum Tarnak als Weidegrund

Digitized by Google

für seine Heerden behauptet. Häuptlinge dieses Stammes waren die ersten Könige der Afghanen.

Mir Wais, Chef der Ghilzî, wurde, nachdem er 1709 die Perser aus Kandahâr vertrieben hatte, von seinem Stamm zum König erwählt und als solcher auch von vielen anderen Stämmen anerkannt. Der Befreiung vom persischen Joche folgte ein Eroberungskrieg gegen Persien, in Folge dessen die damals in Persien regierende Dynastie der Safawî vernichtet und ganz Persien dem Ghilzî-Chef unterworfen wurde. Hatten es aber die Ghilzî wohl verstanden, Schlachten zu schlagen und Städte zu erobern — wie auch zu plündern, so verstanden sie es durchaus nicht, große Länder zu regieren, und dem schnellen Erfolge folgte schneller Verfall. Nâdir Schâh, dieser Napoleon der neuen Geschichte des Orients, vertrieb 1731 alle Afghanen vom Boden Persiens, und damit erreichte das erste afghanische Königthum aus dem Stamme der Ghilzî nach zweiundzwanzigjährigem Bestehen sein Ende.

Im Jahre 1802 streckten die Ghilzî noch einmal in blutigem Ringen die Hand nach der Königskrone aus, und eine aus Ghilzî-Schädeln gebaute Pyramide auf dem Schlachtfelde erinnert noch heutigen Tages an ihren Mißerfolg. Kälte, Hunger und Ghilzî waren es, welche im Januar 1842 gegen 20,000 Engländer und anderweitige Unterthanen der britischen Krone vernichteten.

Der zweite Stamm, der zahlreichste von allen, aus dessen Chefs das zweite Königshaus hervorgegangen ist, sind die Durânî (Singular: Durânai), früher Abdâlî genannt, welche in unserer Zeit von Herât bis Kandahâr, von der persischen Grenze bis zum Tarnak wohnen und weiden. Die Unterabtheilung der Popalzî und speciell die Familie Sadôzai gab diesem Stamm seine Chefs und dem Lande die zweite Königsdynastie, deren Emporkommen mit der Geschichte Nâdir Schâh's verflochten ist.

Dieser merkwürdige Mann, ursprünglich Tahmâskuli genannt und seines Zeichens ein gemeiner Wegelagerer und Bandit, nahm als Führer einer kleinen verwegenen Schar den Guerilla-Krieg gegen die afghanischen Eroberer und Unterdrücker seines Vaterlandes auf und hatte den großartigen Erfolg, innerhalb weniger Jahre den heimathlichen Boden von ihnen zu säubern. Nachdem dieser Vaterlandsbefreier 1736 sich die Königskrone auf das Haupt gesetzt hatte, wandte er sich gegen die Fremde, führte glückliche Kriege gegen die Türken, eroberte Afghanistan und den größten Theil von Central-Asien und zog sogar nach Indien, wo er und seine Soldaten die alte Kaiserstadt Delhi plünderten. Wie in die Heere des ersten Napoleon zahlreiche deutsche Truppen eingereiht waren, so hatte Nâdir Schâh in seiner Armee neben anderen Fremden auch 16,000 Afghanen, die Elite des Heeres, commandirt von Ahmed-Khân, dem besten seiner Generäle, Chef des Stammes der Durânî aus der vorhin genannten Familie Sadôzai.

Nachdem Nâdir (1747) in Meschhed ermordet war, zog Ahmed-Khân mit seinen Landsleuten heimwärts nach Kandahâr und wurde dort zum Könige der Afghanen gewählt. Er ist der vorzüglichste und erfolgreichste aller Afghanen-Fürsten gewesen. Seine Feldzüge, von denen die meisten gegen Indien gerichtet waren, sind mit seltenen Ausnahmen siegreich gewesen, und auch seine Civilverwaltung war nicht ohne solche Seiten, die selbst dem europäischen Beurtheiler Anerkennung

Digitized by Google

abnöthigen. Sein Reich erstreckte sich von der persischen Grenze bis in den Pandschâb und bis Kashmir, vom oberen Oxus bis nach Balutschistân. Die von ihm gegründete Dynastie hat von 1747—1818 die Geschicke der Afghanen gelenkt; ihre letzte That war eine Mordthat. Beschränkt auf das Gebiet von Herât haben sich Fürsten aus diesem Hause noch bis gegen die Mitte unseres Jahrhunderts erhalten.

Die Suprematie im Lande ist zwar seitdem auf eine andere Familie übergegangen, aber sie ist innerhalb des Stammes der Durânî geblieben, denn die Barakzî, deren Chefs die jetzigen Fürsten sind, bilden wie die Popalzî eine Unterabtheilung der Durânî.

Als dritter und letzter Hauptbestandtheil des heutigen Afghanenvolkes sind die Stämme im Sulaimân-Gebirge, die Momand, Âfrîdî, Orakzî, Zaimukht, Mangal, Tûrî, Wazîrî und andere zu erwähnen, alle, wie die Adler und Geier, die auf ihren Felsen nisten, unverbesserliche Räuber und Wegelagerer. Die Momand auf der Nordseite des Khaibar-Passes werden auf 16,000, die Âfrîdî im Süden desselben auf 23,000, die Wazîrî, durch deren Gebiet der Gomal-Paß führt, sogar auf 44,000 kriegstüchtige Männer geschätzt. Sie leben in ihren respectiven Gebieten völlig unabhängig von einander und sind in ihrer Gesammtheit niemals den Fürsten von Afghanistan noch auch den Beherrschern Indiens unterthan gewesen.

Die Stämme und ihre zahlreichen Unterabtheilungen, ja sogar die einzelnen Dörfer und Familien sind in unaufhörliche Blutfehden mit einander verwickelt. Jedes Haus, mit einem Thurm und mit Schießscharten versehen, bildet eine kleine Festung, und auch auf den Feldern finden sich vielfach Thürme, von deren Höhe der Besitzer sein Gebiet bewacht und oftmals auch auf die Gelegenheit lauert, seinen Nachbar oder dessen Frau oder Kind oder Vieh mit einer Kugel niederzustrecken.

Ihre Macht und Gefährlichkeit besteht einerseits in dem Besitz der Pässe, die durch das Gebirge führen, andererseits in ihren räuberischen Einfällen in die Ebene. Um sie bei guter Laune zu erhalten, haben immer die Machthaber auf beiden Seiten des Gebirges ihnen große Geldsummen gezahlt, und auch die englische Regierung findet es nicht unter ihrer Würde, das gleiche zu thun. Wenn ihre Räubereien einmal alles Maß überschreiten, schickt man eine Expedition in das Gebirge, läßt die Dörfer anzünden, das Vieh wegtreiben und züchtigt den betreffenden Stamm so viel wie möglich, aber der Erfolg dieser Lectionen ist bisher immer nur ebenso partiell wie temporär gewesen.

Wenn England etwa durch eine Annexion Afghanistans die afghanische Frage lösen will, so fällt ihm damit eine neue, schwierige Aufgabe in den Schoß: die Pacification dieses asiatischen Kaukasus. Die Gebirgsstämme haben keine Ahnung von der endlosen Machtfülle Englands. Das beweisen ihre räuberischen Anfälle auf die englischen Heerescolonnen, von denen wir fast täglich in den Zeitungen lesen. Nicht Geldvertheilung wird diese Art Tscherkessen eines besseren belehren, sondern nur die schonungsloseste Anwendung militärischer Gewalt.

Diese drei Bestandtheile der Pakhtô-Bevölkerung Afghanistans, Ghilzî, Durânî und die Stämme im Sulaimân-Gebirge, außer denen noch einige südliche

Digitized by Google

Stämme, die Tarîn, Kâkar und Povindia zu erwähnen wären, sprechen dieselbe Sprache mit einigen, wie es scheint, nur geringfügigen, dialektlichen Verschiedenheiten, eine indogermanische Sprache, welche von deutschen Gelehrten, Dorn, Fr. Müller und Trump, für praktische Zwecke auch von den Engländern Bellew und Raverty bearbeitet worden ist. Wahrscheinlich ist das Pakhtô eine eranische, d. h. dem Persischen nahe verwandte Sprache, welche aber in vielen und wesentlichen Dingen durch die benachbarten westlichen Idiome sanskritischen Ursprungs Beeinflussung erfahren hat. Doch will ich nicht verhehlen, daß über diese Frage die Acten noch nicht geschlossen sind.

Neben dem Pakhtô als der Sprache des Volkes ist das Persische die Sprache der Regierung, der Diplomatie, der höheren Kreise im Allgemeinen, und der größte Theil des schriftlichen Verkehrs wird in persischer Sprache geführt. Das Persische war und ist noch heute die Sprache der Bildung und feinen Welt für die ganze Osthälfte der muhammedanischen Länder, ähnlich dem Französischen außerhalb Frankreichs zur Zeit Ludwig's XIV. und später.

Die Vorbedingungen für das Entstehen einer nationalen Literatur sind in Afghanistan bisher nur selten und in unzureichendem Maße vorhanden gewesen. Das älteste Werk in Pakhtô ist eine Chronik aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Was sonst an afghanischer Literatur bekannt geworden ist, Chroniken und Schriften über muhammedanische Theologie und Jurisprudenz kann selbst nach orientalischer Werthschätzung nicht sehr hoch angeschlagen werden. Etwas höher steht die Poesie der Afghanen, über deren Wesen man aus einer 1862 in englischer Sprache veröffentlichten Blumenlese des Capt. Raverty sich ein Urtheil bilden kann.

Wenn ich ferner hervorheben soll, durch welche Dinge in Sitte und Brauch die Afghanen im Gegensatz zu anderen Asiaten sich charakterisiren, so muß ich vorher darauf aufmerksam machen, daß dem Islam eine außerordentliche Kraft des Nivellirens inne wohnt, eine Kraft, welche alle Besonderheiten im Leben der Völker verwischt und dasselbe überall, bei Berbern und Aegyptern, Arabern und Türken, Persern und Oezbegen, Afghanen und Indern nach gleicher Schablone gestaltet. Der Charakter des Afghanen-Volkes ist gegeben in seiner Heimath: sie sind ein Gebirgsvolk. Ihre Berge, der Hindukusch und das Sulaimân-Gebirge ragen respective bis zu 18,000 und 11,000 Fuß empor, und die Centralpunkte ihres Plateau's, Kâbul, Ghazna und Kandahâr liegen respective 6000, 7700 und 3400 Fuß über der Meeresoberfläche. In ihrem wilden Unabhängigkeitssinn ertragen sie keinen Herrn. Sie erkennen kein Gesetz an als das der Blutrache. Von stolzem Selbstgefühl erfüllt, sehen sie sich als jedem Europäer mindestens ebenbürtig an. Ihrer Beschäftigung nach sind sie Hirten, Nomaden, seltener Ackerbauer. Der Handel ist für den Afghanen nicht gentlemanlike. Wenn ein reicher Afghane Handel treibt, läßt er ihn durch Andere, meistens durch Hindu's besorgen. Unter ihren Sitten und Gesetzen, soweit sie nicht allgemein muslinisch sind, ist hauptsächlich die Leviratsehe zu erwähnen. Wenn ein verheiratheter Mann stirbt, so ist sein Bruder verpflichtet, die Wittwe zu heirathen; wenn sie aber einen Anderen zu heirathen wünscht, so kann dies nur mit der Erlaubniß ihres Schwagers geschehen. Physisch scheinen die Afghanen die kräftigste und größte Race von allen Racen Asiens zu sein; sie werden geschildert

Digitized by Google

als hochgewachsene, äußerst kräftige, durchschnittlich hagere und musculöse, selten corpulente Gestalten. Sie werden gewiß vorzügliche Soldaten sein, wenn sie einmal von englischen Officieren befehligt werden.

An dieser Stelle möchte ich noch einer albernen Mähr gedenken, die, so albern sie auch ist, noch immer wieder hie und da in der Tagespresse zum Vorschein kommt, die Mähr, daß die Afghanen Juden seien, die Nachkommen der zehn Stämme des Exils, daß König Saul ihr Urahn sei u. s. w. Die Quelle dieser Tollheit sind die Chroniken der Afghanen, und ich will gleich hinzufügen, daß die Chroniken der meisten muhammedanischen und christlichen Völker des Orients ähnliche Dinge enthalten. Alle Orientalen sind sehr adelsstolz und ein hoher Stammbau hat solche Anziehungskraft für sie, daß das heraldische Fälschungsgeschäft im Orient zu allen Zeiten mit Erfolg betrieben ist. Als die Völker des Orients nach einander die Bühne der Geschichte betraten und in eigener Sprache zu schreiben anfingen, fühlten sie das Bedürfniß, hohe und alte Abstammung für sich in Anspruch zu nehmen, und da keine historische Ueberlieferung irgend welcher Art vorhanden war, so mußten ihre ersten Chronisten diesem Bedürfniß durch die Fiction von Stammbäumen, welche auf die Erzväter des Korans oder der Bibel zurückgehen, entgegenkommen. Fictionen dieser Art kommen in jeder orientalischen Universal-Chronik zu Dutzenden vor.

III.

Wenn ich nun auf die Verhältnisse eingehe, welche den Einmarsch englischer Truppen nach Afghanistan veranlaßt haben, so muß ich zunächst meine Leser bitten, einen Blick auf die Karte zu werfen. Die Grenzen des russischen und englischen Reiches berühren sich gegenwärtig noch nicht, aber seit Jahren rücken sie einander immer näher, und daß sie in nicht gar ferner Zeit sich berühren werden, darf man mit Sicherheit annehmen. Es ist ein Entwickelungsgesetz im Leben Asiens, daß einheimische Staaten an der Seite von europäischen in sich zerfallen. Nach diesem Gesetz hat sich die erstaunliche Expansion des englischen Reiches in Indien, des russischen Reiches in Central-Asien vollzogen. Für beide ist die Moral dieselbe. Die Frage ist nun: Wo wird diese Expansion aufhören? — und ich trage kein Bedenken die Ansicht auszusprechen, daß der Hindukusch die Zukunftsgrenze zwischen Russen und Engländern in Asien ist.

Die jetzige russische Grenze geht einige Meilen nördlich vom Oxus. Vom Hindukusch ist Rußland jetzt noch durch zwei Fürstenthümer getrennt, durch das Chanat von Buchara und durch das afghanische Turkistân, von denen das erstere zwar nominell unabhängig ist, aber so verfallen, daß General Kaufmann jeden Augenblick und vermuthlich ohne großen Kraftaufwand der buchariotischen Herrlichkeit ein Ende setzen kann. Das afghanische Turkistân besteht aus einer Anzahl von özbegischen, d. h. von Osttürken bewohnten Staaten, Maimana, Andkhoi, Balkh, Khulm, Kunduz, Badakhschân u. s. w., welche früher von einander unabhängig unter eigenen Oezbegen-Fürsten existirten. Mit großen Unterbrechungen haben sie schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Fürsten von Kâbul Steuern gezahlt, ihr Abhängigkeitsverhältniß zu der Barakzai-

Digitized by Google

Dynastie datirt aber erst von 1850 und den folgenden Jahren. Die Herrschaft der Afghanen über diese Gegenden ruht auf schwachen Füßen. Die Bevölkerungen sind den Afghanen durchaus fremd, sie sprechen eine andere Sprache und sehen in ihren jetzigen Herren fremde Unterdrücker. Es ist kaum zweifelhaft, daß General Kaufmann ohne große Mühe die afghanischen Statthalter verjagen und alle Länder nördlich vom Hindukusch im Namen seines Herrn occupiren kann, eine Annexion, die um so bedeutungsvoller sein wird, als durch diese Länder für ganze Armeen passirbare Straßen führen, eine über Balkh nach Bamian und Kâbul, und eine andere über Maimana nach Herat.

Außerdem haben die Russen noch einen anderen Weg nach dem Norden Afghanistans, der von ihrem befestigten Waffenplatz Krasnovodsk am Ostufer des caspischen Meeres an dem Nordostrande Persiens entlang über Merw nach Herât führt. Auch für die Begehung dieser Route hat die russische Militärverwaltung bereits Vorstudien machen lassen.

Auf diesen Wegen wird die Ausdehnung des russischen Reiches vorwärtsschreiten bis zum Himâlaya, bis zu einer Linie, die Kâfiristân, Bamian und die Ebene von Herât mit einander verbindet. Und mit einem solchen Resultat kann das an diesen Dingen nicht direct betheiligte Europa wol zufrieden sein. Das Aufhören der Selbständigkeit der Tekke- und Gomal-Turkmanen ist im allgemein menschlichen Interesse zu wünschen, und die Oezbegen-Länder nördlich vom Hindukusch werden unter russischer Herrschaft besser situirt sein, als unter afghanischen Statthaltern oder özbegischen Duodezfürsten.

Das eigentliche Afghanistan, eingekeilt zwischen beiden Reichen, würde seiner selbst wegen wol auch für den eifrigsten Annexionisten gewiß nicht den Preis gewaltsamer Annexion werth sein; aber das Land hat immerhin eine große handelspolitische Bedeutung. Es ist ein Durchzugsland, durch welches diejenigen Straßen führen, die Indien einerseits mit Central-Asien, andererseits mit Persien und dem vorderen Orient verbinden. Diese Straßen sind von der Natur vorgezeichnet, ja sie sind in ihrer Art die einzig möglichen. Alle Karawanen und Heereszüge sind seit Urzeiten diese Wege gezogen und dermaleinst werden die Eisenbahnen denselben Linien folgen müssen. Gegenwärtig hat der Handel, der diese Wege geht, keine große Bedeutung und kann sie nicht haben, denn an jeder Zollstätte und in jedem Gebirgspaß werden die Karawanen unter beliebigem Vorwand, oder auch ohne einen Vorwand ausgeplündert. Doch stehe ich nicht an zu erklären, daß dieser Handel, der Austausch der Erzeugnisse dreier großer Ländermassen mit vielen Millionen Einwohnern, wenn er unter geordneten Verhältnissen vor sich ginge, eines außerordentlichen Aufschwunges fähig und für alle Betheiligten von dem größten Nutzen sein würde. Jedoch einer solchen Hoffnung dürfen sich Oezbegen, Afghanen und Inder nicht hingeben. Rußland wird am Nordabhange des Hindukusch sein Reich absperren, wird seine asiatischen Unterthanen zwingen, alle ihre Bedürfnisse durch den russischen Kaufmann aus dem europäischen Rußland zu beziehen und auf diese Weise dem Handel und der Industrie Rußlands ein sicheres Absatzgebiet verschaffen, dessen Bedürfnisse nach der Herstellung geordneter politischer Verhältnisse gewiß von Jahr zu Jahr in rapidem Fortschritt steigen werden. Dem gegenüber wird England wohl

Digitized by Google

oder übel gezwungen sein, am Südabhange des Hindukusch eine ähnliche Zollsperre zu errichten.

Handelspolitische Fragen spielen in der gegenwärtigen Complication keine Rolle, es handelt sich ausschließlich um politische Machtfragen, deren Erörterung ich ein Wort über das jetzige Fürstenhaus von Afghanistan vorausschicken muß.

Der neuerdings so oft genannte Schîr Alî ist der dritte Fürst aus dem Durânî-Clan Barakzai, der im Jahre 1818 dem vorigen Fürstengeschlecht Sadôzai in blutigen Kämpfen die Zügel der Macht entriß. Mit einer Schandthat beginnen die Annalen dieser Dynastie, begangen von dem Vater Schîr Alî's, einer Schandthat, welche ihrem Urheber eine Fürstenkrone eintrug.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts herrschte in Afghanistan Mahmûd Schâh, der letzte König der vorigen Dynastie, eine ebenso indolente wie unfähige Natur. Ganz versunken in ein Genußleben nach afghanischem Geschmack, war er froh, alle Sorgen der Regierung seinem allmächtigen Vezir, Fathî Khân, dem Chef der Barakzî, zu überlassen. Fathî, ein begabter und thatkräftiger Mann, hatte den König auf den Thron geführt und ihn auf demselben gegen vielfache Angriffe vertheidigt. Er that, was jeder orientalische Staatsmann in seiner Stelle gethan haben würde: er übergab alle wichtigsten Militär- und Civil-Commando's des ganzen Reiches seinen Brüdern und anderweitigen nächsten Blutsverwandten.

So lagen die Verhältnisse, als im Jahre 1816 ein Angriff der Perser auf Herât bevorzustehen schien. Fathî Khân zog in Eilmärschen zum Schutz Herât's heran; jedoch der dortige Statthalter, Hâdschî Fêrôz-eddîn, ein Bruder des Königs Mahmûd, mochte wol den allmächtigen Minister seines königlichen Bruders für gefährlicher halten, als die Perser, und so verschloß er ihm die Thore. Nachdem sich alsdann Fathî durch List in den Besitz der Festung und Citadelle gesetzt hatte, sandte er den Prinzen-Statthalter — zwar unter ehrenvoller Eskorte, aber dennoch wie einen Staatsgefangenen — nach Kâbul. Kaum hatte der Prinz-Statthalter Herât verlassen, als Dost Muhammed, ein jüngerer Bruder Fathî Khân's, der Vater Schîr Alî's, sich auf den Harem des Prinzen stürzte und ihn der Plünderung und Entweihung seiner Soldatesca preisgab. Zufällig befand sich daselbst auch eine Tochter des Königs, die mit einem Sohne des deportirten Prinzen-Statthalters verheirathet war, und auch diese Dame erfuhr eine Behandlung, für welche es weder im Orient noch im Occident eine Beschönigung gibt.

Dost Muhammed mochte wol in dem Harem nach Schätzen gesucht haben, denn der Harem gilt für ein Heiligthum, das in stürmischen Zeiten den letzten Schutz zu gewähren pflegt und dessen Entweihung niemals anders, als durch Blut gesühnt werden kann. Aus diesem Grunde pflegen Muhammedaner gerade dort ihre Schätze zu deponiren und zu verbergen, wie man in der antiken Welt seine Schätze gewissen besonders heiligen Tempeln, wie z. B. dem Tempel der Diana in Ephesus, zu übergeben pflegte.

Die unqualificirbare That Dost Muhammed's, welche gegen den Befehl Fathî Khân's begangen war, war das Signal zu endlosem Blutvergießen. Die Schändung der Familienehre entflammte sogar in dem indolenten Könige ungemessenen Racheburst. Auf seinen Befehl wurde Fathî Khân geblendet, und

Digitized by Google

als nun dessen Brüder aus den Provinzen mit den ihnen ergebenen Truppen heranrückten, um Blutrache zu fordern, da floh der König mit allen Seinigen aus der Hauptstadt Kâbul und auf der Flucht ließ er den geblendeten Fathî Khân, den Gründer und Erhalter seiner Macht, in einer Weise, die ich hier nicht beschreiben kann, ermorden.

Die Barakzai-Brüder occupirten den größten Theil des Landes und seit jener Zeit gebietet diese Dynastie dem Afghanenvolk mit souveräner Macht, zuerst Muhammed Azîm 1818—1823, dann sein Bruder, der schon genannte Dost Muhammed von 1823—1863 und seitdem dessen Sohn Schîr Alî. Mit dieser Dynastie führt jetzt die englische Regierung ihren zweiten Krieg.

Der erste Krieg von 1839—1842 war dadurch entstanden, daß Dost Muhammed, nachdem er für die beiden Hauptziele seiner Politik, die Wiedereroberung von Peschâwer und Herât, bei der englischen Regierung vergebens um Hilfe nachgesucht hatte, nach dem Erscheinen eines russischen Gesandten, des Capt. Vikovitsch, in Kâbul unter russischer Beihilfe ein Bündniß mit Persien abschloß. Das erste Auftreten russischen Einflusses in Afghanistan brachte die englischen Staatsmänner dermaßen auf, daß sie, obwol dies Bündniß kurz darauf in Nichts zerging, den Beschluß faßten, die regierende Dynastie zu stürzen und einen in Indien lebenden flüchtigen Prinzen der früheren Dynastie mit Waffengewalt zum Könige der Afghanen einzusetzen.

Das blutige Trauerspiel, das diesem Entschlusse folgte, eines der traurigsten in der Geschichte, ist zur Genüge bekannt. Ohne Schwierigkeiten erfolgte der Einmarsch, und Schâh Schudschâ — so hieß der Protégé Englands — wurde in der alten Königsstadt Kâbul installirt. Am 2. November 1841 begann der Anfang vom Ende. Als die englische Macht am 6. Januar 1842 Kâbul verließ, bestand sie aus 4500 Soldaten, darunter 700 Europäer, aus 12,000 Mann Heergefolge und außerdem aus den Frauen und Kindern der Officiere und Soldaten. Innerhalb sieben Tage, vom 6.—13. Januar, wurde diese ganze Menschheit vernichtet. Was nicht verhungerte oder in dem fußhohen Schnee erfror, erlag den erbarmungslosen Messern und Kugeln der Afghanen. Nur ein Einziger, Dr. Brydon, rettete sich nach Dschelâlâbâd, der nächsten englischen Station, um die Trauerbotschaft zu überbringen. Und dieser Eine wurde wol nur deshalb verschont, weil die Afghanen-Chefs vorausgesagt hatten, daß von den fremden Eindringlingen nur Einer dem Gemetzel entgehen solle, um davon berichten zu können. Außer Dr. Brydon wurde noch eine kleine Zahl von Officieren, Frauen und Kindern, die in Gefangenschaft gerathen waren, gerettet.

Der Puppenkönig Schâh Schudschâ wurde von seinen eigenen Landsleuten am 4. April 1842 erschossen, und Dost Muhammed kehrte am 25. October desselben Jahres auf seinen Thron zurück. Die Engländer rückten noch einmal in das Land, um Rache zu nehmen, und sie nahmen auch Rache, aber in einer durchaus unzureichenden Weise.

Enorme Verluste an Menschenleben und Geld, eine außerordentliche Einbuße an Prestige, welches durch den etwas kläglichen Rachezug nicht gehoben wurde und das bis jetzt ganz unverhältnißmäßig niedrig gestanden ist, waren die einzigen Ergebnisse des ersten Krieges der Engländer mit den Afghanen.

Digitized by Google

Hoffen wir, daß die indische Regierung die vielfachen Lehren, welche aus jenem Trauerspiel zu entnehmen sind, beherzigen und verwerthen wird, um die Tausende ihrer gegenwärtig in Afghanistan stehenden Unterthanen vor ähnlichem Unglück zu bewahren. Die erste Expedition scheiterte an der absoluten Unfähigkeit der Führer, theils auch an einer sehr bedenklichen Organisation des anglo-indischen Staatsdienstes, welche noch heutigen Tages besteht. Eine Expedition dieser Art hat in der Regel zwei Chefs, einen militärischen und einen diplomatischen, und diese Vertheilung der höchsten Macht und Verantwortlichkeit über zwei Beamte unter Umständen, wo die Möglichkeit größter Gefahr eine absolute Einheit des Oberbefehles, die strengste militärische Disciplin, die alleinige Verantwortung eines durch diplomatische Rücksichten nicht beirrten Heerführers erfordert, birgt unter allen Umständen die Keime großer Gefahr in sich.

Seit jener Zeit ist nun Afghanistan für die anglo-indischen Staatsmänner ein noli me tangere. Je weniger man davon hörte, um so besser; eine Politik, die man the policy of masterly inactivity nannte, und die Uebertreibung nach dieser Richtung ist die Hauptursache des gegenwärtigen Krieges. Als man den Fehler dieser Politik einsah und umkehrte, war es bereits zu spät.

Schir Ali bestieg 1863 den Thron seines Vaters als der von ihm designirte Thronfolger. Sechs Jahre lang hatte er gegen rebellische Brüder zu kämpfen, bald siegreich, bald besiegt. In der für ihn siegreichen Schlacht bei Kudschbâz 1866 wurde sein Lieblingssohn von einem Onkel erschlagen, ein Verlust, der Schir Ali für lange Zeit in einen dem Wahnsinn nahen Zustand versetzte. Er saß Monate lang, still für sich hinbrütend, ohne ein Zeichen von Bewußtsein von sich zu geben, ohne ein Interesse zu äußern, als ihm berichtet wurde, daß seine Herrschaft an allen Ecken und Enden zusammenbrach. Erst nachdem auch Kâbul von seinen Gegnern occupirt war, raffte er sich zu neuen Thaten auf. Während dieser ganzen Zeit that die englische Regierung Nichts, um ihn für sich zu gewinnen und zum Freunde Englands zu machen. Sie gewährte ihm nicht allein keine Hilfe, sondern unterhandelte mit seinen Brüdern und erkannte sie zum Theil sogar officiell an, augenscheinlich nach dem Grundsatz Divide et impera, während doch diese Brüder nach jedem Staatsrecht Rebellen waren.

Im Jahre 1869 hatte Schir Ali alle Gegner niedergeschlagen und erfreute sich der vollen Souveränetät über das ganze Afghanenreich südlich und nördlich vom Hindukusch. Von jener Zeit bis 1873 hat er, alten und wohlberechtigten Groll vergessend, um englische Gunst und englische Hilfe gebuhlt, aber vergebens.[1] Die Fortschritte der Russen in Central-Asien, die 1869 bis nahe an

---

[1] Als er von der Conferenz mit Lord Mayo bei Ambâla 1869 zurückkam, beging er eine That, die wol aus der Noth seiner Lage erklärt werden kann, die aber doch einen blutigen Makel auf ihn geworfen hat. Drei Männer hatten ihm sein Reich erkämpft: sein Bruder Aslam Khân, sein Neffe Ismael Khân und sein Sohn Jakûb Khân. Seinen Bruder ließ er erdrosseln, seinen Neffen jagte er aus dem Lande nach Lahore, wo er starb, und seinen Sohn Jakûb Khân lockte er mit Versprechungen von Herât nach Kâbul und ließ ihn in einen Kerker werfen, wo er bis jetzt — bis zum Anmarsch der englischen Truppen — geschmachtet hat. Wahrscheinlich fürchtete Schir Ali, daß Diejenigen, die ihm den Thron erobert hatten, zuerst auf die Idee kommen könnten, ihn wieder von demselben zu verdrängen.

den Oxus vorrückten und am 10. Juni 1873 in Chiwa einzogen, erfüllten ihn mit wohl gegründeter Angst; er fürchtete, daß der unheimlichen Machtentfaltung seiner russischen Nachbarn an seiner Nordgrenze bald das ganze afghanische Turkistân zum Opfer fallen werde, und war sich wohl bewußt, daß mit eigener Macht er Nichts thun könne, um eine solche Eventualität zu verhindern. In dieser Noth seiner Lage wandte er sich an England um Hilfe und erhielt statt deren — Versprechungen, sehr vage Versprechungen.

Nachdem Schîr Alî den letzten erfolglosen Versuch in dieser Richtung im Juli 1873 gemacht hatte, schloß er seine Rechnung mit den Engländern ab und warf sich den Russen in die Arme. Es folgten Unterhandlungen mit General Kaufmann in Taschkend und 1878 erschien ein Gesandter des Czaren, mit großem Pomp empfangen in Kâbul. Wie dem ersten anglo-afghanischen Krieg das Erscheinen eines russischen Gesandten in Kâbul vorausging, so war auch jetzt die Ankunft des General Abramof in Kâbul ein Wendepunkt in der Entwickelung der Dinge, der Anfang ihrer Ueberstürzung. Die englische Regierung verlangte nun gleichfalls einen Gesandten nach Kâbul zu schicken, Schîr Alî weigerte sich, einen solchen zu empfangen, und damit war der englischen Regierung der Krieg aufgehalst.

So rächte sich Rußland im fernen Orient für den Widerstand, den England in Europa der Befreiung der Bulgaren entgegengesetzt hatte, eine neue Exemplification des alten Bibelwortes: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Die Nothwendigkeit des jetzigen Krieges ist auf das lebhafteste bestritten worden. Man kann wol die Frage aufwerfen: Genügt denn nicht das hohe Sulaimân-Gebirge mit seinen schwer passablen Pässen als Grenze für Indien? — und darauf muß ich erwidern: Es genügt für die Zeiten des Friedens, der Ruhe und Sicherheit, nicht aber für die Zeiten der Gefahr.

So lange die englische Regierung in Indien ungeschwächt dasteht, kann sie durch ihre militärischen Posten westlich vom Indus die räuberischen Gebirgsstämme im Zügel halten, und da der Handelsweg über Kâbul gegenwärtig keine große Bedeutung hat, noch in aller Wahrscheinlichkeit bald haben wird, kann sie die Afghanen und ihr felsiges Vaterland ruhig sich selbst überlassen.

Ganz anders aber steht die Sache, wenn einmal die Kaiserliche Regierung in Indien solche Zeiten schwerer Prüfung durchzukämpfen hat, wie z. B. während des Sepoy-Aufstandes 1857. Theile der einheimischen Armee können immerhin revoltiren, ganze Provinzen sich ihnen anschließen, und wenn es den Rebellen gelänge, sich zu organisiren, so könnte die Wiederherstellung der kaiserlichen Macht weniger schnell und weniger glücklich verlaufen, als es das erste Mal geschehen ist. Alsdann würden die Afghanen sich erheben wie ein Mann, berathen und unterstützt von Rußland. Getrieben von Raubsucht und religiösem Fanatismus würden sie zu Zehntausenden aus den Pässen des Sulaimân-Gebirges sich über Indien ergießen, und es könnten Verhältnisse eintreten, die sich jeder Berechnung entziehen.

Ohne von der Narrheit der Russophobie angekränkelt zu sein, meine ich dennoch, daß die englischen Staatsmänner aus diesen Gründen vollkommen im Rechte waren, den ihnen von Schîr Alî hingeworfenen Fehdehandschuh auf-

Digitized by

zunehmen. Der Krieg hätte sich verschieben, aber nicht vermeiden lassen. Das Vorrücken der Russen in Central-Asien erforderte ein definitives Arrangement in und mit Afghanistan, und ohne Krieg war und ist ein solches nicht denkbar.

Jetzt hat eine englische Armee in Kandahâr Stellung genommen, nicht weit von der englischen Grenze, welche im verflossenen Jahr nach jener Richtung hin bedeutend vorgeschoben ist. Von dort aus stehen ihr die Wege über Ghazna nach Kâbul, und über Girishk, Farra nach Herât offen, und auf beiden Straßen sind bereits Truppentheile vorgerückt. Die erste Occupation wird ohne Schwierigkeiten vor sich gehen, schwieriger dagegen wird das definitive Arrangement sein, sei es nun die einfache Annexion des ganzen Landes oder des südlichen Theiles, oder die Umwandlung in einen Vasallen-Staat.

Der englischen Macht geht in Afghanistan nicht ein solcher Schrecken voraus, der jeden Widerstand lähmt. Es wird den Afghanen weder an Muth, noch an den Mitteln des Widerstandes fehlen, und wenn auch die landesübliche Zwietracht der Stämme und der Mitglieder der königlichen Familie untereinander den Engländern die Wege zu ebnen scheint, so ist doch nicht zu vergessen, daß der Fremdenhaß, vermischt mit religiösem Fanatismus, allen Afghanen gemein ist und wol auch im Stande wäre, sie zu gemeinsamem Widerstand zu vereinigen[1]).

Für uns Deutsche, die wir an den Händeln jener fernen Welt nicht betheiligt sind, haben diese Dinge nur ein Interesse der Humanität und Wissenschaft. Jeder Fortschritt europäischer Gesittung und Bildung auf asiatischem Boden ist ein Gewinn für die Menschheit. Die Völker Europa's kämpfen gegenwärtig mit vielfachen Stricturen in ihrem eigenen wirthschaftlichen und politischen Leben. Um so erfreulicher ist es daher, wenn trotzdem das Civilisationswerk Europa's, dessen Segnungen dermaleinst alle Völker des Erdballs umspannen sollen, gefördert wird; wenn unter fernen Völkern die Wohlthaten der Ordnung und des Gesetzes verbreitet und die beiden Grundpfeiler alles allein menschenwürdigen Daseins: Sicherheit der Person und des Besitzes, aufgerichtet werden.

---

[1]) Der augenblicklich in Kâbul gebietende Jakûb Khân war bis 1869 Statthalter von Herât und designirter Thronfolger. Nachdem, wie oben erwähnt, er 1869 eingekerkert war, ernannte Schir Ali einen anderen Sohn, Abdullâh Dschân, zum Thronfolger und suchte für ihn die Anerkennung der indischen Regierung zu gewinnen, diese aber hat sich immer auf die Seite Jakûb Khân's gestellt, und hat wiederholt für ihn bei seinem Vater um Schonung gebeten. Von Jakûb ist stets die Rede gegangen, daß er englischem Wesen geneigt sei. Nach dem Anmarsch der Engländer hat Schir Ali Kâbul verlassen, hat sich in sein Nord-Reich begeben und scheint von dort aus den Gang der Ereignisse abwarten zu wollen. Seinen Sohn Jakûb Khân holte er aus dem Kerker und übergab ihm die Macht in Kâbul, ein eigenthümlicher Schritt, den man gegenwärtig noch nicht zur Genüge erklären kann.

Nachschrift. Als dieser Aufsatz bereits gedruckt war, brachten die Berliner Zeitungen vom 2. März die Nachricht, daß Jakûb Khân am 26. Februar der anglo-indischen Regierung den Tod seines Vaters angezeigt habe. Wenn Jakûb Khân nicht wie Murâd, der unglückliche Sohn des Sultans Abdülmedschid, durch die lange Gefangenschaft an Geist und Körper gebrochen ist, und wenn er sich mit der Thatsache aussöhnen kann, daß er nur einen Theil seines väterlichen Reiches beherrschen wird und auch diesen nur unter der Quasi-Controle Englands, so hat sich durch den Tod Schir Ali's die Lage in Afghanistan in einer für England überaus günstigen Weise verändert.

Digitized by Google

Aus Eduard Devrient's Nachlaß.

Briefe von Heinrich Marschner an Eduard Devrient.

Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen
von
Joseph Kürschner.

Als Eduard Devrient am 4. October 1877 in Karlsruhe für immer die Augen schloß, war die Voraussetzung allgemein, daß sich in dem Nachlaß dieses um das deutsche Theater so hochverdienten Mannes ein reicher literarischer Schatz finden würde. Diese Voraussetzung bewahrheitete sich bald, und es haben nunmehr die Hinterbliebenen des Dahingegangenen einige der speciell für das Theater, die Literatur und die Musik, wie allgemein für die Zeitgeschichte höchst werthvollen Aufzeichnungen und Correspondenzen der Redaction der „Deutschen Rundschau" zur Veröffentlichung übergeben, welche mir die ehrenvolle und erfreuliche Aufgabe zu Theil werden ließ, die für das Verständniß derselben nöthigen Einleitungen und Anmerkungen zu besorgen.

Eine rein äußerliche Veranlassung bestimmt Redaction und Herausgeber, bei diesen Publicationen aus Devrient's Nachlaß mit den geist- und witzsprühenden Briefen Marschner's den Anfang zu machen, die sowol für die Entstehungsgeschichte der Oper „Hans Heiling", wie für das Werden und Wesen musikalisch-dramatischer Werke überhaupt, für den Componisten wie für den Librettisten von einem großen Interesse sind. Der sorgfältige, immer kritische und auf Alles bedachtsame Devrient tritt uns aus ihnen ebenso charakteristisch entgegen, wie Marschner, der dem jungen Librettisten nie seine Ansichten vorenthält und über theatralische Dinge in Berlin mit der Offenheit spricht, die später und bei anderer Gelegenheit für ihn von ungünstigem Einfluß wurde. Die Zeit, in welcher die vorliegende Correspondenz entstand, umfaßt die Jahre 1831 bis 1833, d. h. vom Beginn der Unterhandlungen über das Libretto zu „Hans Heiling" bis zur ersten Aufführung der Oper in Berlin.

Marschner lebte, als er die vorliegenden Briefe schrieb, in Hannover, wo er von 1830 bis zu seiner Pensionirung 1859 als erster Capellmeister wirkte, zum General-Musikdirector ernannt ward und am 15. December 1861 verstarb.

Digitized by

Sein Name war bereits damals populär und vielgenannt als der des Schöpfers der Opern „Der Vampyr" und „Der Templer und die Jüdin", die, 1828 resp. 1829 zum ersten Male aufgeführt, vielen Beifall gefunden und gerechtes Aufsehen erregt hatten. Weniger bekannt geworden sind des Meisters frühere Opern: „Der Kyffhäuser Berg", „Saidor", „Heinrich IV. und d'Aubigné" (die K. M. von Weber 1820, am 19. Juli, in Dresden gab), „Der Holzdieb" und „Lucretia", sowie die nach jenen zwei erschienenen Werke „Des Falkners Braut", „Der Bäbu", „Adolph von Nassau" und „Austin". Uebrigens datiren Marschner's erste musikalisch-theatralischen Versuche noch weiter zurück, und zwar in seine Schulzeit. Begabt mit einer schönen Stimme, frühzeitig im Clavierspiel unterrichtet, fühlte er sich bald zu eigenen Compositionen angespornt und schrieb als Zittauer Gymnasiast außer Liedern, Sonaten u. dgl. Ballete für die Butenop'sche Tänzergesellschaft. Obgleich er ursprünglich dazu bestimmt war, Jura zu studiren und deshalb auch 1816 die Universität Leipzig bezog, widmete sich Marschner doch bald, durch Schicht, den Cantor an der Thomasschule, energisch dazu angeregt, gänzlich der Musik und wurde auf dieser neuen Laufbahn zunächst durch den Grafen Thaddé von Amadée, der ihn auch mit Beethoven in Berührung brachte, dann durch K. M. v. Weber in der wärmsten Weise gefördert. Das freundliche Entgegenkommen des Letzteren bewog ihn, seinen dauernden Aufenthalt in Dresden zu nehmen, wo er 1824 zum Königl. Musikdirector ernannt wurde und bis zu seiner Berufung nach Hannover verblieb. Außer seinen Opern schrieb Marschner die Musik zu verschiedenen Schauspielen, so u. a. zu Kleist's „Prinz von Homburg", zu Mosenthal's „Goldschmidt von Ulm", zu Rodenberg's „Waldmüllers Margret", ferner eine große Anzahl Männerchöre und Lieder, wie endlich auch instrumentale Kammermusik. Aber all' diese Schöpfungen überragend, als der eigentliche Höhe- und Gipfelpunkt seines gesammten künstlerischen Wirkens, als dessen kraft- und schwungvollster Ausdruck gestaltete sich „Hans Heiling", in dem sich das Talent des Componisten am charakteristischsten und zugleich am volksthümlichsten ausspricht.

Gewiß gebührt ein Theil an der Ehre des Erfolgs auch dem Dichter Eduard Devrient, der seinen Stoff mit großem Geschick für die Bühne verarbeitete und den Text schon in Handlung und Charakteristik ungemein anziehend zu gestalten wußte. Devrient war, als er daran ging, „Hans Heiling" zu schreiben, erst 26 Jahre (geb. 11. August 1801 zu Berlin), während Marschner, als er die Composition begann, bereits deren 36 zählte (geb. 16. August 1795 zu Zittau). Von Zelter im Gesang unterrichtet, den er später unter Schelble und Barbaja noch verbesserte, debütirte Devrient zuerst unter seinem Namen am 24. August 1819 als Masetto im „Don Juan" an der Berliner Hofoper, der er bis zu seinem Uebertritt zum Schauspiel (1835) angehörte. Vielen Urtheilen zu Folge, denen sich auch mehrere Stellen der nachfolgenden Briefe anschließen, hat Devrient als Sänger sehr Werthvolles geleistet. Von Beginn seiner theatralischen Carrière offenbarte sich bei ihm ein energischer Wille, ein nicht zu unterdrückendes Streben nach Wissen, jene Hochachtung vor der Würde und Ehre seiner Kunst, die er nie verleugnet hat und die ihm Richtschnur gewesen ist für sein bedeutungsvolles Wirken als Oberregisseur zu Dresden (1844—1846),

Digitized by Google

wie als Director des Hoftheaters in Karlsruhe (1852—1870). Neben seiner Bühnenthätigkeit ging eine schriftstellerische einher, deren noch öfter bei den Veröffentlichungen aus seinem Nachlaß zu gedenken sein wird und deren erstes im Druck bekannt gewordenes Product der Text zu „Hans Heiling" ist. (Dramat. und dramaturg. Schriften von Eduard Devrient, Leipzig 1846, Bd. I, pag. 255—322.) Diese Dichtung entstand im Jahre 1827. Wie Devrient in seinen „Erinnerungen an Felix Mendelssohn Bartholdy" (Leipzig 1872, 2. Aufl., pag. 43—46) mittheilt, war sie ursprünglich für Mendelssohn bestimmt, der sie aber ebenso wie den schon 1824 für ihn von seinem Freund Devrient geschriebenen Operntext „Olint und Sophronia" ablehnte. Mendelssohn erklärte sich in jeder Beziehung gegen den „Hans Heiling", zu dem der Dichter durch deutsch-böhmische Volkssagen angeregt worden war; er fand eine zu große Aehnlichkeit mit dem „Freischütz" darin und konnte sich auch für den Helden in keiner Weise erwärmen. So blieb die Arbeit zunächst ohne Componisten, da Devrient vorläufig darauf verzichtete, sie einem Musiker zu übergeben; erst 1831 sandte er sie anonym an Marschner, der die wärmste Sympathie für den seiner ganzen Richtung und Anschauung zusagenden Text empfand, wie gleich der erste der nachfolgenden zwölf Briefe beweist. Marschner schreibt:

I.

Hannover den 8ten Juli 1831.

Wohlgeborener
Sehr geehrter Herr!

Mit großer Freude hab' ich von Ihrem Herrn Bruder erfahren, daß Sie der Verfasser des Hans Heiling sind. Ihr Vertrauen zu mir, ist mir höchst schmeichelhaft, u. ich werde, so viel an mir ist, es zu rechtfertigen streben. Der Stoff ist eben so neu als ergiebig, u. ich muß staunen, mit welch dichterischer Kraft u. Bühnenkenntniß Sie ihn zur Oper benutzt. Ich fühle schon jetzt (wo ich noch nichts thun konnte, als das Gedicht lesen —) wie es mich ergreift u. beim lesen mir Ideen zuströmen. Darauf stütz' ich die Hoffnung, daß ich nicht zu weit hinter Ihnen bleiben werde, obwohl ich mir gar nicht verberge, daß die Aufgabe eine höchst schwierige ist. Leider nur sind meine Berufsgeschäfte hier so viel, daß ich nicht immer ungestört mich meinen Phantasien u. der Arbeit widmen kann. Doch, das ist der allgemeine Fluch deutscher Componisten, daß Vaterland und Regierung nichts für sie thun u. sie gezwungen sind, nach mit Frohndiensten überhäuften Anstellungen zu greifen, um ihr Dasein zu fristen! —

Gebäre Deutschland auch zehn Spontini, nicht einer würde einen König von Preußen finden! [1]) — Doch still! Ich soll Ihnen ja meine Ideen über die Ausführung Ihres Stoffes sagen, u. so bemerke ich denn, daß mich Ihre Idee, hinsichtlich des Vorspiels, der Ouvertüre wegen in einige Verlegenheit setzt.

Meines Erachtens kann sie dem Vorspiel nicht voran gehen, u. laß ich sie nachfolgen, gleichsam dem letzten Chor entströmend (denn eine Pause zwischen Vorspiel u. Ouvertüre würde ersteres zu einem Akt unwillkührlich umformen) so würde das Publikum aller Orten, obwohl die Idee und Form neu wäre, wenig darauf achten

---

[1]) Gasparo Spontini (14. Nov. 1774 [n. A. 17. Nov. 1778] — 14. Jan. 1851), der berühmte Componist der Opern „Die Vestalin", „Ferdinand Cortez" 2c., wurde 1820 von Friedrich Wilhelm III. nach Berlin berufen und mit einem Gehalt von 30,000 Mark wie auch Gewährung vieler sonstiger Vortheile als erster Capellmeister angestellt. Er hatte die unumschränkte Herrschaft über Oper und Hofmusik.

Digitized by Google

u. den gewöhnlichen Entreact Spektakel verführen, nichts weniger ahnend als das nun erst eigentliche Beginnen der Oper. Freilich entgegnen Sie mir — was hat der schaffende Künstler mit dem Gewohnheitsthier Publikum zu schaffen, geht er einen neuen Weg; u. hat sich dasselbe früher nicht auch erst an die jetzt gewohnte Form gewöhnen müssen? — Dies gesteh' ich Ihnen gern zu. Allein, Sie wissen selbst zu gut, daß das Niederfallen des Vorhanges dem Publikum das Zeichen ist, sich auf diese oder jene Art Luft zu machen, da ein Theil seiner Schaulust zum Theil schon befriedigt ist, u. es vor Aufgang des Vorhangs sich nur einer gewissen regungslosen Spannung hingiebt. Ist aber keine Ouvertüre dazwischen, so wird das Vorspiel nur ein Aufzug, u. kann auch als solcher benannt werden. Doch, das sind nur so meine Gedanken, die ich Ihnen zur Prüfung vorlege.

2) Fürchte ich, werden uns die Zwergchöre auf den meisten Theatern zu schaffen machen, denn sind unsere Chordamen auch Zwerge in der Kunst, so können sie doch dem Auge nicht als solche erscheinen, u. Kinderballetts giebts nicht überall. Ja, wenn das Publikum Ironie verstände! —

3) Glaub' ich, haben Sie im letzten Akt nicht daran gedacht, daß außer Berlin u. Wien kein so großer Chor existirt, um die verschiedenen Chöre von Erdgeistern, Schützen u. s. w. entsprechend besetzen zu können.

4) Gesteh' ich vom Melodram in der Oper kein Freund zu sein, u. würde Sie deßhalb bitten, die 1. Scene des 3. Akts anders zu arrangiren.

5) Und endlich glaub' ich, würde es der Wirkung nicht schaden, wenn einige Gesangstücke, namentlich aber die Dialoge noch etwas kürzer gehalten würden: besonders das Zwiegespräch von Mutter u. Sohn im Vorspiel. Wäre das Vorspiel vielleicht nicht ganz musicalisch (recitirend) zu halten?

Entschuldigen Sie, mein geehrter Freund, das offene Aussprechen meiner Wünsche, es ist die wärmste Liebe zu Ihrem Werk. Gern füg' ich mich auch Ihrer Meinung, die gewiß auf reellen Gründen beruht. Möchten Sie mich nur bald mit Ihrer Antwort beehren, u. das Buch nicht wieder begehren, von dem ich mich nicht, wenn auch nur auf kurze Zeit, wieder trennen möchte.

Von Ihrem Herrn Bruder hör' ich, daß am 3. August mein Templer in Berlin gegeben werden soll. Ich gestehe offen, ich glaub' noch nicht daran [1]), da mir von Directionswegen noch keine Sylbe bis jetzt darüber zugekommen ist, obwohl ich Graf Redern [2]) darum ersucht habe, es möglichst so zu arrangiren, daß ich selbst (so wie Ries, Weber, Spohr) [3]) mein Werk zur Aufführung bringen dürfe. Doch da die Hauptparthie in Ihren Händen ist u. Sie sich vielleicht wegen der tempi (die im Klavier-Auszug mit Metronom bezeichnet sind) beim Kapellmeister zu meinen Gunsten interessiren, so hoffe ich das Beste. Was meinen Sie, kann die Oper in B. glücken? Singt die Schaetzel [4]) die Rebecca? Gehn die Chöre gut? — O schreiben

[1]) Die Aufführung fand in der That statt (Dingelstedt, Teichmann's Literarischer Nachlaß, pag. 423, Nr. 446). Man vergl. auch weiter unten S. 93.

[2]) Graf Wilhelm Friedrich von Redern (geb. 9. December 1802 zu Berlin), von 1828—1842 Generalintendant der königl. Schauspiele zu Berlin, ein wissenschaftlich und musikalisch wohlgebildeter Mann, der sich auch mit Erfolg als Componist versuchte. Nach seinem Rücktritt von der Leitung der königl. Schauspiele wurde von Redern zum Generalintendant der königl. Hofmusik zu Berlin ernannt.

[3]) Von Ferd. Ries (28. November 1784 — 13. Jan. 1838) kam bis zu dem Tag, an dem Marschner diesen Brief schrieb, an der Berliner Hofoper zur Aufführung: „Die Räuberbraut" (8. Februar 1831), von K. M. von Weber (18. December 1786 — 5. Juni 1826), „Silvana", (10. Juli 1812), „Abu Hassan" (28. Juli 1813), „Der Freischütz" (18. Juni 1821), „Euryanthe" (23. December 1825), „Oberon" (2. Juli 1828), und von Louis Spohr (5. April 1784 bis 22. October 1859) „Jessonda" (14. Februar 1825), und „Faust" (14. November 1829).

[4]) Pauline von Schaetzel (geb. 1812 zu Berlin), welche, von H. Stümer ausgebildet, am 26. April 1828 als Agathe im „Freischütz" auf dem Berliner Hoftheater debütirte, galt während

Digitized by Google

Sie mir u. zürnen Sie nicht dem besorgten, vielfragenden Vater dieses Zwillingspaares! — Vielleicht schreiben Sie mir auch über die Besetzung etwas?

Nun leben sie wohl u. genehmigen Sie die Hochschätzung mit welcher ich stets verharre Ew. Wohlgeboren

Ergebener
Heinr. Marschner
Königl. Hof-Kapellmeister.

II.

Hannover d. 15ten Juli 1831.

Euer Wohlgeboren

Verlangen nach rascher Antwort nachkommend, habe ich hinsichtlich der Kürzungen im Templer zu erwiedern:

Obgleich diese Oper, so wie sie in Berlin ist, vor mehreren ebenfalls schwierigen Publicis ihre Anziehungskraft bewährt hat, auch nicht zu begreifen ist, wie eine Rebecca solche Stellen, wie die angeführten, sich wegstreichen lassen kann, — ferner auch Ihre gemeinsamen Wünsche mehr durch Kennerschaft des Berliner Publikums u. dessen Gewohnheiten als durch ästhetische u. scientifische Motive erstanden sein mögen, u. endlich, da ich an die Ehrlichkeit Ihrer Maßregeln glaube, — so füge ich mich Ihren Strichen (deren ich mich schlimmsten Falls ja doch nicht erwehren könnte), u. gestatte gern (wenns zum Gelingen der Oper beitragen sollte, was eigentlich noch niemand wissen kann!) daß die von Ihnen bemerkten Stellen gekürzt werden.

Es scheint mir fast, als säße zu Berlin eine heimliche Music-Fehme zu Stuhle, die, was ihr noth zu thun scheint, über Gerechte und Ungerechte streng Gericht hält. Ich bin nur froh, daß ich weit vom Schuß bin, denn das in contumaciam verurtheilen, thut eigentlich einem ehrlichen Kerl nicht weh. Da selbige aber für die Musik so viel gethan, so hoffe ich, wird sie auch für den Text oder vielmehr den Dialog freundliche Fürsorge getragen haben. Nicht unterdrücken aber will u. kann ich die Rührung über Spontini's Wohlthaten [1]). Gott lohn' es ihm!

Wenn ich aber nach sothanen Opfern u. wirklich kindlicher Folgsamkeit nicht flugs in den Berliner Himmel fahre, so — — Na, ich will nicht wirsch thun, u. lieber hoffen, der Herr Graf Redern wird sonach trachten, mich für sein Verbot meiner Oper „Des Falkners Braut" (die auf der Königstädter Bühne aufgeführt u. von selbiger sehr gut honorirt werden sollte) baldigst schadlos zu halten.

„Na solche tugendhafte $\frac{\text{Strich}}{\text{Gott}}$ ergebene Seele
Ward so belohnt, daß ihr zu wünschen nichts mehr fehle."

Des Templers große Arie ist allerdings eine Scene (wie auch darüber steht), bei der dem Publikum nicht arienhaft zu Muthe werden darf. Das Schwanzstück derselben (die Arie) streichen Sie muthig, es wird bei Ihrem Vortrag doch genügen.

Uebrigens wünsche ich alles Ernstes, daß Sie mir nur Gutes zu berichten haben mögen, da ich ohne Veranlassung des Intendanten u. Kostenersatz, von aller König-

der kurzen Zeit ihrer Theater-Angehörigkeit als eine der vortrefflichsten Bühnensängerinnen, in der sich die Vorzüge einer klangvollen Stimme mit tiefer Auffassung und lieblicher Erscheinung verbanden. 1832 heirathete sie den königl. Oberhofbuchdrucker R. von Decker und zog sich zugleich von der Bühne zurück. Am 23. Juli 1832 trat sie als Rosine im „Barbier" zum letzten Male auf. Die erste Rebecca in Marschner's Oper, welche in Leipzig die Feuerprobe der ersten Aufführung bestand, war Frau Fortunata Walzel-Franchetti († 7. April 1876 in Wien), der erste Templer Heinrich Hammermeister (1799—1860).

[1]) Die Aufführungen der Marschner'schen Opern in Berlin wurden fortwährend durch Intriguen hintertrieben, die Spontini, welcher in Marschner einen Rivalen fürchtete, anzettelte.

Digitized by Google

lichen Erlaubniß u. Huld keinen Gebrauch machen u. das Ding selbst mit anhören kann. Indessen bitt' ich Sie, den verehrten Mitwirkenden meinen besten Gruß u. Segen zu bringen u. ihnen in meinem Namen für ihren mir wahrhaft schmeichelhaften Eifer den herzlichsten Dank zu sagen. —

So eben les' ich Ihren Brief nochmals durch, und sehe im 3ten Finale nach, wo ich finde, daß, lassen Sie das, was zwischen den Sätzen: „Hallo, will denn kein Kämpe kommen" u. der Fanfare weg, Sie mir einen wahren Todesstoß versetzen. In welchem Stück, in welcher Oper wären nicht schon alle Gefühle der Menschen ausgesprochen u. gesungen worden? — Dies ist kein Grund; ich aber habe wohl welchen, Sie um Gotteswillen zu bitten, alle Aengstlichkeit fahren, u. diese Stelle, wie sie ist, stehen zu lassen. Die späteren Striche im Verlauf des Finale gestatte ich Ihnen gern für dies. In Leipzig, wie hier hat gerade diese Stelle in Verbindung mit dem folgenden einen außerordentlichen Erfolg gehabt. Die Sängerin läßt sich damit den größten Effect entgehen. Ueberhaupt — doch genug.

Ihr Opernbuch werde ich in diesen Tagen copiren lassen, u. es Ihnen zuschicken. Uebrigens kann ich Ihnen melden, daß ich schon einiges daran gearbeitet habe, womit ich nicht ganz unzufrieden bin. Vielleicht sende ich Ihnen später ein Stück Klavier-Auszug um zu erfahren, ob ich Stich u. Strichfest bin. Einstweilen bitt ich Sie aber, den Titel der Oper (u. ihre Handlung) noch gegen jedermann zu verschweigen, oder aller Welt auf einmal (durch einige öffentliche Blätter) zu sagen, daß wir u. s. w. Uebrigens hoffe ich bald etwas mehr über Ihre Oper u. die etwaigen Bedingungen zu hören, ehe ich weiter gehe.

Mit freundschaftlicher Achtung

Ihr ergebener
H. Marschner.

III.

Hannover d. 21ten September 1831.

Mein sehr werther Freund!

Sie haben sehr recht mit mir zu zanken, daß ich noch nicht geantwortet. Ich habe auch keine Grundentschuldigungen, Krankheit oder Karcer. Nein, ich vertheidige mich gar nicht u. verschmähe alle dummen Entschuldigungen mit Geschäften, denn, das sieht der Dümmste ein, so viel Zeit kann jeder erübrigen, um einen Brief schreiben zu können. Aber ich weiß wahrlich nicht, wie es kam, daß ich, trotz des häufigen Vornehmens, doch nicht zur Ausführung kam, wenn der Grund dazu nicht in einer gewissen verdrüßlichen Stimmung liegt, mit welcher ich seit längerer Zeit behaftet bin, — u. um mich davor soviel als möglich zu retten, denke ich so wenig als möglich an Geschäfte, sondern vergrabe mich förmlich in meine Familie, deren Liebe mich gegen alles Unangenehme verschanzt. Doch genug. Ich danke Ihnen für Ihre so ausführliche Beschreibung der Aufnahme und Ausführung meines Templers recht herzlich. Mein Schwager [1]) hat mir viel Schönes über Ihre Leistung mit Begeisterung u. Ueberzeugung geschrieben, was mich um so mehr freut, als ich ihn als ganz wahr kenne. Die tempi schienen ihm, gegen die meinen, zu lahm. Das ist schlimm, denn der Charakter verliert dadurch. Ich habe auch von Anderen noch

---

[1]) Wilhelm August Wohlbrück, der Bruder von Marschner's zweiter Frau, der Sängerin Marianne Wohlbrück (6. Januar 1806—7. Februar 1854), mit der sich der Componist am 3. Juli 1826 vermählt hatte. W. A. Wohlbrück ist der Sohn des 1822 am 27. April verstorbenen Schauspielers Gottfried Wohlbrück, war selbst Schauspieler und schrieb die Texte zu Marschner's „Vampyr", „Templer und Jüdin", und „Falkner's Braut". Er starb (nach Brümmer's Angabe im Dichterlexikon) 1848 in Riga, 52 Jahre alt.

Digitized by Google

Berichte, die sich alle in Ihrem Lobe gleich sind [1]). Wie ich daraus ersehe, macht das 3te Finale stets große Wirkung, woran die Stelle, die gestrichen werden sollte, großen Antheil hat.

Ich glaube daran, weil sogar jener dumme Mensch, der sich im „Freimüthigen" [2]) bemüht, mein Werk auf das niederträchtigste herunter zu reißen (ich irre mich gewiß nicht, wenn ich in ihm einen gewissen Lump — — vermuthe) dies nicht läugnet. Herr Schlesinger [3]) und Herr Spontini haben sich's aus gewissen Gründen was kosten lassen. — Von Sp. eine kleine Anekdote. Ein gewisser N. (zufällig ein Freund meiner Musik, ohne mich persönlich zu kennen) trifft Sp. nach der 1ten Aufführung in Gesellschaft. Nun, fragt Sp., haben Sie sich auch die neue Oper angehört? — N. Ja. Sp. Na, wie hat Ihnen das Ding gefallen? N. Mir, wie Allen, sehr gut. Sp. Hm! O ja, es sind werthvolle Sachen darinnen. Aber das Ding sollte nur einen andern Titel haben. N. Wie so? Sp. Es sollte heißen: Der Templer u. die Jüdin, Musik von Spontini, arrangirt von Marschner. — Indignirt über eine solche Unverschämtheit (die mir aber der beste Beweis des Werthes meines Werkes ist) dreht N. ihm den Rücken, u. — die Sache ist aus.

Ihr Unwohlsein bedaure ich recht herzlich, obwohl es mich über die Pause, welche mein Templer machen mußte, nun beunruhigt. Ich hoffe, daß es bei der Heiserkeit bleibt, u. Sie nicht etwa von der schrecklichen Krankheit ergriffen werden, vor der hier zwar Alles zittert, der ich aber, sowie die Meinigen, mit Ruhe entgegen sehe.

Doch nun zu etwas anderem, zu Ihrer Oper.

Beifolgend erhalten Sie No. 5, Arie u. No. 7 Lied im Klavier-Auszug, die ich mit größtem Vertrauen auf Ihre Discretion in Ihre Hände lege. Ich glaube in No. 5 den Charakter des Hans (eigentlich sein Portrait) gut getroffen zu haben. Seine übermenschliche Gluth, im Lieben wie im Hassen, die Kürze u. Hast etc. getrau ich mir nicht besser in Tönen darzustellen. Es sollte mich freuen, fänden Sie das auch so, aber auch nicht wundern, wenn Sie es nicht fänden! — Eben so scheint mir das Lied No. 7 nicht mißlungen. Nur glaub' ich, wird es nicht viele erste Tenors geben, mit dem dazu erforderlichen Humor u. Vortrag! —

Auch No. 2 „Schimmernde Demanten" ist vollendet, und ich möchte es nicht gern wegwerfen, was ich aber müßte, wenn Sie auf der neuen Bearbeitung be-

---

[1]) Es liegt uns auch folgende interessante Aeußerung der Mutter Felix Mendelssohn-Bartholdy's aus einem, gleichfalls seinem Nachlaß entnommenen Briefe an Eduard Devrient (der die Rolle des Templers gesungen hatte) vor: . . . „Um aber mit etwas sehr Erfreulichem zu schließen, erlauben Sie mir, Ihnen das Schönste und Beste für den gestrigen Abend zu sagen. Ihr Gesang, Ihr Spiel und Ihre ganze Erschaffung der Rolle waren höchst vortrefflich und man kann nicht Gutes genug davon sagen. Selbst zu dem Fortschritt Ihrer Gesundheit, die Ihnen eine so angreifende Partie mit gesteigerter Kraft auszuführen erlaubte, muß man Ihnen Glück wünschen, sowie dem Componisten, daß er einen so wohlgesinnten als reichbegabten Darsteller gefunden. Hätten Sie trotz des bösen Dämons unserer Bühne die von Ihnen vorgeschlagenen Abkürzungen vornehmen können, so wäre auch die Oper vorzüglich zu nennen. Sie ist, bis auf diese Längen, frisch, lebendig, geistreich und unterhaltend. Fanny sagt mit Recht, es ginge den deutschen Componisten wie den Juden, die das allgemeinste und tiefstgewurzelte Vorurtheil erst zu überwinden hätten. Daß schon im ersten Act des Templers mehr Musik, Kraft und Interesse liegt, als in sämmtlichen Aubers, kann wol nicht bezweifelt werden."

[2]) Der Freimüthige, oder Berliner Conversationsblatt, ursprünglich von Kotzebue gegen die „Zeitung für die elegante Welt" begründet, erschien 1831 im 28. Jahrgang, groß Quart, mit Vignetten, in 260 Nummern in Berlin, und wurde von Dr. W. Häring (W. Alexis) redigirt.

[3]) Martin Adolph Schlesinger, der Begründer der Berliner Buch- und Musikalienhandlung dieses Namens, der mit Spontini bekannt war, und u. A. auch dessen Bild (lithographirt von Wild), namentlich aber den „Freimüthigen" verlegte.

Digitized by Google

stünden. In dieser tritt die Königin weniger hervor, worauf wir der Sängerin wegen merken müssen, die ohnedies wenig beschäftigt sein wird, u. deßhalb ein wenig schadlos gehalten werden muß. Wenn ich Ihnen anfangs schrieb, ich wünschte im Vorspiel etwas geändert, so meinte ich damit den Dialog zwischen 1 u. 2, von der Stelle an „Es ist genug" bis „Es ist der Mutterliebe letzte Gabe", welches ich gern rezitativisch gehalten hätte, woran aber das Metrum etwas hinderlich ist. Jedoch, wie es jetzt mir im Geiste vorschwebt, so hoffe ich diese Schwierigkeit zu besiegen, und es soll sich schon machen. Kennen Sie die große Scene in meinem Vampyr, im 2ten Akt, die Erzählung des Vampyr? — In dieser Art, die, glaub ich, mir angehört, meint' ich diese Scene auch zu halten, versteht sich den Worten u. der Situation angemessen.

1. Akt. 2. Scene, steht: er empfängt seine Braut mit stürmischer Zärtlichkeit. Gut. Aber ich wünschte wohl, daß er sie ausspräche. Ueberhaupt ist No. 3 (Terzett) von der Art, daß mir, trotz alles Grübelns, nichts einfallen will, was zu den Worten paßt. Ich weiß wohl, es mag schwierig sein, etwas anderes dafür zu dichten, was musicalisch mehr anregend ist u. doch nicht außerhalb der einmal destinirten Charakterzeichnung ist. Anna liebt ihn ja nicht, folglich kann von ihrer Seite kein gleich stürmisches Entgegenkommen statt finden. Die alte Gertrud ist auch keine musicalische Person. Wie wäre es, wenn nun Heiling mit gleicher Glut (wie in seiner späteren Arie) ihr entgegen stürmt, ihr seine Sehnsucht nach ihr während der Trennung u. das Glück sie nun wieder u. für immer zu besitzen, in seiner kräftig kurzen Manier schilderte, u. sie darauf .... aber ohne Leidenschaft erwiederte etc.[1]). So, wie das Terzett jetzt ist, kann es wohl nichts sonderliches werden.

Gerade so ist's auch mit No. 5a Terzettino, was doch zu kurz ist. Denn, läßt sich auch in Heiling's Worte viel Gefühl legen, so sind sie, meiner Meinung nach, doch nicht gut zu wiederholen, eben so wie die von Anna und Gertrud, u. dann pufft das doch als Musikstück (nach langem Dialog) zu kurz u. uneindringlich ab. Geht die Musik auch über in No. 6, so ist das vorhergehende nicht als Einleitung zu dem folgenden anzunehmen. Es steht in keiner Verbindung.

In No. 9 ist es wohl, wie Sie meinten besser, wenn es nicht mit dem Gebet schließt.

Wenn ich gegen Melodramen in Opern sprach, so meint' ich nicht damit No. 13, welches Ihnen ganz vortrefflich gelungen ist. Ich meinte damit die 1te Scene des 3ten Akts, welche Sie (nach einer Anmerk.) als Melodram behandelt wünschen. Dagegen stemm' ich mich noch mit Hand und Fuß, ohne weitere Gründe hier anzuführen, als den, daß mich diese Scene gerade sehr erregt, woraus ich schließe, daß sie mir auch musicalisch gelingen werde.

No. 17 wollen Sie ja ändern, u. statt des Jägerliedes ein anderes suppliren. Damit bin ich ganz einverstanden. Man muß alle Aehnlichkeiten in Situation u. Formen vermeiden. Sollten nun die Brautjungfern nicht auch dazu gehören? — Ist auch die Art und Weise, wie sie aufgeführt sind, ganz verschieden, u. mögen sie auch ganz andere Dinge zu singen haben wie im Freischütz, es wird doch Esel u. Böswillige genug geben, die eine Copie oder Aehnlichkeiten finden wollen. Ferner u. schließlich noch einmal die Bemerkung wegen No. 21 Finale, worin sich die Massen so häufen, daß mir vor der Möglichkeit sie überall zu finden, bange wird. Ich meine die zugleich sichtbar seienden u. in die Handlung eingreifenden Bauern, Jäger u. Geisterchöre.

Nun schreiben Sie mir nur recht bald, u. wie Ihnen die beigelegte Probe gefällt. Wollen Sie, so zeigen Sie die 2 Nummern dem Herrn Graf Redern, nur sonst niemandem. Eine Melodie, ein musicalischer Gedanke bleibt leicht hängen u. ist geschwind irgendwo hinein geflickt oder sonst benutzt, ehe ich damit herauskomme,

---

[1]) Wie der Druck (a. a. O. pag. 265 f.) ausweist, ist Devrient diesem Vorschlag gefolgt.

Digitized by Google

u. dann heißt es, ich habe Gott weiß! welchen Lump bestohlen. Ich habe in dieser Art schon merkwürdige Erfahrungen gemacht!! —

Jetzt noch eine Bitte. Voriges Jahr stand Cerf[1]) wegen meiner „Falknersbraut" mit mir in Unterhandlung. Wir wurden einig, u. schon Anfangs Februar wollte er sie geben. Dagegen erließ Graf Redern ein Verbot, bemerkend, diese Oper stehe auf dem Königl. Repertoire. Alles Protestiren des Herrn Cerf nutzte nichts, und mir die 2 Königl. Rescripte einschickend, bat er mich über die Oper anders zu verfügen. Ich schrieb sogleich an Graf Redern und bat ihn, statt, wie beabsichtigt war, den Templer, erst die Falknersbraut zu geben, damit die Oper heraus, u. ich so zu dem verdienten Lohn komme. Allein vergebens. Der Templer, so schrieb er, müsse zuerst gegeben werden, gefiele dieser, dann stände der Aufführung der Falknersbraut[2]) nichts im Wege. Nun ist der Templer gegeben und hat gefallen. Ich habe also den Graf wiederum um Aufführung meiner neuesten Oper gebeten, aber keine Antwort erhalten. Sie sehen ein, ein neues Werk muß auf einer tonangebenden Bühne zuerst gegeben werden, wenn es den Componist freuen soll. Ich bin nun in Verzweiflung, daß ich vom Grafen keine Antwort erhalten. Warum ließ er mein Werk nicht auf der Königstadt geben? Ich bin auf diese Art um gutes Honorar (Cerf wollte mir 400 Thlr. geben. Für den Templer hab' ich 50 Luisd. erhalten, obgleich Wolfram[3]) u. Ries jeder 100 bekommen hat!) u. um sehr viel Zeit gekommen, nicht gerechnet, daß ich mit meinem Verleger auch über diese unerhörte Verzögerung in Verdruß komme. Am 1ten Oktober erscheint der Clav.-Auszug, woraus man allenfalls erfahren kann, was ich wieder geleistet habe. Sind Sie nun mein Freund u. haben Sie den Einfluß, der Ihrem Talent gebührt, so verwenden Sie sich etwas dafür, u. suchen Sie mir wenigstens eine bestimmte Antwort zu verschaffen. Ich bitte Sie dringend darum!!

Jetzt leben Sie wohl und seien Sie nicht so saumselig im Schreiben als

Ihr H. Marschner.

In den „Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy" (S. 142 ff.) beschreibt Devrient den Eindruck, den die von Marschner in dem eben mitgetheilten Brief erwähnten Partiturstücke im Berliner Freundeskreis machten. Mendelssohn und Taubert spielten die Partitur vierhändig, während Devrient und seine Frau Therese dazu sangen. Der Dichter war nicht ganz mit Marschner's Arbeit zufrieden, er vermißte einigenorts die klare dramatische Entwickelung der Situation, uneingeengte Declamation, freien Ausdruck: „Ich hatte zu empfinden" — schreibt er — „wie nachtheilig es ist, wenn Dichter und Componist nicht zusammen arbeiten, nicht ihre Intentionen unausgesetzt persönlich austauschen und ausgleichen können." Mendelssohn zeigte sich befriedigter. Daß übrigens Devrient auch dem Componisten gegenüber seine Bedenken nicht verschwieg, beweist gleich der nächste Brief.

IV.

Hannover den 18ten Oktober 1831.

Mein stürmischer Freund!

Da Sie so ungeduldig auf Antwort lauern, muß ich wohl Folge leisten, obgleich ich die Zeit dazu beinahe stehlen muß u. wohl wünschte, in meinen wenigen

[1]) Karl Friedrich Cerf (27. Febr. 1771 — 6. November 1845), der Begründer und vom 19. Mai 1829 bis zu seinem Tod Eigenthümer und Chef des Königstädtischen Theaters in Berlin.

[2]) Kam am 10. April 1838 am königl. Theater in Berlin zur Aufführung. S. Dingelstedt a. a. O. pag. 425, Nr. 490.

[3]) Joseph Wolfram (geb. 1789), dessen Oper „Die bezauberte Rose" am 13. December 1827 in Berlin aufgeführt worden war.

Digitized by

Mußestunden das, was ich Ihnen schreiben will, noch mehr zu erwägen, um so mehr, als ich jetzt nicht mehr im Besitze Ihres früheren Buches bin, um meine, von Ihnen widerlegte Meinung mit Ihren eigenen Worten des H. H. zu belegen. Ihre letzten 2 Briefe handeln über Hans Heiling's Charakter gründlich und erschöpfend, und ich kann über Ihre Meinung nicht mehr im Zweifel sein. Allein, ich muß für meine Auffassung auch einige Motive angeben, um nicht dumm zu erscheinen. — Sie wünschen den Heiling überall kurz, beinahe maulfaul, nichts wiederholend. Was er sagt, sagt er nur gezwungen, da er **über sich** sich nicht ausläßt. Zum Ausbruch seiner Gefühle soll es **nirgends** kommen. Nun gut. Abgesehen davon, daß Ihre strenge Forderung des Obigen die Musik bizarr und gesucht machen muß, ich mir auch nicht gut vorstellen kann, wie die Musik (die Sprache des Gefühls und der Leidenschaft) ein Gefühl unterdrückt ausdrücken soll (von der Monotonie, die in der musicalischen Behandlung dieser Art entsteht, zu schweigen), so ist doch in Ihrer eigenen Ausführung des Charakters so manche Abnegirung Ihrer mir später zugekommenen Idee darüber zu finden. Sagt er nicht im Vorspiel: „daß ich auf der blühenden Erde ganz zum Menschen werde?" Diesem Vorsatz, ganz in die Menschlichkeit einzugehen, sucht er auch möglichst nachzukommen, u. wenn er noch, ebenfalls im Vorspiel, sagt: „Fahrt wohl, ihr trüben, freudenlosen Brüder", so liegt darin ein Gesättigtsein an ihrer trüben Genossenschaft und der Wille, sich selbst auch, (wenigstens so lange es geht) jener freudlosen, starren Kälte in der warmen Sonne des Lebens zu entwöhnen. Der mir aus Ihrem Buche gewordenen Ansicht nach verfällt er ganz erst wieder in sein gänzlich düstres Brüten, wenn er von seinem Unglück in der Liebe zu Anna völlige Gewißheit hat.

Dann erst ist sein Kranz verbleicht, sein Herz gebrochen, wie er beim Abschiede von der Mutter ahnend spricht, und nun erst kann sein trostloser Zustand sein finstres in sich selbst versinken motiviren, denn bis dahin läßt es die Hoffnung nicht ganz zu, die jeden Menschen, auch den zum Menschen verkörperten Geist mit Muth beseelt und nicht zur wortlosen Trostlosigkeit versinken läßt. — Indessen ist Heiling auch bei Ihnen nicht so wortkarg und kurz, wie sie ihn musikalisch wünschen. — Daß ich (in der Arie) die Worte „O laß die Treue niemals wanken" mehr bittend als drohend, wie Sie sie wünschen, gehalten habe, ist natürlich, u. ich möchte wohl wissen, ob da „O" anders zu deuten ist. Ich weiß aber Ihre Ansicht von der Rolle, u. werde mich möglichst bestreben, im gleichen Sinne zu arbeiten, so lange sich's nämlich mit dem „Schönen" (in musikalischer Hinsicht) verträgt, denn die Form allein thut's nicht. Die wahre Originalität muß mehr im Innern als im Aeussern zu finden sein.

Uebrigens, so sehr es mich auch schmerzt, daß meine Composition der Arie so ganz gegen Ihre Erwartung ist, kann ich Sie versichern, daß die Composition, einigen geistreichen, mit dem Sujet vertraut gemachten Männern vorgetragen, diese Männer exaltirt hat, die darin Stoff und Form gleich neu und von andern abweichend, auch im Einklang mit den Worten fanden. — Es ist die Aufgabe jedes Dramatikers, Theilnahme für seinen Helden zu erwecken. Ein der Menschheit fremdes Interesse läßt sie kalt. Ist Heiling, von Anfang gleich kalt, kurz und düster (wodurch Anna's Abneigung gegen Heiling u. ihre Zuneigung zu Konrad das homöopathische similis simili gaudet motivirt) so findet der Zuschauer zwar Anna's Abneigung gerecht, sich aber selbst auch nicht zu ihm hingezogen, da er, selbst seiner Macht über die Geister beraubt, nichts als ein mürrischer, unliebenswürdiger Geselle ist, der, ist er in seiner Liebe zu Anna u. in seinen Aeußerungen, als Geisterfürst, nicht doppelt so feurig und exaltirt als ein Mensch, ohne Theilnahme bleibt und bleiben muß. Wird er, wie natürlich, dann verschmäht, so wird er nicht einmal bemitleidet, trotzdem, daß er selbst seine Geisterherrschaft ihr geopfert. Man nennt ihn deßhalb höchstens einen dummen Teufel. Das Publikum ist nun einmal so, daß es seine Gefühle vom Dichter angeregt wissen will. Ist nun Heiling's Liebe auch in seinen Äußerungen so feurig, hinreißend und unwiderstehlich geschildert, so fällt sein Opfer

Digitized by Google

doppelt in's Gewicht, u. sein Unglück, seine Verschmähung erregt eine solche Höhe von Theilnahme u. Mitleid, wie sie seinem höhern Standpunkt u. Fall nur immer gebührt. So scheint mir der höhere Zweck des Dramas und der größere Beifall daran besser erreicht, als durch bloße Sonderbarkeit irgend eines Charakters.

Dies ist so ungefähr meine Ansicht, die noch deutlicher u. weitläufiger auszuführen ich nicht Zeit genug dazu finden kann; denn an diesen Zeilen schreib ich, stoßweise, schon 10 Tage, woraus Sie auf meine Geschäfte schließen u. deßhalb mir, der Verspätung meiner Antwort wegen, Verzeihung angedeihen lassen mögen.

Inzwischen bin ich der Meinung, daß Ihr Buch jetzt so bleibt, wie es ist, u. Sie nur der Musik (im ersten Theile) mehr Feuer gestatten, wäre es auch nur des Contrastes wegen, wodurch (nach Heiling's Unglück) seine düstere Verschlossenheit um so stärker und wirksamer hervortreten mußte.

Doch genug des Raisonirens. Ich pflege zwar nie unüberlegt, in's Zeug hinein zu componiren. Ich habe aber immer gefunden, daß Grübelei nachtheilig auf die Phantasie u. auf Kunstwerke einwirkt. Deßhalb pflege ich mich stets erst in das Werk, folglich auch in die Meinung des Dichters hinein zu arbeiten, bis ich fühle, daß ich ganz davon durchdrungen bin. Dann überlaß ich mich ganz meinem Genius u. dem Gefühl, die dann, fast unbewußt, vom früheren Nachdenken geleitet werden, wobei Wissen und Erfahrung natürlich auch das ihrige thun. — Und so will ich's denn auch mit Ihrer Oper thun, deren Stoff u. Ausführung mich gewaltig anregen. Schicken Sie mir deßhalb nur bald das Buch, denn, da Sie Willens waren, zu ändern, so habe ich keine Abschrift davon machen lassen. Nur eins noch, das Lied Stephans „Es wollte vor Zeiten ein Jäger frei'n" ist zwar sehr volksmäßig, scheint mir aber im Ausdruck oft zu massig. Wäre es Ihnen nicht möglich, dem ein anderes zu substituiren? — Werden Sie nicht mürrisch, es ist besser, ich sage es gleich als komme nach einiger Zeit damit, wo Sie schon längst fertig zu sein glaubten.

Endlich u. schließlich wünsche ich, daß wir uns vorerst wegen der Bedingungen einigten. Meinem Schwager Wohlbrück u. zuletzt dem verstorbenen Klingemann[1]) habe ich für das Eigenthum des Buches (mit Ausschluß des Rechts, das Buch drucken und im Buchhandel erscheinen zu lassen) fünf u. dreißig Louisdor gezahlt, u. zwar nach der ersten Aufführung der Oper an irgend einem Ort. Dies ist mir immer der schmerzlichste Punkt der Erörterung, deßhalb wünsche ich immer, so schnell als möglich darüber hinweg zu kommen!! Ich bitte um Ihre Entscheidung. — Dürfte ich Sie wohl bitten, den Herrn Grafen zu fragen, ob ich Partitur und Buch von Falknersbraut einschicken soll, damit sie wenigstens vorläufig ausgeschrieben werden können.

Ihrer Heiserkeit ein recht baldiges Ende wünschend, zeichne ich mit herzlicher Achtung Ihr

Ergebenster
H. Marschner.

V.

Hannover den 8ten Januar 1832.

Mein verehrter Freund!

Zuvörderst meinen herzlichsten Glückwunsch zum neuen Jahr und Verzeihung für mein längeres Stillschweigen. Statt vieler Schreibereien hab ich es vorgezogen, in meinen wenigen Mußestunden an unserer Oper zu arbeiten, so daß ich Ihnen

[1]) Ernst August Friedrich Klingemann, (31. August 1777 — 25. Januar 1831), der mehrjährige Director des Braunschweiger Hoftheaters, ziemlich fruchtbarer Dramatiker, weiteren Kreisen namentlich durch die erste Inscenesetzung des Goethe'schen Faust (19. Januar 1829) bekannt, schrieb für Marschner den Text zu der Oper „Der Bäbu".

Digitized by Google

nur sagen kann, daß ich bis zum ersten Finale (des 1ten Acts) gekommen bin. Es war nicht leicht, die 3 ersten Terzetts auseinander zu halten, doch glaub ich, hab' ich's leidlich getroffen. Beim Anblick des Buches u. seiner Zeichen laß ich Anna in große, drängende Angst gerathen u. nach Heiling's Eintritt sie immer heftiger um Vernichtung desselben bitten. Dadurch daß ich Heiling u. Anna (nicht wie Sie) zusammen singen lasse, gewinne ich die Nüance, daß sie erst heftig, nachher aber rührender flehen kann, gleichsam: alle Mittel versuchend. Nachdem Heiling das Buch in's Feuer geworfen, kurzer aber heftiger Dank. Von da an, wo ihr alle Angst vom Herzen genommen, laß ich Anna wieder ruhiger werden u. dem Gesang, obwohl (des Schlusses wegen) nicht unbewegt, zu Anna's früherer sanften Freundlichkeit auslaufen. Meinen Sie nicht, daß es nicht allein einen guten Theatereffect machte, wenn in dem Augenblick, wo Heiling das Buch in die Flamme geworfen, u. er sich selbst entsetzt u. umwendet, ein Salamander aus dem Feuerheerd auftauchte u., das Buch rettend, im Rauch verschwände?!

Da ich hinsichtlich Ihrer Ansichten ganz mit Ihnen einverstanden bin, u. in dieser Ueberzeugung arbeite, so hoffe ich, daß meine Töne zu Ihren Worten schon passen werden, u. ich habe nichts weiter zu erinnern, als daß die manchmal etwas sehr fessellosen Formen Ihrer Metrik mich manchmal etwas schwitzen machen.

Nach dem Vorspiel geht die Musik gleich zur Ouvertüre über, die weil sie nun schon fertig ist, ich mir einmal nicht nehmen lasse. Sie ist selbstständig, mehr Charaktergemälde d. h. sie besteht nicht aus verschiedenen Motiven verschiedener Musikstücke der Oper. Ich glaube, es ist meine beste Ouvertüre, was freilich nicht viel sagen will, allein 's ist doch ein gutes Zeichen für die Oper überhaupt. Hätt' ich nur etwas mehr Zeit. Aber statt besser, wird es immer schlimmer. Ich habe hinsichtlich der Oper hier viel für's Institut gethan, u. unsre Aufführungen stehen, hinsichtlich des guten Ensemble, denen anderer guten Bühnen nicht nur nicht nach, sondern oft noch vor. Wir haben 41 Opern auf dem Repertoire, die alle zur Aufführung nur einer Repetition bedürfen. Aber thut man viel, dann wird immer wieder mehr verlangt, 's ist oft kaum zum aushalten.

Meine Falknersbraut habe ich dem Graf von Redern eingesandt, aber keine Antwort erhalten. Was wird wohl ihr Schicksal sein?

Jedenfalls hoffe ich, ist Ihre Heiserkeit längst gewichen, u. Sie wirken wieder freudig für die Kunst, welche Nachricht mir bald das erfreulichste Neujahrsgeschenk sein soll.

Ihre gefällige Genehmigung meines Vorschlags hinsichtlich des Honorars für Ihr Buch ist mir ein neuer Beweis Ihrer freundlichen Gesinnung, u. ich wünsche nur, daß ich Ihnen recht bald die Vollendung der Oper melden könnte, was freilich nicht so gleich geschehen kann u. wird.

Sagen Sie mir, was für ein tempo (Rhythmus) wünschen Sie zum 1ten Finale? Was für einen Tanz sollen die Landleute tanzen, Walzer u. s. w.?

Kommen mir bei dem weiteren Gedeihen der Composition etwa noch weitere Fragen, so antworten Sie gefällig

Ihrem
Sie herzlich grüßenden u. ergebenen
Freunde H. Marschner.

VI.

Hannover, am ersten Ostertage 1832.

Mein sehr geehrter Freund!

Da Sie nicht nur ein guter, sondern auch ein sehr gescheidter Mensch sind, werden Sie sich an einem so heiligen Festtag der Liebe gegen einen so reuigen Sünder nicht nur zur Nachsicht u. zum Verzeihen gestimmt fühlen, sondern Sie werden auch sagen, daß es recht klug von mir gehandelt war, in Stunden der Muße lieber

Digitized by Google

am Heiling zu arbeiten, als lange und viel Briefe (worin ich Ihnen doch blutwenig zu sagen gewußt hätte) zu schreiben. Ich leite daher nicht länger ein, u. berichte kurz, wie weit meine Arbeit gediehen ist.

Das *Vorspiel* ist fertig, u. trügt mich nicht Alles, so muß es von guter Wirkung sein. Alles so kurz, als es musikalische Form u. die nothwendige Einheit erlaubt. Es spielt 14 Minuten. Ferner ist fertig 1) die *Ouvertüre* (ohne Anklänge aus der Oper), 2) der erste Akt u. 3) im 2ten Akt, die erste Arie der Anna u. das Finale des 2ten Akts. — Sonach bleiben mir noch übrig zu schaffen, 3 Nummern im 2ten Akt u. der — 3te Akt. —

Mehrere musikalische Freunde u. competente Richter, auch vertraut mit dem Buch, urtheilen über meine Arbeit äußerst günstig u. rühmen daran 1) das melodische aller Nummern, 2) den prägnanten Styl u. 3) außer der Charakteristik noch die einfache Instrumentirung, die in allen Gesangpiecen vorherrschend ist. — So mißtrauisch ich auch gegen mich geworden war, so sehe ich doch jetzt mit zufriedenem Blick auf das geschaffene u. wünsche nichts mehr, als daß mir die Muse bis zum Schluß so geneigt, wie bisher, bleiben möge. Ich kann nicht läugnen, daß ich etwas irre geworden war u. in solcher Befangenheit lange nichts hervorbringen konnte. Allein jetzt bin ich, was man so sagt, gut im Zuge, u. jeder Tag sieht etwas Neues entstehen, so daß ich mit Zuversicht hoffe, Ihnen in einigen Monaten die Vollendung der Oper anzeigen u. dann auch zuschicken zu können. Vorher aber möcht' ich nicht gern mich zu einzelnen Einsendungen, die keinen allgemeinen Ueberblick u. Totaleindruck gewähren, genöthigt sehen, da es leicht kommen könnte, daß Einzelnes, nicht in's gehörige Licht tretend, von Ihnen mißverstanden werden, was mich im Erguß meines jetzt vermeintlich glücklichen Schaffens gar leicht stören könnte. Deßhalb gedulden Sie sich nur noch einige Zeit, bis ich selbst so ziemlich damit zu Stande bin. Steht alles erst fertig da, läßt sich alles ruhiger u. behaglicher überschauen, als in der Fieberhitze des Gebärens, wo man nur froh ist, des Gegenstandes ledig zu werden. Nach der Geburt läßt sich selbst aus dem mißgestaltetsten Wechselbalg mit Kunst u. Liebe noch etwas erträgliches operiren.

Doch ich muß Sie noch mit einem Einfall bekannt machen, den ich im Vorspiel der Introduction des ersten Akts ausgeführt habe. Ich lasse nämlich in dem kurzen Ritornell, während welchem Heiling aus dem Innern der Erde auf die Oberwelt zurückkehrt, durch den Chor hinter der Scene ganz leise die Bitte aus dem Vorspiel: „*O bleibe hier, die Geister dienen mit Wort u. Mienen willig Dir*“ durchtönen. Alles ganz kurz u. nicht aufhaltend, wie sich das von selbst versteht. Ich habe mich über diesen Einfall, der mir bedeutsam scheint, herzlich gefreut, u. bin neugierig auf das, was Sie dazu sagen. —

Ich wünschte auch, daß diese Oper dann zuerst in Ihrem Berlin gegeben werde. Allein, ich weiß nur zu gut, welche Hindernisse sich diesem Vorhaben entgegen wälzen werden. Rellstab[1]) schrieb mir, Spontini herrsche wieder mit eiserner Faust. Und abgesehen davon, wie lange kreißet die Königl. Oper überhaupt an einer neuen Oper! Auch wünscht' ich vorher meine Falknersbraut da aufgeführt, die in Leipzig sehr gefallen hat. Doch darüber hoffe ich von Ihnen die authentischsten Nachrichten zu erhalten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dürft ich Sie wohl bitten, den Herrn Rendant der K. Haupt-Theaterkasse Daun

[1]) Ludwig *Rellstab* (13. April 1799 — 27. November 1860) fruchtbarer Berliner Schriftsteller, der sich namentlich als musikalischer Kritiker der „Vossischen Zeitung“ einen bedeutenden Ruf erwarb und lange Jahre hindurch energisch gegen Spontini ankämpfte, einmal so heftig, daß er zu einer sechswöchentlichen Gefängnißstrafe verurtheilt wurde.

Digitized by Google

beifolgende Quittung einzuhändigen? — Bitte aber um baldige Aushändigung, der Mann wartet schmerzlich darauf.

Jetzt mein werther Freund! leben Sie wohl u. vergessen Sie nicht

Ihren treu ergebenen

Freund H. Marschner.

Bitte, Ihren Bruder Emil, den ich in Berlin weiß, sowie den Kapellmeister Schneider[1]) herzlich zu grüßen.

VII.

Hannover den 17t. Juli 1832.

Geehrter Freund!

Elend — mit dem kalten Fieber im Leibe u. abscheulichen Fieberblasen an Mund und Auge, weswegen ich nur spärlich sehen kann! — also: elend u. untauglich zu allem, ja selbst zu den leichtesten Arbeiten, muß ich die schönen Theaterferien in traurigem Nichtsthun vertrauern u. vergeuden. Ist das nun schon traurig genug, so werden sie wahrhaftes Erbarmen mit mir fühlen, wenn Sie hören, daß auch Alles um mich herum: Frau, Kind und Magd, kurz Alles von Krankheit geplagt, jammert. O, es giebt doch mächtig viel Elend in der Welt!

Nun werden Sie natürlich darüber sehr erschrecken u. denken: o weh, da wird es mit Hans Heiling schlecht aussehen! — Darüber Sie zu beruhigen schreibe ich eben. Der gute Junge hat sichtbar zugenommen. Vorspiel, 1ter u. 2ter Akt sind fix u. fertig u. können jede Stunde aufgeführt werden. Jetzt hören Sie, was am 3ten Akt bereits geschehen ist. Die erste Scene Heilings mit Chören ist gänzlich skelettirt, nur das Fleisch (die Instrumentation) ist noch nicht ganz angewachsen. Von vorn herein hab' ich's nach Ihrem Wunsch melodramatisch gehalten bis zu den Worten: O Mutter hätt ich Dir geglaubt ꝛc. ꝛc. welches er rezitativisch singt. Mit den Worten „Herauf Ihr Geister" fängt ein geordnetes Musikstück an (F moll $\frac{3}{4}$ pathetico). Der Schluß dieses Ensemble's „Es mahnt die Rache" ist $\frac{6}{8}$. — Ferner ist fertig (im 3ten Akt) 1) Hochzeitsmarsch a dur $\frac{2}{4}$. 2) Gesang in der Kirche u. 3) Duett zwischen Konrad und Anna, E dur $\frac{4}{4}$. Es bleibt also nur noch zu componiren übrig: Lied v. Stephan u. Finale. — Zu dem Liede hab' ich bis jetzt noch keine Lust finden können, u. es scheint mir, ja es ist mir klar, daß dieses Lied die Handlung nur aufhält. Stephan hat durch die ganze Oper weiter nichts zu singen, u. dies Lied allein wird die Bassisten nicht bestimmen, den Stephan für eine gute Parthie zu halten. Ueberdies aber hat Stephan Reden, die durch den Mund der mir bekannten Bassisten nicht in das gehörige Licht treten werden. Wäre es denn nicht besser, die Rolle durch einen Schauspieler spielen, und das Lied lieber ganz weg zu lassen? —

Ihre baldige Entschließung ist deßhalb nothwendig, weil die Veränderung des Anfangs des Finale davon abhängt, u. ich nicht eher an die Composition gehen kann, als bis ich Ihre Meinung weiß.

Wortwiederholungen werden Sie, soweit es nur überhaupt möglich ist, vermieden u. also auch die gewünschte Kürze finden, ebenso auch die Instrumentation so einfach, als man sein darf ohne pauvre gefunden zu werden, u. declamirt u. charakterisirt, wie ich es eben vermag. Den melodischen Theil der Musik findet meine Frau reich u. neu.

Ich habe aus voller Seele, mit tiefstem Gefühl gesungen, u. so wird mein Sang ja wieder Seelen treffen, die dabei fühlen werden. Von Zeit zu Zeit überblick' ich immer wieder das Ganze mit prüfendem Blicke u. putze auch, so viel sich, ohne dem Ganzen zu schaden, putzen läßt. Möglich, daß sich manches darin ganz

[1]) Georg Abraham Schneider (19. April 1770 — 19. Januar 1839), seit 1820 Capellmeister in Berlin, sehr fruchtbarer Componist; Vater des jüngst verstorbenen königl. Hofraths Louis Schneider.

Digitized by Google

anders machen ließe; ich aber kann's nicht, u. so viel weiß ich, daß das, was u. wie ich es gemacht habe, sich wohl hören u. rechtfertigen läßt. Viele werden das vielleicht nicht finden, was ich hinein gelegt habe, manche vielleicht aber auch sich mehr dabei denken, als ich; wie denn das so mit Kunstwerken zu gehen pflegt, denen ihre Verfasser keine Eselsbrücken ad modum beigegeben haben.

Sie sehen also, lieber Freund! ich war nicht faul. Ich konnte es nicht, obgleich meine wirklich überhäuften Theatergeschäfte in letzter Zeit hinlängliche Entschuldigungen gewesen wären; ich hatte keine Ruh u. Rast. Saß ich bei Tisch oder lag ich im Bett, immer dachte ich an Heiling, u. was sich so nach u. nach bildete u. festsetzte, brachte ich dann in Erholungsstunden rasch zu Papier. Ich habe an nichts mit größerer Liebe gearbeitet, möge diese Arbeit denn auch mit Liebe aufgenommen werden. — Versprechen Sie mir, die Partitur nicht länger als 8 Tage an sich zu behalten, so will ich Ihnen das fertige zur Ansicht schicken. Ich hätt' es längst gethan, allein es ist mir nicht möglich, vor Beendigung des Ganzen mich davon zu trennen; ich kann nicht weiter daran arbeiten.

Hinsichtlich der Besprechung mit Graf Redern lasse ich Ihnen freie Hand, schon darum, weil Sie das besser verstehen. Allein, bevor nicht Falkners Braut gegeben ist, habe ich keine Lust, den Heiling herzugeben. Es ist zu unverantwortlich, wie deutsche Componisten in Berlin behandelt werden. Ueber Falknersbraut hab' ich auch nicht ein Wort der Erwiederung erhalten. Hätte mir der Cassirer nicht die Quittung über empfangene Copiaturauslagen abgefordert, ich hätte gar nicht gewußt, ob die Oper in Berlin oder in der Ostsee oder sonstwo umhertreibt.

Herr Cerf hat mir für meinen Vampyr **6 Friedrichsdor** geboten, u. später, als ich indignirt hierüber Herrn Fischer[1]) (der die Unterhandlung führte) meine Meinung gesagt hatte, Fünfzig Thaler Crt. Ich habe gar nicht mehr darauf geantwortet! — O Berlin! — Robert le Diable — Meyerbeer[2]) — Templer mit der Pirscher[3]) — etc. etc. etc. Was haben Sie doch für ergiebigen Stoff zu Correspondenzen! — Ich weiß Ihnen leider nichts zu schreiben, als daß ich wohl wünschte, Sie nur einen Nachmittag neben mir am Clavier zu haben, u. — daß mich jetzt meine Augen entsetzlich schmerzen, weshalb ich Ihnen auch Lebewohl sage.

Ihr ergebener H. Marschner.

Apropos! Ist denn mein Schwager Wohlbrück noch in Berlin? Hat er gespielt, oder wird er spielen?

Wegen Ihrer Oper „Kirmes"[4]) hab' ich mich fast schwindsüchtig geärgert. Mehr als 4 Louisd. will Platen[5]) nicht geben, u. das höchstens nur aus Rücksicht für mich, aber nicht gleich, denn wir haben ja jetzt 4 neue u. große Opern u. s. w. Kommt denn Spontini an Zelters[6]) Stelle? Da melde ich mich gleich, natürlich

---

[1]) Fischer, Sänger (geb. 1798), wurde nach verschiedenen Engagements in Wien, Pesth, Darmstadt und Paris, Ende 1831 (oder Anfang 1832) am Königstädtischen, 1837 am königl. Theater zu Berlin engagirt und 1851 in den Ruhestand versetzt.

[2]) G. Meyerbeer's (5. September 1791 — 2. Mai 1864) „Robert der Teufel" kam in Berlin am 26. Juni 1832 zur Aufführung und rief hier nach Mendel's Mittheilungen (G. M. Eine Biographie von Herm. Mendel, pag. 39) einen wahren Sturm von tadelnden Kritiken und Pamphleten hervor.

[3]) Agnes Pirscher (2. August 1811 — 17. Mai 1861), geb. Traut, seit 1831 Gattin des Schauspielers Ferd. Pirscher, eine treffliche Sängerin, die 1832 nach Berlin kam. In London sang sie mit außerordentlichem Erfolg die Agathe im Freischütz, Fidelio u. s. w. in deutscher Sprache.

[4]) „Die Kirmeß", komische Oper in einem Aufzuge, von Devrient geschrieben 1831 (Dramat. und dramaturg. Schriften, Bd. II, pag. 303—352), componirt von W. Taubert.

[5]) Graf Platen, der Vater des derzeitigen Generaldirectors des Hoftheaters zu Dresden, war damals Chef des Orchesters und 1837—1840 Intendant des Hoftheaters zu Hannover.

[6]) Marschner bezieht sich hier auf die in jener Zeit schwebende Frage wegen Neubesetzung der Stelle eines Directors der Singakademie in Berlin. K. Friedr. Zelter (geb. 11. December

Digitized by Google

als Marschnero oder Margenerino, denn als deutscher M. (Sie können auch Michel lesen) werde ich da wohl zu nichts als einer Unterlieutenantsstelle kommen.

VIII.

Hannover den 14ten August 1832.

Ich melde Ihnen das wichtige Ereigniß, daß ich heute, Schlag 5 Uhr (Nachmittags)

Hans Heiling

vollendet habe.

Der hohe Wöchner befindet sich höchst wohl, leicht u. in freudiger Stimmung.

Ich lasse gleich das Kind dupliren u. schicke dann die Copie, damit hohe Commission Buch u. Partitur zugleich beschnüffeln u. zu einem Beschlusse kommen kann, wenn das überhaupt so schnell geht. Soviel aber sag ich Ihnen, sind Sie in Berlin nicht recht fix, so gebe ich die Oper hier noch früher, folglich zuerst; u. das wäre Ihnen doch nicht recht. Also munter!

Ich hoffe, Sie lassen dies wichtige Ereigniß als eine gültige Entschuldigung für die neuerliche Verspätung gelten?!

Ein längerer, schon geschriebener Brief an Sie, bleibt liegen bis zum Abgang der Partitur. Leben Sie wohl u. fassen Sie sich nur noch kurze Zeit in Geduld, dann werden Sie herrlich belohnt werden durch

Ihren Componist H. Marschner.

IX.

Hannover d. 24. Sept. 1832.

Sehr geehrter Freund!

Es freut mich sehr, daß Sie so wenig an mir oder vielmehr an meiner Musik zu tadeln gefunden haben, u. sich durch sie so erwärmen lassen, daß Ihr Lob mich fast roth gemacht hat. Andrerseits aber ist diese Wirkung ein gar angenehmer Lohn für mich, denn es war beim Arbeiten an diesem Werke keine geringe Pein, immerwährend denken zu müssen: dabei hat sich der Dichter, Gott weiß was vorgestellt, wird das, was Du geschaffen, auch seinen Ideen entsprechen? Weiß Gott! saurer ist mir noch keine Arbeit geworden, weil ich, Ihr Urtheil zwar immer ahnend, Sie aber als etwas gar zu eigensinnig kennend, immer fürchten mußte, Ihnen zu mißfallen. Deßhalb, um ungestörter (u. nicht irre an mir selbst zu werden) fortarbeiten zu können, suspendirte ich die Zusendung von Einzelnheiten, um Sie später durch Darlegung des Ganzen auf einmal auf den richtigen Standpunkt der Beurtheilung zu stellen. Der Erfolg hat mein Verfahren gerechtfertiget, u. Sie haben wieder durch Zurücknahme Ihres früheren Urtheils über No. 3 eine solche Liebenswürdigkeit eines offenen Charakters entwickelt, daß ich mit Freuden den Glauben an Eigensinn fahren lasse, u. mich für so manche (oben beschriebene) Pein entschädigt fühle. Einige Ihrer neueren Ausstellungen habe ich bereits mit Freuden, um Ihnen zu dienen, anerkannt u. in der Partitur abgestellt.

Was den 3ten Punkt ihrer Ausstellungen im Finale des 1ten Akts betrifft, so finde ich, Sie haben Recht. Ich fühle das u. sah es schon beim Schaffen selbst ein. Allein, hier möchte ich Ihnen selbst die Schuld zuschreiben. Heiling hätte wohl einige Worte mehr machen können, ohne redselig zu scheinen. Die Musik scheint mir

---

1758) war am 15. Mai 1832 gestorben, nachdem er 32 Jahre lang der Singakademie vorgestanden hatte. Nach seinem Tode besorgten Rungenhagen und Ed. Grell interimistisch die directorialen Functionen, bis die Mitglieder der Vereinigung in der Generalversammlung vom 22. Januar 1833 nach langen Verhandlungen in überwiegender Majorität für Rungenhagen als ordentlichen Director stimmten.

Digitized by Google

keineswegs zu lang für einen solchen Auftritt, u. ohne den Fluß der Melodie u. die Construktion des ganzen, sehr zusammen gedrängten Satzes zu stören u. aufzuheben, kann ich ihn nicht coupiren. Hören Sie nun einmal folgenden Vorschlag, u. antworten Sie mir darauf. Ich meine nämlich, es wirkt gut, wenn Heiling nach Konrads „Halt!" nur einen Augenblick auffährt u. ihm ein drohend „Wagt Ihr?" entgegen donnert; dann aber, ihn und seine Drohungen gar nicht beachtend, nur auf Anna u. ihr ferneres Thun merkt, u. ihr, statt des 2ten u. 3ten „Wagt Ihr?" ein noch eindringenderes „Anna!" zuruft, um sie zum Entschluß zu bringen. Konrad ist ihm als Nebenbuhler wie als Feind noch nicht wichtig genug, um ihm mit all seiner Kraft entgegen zu treten. Auf diese Art träte seine Geisterkraft und Macht in gänzlicher Nichtbeachtung menschlicher Drohungen und Gefahren noch mehr ans Licht, so wie auch Konrads vergebliches Auflehnen gegen diese Macht, die er am Ende ja doch nicht durch eigene Kraft bezwingt, sondern nur durch Generosität der Königin an's Ziel seiner Wünsche gelangt. — Dadurch verlöre auch Anna's Antwort die von Ihnen früher befürchtete Heuchelei u. Falschheit u. gewänne mehr die Farbe des Mitleids u. der Rücksicht für ihren Bräutigam, besonders da die Liebe zu Konrad noch nicht zum Durchbruch gekommen ist. — Dies, theurer Freund, wäre meine Ansicht der Sache, die, psychologisch gewiß richtig, von dem Darsteller nur gehörig zur Anschauung zu bringen wäre, um meine Construktion des Finale zu retten. Uebrigens sind Sie in Ihrer Anschuldigung nicht ganz correct, Sie übertreiben. Heiling hat ja nicht 6 Takte zu pausiren, sondern nur 5!! Ist das nicht malitiös? — Haha!

Alles in der Welt aber hätte ich eher vermuthet, als einen Vorwurf über „zu kurz". Dies betrifft den Moment Anna's „In Deine Hände Gott". — Hier muß die Sängerin Alles für die Sache thun. Der ganze Erfolg dieser Stelle hängt von ihr, von dem Wie ihrer Darstellung ab. Die Begleitung drückt nur das Wogen, die Angst, die Verzweiflung etc. aus. Länger u. breiter darf es um Gottes willen nicht sein. Konrad kommt erst allein vorauseilend u. auf Heiling eindringend, der Chor stürzt nach. Hier kann es nicht gedrängt genug hergehen. Hier lassen Sie mich gewähren. So gern ich Ihre erstren Einwürfe anerkenne u. geändert, weil ich meinen Irrthum eingesehen, so fest bin ich von der Wirksamkeit u. Richtigkeit dieser Nummer überzeugt. Besser kann ich's nicht machen, wohl schlechter, u. das dürfen Sie nicht fordern. Habe ich gefehlt, so hab' ich schön gefehlt u. hoffe mit solchen Fehlern leichter in den Himmel zu kommen, als mit meinen Tugenden. Bessern ist gut, zu viel feilen u. schnitzeln aber verdirbt oft mehr als es nützt. Kurzum, theurer Freund, lassen wir es nun gut sein, wir thaten beide, was wir konnten, u. ich glaube, wir haben nicht wenig gethan. Wüßten wir beide an einander nichts mehr auszusetzen, glauben Sie, daß wir deßwegen unangetastet blieben?

Zu denken u. zu fragen hätte ich freilich noch allerlei, allein ich sitze schon wieder wie auf Kohlen, u. so will ich lieber schließen als in Eile noch einiges confuses schreiben, wodurch leicht Mißverständnisse entstehen könnten, die ich dann wieder zu berichtigen hätte; darum bitte ich nochmals, lassen Sie sich durch das schon Gesagte gutwillig gefangen nehmen, u. denken Sie, daß ich doch noch Gründe haben könnte, die im Stande wären, Sie mit mir gleich denken zu machen.

Leben Sie wohl, u. empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin bestens.

Ihr ergebener

H. Marschner.

X.

Den 11. Januar 1833.

Sehr werther Freund!

Wenn bei unsrer Heiling'schen Angelegenheit schon Ihr Latein zu Ende ist, wie soll es erst da mit dem meinigen stehn? Du lieber Gott! Gegen Neid, Bosheit u. Schwäche sind unsrer beider Waffen zu schwach anzukämpfen, u. Sie haben ganz recht,

Digitized by Google

sich der Geduld in die Arme zu werfen. Unrecht aber würden Sie haben, wollten Sie dabei nur irgend eine Gelegenheit versäumen, wo Sie der Sache einen neuen Stoß versetzen könnten. Was Sie mir gerathen, will ich befolgen, u. noch heute an Graf Redern schreiben. Aber das wird eben so wenig verfangen und die Sache befördern, als Ihre Schritte deßhalb. Ich wollt', ich wäre in Berlin bekannter u. zwar mit einigen Journalisten, damit ich ihnen den Stand der Dinge mittheilen u. sie anspornen könnte, die Sache vor's Publikum zu bringen mit gewissen malitiösen Bemerkungen à la methode de Bassilio. Rellstab würde, glaub' ich, mit Vergnügen darauf eingehen, aber ich fürchte, er hat es selbst mit Redern zu sehr verdorben, als daß dieser noch viel Rücksicht darauf nehmen sollte, was Rellstab schreibt. Es ist sehr schade, daß Rellstab zu hitzig u. ausfallend, u. deßhalb scheinbar zu partheiisch geworden ist; der hätte der guten Sache in jeder Hinsicht sehr förderlich werden können. — In Maurers Abschiedsconcert [1]) wurde die Ouvertüre zu Heiling gemacht u. erregte einen wahren Jubel. Ich wünschte, Sie hörten sie auch einmal, u. ich hätte gar nichts dagegen, wenn Sie veranlaßten, daß sie (u. vielleicht bald) in einem recht besuchten Concert, etwa in einem Möser'schen [2]) zur Aufführung, aber einer würdigen käme, das würde dann leicht Stoff zu öffentlicher Besprechung geben, u. Sie selbst dürften dann vielleicht finden, daß die Ouvertüre nicht nur ein gutes Musikstück sei, sondern dem sinnigen Hörer auch eine lichtgebende Vorrede zur Oper sein könne.

Was sollte ich Ihnen noch weiter schreiben, wie ich mich ärgere u. in ohnmächtiger Verzweiflung wüthe? Lassen Sie mich lieber davon schweigen u. die Hoffnung auf eine bessere Zeit und Zukunft nicht ganz aufgeben.

Ihre freundlichen Wünsche zum neuen Jahre erwiedere ich auf's herzlichste. Ihres Oheims [3]) Tod ist der dramatischen, darstellenden Kunst, so zu sagen, letzter Gnadenstoß. Wer beweinte ihn nicht? — Doch still davon, ein solch trauriges Ereigniß ist wahrlich nicht im Stande zu erheben u. zu ermuthigen, u. ich bedarf wahrhaftig jetzt manchmal der Ermuthigung und Erheiterung. Leben Sie wohl u. schreiben Sie bald etwas Fröhliches

Ihrem

H. Marschner.

XI.

Hannover d. 18ten April 1833.

Geehrter Freund!

Es thut mir immer leid aus Ihren mir stets lieben Briefen ersehen zu müssen, wie Sie sich über die uns werdenden Chicanen wirklich kränken. Ich fühle sie gewiß so tief als Sie, aber ich werde nur darüber entrüstet, u. dabei bleibt man mindestens gesund. In früheren Zeiten, als ich mit nichts etwas tüchtiges geliefert zu haben meinte, kränkte es mich wohl oft recht tief, daß sich niemand darum bekümmern wollte, u. ich klagte über Mangel an Kunstsinn der Deutschen. Seit mein Vampyr aber mir einen Namen u. ein richtigeres Bewußtsein brachte, er seinen Weg schnell nicht nur durch Deutschland machte, sondern auch glückliche Aufnahme in England u. sogar in Moscau fand — tröstete ich mich über das spröde Berlin, in dem nicht einmal Deutschland, geschweige denn die Welt ist. Man hat mich in

---

[1]) Lud. Wilh. Maurer (geb. 8. Februar 1789), der namhafte Violinvirtuose, war Concertmeister in Hannover, von wo er 1832 schied, um einem Ruf nach Petersburg Folge zu leisten.

[2]) Die hier erwähnten Concerte waren aus den von dem genialen Violinspieler Karl Möser (24. Januar 1774 — 27. Januar 1851) 1813 in Berlin begründeten Quartett-Soiréen hervorgegangen und genossen verdienten Rufes.

[3]) Der geniale Ludwig Devrient (geb. 15. December 1784) war am 30. December 1832 gestorben.

Digitized by Google

verschiedenen Zungen bald in den Himmel gehoben, bald in den tiefsten Koth getreten. Seitdem ich aber in ruhiger Ueberlegung gefunden habe, daß aus letzterm mehr als aus ersterm deutsche Unsterblichkeit hervorgeblüht hat, bin ich zum juste milieu übergetreten, u. habe da eine Ruhe gefunden, die mich mit ungestörter Lust die ewig heiter u. herrlich strahlende Kunst bewundern, mit stoischer Gleichgültigkeit aber auch das erbärmliche, sublunarische Kunsttreiben verachten läßt. Ja u. mit dieser Ruhe denn habe ich so eben auch an Graf Redern geschrieben, daß ich nun mit Bestimmtheit auf die Erfüllung seines hochgräfl. Worts rechne, damit nichts das Studium u. die Aufführung des Heiling im Laufe des Mai mehr stören dürfe, denn gegen eine in spätere Zeit fallende Aufführung protestire ich feierlichst. Ich glaube, daß vor der Hand dieser Trumpf hoch genug sei, um damit vorläufig alle Chicanen abzustechen. Hilft es aber dennoch nichts (wie ich kaum erwarte) so bleibt uns ein weiterer Schritt ja immer noch unbenommen. Ich schrieb selbst an Graf Redern, um Sie dieser Unannehmlichkeit, die durch Ihre Stellung noch vergrößert wird, zu entheben. Fangen Sie jedoch nur sogleich an, mit Proben zu drängen u. handeln Sie, der Sie nun von Allem unterrichtet sind, ganz nach eigenem Ermessen. Uebrigens kann ich Ihnen die Verlegenheit nicht schildern, mit der ich oft vor dem Vicekönig [1]) u. Platen erscheine (die ich schon im Februar so ungestüm um Urlaub bestürmte) u. ihre Fragen, wegen meiner Abreise beantworten soll. Doch genug. Schreiben Sie mir nur bald wieder, ob Sie mit Redern gesprochen, ob er meines Schreibens erwähnt, ob die Proben angefangen haben u. ob sie guten Fortgang haben. — Am 8ten Mai wird hier Ihr Bruder Emil nebst Gattin erwartet. Obgleich ich mich sehr auf sie freue, hoffe ich sie doch nicht zu sehn.

Ihr treu ergebener

H. Marschner.

Das beiderseitige Drängen zur Aufführung versagte den gewünschten Erfolg nicht und am 24. Mai 1833 ging „Hans Heiling" in Berlin mit Ed. Devrient in der Titelrolle in Scene. Das Werk fand beim Publicum großen Beifall, weniger bei der Kritik. Der Componist war anwesend und in welch' glückliche Stimmung er sich versetzt fühlte, beweist der letzte dieser Briefe, in dem nun Marschner den eifrigen Arbeitsgefährten mit dem traulichen „Du" anredet.

XII.

Hannover den 9ten Juni 1833.

Lieber Freund!

Zwar halb todt vor Ermattung, Staub und Hitze, bin ich doch sonst ganz ohne Fährlichkeiten am 3ten Juni (Morgens 10 Uhr) glücklich hier angelangt, u. zwar zu allgemeiner Freude, denn ohne meine Ankunft hätte das Theater geschlossen werden müssen, da mein Musikdirector erkrankt war.

Meine Frau und Kinder fand ich gesund und froh. Da sie von der Post den Bescheid erhalten hatten, an diesem Tage käme keine Eilpost, so war mein Erscheinen keine kleine Ueberraschung. Als ich aber nun erzählte, wie so lieb u. gut Ihr Alle wäret u. mich so freundlich u. brüderlich in Eurem herzigen Familienkreise aufgenommen und gepflegt hättet, da hätte es beinahe wieder eine Trennung gegeben, wenn eben ein Sturmwind aufzutreiben gewesen wäre, auf dem sie über die lange, lange Haide nach Berlin hätten fahren können, um Euch dafür mit ungestümer Zärtlichkeit recht innigst zu danken. An Wind war aber gar nicht zu denken. Wir blieben deßhalb beisammen, u. bitten nur den stürmischen Ausdruck

---

[1]) Bekanntlich der Herzog von Cambridge (1774—1850), den der Nachfolger Georg's IV., Wilhelm IV. König von England, 1831 zum Vicekönig von Hannover ernannt hatte. Der Herzog stand schon seit dem 13. Nov. 1815 zum hannöverischen Hoftheater in Beziehung.

Digitized by Google

unsrer herzinnigen Zuneigung auch nicht für Wind zu halten, sondern für wahres, echtes, dauerndes Dankesgefühl. Nur das Eine kränkt uns, daß Ihr uns so wenig Aussicht auf „Wiedervergeltung" gegeben habt. Aber Dank macht wie Noth erfinderisch, u. so hoffe ich Euch schon noch einmal zu verlocken u. zu verführen! —

Am Dienstag den 4ten Juni schon erhielt ich von Ringelhardt [1]) Antwort, der mich dringend einlädt nach Leipzig zu kommen, um die ersten 2 Vorstellungen selbst zu leiten. Es wäre herrlich, wenn Du nach Leipzig kommen, u. den Hans als Muster vorspielen könntest, doch das geht wohl nicht, u. darum bitte ich Dich, instruire den Hans-Hauser [2]) so genau als es Dir möglich ist und detaillire auch Ringelhardt Decorationen, Costümes u. Scenarium bis ins geringfügigste, sonst fällt es am Ende doch zu komödiantisch aus.

Für Aachen u. Cölln hab' ich die Oper gestern an Mühling [3]) versprochen, der selbst hier war. Frankfurt will sie zur Michaelismesse, u. hier soll sie im September gegeben werden.

Du sollst noch viel Freude an Deinem Werke haben, u. das verdienst Du auch, denn Du bist doch der Haupturheber davon; drum nimm hiermit meinen herzlichen Dank für Deine schöne, herrliche Arbeit u. verzeihe, daß ich dies nicht mündlich so lebhaft aussprach, aber es gehört zu meinen schwächsten Seiten, jemand in's Gesicht zu loben, es sey denn aus Ironie.

In Weimar wurde am 27. May zum 1ten male der Templer bei überfülltem Hause mit enthusiastischem Beifall gegeben; so schreibt Genast [4]) an mich. Wird es bei Euch denn möglich sein, den Templer mit der Walker [5]) zu geben? Das wäre herrlich, nämlich wenn sie noch wie früher singt.

Jetzt lieber Freund! lebe wohl u. sei immer recht gesund, das ist die Hauptsache. Grüße Deine liebenswürdige Frau u. Jungfer Schwägerin recht herzlich von mir u. meiner schönern Seite. Meine Kinder empfehlen sich den Deinigen ebenfalls u. empfange nochmals den herzlichsten Dank für Alles Liebe u. Gute, was Ihr an mir gethan. Leb' wohl und schreibe bald

Deinem unveränderlichen Freunde

H. Marschner.

Die in dem vorstehenden Briefe erwähnte Aufführung in Leipzig fand am 19. Juli 1833 statt und wurde für das Werk von ungleich größerer Bedeutung als die erste Aufführung in Berlin, wo, vielleicht einzig unter allen deutschen Städten, Marschner niemals rechten Boden finden konnte. Von Leipzig aus verbreitete sich „Hans Heiling" rasch über alle deutschen Bühnen und die Universität dieser Stadt ehrte den Componisten der schönen und unvergänglichen Oper durch die Verleihung des Ehrendoctortitels.

---

[1]) Friedr. Sebald Ringelhardt (29. April 1785 — 24. December 1855), seit 1832 Director des Leipziger Stadttheaters, dem er bis 1844 vorstand.

[2]) Franz Hauser (12. Jan. 1794 – 14. Aug. 1870), einer der gebildetsten deutschen Sänger, der sich — wie Hanslick im Mendel-Reißmann'schen Musikalischen Conversationslexikon schreibt — durch „Schönheit der Stimme, Einfachheit und Innigkeit des Vortrags und vollendete Technik" auszeichnete.

[3]) Julius Mühling (15. März 1793 — 7. Febr. 1874), Sänger, Schauspieler und Theaterdirector, leitete die Theater zu Aachen und Köln vom Jahre 1830—1837.

[4]) Eduard Franz Genast (15. Juli 1797 — 4. Aug. 1866), der ausgezeichnete Sänger und Schauspieler am Hoftheater zu Weimar, ein Freund Marschner's. (Vgl. Genast „Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers", Bd. III, p. 54.)

[5]) Sophie Walker, eine ihrerzeit bekannte Sängerin.

Digitized by Google

Akademisches Leben in Rußland.

Von * * * *

I.

Genau dreißig Jahre sind es her, daß der von den „Heiden des Westens“ erschreckte Kaiser Nikolaus unter dem Einfluß seines damaligen intimen Rathgebers, des General Buturlin, den Plan faßte, die seit lange als Herde liberaler Ideen verdächtigen Universitäten des russischen Reiches sämmtlich aufzuheben und durch militärisch zugeschnittene, räumlich von einander getrennte Fachschulen zu ersetzen. Die vollständige Verwirklichung dieser Absicht unterblieb; eine theilweise Durchführung derselben ließ der Zar sich aber nicht nehmen. Unter der Aegide des an Stelle Uwarow's zum Aufklärungsminister ernannten Fürsten Schirinski-Schichmatow wurde ein Ukas erlassen, der den Universitäten das Recht zur Wahl des Rectors entzog, die Lehrstühle für allgemeines europäisches Staatsrecht abschaffte, das Studium der Philosophie in die Hände von Priestern der griechisch-orthodoxen Kirche legte, die Aufsicht über Lehrende und Lernende erheblich verschärfte, die Zahl der Letzteren auf je 300 für jede Universität beschränkte und die unteren Stände von dem akademischen Studium so gut wie vollständig ausschloß. Lediglich die Zahl der angehenden Mediciner blieb, mit Rücksicht auf den Mangel an Militär-Aerzten, unbeschränkt; außerdem wurde den Universitäten Dorpat und Helsingfors gestattet, die für das Studium der evangelischen Theologie unentbehrlichen philosophischen Disciplinen beizubehalten und in beliebiger Anzahl Diener der lutherischen Kirche auszubilden.

Zur Zeit des Erlasses dieser Vorschrift, welche für die Entwickelung des gesammten höheren russischen Unterrichtswesens von weittragendster Bedeutung und eine Hauptquelle all' der Wirren gewesen ist, die heute in Petersburg, Moskau, Kiew und Charkow ihr Wesen treiben, — besaß das russische Reich (einschließlich Polen, Finnland und die Ostseeprovinzen) sieben Universitäten und einige diesen gleichgestellte wissenschaftliche Fachschulen, unter denen die (dem Kriegsministerium unterstellte) medico-chirurgische Akademie zu Petersburg, das Richelieu'sche und das Besborodko'sche Lyceum, die Rechtsschule und das Petersburger Lyceum die wichtigsten waren. Zwei dieser Universitäten, Dorpat und

Helsingfors, kamen für die Entwickelung der sechzig Millionen Menschen umfassenden großen Nation des Ostens nicht mit in Betracht; die erstgenannte Anstalt trug einen rein deutschen, die andere einen exclusiv schwedischen Charakter, beide lagen außerhalb des Bodens altrussischer Erde, gehorchten besonderen Gesetzen und sahen in der Vertretung westeuropäisch-protestantischer Bildung ihre vornehmste Aufgabe. Die wenigen, meist den höheren Gesellschaftsschichten angehörenden Russen, die auf der 1802 wiederhergestellten Dorpater Hochschule[1]) studirten, betrachteten diese zu einer specifisch livländischen Landesuniversität gewordene Anstalt als ausländische und nahmen die Bräuche des deutsch-studentischen Wesens so vollständig an, daß sie viele Jahre lang ein eigenes Corps, die „Ruthenia" bildeten; polnische Studenten wandten sich nach Dorpat, weil diese Universität keine russische war und weil hier eine den russischen Hochschulen vollständig unbekannte, auf burschenschaftlichen Grundsätzen beruhende Freiheit des Studententhumes herrschte. In Helsingfors gab es (schon weil das Studium der evangelischen Theologie die Einleitung zu allen Fachstudien bildete) überhaupt keine anderen als schwedisch-finnische Studenten. — Die Zahl der russischen Lehrer beschränkte sich an beiden Hochschulen auf je einen Vertreter der russischen Sprache und Literatur, der sich durch reichliche Collegiengelder dafür entschädigen ließ, daß seine Vorlesungen fast nie zu Stande kamen. —

Unter den eigentlich russischen Universitäten nahm die von Moskau wegen ihres Alters (gegründet 1735), ihrer Frequenz und einer gewissen, ihren Jüngern gegönnten Freiheit, unbestritten die erste Stelle ein. Auch als das Universitätsstudium den Kreisen des Hof- und Militäradels noch für „mesquin" und außerdem für „gefährlich" galt, studirten in Moskau Jahr aus und Jahr ein zahlreiche Söhne aus guten Häusern und zwar als wirkliche, d. h. immatrikulirte und frei in der Stadt lebende Studenten, nicht als „freiwillige Zuhörer" und nicht als Zöglinge der „adligen Universitäts-Pension". Unter den Lehrern gab es fast immer einige unabhängig-denkende, wahrhaft gebildete, von der Würde ihres Berufs durchdrungene Männer, welche ihre Zuhörer als „Commilitonen", nicht als Untergebene behandelten, in der Pflege der Wissenschaft, nicht in der Abrichtung der Studirenden zu examinirten Staatsdienern ihre Aufgabe sahen und die Freiheit der studentischen Bewegung nach Kräften zu fördern suchten. Was irgend auf höhere, freiere Bildung Anspruch machte, studirte während der dreißiger und vierziger Jahre in Moskau, wo insbesondere die philosophischen und die naturwissenschaftlichen Disciplinen durch tüchtige Lehrer repräsentirt waren; fast alle hervorragenden Vertreter des modernen liberalen und nationalen Rußland, Herzen, Belinski, Granowski, Iwan Turgenjew, die beiden Aksakow, Fürst Tscherkasski, M. N. Katkow u. s. w. haben dieser Hochschule angehört, welche breit genug angelegt war, um für die Entstehung der verschiedensten Parteien (der streng nationalen, wie der europäisch-liberalen und der socialistischen)

---

[1]) Von 1632 bis 1709 hatte in Dorpat eine schwedische Hochschule bestanden, die indessen nie zu eigentlicher Blüthe gelangt war. H. v. Treitschke's Aufstellung (Hist. u. pol. Aufsätze I, p. 68), nach welcher die heutige Universität Dorpat nur einen „kümmerlichen" Ueberrest von „Gustav Adolph's edler Schöpfung" bildet, geht von vollständig unrichtigen Voraussetzungen aus.

Digitized by

Raum zu lassen und dem „Mütterchen“ Moskau seine Stellung als Centrum des gesammten nationalen Geisteslebens zu erhalten.

Erst an zweiter Stelle stand die 1819 begründete St. Petersburger Hochschule, die es bis heute nicht dazu gebracht hat, eine wirkliche „Universitas litterarum“ zu werden. Eine medicinische Facultät fehlte dieser Anstalt (russisch-theologische Facultäten gibt es überhaupt nicht), die Philologen waren in das mit der Hochschule verbundene „pädagogische Institut“ (ein streng disciplinirtes Internat) eingesperrt, die Juristenfacultät galt für eine Anstalt zweiten Ranges, weil die Söhne der vornehmen Leute zumeist in die mit außerordentlichen Privilegien ausgestattete „Rechtsschule“ und in das „Lyceum“ (zwei Internate, mit denen Gymnasien verbunden waren) gesteckt zu werden pflegten. Universitätsstudent wurde, wer kein anderes Unterkommen fand und wem seine Eltern, — auf die Gefahr hin, dadurch mißliebig zu werden, — freiere sociale Bewegung und freiere wissenschaftliche Bildung gönnten, als in den übrigen „Kronsanstalten“ zu finden war. Wie in Moskau, bestand auch in Petersburg das Gros der Studirenden aus Söhnen unabhängig denkender Adels-, Beamten- und Gelehrtenfamilien, die es nicht ausschließlich auf eine „große Carrière“ absahen, die wirklichen Bildungstrieb besaßen oder der Meinung waren, durch den Erwerb eines akademischen Grades ein gewisses Relief erlangen zu können. Die meisten Studirenden gehörten der juristisch-staatswissenschaftlichen Facultät an, in welcher zu Zeiten auch das deutsche Element ziemlich zahlreich vertreten war: galt das Studium an der deutschen Universität Dorpat doch für so gefährlich, daß ein angehender höherer Beamter dasselbe nicht wol unternehmen durfte! Eine durchaus eigenartige Existenz führte die von der Universität getrennte, dem Kriegsminister unterstellte und in die entfernte Vorstadt „Wiborger Seite“ verbannte medico-chirurgische Akademie, deren 12—1500 Zöglinge zu drei Viertheilen „Kronsstudenten“ waren, d. h. in einer großen Caserne lebten, sich nicht anders als in Helm, Degen und rothgerändertem Waffenrock sehen lassen durften und unter streng militärischer Disciplin standen. Auch in den Zeiten vollendeter politischer Naivetät schrieb man diesen „Akademisten“ eine gewisse Neigung zu radicalen Ideen zu; daß sie außerdem in einem cynisch zur Schau getragenen Materialismus machten, verstand sich für großstädtische Mediciner des 19. Jahrhunderts von selbst.

Die russischen Provinzialuniversitäten (Charkow, Kasan und Kiew) glichen in Bezug auf ihre Organisation der Moskauer Hochschule, d. h. sie besaßen medicinische Facultäten, — rücksichtlich ihres Schüler- und Lehrerpersonals aber standen sie hinter den Anstalten beider Hauptstädte zurück, weil diese nicht nur alle strebsameren Kräfte an sich zogen, sondern wegen ihrer civilisirteren Umgebung, der größeren Anzahl von Ausländern u. s. w., an und für sich eine höhere Bildungs- und Civilisationsstufe repräsentirten. In Kasan machte die Nachbarschaft Asiens sich durch eine größere Anzahl von Studirenden sibirischer und tatarischer Abkunft geltend, — Kiew, das an die Stelle der 1832 geschlossenen Hochschule von Wilna getreten war, wurde besonders stark von polnischen und polonisirten Studenten besucht, und aus diesem Grunde mit besonderer Strenge überwacht. — Die Verfassung aller dieser Hochschulen war die

Digitized by

nämliche: sie beruhte auf dem Statut von 1835, welches der Kaiser Nikolaus durch den Unterrichtsminister Uwarow hatte ausarbeiten lassen, um dem „Unheil“ vorzubeugen, welches Alexander I. durch die Gründung allzu zahlreicher Universitäten und durch das liberale Gesetz von 1804 angerichtet haben sollte. Aeußerlich hielt man sich an die deutschen Muster, welche bei Errichtung der Universitäten maßgebend gewesen waren: es gab einen akademischen Senat und einen von diesem gewählten Rector, — Facultäten, an deren Spitze selbstgewählte Decane standen, eine Universitätsgerichtsbarkeit und ein Vorschlagsrecht der Facultäten bei Besetzung von Vacanzen, ordentliche und außerordentliche Professoren, Privatdocenten und Lectoren; die Studenten wurden immatrikulirt, sie wohnten, wenigstens zum Theil, in selbstgewählten Wohnungen, besaßen eine gewisse Freiheit im Besuch der Vorlesungen und erfreuten sich adliger Rechte. In Wirklichkeit waren all' diese wohlklingenden Dinge von nur höchst untergeordneter Bedeutung; der eigentliche Beherrscher der Universität war der vom Kaiser ernannte Curator, gewöhnlich ein ehemaliger Militär, der in allen irgend in Betracht kommenden Fragen das erste und das letzte Wort sprach, mit Hilfe des ihm zustehenden Bestätigungsrechtes alle Wahlen leitete, die Urtheile des kleinen und des großen Universitätsgerichtes nach Belieben aufhob und abänderte, die politische Haltung und die Lehrthätigkeit der Professoren überwachte, je nach Gutdünken die Abhaltung von Vorträgen und den Gebrauch von Lehrbüchern verbot und erlaubte und seine Hauptaufgabe in der Handhabung einer strengen Disciplin über die, von besonderen Inspectoren überwachten, Studenten sah. Lehrer wie Schüler besaßen „das Recht zur Anlegung der kaiserlichen Uniform“, d. h. sie durften sich bei schwerer Strafe nicht anders als in Waffenrock, Hut und Degen sehen lassen, — wissenschaftliche und gesellschaftliche Vereine waren verboten, freundschaftlicher Verkehr zwischen Lehrenden und Lernenden galt für unanständig und mit den Rangverhältnissen unvereinbar; mit besonderem Eifer wurde über einem „anständigen Decorum“, d. h. über regelmäßigen Kirchenbesuch, loyaler Feier der Staatsfeste, einer auf vaterländische Erzeugnisse beschränkten Lectüre, möglichst sauberem Aussehen der zu „mäßiger Benutzung“ bestimmten wissenschaftlichen Sammlungen gewacht und eifrig dafür Sorge getragen, daß die liebe Jugend sich zeitig an strenge Subordination gewöhnte. — In Petersburg ließ der Kaiser selbst sich die Pflege dieser Fundamentaltugend angelegen sein. Wehe dem Studenten, der es wagte, einen General ungegrüßt zu lassen, statt im Hut mit der allein außerhalb der Stadt zulässigen Mütze zu erscheinen, die Anlegung des Degens zu verabsäumen, oder das Theater anders als in der kostbaren, goldgestickten Gala-Uniform zu besuchen! Zu Anfang der vierziger Jahre schickte der Herrscher in eigener Person drei junge Leute auf die Hauptwache, die sich bei dreißig Grad Kälte in „formwidrigem Aufzuge“ in das jenseit der Newa belegene Universitätsgebäude zu schleichen versucht und unterlassen hatten, dem kaiserlichen Schlitten (der Kaiser war ja auch General!) die vorgeschriebenen Honneurs zu machen, d. h. die linke Schulter bis zum Gefäß des Degens vom Mantel zu entblößen, die linke Hand an die Hosennaht zu legen („ruki poschwam“), und mit zwei Fingern der Rechten den Hut zu berühren.

Digitized by Google

Außerhalb Petersburg's wurde mit der Handhabung dieser Art von Zucht vielfach noch strenger vorgegangen als in der Residenz, und dieselbe von pflichteifrigen Curatoren auf die heterogensten Gebiete ausgedehnt. Magnitzki, der Curator des Lehrbezirkes Kasan, ließ die bei der gedachten Universität aufbewahrten anatomischen Präparate feierlich bestatten, weil er für ordnungswidrig hielt, daß zur Auferstehung bestimmte Körper und Körpertheile orthodoxer Christen unbestattet blieben; Fürst Sergei Galyzin, der Curator von Moskau, war ein so vollendetes Ordnungsgenie, daß er zur Verhütung des Ausfalls von Vorlesungen die Vorschrift erließ, der „Tour nach“ sollten für erkrankte oder verhinderte Professoren deren Collegen, ohne Unterschied der Facultät, eintreten. Er erhob, wie Alexander Herzen berichtet, allen Ernstes den Anspruch, „daß Herr Ternowski (ein mit der Professur der Logik betrauter Geistlicher) gelegentlich die geburtshilfliche Klinik leite, und daß der Accoucheur Richter die Lehre von der Empfängniß durch den heiligen Geist tractire.“

Am schlimmsten waren Schulen und Lehrer der Universität Kiew daran; des stark vertretenen polnischen Elementes wegen glaubte der mit der Ueberwachung dieser Hochschule betraute General Bibikow eine Art von permanentem Belagerungszustand in's Werk richten und jede Spur freierer Regungen mit barbarischen Strafen nieder halten zu müssen. Trotz der allenthalben herrschenden Unterwürfigkeit und Gefügigkeit kam es fast alljährlich vor, daß „verdächtige“ Studenten unter den albernsten Vorwänden bei Nacht und Nebel aufgehoben, unter die Soldaten gesteckt, oder in entfernte Gouvernements verwiesen, mißliebige Lehrer „in andere Dienstzweige versetzt“, oder angewiesen wurden, Vorlesungen über „zweifelhafte Materialien“ (zum Beispiel die Nationalökonomie) einzustellen. Aehnliches kam aber auch außerhalb Kiew's vor; 1833 wurden drei Studirende der Moskauer Universität, welche mit einem verdächtigen Polen Beziehungen unterhalten *haben sollten*, Kostenezki, Antonowitsch und der Sohn des lutherischen Predigers Kohlreif, durch ein ad hoc niedergesetztes Kriegsgericht zu gemeinen Soldaten degradirt und in den Kaukasus gesendet; 1835 mußte der stud. phil. Herzen eine Schreiberstelle im Gouvernement Perm antreten, weil er an einem Gelage theilgenommen, auf welchem revolutionäre Lieder abgesungen worden; um dieselbe Zeit erhielt der in der Folge als liberaler Schriftsteller und Kritiker berühmt gewordene Belinski „wegen Unfähigkeit“ das consilium abeundi; Professor Granowski, der hervorragendste russische Historiker jener Zeit, hatte es nur dem Schutz vornehmer Gönner zu danken, daß er im Amte blieb und daß die ihm wiederholt ertheilten „Warnungen“ keine ernsteren Folgen hatten; Katkow, heute als hochnationaler Publicist und Redacteur der Moskauer Zeitung gefeiert, legte sein Lehramt freiwillig nieder, weil er das stete Dreinreden des Curators in seine Vorträge nicht zu ertragen vermochte; nur mit Hilfe der wiederholt ausgesprochenen Drohung, sein Lehramt niederzulegen und in's Ausland zu gehen, hielt der berühmte Chirurg und Anatom Pirogow (seit Mitte der vierziger Jahre von Dorpat nach St. Petersburg übergesiedelt) sich die Einmischungen reglementswüthiger Curatoren vom Leibe. Selbst an der exceptionell behandelten und wegen ihrer „Freiheit“ vielbeneideten Dorpater Universität kamen Dinge vor, die in den Tagen der Verwaltung Klinger's und

Digitized by Google

Liven's unerhört gewesen waren. 1842 wurde der Professor der Theologie Ulmann auf den Antrag des Curators Crafftström cassirt, weil er bei Gelegenheit eines Fackelständchens, das ihm als scheidendem Rector von den studentischen Corporationen gebracht worden war, die hochverrätherischen Worte „Burschenwohl lebe!" gesprochen und einen ihm dargebrachten Pokal angenommen hatte; das gleiche Geschick erlitten der berühmte Rechtshistoriker von Bunge und die Professoren Volkmann und von Madai, weil sie das Verhalten ihres hochverdienten Collegen (Ulmann hatte während seines Rectorats zum Behufe der Steuerung des Duellunfugs zur Einführung studentischer Ehrengerichte den Anstoß gegeben und sich dadurch die Verehrung der Jugend erworben) in Schutz genommen hatten. 1850 wurden der Professor Osenbrüggen und der Docent Hehn von Gensdarmen nach Petersburg geschleppt, weil sie mit einer Freundin Kinkel's correspondirt hatten u. s. w.

Und doch schlossen die Dorpater Universitätszustände damaliger Zeit jeden Vergleich mit denjenigen der innerrussischen Hochschulen aus. Hier herrschte wenigstens Lehr- und Hörfreiheit, war der Examenunfug auf die Erlangung gelehrter Grade eingeschränkt und den Studirenden, allen unsinnigen Reglements zum Trotz, soweit Freiheit der Bewegung gestattet, daß sie zu halb-öffentlichen Corporationen zusammentreten konnten. In Petersburg, Moskau, Kiew u. s. w. war jede Art von wissenschaftlichen oder geselligen Vereinen untersagt; den Studirenden war genau vorgeschrieben, welche Vorlesungen sie zu hören hatten, die Hefte der Professoren und die gebrauchten Handbücher unterlagen strenger Controle, und das sogenannte „Hospitiren" galt für mindestens überflüssig, die Beschäftigung mit heterogenen Disciplinen und nicht approbirten Büchern konnte unter Umständen lebensgefährlich werden. Alljährlich hatte der Student ein sogenanntes Cours-Examen zu bestehen, d. h. über die gehörten Vorlesungen Rechenschaft abzulegen, und erst, wenn das befriedigend geschehen, wurde er in den folgenden Cours „versetzt". Gab der Lehrer sich dazu her, den Besuch seiner Vorträge zu controliren und dem Inspector darüber zu berichten, so wurden unregelmäßige Collegienbesucher disciplinarisch bestraft — Professoren, welche an den alten Traditionen wissenschaftlicher und studentischer Freiheit festhielten, mußten sich darauf gefaßt machen, von Beförderungen und Belohnungen ausgeschlossen, und wenn sie nach Beendigung ihrer Dienstjahre wiedergewählt wurden, nicht bestätigt zu werden [1]). Kein Wunder, daß die Anziehungskraft der mäßig dotirten akademischen Lehrämter von Jahr zu Jahr abnahm, daß trotz aller für angehende Docenten errichteten Stipendien und Specialcourse, zahlreiche Katheder Jahr aus Jahr ein verödet blieben, oder blos provisorisch,

[1]) In Rußland besteht die nachahmenswerthe Einrichtung, daß Professoren und Lehrer nach 25jähriger Dienstzeit mit vollem Gehalt pensionirt werden; den Collegen dieser Emeriti steht eine zweimalige Wiederwahl auf je fünf Jahre frei, für welchen Fall der Wiedergewählte Gehalt und Pension bezieht; — nach Ablauf von fünfunddreißig Dienstjahren tritt die Pensionirung unwiderruflich ein. Kann auch nicht geleugnet werden, daß diese Einrichtung gelegentlich zu Intriguen Veranlassung bietet, so hat dieselbe sich doch im Großen und Ganzen vortrefflich bewährt.

Digitized by Google

d. h. mit ungraduirten Dilettanten besetzt wurden. In den medicinischen und naturwissenschaftlichen Disciplinen konnte man sich zur Noth durch die Berufung von Deutschen aus Dorpat oder aus dem Auslande helfen, die allmälig russisch radebrechen lernten und durch Sachkenntniß ersetzten, was ihnen an Mittheilungsvermögen abging — die Hälfte der Lehrstühle für russisches Recht, russische Geschichte, Philologie und Archäologie war entweder unbesetzt, oder in den Händen zur Aushilfe angestellter Lectoren oder Adjuncten, die bei erster sich darbietender Gelegenheit in andere Dienstzweige übertraten. Bis zu einem gewissen Grade hing diese Professorennoth mit den Schwierigkeiten zusammen, welche in Rußland mit der Erlangung des zur Uebernahme eines höheren Lehramtes erforderlichen Doctorgrades verknüpft sind. Niemand (die Mediciner ausgenommen) kann zum Doctor promovirt werden, der nicht zuvor Candidat und dann Magister geworden; Candidat wird aber nur, wer nach Absolvirung des vollständigen Universitätscursus ein ziemlich schwieriges Staatsexamen bestanden, dabei das Prädicat „sehr gut“ erworben und eine wissenschaftliche, von der Facultät approbirte Abhandlung verfaßt hat. Um Magister zu werden, muß man ein Jahr lang Candidat gewesen sein, eine abermalige, alle Hauptfächer der betreffenden Disciplin umfassende Prüfung bestanden, eine neue Dissertation geschrieben und diese öffentlich vertheidigt haben. Dieselbe zeit- und kostspielige Procedur vollzieht sich bei der Doctorpromotion zum dritten Male. Selbstverständlich ist die Zahl der Leute, welche Neigung und Fähigkeit zur Erfüllung dieser complicirten Bedingungen besitzen, eine außerordentlich geringe: Idealismus und Hingabe an die Sache der Wissenschaft kommen innerhalb der realistisch gerichteten slavischen Race noch seltener vor, als bei anderen Stämmen. — In dem alten, nikolaitischen Rußland bedurfte es eines wahren Fanatismus für die Sache der Wissenschaft, damit Jemand Geld und Zeit an die Vorbereitung zu einer Carrière wendete, deren bloßes Betreten für ein Zeichen verdächtiger Gesinnung galt, deren Verfolgung nur um den Preis lebenslänglicher Abhängigkeit von den Launen ungebildeter Aufsichtsbeamter und des Mißtrauens einer argwöhnischen Regierung möglich war, und die überdies nur sehr mäßigen pecuniären Gewinn brachte. Den Vertretern der naturwissenschaftlichen Fächer war wenigstens die Gelegenheit geboten, der Sache ihrer Wissenschaft Dienste zu leisten und dabei Ruhm und Ehre zu erwerben; für den Historiker, Juristen und Volkswirth konnte davon nicht die Rede sein: beugte er sich unter das herrschende System, so wurde er wissenschaftlich unmöglich, versuchte er eigene Wege zu gehen, so fiel er unfehlbar in die Schlingen der geheimen Polizei. Es verstand sich schließlich von selbst, daß die hervorragenden Universitätslehrer (insbesondere diejenigen, die unter der Herrschaft des alten freisinnigen Statuts von 1804 emporgekommen waren) Gegner des herrschenden Systems und in diesem Sinne „politische Unzufriedene“ wurden, und daß der junge Nachwuchs in Bezug auf Quantität und Qualität von Jahr zu Jahr mehr zu wünschen übrig ließ. Immer häufiger kam es vor, daß akademische Lehrer aus purem Ekel am Lehramte untergeordnete Verwaltungsposten annahmen, und daß auf Kosten der Staatsregierung ausgebildete junge Gelehrte zur Uebernahme der ihnen bestimmten

Digitized by Google

Professuren gewaltsam angehalten werden mußten [1]). So kam das eigentliche Gewicht in die Hände untergeordneter, durch die Gunst der Curatoren und Inspectoren geförderten Routiniers, und die Folge davon war, daß das Protections- und Bestechungswesen sowol bei der Reception wie bei der Graduirung der Studirenden eine bedenkliche Rolle zu spielen begann.

Noch tiefer gehend wie in der Gelehrten- und Docentenwelt war bei der studirenden Jugend der vierziger und fünfziger Jahre die Verstimmung gegen das bestehende System und dessen Träger: schien doch Alles absichtlich darauf angelegt, den Universitätsstudenten die Empfindung zu geben, daß sie, die künftigen Träger höherer Geistesbildung, bloße Stiefkinder der Regierung und der herrschenden Kaste seien. Daß der Student in gesellschaftlicher Beziehung dem Officier, vielfach sogar dem Schüler des Pagencorps und der adligen Junkerschule nachgesetzt und als bloßer „Schkolnik" (Schuljunge) behandelt wurde, verstand sich von selbst. In Bezug auf den Staatsdienst hatten die Zöglinge des Lyceums und der Rechtsschule vor ihm nicht nur einen, sondern zwei Schritte voraus: während die Prüfungen, welchen diese jungen Leute unterzogen wurden, notorisch leichter waren als diejenigen bei den Universitäten, bestand für dieselben das Privilegium, nach absolvirtem Cursus mit dem Titulärrathsrang entlassen zu werden und zum Eintritt in die Ministerien befugt zu sein; der Student, der den Candidatengrad erworben, wurde bloßer Collegiensecretär, mußte drei Jahre in der Provinz gedient haben, ehe er im Ministerium beschäftigt werden durfte, und wußte außerdem, daß ihm jeder ehemalige Rechtsschüler vorgezogen wurde. Dazu kamen höchst kränkende Unterscheidungen unter den Studenten selbst; die ärmeren, auf Kosten der Krone studirenden Zöglinge der Universitäten und der medico-chirurgischen Akademie waren, auch wenn sie nicht in Internate gepfercht wurden, Freiheitsbeschränkungen und Controllmaßregeln unterworfen, die ihren besser situirten Commilitonen erspart blieben, — Kronsstudenten, die im Examen durchfielen, liefen Gefahr, als Feldscheere oder gar als gemeine Soldaten behandelt zu werden — junge Leute von Rang und Vermögen wurden überhaupt besser und glimpflicher behandelt, als arme Teufel. Besonders aufreizend und verbitternd wirkte aber die stete Einmischung der Aufsichtsbeamten in Studium und gesellschaftliches Treiben der Jugend und das auf hundertfältiger Erfahrung beruhende Bewußtsein, daß studentische Ausschreitungen zu Folge des Allerhöchsten Mißtrauens gegen die Universitäten strenger geahndet und härter beurtheilt würden, als die Excesse junger Leute anderer Kategorien. So unerträglich war an manchen Universitäten die Strenge der Disciplin, daß zahlreiche Jünglinge, die im Uebrigen vollständig zu Studenten qualificirt waren, sich als sog. „freiwillige Zuhörer" einschreiben ließen und zum Spott ihrer Cameraden dem Beispiel der Beamten und der in vorgerücktem Lebensalter stehenden Personen nachahmten, die die Vorlesungen besuchten, ohne

[1]) In neuerer Zeit hat sich die Einrichtung der Accisesverwaltung als für die Universitäten und wissenschaftlichen Anstalten besonders verhängnißvoll erwiesen. Zahlreiche junge Männer von unzweifelhafter wissenschaftlicher Befähigung haben die akademische Laufbahn verlassen, um in diesem seines hohen Gehaltes wegen vielumworbenen Verwaltungszweige Unterkunft zu suchen.

Digitized by Google

immatrikulirt zu sein. Jeder Vergleich mit dem Auslande ließ diese Zustände doppelt unerträglich erscheinen. So wenig man auch im Uebrigen von Westeuropa und von dem Unterschiede zwischen russischen und fremdländischen Einrichtungen und Verhältnissen wissen mochte, von der größeren Freiheit und angeseheneren socialen Stellung der Dorpater und Helsingforser Jünger der Wissenschaft, von den Begünstigungen, deren deutsche und französische Studenten sich seitens ihrer Regierungen erfreuten, und von den Vorzügen des alten liberalen Statuts von 1804 vor dem verhaßten Reglement des Jahres 1835 war auch dem zurückgebliebensten Studenten von Kasan oder Charkow gelegentlich eine Kunde geworden. Die Hauptsorge für eine gründliche Unterweisung über die Gründe der auf den Universitäten lastenden Beschränkungen übernahm aber die Regierung selbst: weder machten die gebildeteren und humaneren Professoren daraus ein Hehl, daß sie ihre und ihrer jungen Commilitonen Behandlung für unwürdig hielten, noch war seit dem Jahre 1848 für irgend Jemand ein Geheimniß, daß der Kaiser seine Absicht, alle Universitäten schließen zu lassen, nur sehr ungern aufgegeben habe — daß die angeordnete Beschränkung der Studirenden auf je Dreihundert an höchster Stelle ihren Ursprung genommen, und daß der sonst als höchst gefügig bekannte Unterrichtsminister, Graf Uwarow, zurückgetreten sei, weil er die Gutheißung dieser Maßregel und die gleichzeitig decretirte Abschaffung des griechischen Sprachunterrichts in der Mehrzahl der Gymnasien für unvereinbar mit seiner Ehre angesehen habe.

II.

Die vorstehend erörterten Zustände glaubt der Verfasser nicht treffender illustriren zu können, als durch einen kurzen Bericht über die Eindrücke, die er als Studirender der Petersburger Universität in dem Jahre der Einnahme von Sebastopol (Herbst 1855) persönlich empfangen hat. — Schon die Umstände, welche ihn zum Eintritt in die Petersburger Hochschule veranlaßten, waren für die damals bestehenden, glücklicher Weise unaufhaltsam dem Untergang entgegengehenden Verhältnisse höchst bezeichnend: die Universität Dorpat, an welcher ausschließlich deutsch gelesen wurde, mußte von ihren angehenden Jüngern eine Summe russischer Sprachkenntnisse verlangen, welche der Verfasser nicht aufzubringen vermochte — in Petersburg, wo alle Collegien und alle Prüfungen russisch abgehalten wurden, galt die Kenntniß des Russischen dagegen für nebensächlich und machte es keine Schwierigkeit, sich mit Hilfe eines leidlich gesprochenen Französisch durch die Receptionsprüfung zu winden. Bezüglich ihres philologischen Theiles bewegte diese Prüfung sich auf dem Niveau einer mäßigen deutschen Gymnasial-Tertia: G r i e c h i s c h wurde von dem angehenden Juristen gar nicht verlangt, und als derselbe darauf bestand, in dieser Sprache geprüft zu werden, machte seine Bekanntschaft mit den ersten zehn Versen der Odyssee dem Herrn Examinator einen so imponirenden Eindruck, daß derselbe „den fünften Ball" (Nr. V bedeutete das beste Zeugniß) für selbstverständlich erklärte. Rücksichtlich des Lateinischen genügte die Fähigkeit zur Uebersetzung einiger Sätze aus dem Cäsar oder Livius (die Wahl dieser Schriftsteller wurde den Exami-

nanden frei gelassen), — ernsthaft schienen überhaupt nur die mathematischen Fächer und die Prüfung in der russischen Geschichte genommen werden zu sollen. Besorgt wurde die letztere durch Herrn Usträlow, den Reichshistoriographen und Panegyriker des Kaisers Nikolaus, einen wegen seiner Aufgeblasenheit und seines Servilismus allgemein verhaßten alten Herrn, dem der Inhalt seines berüchtigten „Leitfadens“ wörtlich aufgesagt werden mußte, und der sich im Uebrigen besonders angelegen sein ließ, darüber zu wachen, daß die Examinanden ihren Respect vor der Person des geheimräthlichen Examinators (die meisten Professoren waren bloße Staatsräthe) dadurch bekundeten, daß sie stehend referirten. — Der Rector Pletnew, der sich während der Prüfung auf einen Augenblick zeigte, wurde weder von den Lehrern, noch von den Lernenden besonderer Beachtung gewürdigt — wußte doch alle Welt, daß der liebenswürdige, sanfte Freund und Testamentsvollstrecker des Dichters Puschkin lediglich des Decorums wegen da war, und daß alle Macht und aller entscheidender Einfluß bei „Alexander Iwanowitsch“, dem allmächtigen Oberinspector der Studirenden und erklärten Günstling des Curators Mussin-Puschkin, Herrn Staatsrath Vitzthum von Eckstädt, ruhten. Seinen Einfluß und sein Ansehen verdankte dieser, natürlich völlig ungebildete, übrigens bei aller gelegentlich zu Tage tretenden Brutalität gutartige Herr der Energie, mit welcher er die Disciplin handzuhaben und Lehrende und Lernende zu einem „formmäßigen“ Erscheinen zu veranlassen wußte. Daß diese „Formmäßigkeit“ die Hauptbedingung einer gedeihlichen Entwickelung der alma mater und ihrer Jünger sei, war so über alle Zweifel erhaben, daß Alexander Iwanowitsch uns den glücklichen Ausfall der dreitägigen Aufnahmeprüfung nicht kürzer und treffender als mit der classischen Formel „Prikashite sebjä formu schitj“ (Lassen Sie sich eine Uniform nähen!) ankündigen zu können glaubte. — Die Gesellschaft, in welcher ich diese frohe Kunde erhielt, war bunt zusammengewürfelt und so eigenthümlich beschaffen, daß sie besondere Erwähnung verdient. Wir hatten uns in der Zahl von Vieren in das Zimmer begeben, wo Alexander Iwanowitsch und dessen Gehilfen das Prüfungsresultat „ausrechneten“; die Sache war nämlich so mechanisch aufgezogen, daß jeder Examinator hinter den Namen des einzelnen Examinanden eine Ziffer (den sog. „Ball“) setzte, und daß aus diesen Ziffern der Durchschnitt berechnet wurde, — man mußte zum Mindesten eine „III“ haben, um durchgekommen zu sein. — Meine Gefährten waren ein dolchgeschmückter, baumlanger grusinischer Fürst in hoher, mit Lammfell verbrämter Tscherkessenmütze und rothem armenischem Rock, der noch schlechter russisch sprach als sein Nachbar, der in prächtigem, violettseidenem Talar pathetisch einherschreitende karaïtische Jude, vor diesem aber den Vorzug besaß, sich mit einiger Fertigkeit französisch ausdrücken zu können. Beide Herren beabsichtigten, sich dem Studium der orientalischen Sprachen zu widmen, und die gleiche Absicht verfolgte der Vierte unseres Bundes, ein Jüngling mit deutschem Namen, der (wie er erzählte) eigentlich evangelische Theologie studiren wollte, diese Absicht aber nicht hatte ausführen können. Er war der Sohn eines kaiserlichen Küchenbeamten und gehörte als solcher einer Kategorie von Menschen an, denen das akademische Studium durch einen Befehl des Kaisers Nikolaus ausdrücklich untersagt worden war. An den

Digitized by Google

protestantischen Universitäten Dorpat und Helsingfors war man pedantisch und gewissenhaft genug gewesen, diese Allerhöchste Vorschrift für maßgebend anzusehen und in Gemäßheit derselben Herrn X. zurückzuweisen; an der Newa stand Tartuffe's „il y a des accommodements avec le ciel“ in zu alter und zu bewährter Geltung, als daß man sich hätte nehmen lassen sollen, gegen einen Mann gefällig zu sein, dem das nahe Verhältniß seines Vaters zu der Person des Monarchen doch nicht zum Schaden gereichen durfte. Herr X. wurde mit Rücksicht darauf, daß seine zwei älteren Brüder bereits studirten, und „daß kein Grund vorhanden sei, leibliche Geschwister ungleich zu behandeln“, ohne Schwierigkeit immatrikulirt.

Die Immatrikulation geschah dieses Mal in besonders feierlicher Form, weil sie mit einem anderen Act, dem der Eröffnung der neu begründeten Facultät für das Studium der orientalischen Sprachen combinirt wurde. Vor einer Versammlung, in welcher die neu eintretenden, mindestens zur Hälfte dem Islam angehörigen und von der asiatischen Grenze verschriebenen Lehrer die Hauptrolle spielten (für den bedeutendsten Gelehrten der Facultät galt ein deutscher Jude, Dr. Chwolsohn), stimmte ein Chorus wohlgenährter Popen und Kirchendiener sein „Gospodi pomilui“ (Kyrie eleison) an. Dann folgten eine Rede, die mit Erwähnung allerhöchster, höchster und hoher Gönner der beglückten Hochschule begann und schloß, und ein Gebet für die kaiserliche Familie; zum Finale wurden alle Anwesenden (einschließlich meiner beiden Platznachbarn, des muhammedanischen Grusier's und des Karaiten von der taurischen Küste) mit Weihwasser besprengt. — Tags darauf begannen die Vorlesungen: Alexander Iwanowitsch's rechtzeitig ertheilter Rath hatte dafür gesorgt, daß auch wir Neulinge im Besitz des hochzeitlichen Kleides waren, welches die akademische Freiheit symbolisiren und den Unterschied zwischen grusinischen, taurischen und kurländischen Unterthanen Sr. Majestät verwischen sollte.

Als ich den langen dunklen Corridor, in welchem die Studirenden sich während der Pausen aufhielten, zum ersten Male betrat, wurde ich durch den Anblick zweier in demselben aufgestellten Feldgeschütze überrascht, an denen sich ein paar nach Unterofficieren aussehende Leute zu schaffen machten. Ein Kamerad fragte mich, ob ich an der „Marschirowka“ Theil zu nehmen gedächte, — obligatorisch sei die Theilnahme an derselben erst für die Studirenden der älteren Course. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, der höchstselige Kaiser habe bei seinem letzten, kurz nach Ausbruch des Krieges der Universität abgestatteten Besuche seiner Zufriedenheit über das anständige Decorum der Glieder derselben durch das Geschenk zweier Kanonen und die Anordnung Ausdruck gegeben, daß die Studenten sich durch Marschirübungen auf die Möglichkeit einer Vaterlandsvertheidigung vorbereiten sollten. Anfangs sei der Zudrang zu diesen, von zwei Garde-Veteranen geleiteten Uebungen ein außerordentlich lebhafter gewesen; seit dem Trauerfall vom 19. Februar d. J. habe die Sache an Interesse verloren. Zur Zeit beschränke man sich auf gelegentliche Exercitien der älteren Course. — Diese Mittheilung ist das einzige auf den Krieg Bezügliche gewesen, welche mir während meines achtmonatlichen Petersburger Aufenthaltes aus dem Kreise der dortigen Studentenschaft entgegen getreten ist. Eine vollendetere Gleichgültigkeit, als diejenige, mit welcher die akademische Jugend der Residenz die eben damals

Digitized by Google

zahlreich eintreffenden Hiobsposten aus der Krim aufnahm, ist überhaupt nicht denkbar. Als lebte man im tiefsten Frieden, drehten alle Unterhaltungen sich um Vorkommnisse der städtischen Scandalchronik und des studentischen Tageslebens, um kleine Händel mit Professoren oder Inspectoren, um Examinationsschwierigkeiten, um Wirthshäuser und Frauenzimmer von mehr oder minder zweideutigem Ruf. An dem Tage, der die Nachricht von der Einnahme der Südseite Sewastopol's brachte, wurde, wie alle Tage, bei Dominique Billard gespielt und auf den Ausgang der von den Hauptspielern begonnenen Partien gewettet, bei Wolf gefrühstückt und über die „Tanzclasse" (öffentlicher Ball) discutirt, die man heimlich besuchen wollte. Streifte das Gespräch einmal öffentliche Angelegenheiten, so sah man sich zunächst danach um, ob Lauscher in der Nähe waren, um sodann die herkömmlichen, von tiefster Nichtachtung gegen alle Träger der Autorität zeugenden Sarkasmen zu wechseln. Von patriotischer Theilnahme an den Niederlagen der russischen Waffen, geschweige denn von Entrüstung oder Erbitterung gegen den Landesfeind, war nie auch nur die leiseste Spur zu entdecken, — ein paar Worte über die Unfähigkeit unserer Heerführer und über die Vorzüge der französischen Armee-Organisation — und das Gespräch glitt in den gewohnten Rahmen zurück. So vollständig war dem „System" die Unterdrückung aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten gelungen, daß auch in den Tagen höchster Gefahr für das Reich Mademoiselle Mila's neuester Liebhaber, Fanny Cerito's letzte Rolle, pikante Anekdoten über des Oberinspectors Ignoranz in wissenschaftlichen Dingen, oder des Curators Mussin-Puschkin Brutalität gegen alle „pékins" (Civilisten), der aufstrebenden Jugend mehr Antheil einflößten, als die Geschicke des Landes, für dessen Dienst dieselbe sich vorbereitete. — Ebenso unerhört, wie politische Discurse, waren Unterhaltungen über wissenschaftliche Gegenstände; die einzigen Quellen, aus denen man schöpfte, waren die vorgeschriebenen Handbücher und die von Generation zu Generation vererbten Collegienhefte, — höchstens, daß ein verbotenes Buch die Neugier vorübergehend in Anspruch nahm und die all' Zeit rege Lust an Klatschgeschichten vom Hof und aus den höheren Kreisen reizte. Die ärmeren und fleißigeren Studenten besuchten die Vorlesungen mit einer gewissen Regelmäßigkeit; der Rest begnügte sich damit, durch gelegentliches Erscheinen im Corridor seine Zugehörigkeit zum Universitätskörper den Aufsichtsbeamten in Erinnerung zu bringen.

Diese „Masse" zerfiel in drei Kategorien: in die vornehmen Leute, die meist bei Eltern oder Verwandten wohnten, sich Vormittags in eleganten Café's, Abends im Salon oder im Theater tummelten und zuweilen in eleganten Schlitten an dem Universitätsthor Auffahrt hielten; — in Provinzialbummler, die nie eine anständige Gesellschaft besuchten, sondern in obscuren Schenken und verrufenen „Tanzclassen" rauchend und trinkend ihr Wesen trieben; — und in arme Teufel, die vom Ertheilen von Privatunterricht lebten, ihre Hefte auswendig lernten und durch tadelloses äußeres Verhalten und Unterwürfigkeit gegen die Vorgesetzten die Wohlthat kostenfreien Besuchs der Vorlesungen oder eines „Kronsstipendiums" zu erlangen suchten. Außerdem gab es noch eine kleine Zahl von Deutschen, die im Verein mit einem Dutzend außerhalb der Mediziner-Kaserne lebender Zöglinge der medico-chirurgischen Akademie im Dunkel der

Digitized by Google

„Wiborger Seite" „Burschenleben" spielten, d. h. heimlich ein oder zwei Corps bildeten, bei dicht geschlossenen Fensterläden zechten, paukten, deutsche Lieder sangen und bunte Mützen aufsetzten, — die Freuden russisch-französischer Studentenliederlichkeit übrigens nicht verschmähten und in den „Tanzclassen" ebenso genau Bescheid wußten, wie andere Leute. Beziehungen zu den Professoren fanden nur spärlich und in seltenen Ausnahmefällen statt, weil sie Seitens der Vorgesetzten ungern gesehen wurden und mit großer Vorsicht behandelt werden mußten. Unter den älteren Herren waren viele gebildete und humane Leute, die in Dorpat und im Auslande studirt hatten, für liberal galten und darum „Rücksichten" nehmen mußten; die jüngeren unter dem herrschenden „System" emporgekommenen Docenten waren meist von vollendeter Langweiligkeit, dabei schüchtern und unsicher. Was beim Curator in Gunst stehen und Carrière machen wollte, gefiel sich in absichtlich zur Schau getragener Barschheit gegen die „untergebene" Jugend. Diesen Curator, einen mit dem Culmer Kreuz decorirten Stelzfuß, der als Greis die Generalsuniform mit der Geheimrathswürde und dem blauen Frack des Unterrichtsministerium vertauscht hatte, lernte ich unter folgenden Umständen kennen. Als wir eines Tages länger als gewöhnlich in einem der Auditorien zurückgehalten worden waren, erhob sich plötzlich in dem benachbarten Corridor ein furchtbarer Lärm; vor die Thür tretend, sahen wir einen sternfunkelnden Greis dastehen, der drohend seine Krücke schwang und mit Donnerstimme ungemessene Schmähungen in die nach allen Seiten auseinander stäubende Studentenschar schrie. Se. Hohe Excellenz, der Herr Curator waren unbemerkt und unangemeldet eingetreten und hatten an dem reglementswidrigen, aber durchaus harmlosen Lachen, Rufen und Umherlaufen der ahnungslos ihre Pause genießenden Akademiker so schweren Anstoß genommen, daß ein furchtbares Donnerwetter losbrach. Erschrocken eilten der Rector, der Oberinspector, dessen vier Gehilfen und der alte Schweizer der Hochschule herbei, um zu sehen, ob es brenne; ihren vereinten Bemühungen gelang es, den alten Polterer mit dem Versprechen strenger Untersuchung zu beschwichtigen. Nachdem Alexander Iwanowitsch anderen Tages eine Rede gehalten und zum 101. Male mit „ernsten Maßregeln" gedroht hatte, wurde der ganze, bereits wiederholt dagewesene Vorfall der Vergessenheit übergeben, ohne daß auch nur die sonst für solche Fälle übliche Carcerstrafe über die Hauptschuldigen verhängt worden wäre.

Da ich sehr zurückgezogen lebte und an der einen „Soirée" genug hatte, zu der ein gelegentlicher Platznachbar, ein gutartiges Muttersöhnchen mit französischem Namen mich gezogen (die Geladenen erschienen in Lackstiefeln und Gala-Uniform, tranken Limonade und Thee, wechselten mit dem Grafen-Vater einige französische Phrasen und kehrten nach einer beim Dampf von Cigarretten geführten anmuthigen Unterhaltung um 11 Uhr befriedigt heim), so kann ich von Conflicten mit der „Obrigkeit" nur *eine* Probe berichten. Mitte November trat Lablache zum ersten Male wieder auf und ich wollte die Oper besuchen; da meine Gala-Uniform noch nicht fertig und der gewöhnliche dunkle Rock mit blauem Kragen und Messingknöpfen in den „kaiserlichen" Kunstanstalten streng verpönt war, hatte ich das Wagestück unternommen, die Oper in Civilkleidern zu besuchen. Zu meiner Ueberraschung sah ich, sobald ich Platz genommen, einen der Inspectoren

Digitized by

dicht vor mir sitzen; ein Kamerad sagte mir, daß diese Herren amtlich verpflichtet seien, jeden Abend ihres Lebens in einem der Theater zuzubringen und nach reglementswidrig gekleideten Studenten auszuschauen! Während des folgenden Zwischenactes wurde ich angewiesen, sofort das Local zu räumen, anderen Tages aber ließ Alexander Iwanowitsch mich zu sich bescheiden. „Andres Mal werde ich Ihnen arretiren lassen," lautete sein aus landsmannschaftlicher Rücksicht deutsch abgegebener Bescheid, und dabei behielt es sein Bewenden.

So viel von der Beschaffenheit dessen, was 1855 in Petersburg akademische Freiheit hieß. — Wie sah es nun um die wissenschaftliche Ausbeute aus, welche die Juristenfacultät der kaiserlichen Residenzstadt darbot? Die Vorlesungen beschränkten sich für den ersten Cursus auf Encyklopädie der Rechtswissenschaften, Logik, russische Rechtsgeschichte und russisches Staatsrecht, über welche Disciplinen Hefte dictirt wurden. Als Logiker fungirte ein dicker russischer Geistlicher mit feuerrothem Gesicht, der nach „vom heiligst dirigirenden Synod bestätigten" Heften docirte, den alten Wolf für den Kern und Stern aller Philosophie ansah und allgemein belacht, aber auch allgemein gefürchtet wurde; „ce grédin" hatte (wie mein Nachbar, der muhammedanische Grusier, gelegentlich mittheilte) die Gewohnheit, „fremde Gesichter" beim Examen durchfallen zu lassen, um dadurch den Besuch seiner Vorlesungen zu erzwingen. Vertreter des russischen Staatsrechts war ein jugendlicher, eben erst in's Amt getretener, magerer blonder Docent, Herr Andrejewski, der seine correcte Gesinnung dadurch bekundete, daß er außer dem vorgeschriebenen blauen Uniformsfrack auch noch eine mit Metallknöpfen besetzte blaue Uniformsweste und blaue Beinkleider trug. Die Antrittsrede dieses Herrn (der sich in der Folge durch einige Monographien über russische Rechtsgeschichte vortheilhaft bekannt gemacht hat) war von unvergleichlich komischen Eindrücken begleitet: in hohem, pathetisch angeschwelltem Tenor beschwor der Biedermann seine Zuhörer, ihm mit selbstloser Hingabe an die Sache der Wissenschaft, in das Heiligthum der Erkenntniß zu folgen und auf der dornenreichen Bahn derselben furchtlos und unermüdlich bis zum ersehnten Ziele, der Erkenntniß der Wahrheit, vorzuschreiten. Diese Ermahnung bildete die Vorrede zu einer Auseinandersetzung über die Principien der — russischen Behördenverfassung und des Verhältnisses Allerhöchster Immediaterlasse zu bestehenden Gesetzen! Unter „Russischem Staatsrecht", Th. I, wurde eine Zusammenstellung der Vorschriften über die mangelhafteste bureaukratische Organisation der Welt, unter Th. II die Lehre von den politischen „Rechten" der verschiedenen Stände verstanden und diese „Wissenschaft" so wichtig und gründlich genommen, daß auf den „fünften Ball" nur Anspruch erheben konnte, wer genau wußte, welche Geschäfte an den einzelnen Tischen der Ministerial-Bureaux behandelt wurden! — Da der erste Cursus sich auf römisches Recht und römische Rechtsgeschichte nicht einließ, so beschränkten die „theoretischen Fächer" sich auf die sogenannte Encyklopädie der Rechtswissenschaften und auf russische Rechtsgeschichte. Die letztere, von Herrn Kalmykow würdig vertretene Disciplin gewährte, namentlich in den von der älteren Zeit handelnden Abschnitten ein gewisses Interesse; schade nur, daß zwischen dem älteren Recht der Russen und dem Inhalt der in der Gesetzsammlung des Kaisers Nikolaus aufgenommenen

Digitized by Google

„Ukase“ keine Spur einer Verbindung bestand und daß die Kenntniß der „Prawda Russkaja“ und der über den Ursprung derselben aufgestellten Hypothesen neben der unendlichen Masse todten Gedächtnißkrams gar nicht in Betracht kam, die bei den Prüfungen den Ausschlag gab und auf welche die Hauptaufmerksamkeit von Lehrenden und Lernenden sich richtete. — Daß die „Encyklopädie der Rechtswissenschaft“ keine eigentlich wissenschaftliche Ausbeute lieferte, war durch mehrere, von den Lehrern durchaus unabhängige Umstände bedingt. Excurse auf das Gebiet des europäischen Staatsrechts waren gesetzlich untersagt, eingehendere Erörterungen über den Einfluß des römischen Rechts dadurch unmöglich gemacht, daß die Studirenden des ersten Cursus keinerlei Kunde über Institutionen und römische Rechtsgeschichte besaßen und daß diese Disciplinen überhaupt nur eine untergeordnete Rolle spielten; wußten die Vertreter der „nationalen“ Richtung doch schon vor fünfundzwanzig Jahren sich damit, daß die Erde des heiligen Rußland von den Einflüssen des Justinianeus codex und des kanonischen Rechts alle Zeit frei geblieben war und daß die Beschäftigung mit der Antike aus diesem Grunde im Osten einer eigentlichen Berechtigung entbehre! Nimmt man dazu, daß drei Viertheile aller hervorragenderen literarischen Erzeugnisse der historischen, staats- und rechtswissenschaftlichen Literatur verboten waren, und daß die von der Censur zugelassenen Zeitungen und Journale sich auf den „Nord“, die „Kreuzzeitung“ und ein halbes Dutzend ähnlich gefärbter Zeitungen beschränkte, so wird man sich von der Beschaffenheit des wissenschaftlichen und geistigen Lebens unserer Hochschule eine annähernde Vorstellung machen können. Und doch war allgemein anerkannt, daß die 399 Studenten der Petersburger Universität von 1855 ungleich besser daran waren und auf einer höheren Stufe intellectueller Entwickelung standen, als die 483 Charkower, 340 Kasaner und 616 Kiewer Commilitonen, die zu Folge der geographischen Lage ihrer Bildungsstätten (Eisenbahnen gab es bekanntlich nicht) auch von den mittelbaren Einflüssen der Culturwelt unberührt blieben und unter denen die Zahl der Mittellosen und Abhängigen sehr viel größer war, als unter den Zöglingen der alma mater Petropolitana.

III.

Wenige Jahre später war von den vorstehend geschilderten Zuständen und von den für dieselben maßgebend gewesenen Personen so gut wie Nichts übrig geblieben. Bei der ersten Berührung mit dem frischen Luftzuge, der seit Vorbereitung der Aufhebung der Leibeigenschaft und der übrigen Reform-Maßregeln über die sarmatische Ebene wehte, war das alte Unterrichts- und Universitäts-System wie ein Kartenhaus zusammengefallen. Im Frühjahr 1858 übernahm der „liberalste“ aller Curatoren, Kowalewski (von Kasan) an Stelle Norow's die Leitung des Unterrichtsministeriums, und die bloße Kunde dieser Veränderung reichte hin, Herrn Mussin-Puschkin und dessen Gesinnungsgenossen den Boden unter den Füßen wegzuziehen, Alexander Iwanowitsch's gefürchtete Thätigkeit gegenstandslos zu machen, den zu Professoren der Philosophie gemachten Popen die Thür zu weisen, die Lehrstühle für Staatsrecht und andere „verboten“ gewesene Wissenschaften wieder herzustellen, Lehrende und Lernende

Digitized by

plötzlich in eine unkenntlich veränderte Stellung zu bringen. Noch bevor das auf Anordnung des Ministers ausgearbeitete neue Statut fertig geworden und in Geltung getreten war, wurde die 1849 angeordnete Beschränkung der Zahl der Studirenden aufgehoben, den Conseils (akademischen Senaten) das Recht der freien Rectorwahl wieder gegeben, der Uniformszwang beseitigt und das chinesische Examinationswesen eingeschränkt. All' diese Dinge waren innerlich unmöglich geworden, seit die Regierung das Reisen in's Ausland frei gegeben, den von der Censurverwaltung zu einem Folianten angeschwellten Index prohibitorum bei Seite geschoben und das Emporwuchern einer dem vorgeschrittensten Radicalismus huldigenden periodischen Presse zugelassen hatte und seitdem Herzen's „Kolokol" zu einer Großmacht geworden war, die man ungleich mehr fürchtete, als die „dritte Abtheilung" (politische Polizei). Von Allem, was bisher in Geltung und Ansehen gewesen, galt plötzlich das Gegentheil: der mißachtete Student wurde als „Träger einer besseren Zukunft" zum Schoßkinde der öffentlichen Meinung, scharenweise drängten junge Männer von anerkannt liberaler Gesinnung sich zum Lehramt, nicht die Veteranen der alten Ordnung, sondern diese jungen Stürmer und Dränger führten in den Conseils das große Wort und ohne daß Jemand Einspruch zu erheben gewagt hätte, wurden vom Katheder herab Doctrinen verkündigt, welche allen überkommenen Autoritätsbegriffen den Krieg erklärten. War bisher jede Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten an den Universitäten verpönt gewesen, so galt für einen „Mann" fortan nur noch, wer über alle politischen Tagesfragen Bescheid wußte und in der Lösung derselben die Hauptaufgabe des Akademikers sah. Studentische Verbindungen, nach Art der deutschen, zu begründen, galt den plötzlich auf der Höhe der Zeit angelangten Jüngern der freien russischen Wissenschaft für einen überwundenen Standpunkt; man errichtete politisirende Lesegesellschaften und Zeitungsclubs, Unterstützungscassen für ärmere Commilitonen, „wissenschaftliche" und philanthropische Vereine, man besuchte statt der „Tanzclasse" den Schachklub (das Hauptquartier der radicalen Partei), — man sah Zeitungslectüre und politischen Discurs für die wichtigsten Beschäftigungen des werdenden Staatsbürgers an. Daß all' diese löblichen Unternehmungen sich nicht nur der Sympathien der jüngeren Professoren, sondern der Unterstützung des großen Publicums zu erfreuen hatten, erschien selbstverständlich, seit alle anständigen Leute einander an liberaler Gesinnungstüchtigkeit zu überbieten suchten. Am hellsten loderte die neuentzündete Flamme in der weiland als Dressuranstalt berüchtigt gewesenen medico-chirurgischen Akademie, die für die Avantgarde des „neuen Geschlechts" galt und in der That zum Mittelpunkt des von Turgenjew so unvergleichlich geschilderten nihilistischen Treibens für das gesammte weite Reich wurde. Dem hier gegebenen Beispiel wurde nicht nur von den übrigen höheren Lehranstalten der Residenz, sondern auch von den Provinzialuniversitäten nachgeeifert: galt der oberste Chef der Akademie, der Kriegsminister General Miljutin, doch für den liberalsten und populärsten unter den neuen Rathgebern des Kaisers. Aller Orten (allein die beiden ehemals verrufen gewesenen Universitäten Dorpat und Helsingfors ausgenommen) zog das jeder Autorität und jeder Zucht entwachsenen Gebahren der akademischen Jugend die Aufmerksamkeit und die Bewunderung der urtheilslosen Massen auf sich und suchten Gymnasiasten,

Digitized by Google

Cadetten, Handelsschüler u. s. w. dem von den Herren Studenten gegebenen guten Beispiel nachzuahmen.

Das Unglück wollte, daß der Höhepunkt dieser liberalen Erregung mit dem Zeitpunkt der Fertigstellung des neuen Universitätsstatuts zusammen fiel, und daß es der am Hofe immer noch mächtigen Reactionspartei ein Leichtes war, den Unterrichtsminister Kowalewski als Haupturheber der eingerissenen Verwirrung zu verdächtigen. Die ministerielle Vorlage, welche die Nachahmung der deutschen Universitätseinrichtungen und den Erlaß eines gemäßigt liberalen Statuts empfahl, wurde an maßgebender Stelle verworfen, Herr Kowalewski seines Amtes enthoben und der, kurz zuvor aus Japan zurückgekehrte, mit den gegebenen Verhältnissen völlig unbekannte Admiral Graf Putjätin zum Unterrichtsminister ernannt. Der von diesem ebenso kurzsichtigen, wie eingebildeten Herrn unternommene Versuch, alle sogenannten „liberalen Errungenschaften" der letzten Jahre mit einem Federstrich zu beseitigen und die Studenten in die frühere Abhängigkeit zurückzuzwängen, wurde in so brutaler und ungeschickter Weise inscenirt, daß im Herbst 1861 zu Petersburg und Moskau förmliche Studentenaufstände ausbrachen, die Vorlesungen für mehrere Monate geschlossen werden mußten, mehrere der gefeiertesten Lehrer den Abschied nahmen und in dem großen Publicum gehaltenen Vorträgen dieselben Lehren verkündigten, die auf den Hochschulen hatten verpönt werden sollen. Erst jetzt ließ der ungeheuere, während der letzten Jahre eingetretene Umschwung sich seinem ganzen Umfang nach übersehen: so energisch und so leidenschaftlich ergriff die öffentliche Meinung Petersburg's für die mißhandelten Studenten Partei, daß Graf Putjätin, der verhaßte Curator Philippson und der Rector Sresnewski weichen mußten, daß ein neues allen Zeitanforderungen Rechnung tragendes Statut zu Stande kam, und daß die Leitung des Unterrichtswesens in die Hände eines anerkannten Liberalen, des Staatssecretärs Golownin gelegt wurde. Die letzten Zweifel daran, wer in diesem ungleichen Kampfe Sieger geblieben, wurden dadurch beseitigt, daß auch der Herrn Putjätin all' zu willfährig gewesene General-Gouverneur der Residenz, General Ignatjew (der Vater des bekannten Diplomaten) sich zurückziehen und dem mit Jubel empfangenen, wegen seiner Humanität allbeliebten Fürsten Suworow Platz machen mußte.

Die diesen Blättern gesteckte Grenze verbietet genauere Mittheilungen über diese folgenreichen, gerade in ihren Einzelnheiten höchst merkwürdigen Vorgänge; ebenso wenig kann auf eine Darstellung der zahlreichen, fast alljährlich wiederkehrenden Wirren eingegangen werden, deren Schauplätze die russischen Universitäten (einschließlich der neu eingerichteten Hochschulen von Warschau und Odessa) bis in die neueste Zeit hinein gewesen sind. Einer Erklärung dieser Vorfälle wird es für aufmerksame Leser freilich nicht bedürfen: es hat einfach die Wahrheit des alten Wortes von dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, eine neue Bestätigung erfahren. Die Besorgniß der russischen Studenten davor, der Freiheiten, die sie in den sechziger Jahren erobert hatten, wieder beraubt und zu den Zuständen des alten Regime zurückgeführt zu werden und das Bewußtsein, diese Freiheiten beständig mißbraucht zu haben, sind die Quellen gewesen, aus denen all' die scandaleusen Vorgänge der letzten Jahre entsprangen. Genährt wurde das aus

Digitized by Google

dem ancien régime datirende Mißtrauen der Jugend gegen die Regierung durch unaufhörliche Schwankungen in dem von den leitenden Staatsmännern befolgten System, das bald Freiheit, bald strenge Subordination, heute den Realismus, morgen den Humanismus auf seine Fahnen schrieb, abwechselnd die Zügel schlaff zur Erde hängen und stramm anziehen ließ. Das neue am 1. (13.) Juni 1863 kaiserlich bestätigte Statut hat der Selbstverwaltung der Universitäten, der Hör- und Lehrfreiheit und der Bewegung der Studirenden ziemlich weitgehende Zugeständnisse gemacht, die Lehrergehalte nahezu verdoppelt, die zur Vermehrung der Lehrmittel bestimmten Summen erheblich vermehrt: vor dreißig Jahren wäre des Jubels über den liberalen Charakter der zur Zeit bestehenden Einrichtungen und des unaufhaltsamen Wachsthums der Studentenschaften wahrscheinlich kein Ende gewesen. Heute ist man nur halb befriedigt, weil der Einfluß der Curatoren immer noch ein weitgehender, die von denselben befolgte Praxis eine ungleichartige ist; weil die Studenten kein eigentliches Vereins- und Versammlungsrecht haben, weil sie der Universitätspolizei unterstehen — und weil man keine Garantien für den Bestand der Rechte zu besitzen glaubt, die man mühsam errungen und nur allzuhäufig mißbraucht hat.

Das Corporationsgefühl deutscher Lehrer und Schüler ist den russischen Akademikern durchaus unbekannt, — sie streben über die Mauern der Universitas hinaus und verlangen Namens der akademischen Freiheit nach einem Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten, der in dem streng monarchisch regierten Staate Niemandem gegönnt ist. Sie verlangen nach einer Sicherstellung ihres Besitzstandes, die nur möglich wäre, wenn es in Rußland überhaupt verfassungsmäßig garantirte Staatseinrichtungen gäbe. Der kleinste Eingriff in das, was man für bestehendes Recht ansieht, ja die bloße Abweichung von stillschweigend geduldeten Gewohnheiten, wird als Versuch zur Wiederaufrichtung des verhaßten alten Systems behandelt und mit Prätensionen beantwortet, zu denen in dem heutigen Rußland Niemand berechtigt ist. Und das ist noch nicht Alles. Zwischen den Universitäten und den übrigen, zum Theil dem Ressort des Unterrichtsministeriums gar nicht angehörigen Lehranstalten besteht ein geheimes Band, das durch den Glauben an die Solidarität der Interessen aller studirenden jungen Russen geknüpft ist, und durch welches Irrungen und Conflicte in einer Lehranstalt oder einem Verwaltungszweige, wie an einer elektrischen Leitung weiter fortgepflanzt und sofort in den Schoß der Universitäten geführt werden. Zufolge der unaufhörlich wiederkehrenden Unordnungen werden alljährlich Hunderte meist blutarmer Studenten, die ihren Cursus nicht beendet haben, auf's Pflaster geworfen und in die Lage versetzt, aus dem Erregen von Mitleiden und Mißvergnügen ein förmliches Gewerbe machen zu können. Diese Declassirten, die einen eigenen Stand, das Proletariat der Intelligenz bilden, kennen meist keine anderen Beschäftigungen, als ihre ehemaligen Commilitonen zu thörichten Schritten zu bewegen, kleine Verschwörungen anzuzetteln, die Verbindungen mit revolutionären Emigranten in der Schweiz aufrecht zu erhalten und (wie der technische Ausdruck lautet) „in das Volk zu gehen", d. h. ihre eigenen unklaren und unsinnigen Ideen rohen Proletariern, emancipirten Frauenzimmern und halbwüchsigen Schülern einzuimpfen. Turgenjew hat diese, neuerdings durch eine lange Reihe

von Criminalprocessen an's Licht gezogenen Zustände in so classischer Weise dargestellt, daß ohne Weiteres auf die bezüglichen Schilderungen der „Väter und Söhne" und des „Neuland" exemplificirt werden kann.

Ein Ende dieser unerquicklichen, für den russischen Staat und die russischen Universitäten gleichgefährlichen Zustände läßt sich heute ebensowenig absehen, wie eine Lösung der übrigen, auf den verschiedensten Gebieten des russischen Lebens bestehenden Schwierigkeiten. Man ist (wie ein nationales, schon vor 35 Jahren von Harthausen angezogenes Sprichwort sagt) „von dem einen Ufer abgefahren, ohne an das andere gelangen zu können." Mit Zugeständnissen hat die Regierung ebenso wenig auszurichten vermocht, wie mit Repressionsversuchen: die ersteren wurden regelmäßig mißbraucht, die letzteren mit Auflehnungen beantwortet, deren man nicht Herr zu werden vermocht hat. Nur da, wo man in dem ununterbrochenen Besitz eines gewissen Maßes von Freiheit und Selbstbestimmung geblieben war, in dem deutschen Dorpat und in dem schwedischen Helsingfors hat der Uebergang von der alten zu einer neuen Zeit sich ruhig und geräuschlos vollzogen: in Petersburg, Moskau, Kiew, Charkow, Kasan und Odessa sieht es heute ebenso besorglich, wenn nicht besorglicher aus, wie Tags nach der Bankerott-Erklärung des alten Systems. Abhilfe wird erst möglich sein, wenn das neue Rußland es zu festen Ordnungen gebracht hat, welche nicht nur den Regierten, sondern auch den Regierenden eine Schranke ziehen und für immer jene Besorgnisse vor Wiederkehr des akademischen ancien régime beseitigt, die (neben gelegentlichen Willküracten der Machthaber) die Hauptursachen aller russischen Universitätswirren der neueren Zeit gewesen sind.

Digitized by Google

Ueber weibliche Krankenpflege und weibliche Heilkunst.

Von
Prof. Dr. E. Leyden in Berlin.

Das Interesse der Frauen und ihre Theilnahme an den Aufgaben der ärztlichen Kunst ist zu allen Zeiten ein sehr verbreitetes und lebhaftes gewesen. Dem Charakter der Frau entspricht das Bedürfniß, Wunden zu heilen und Schmerzen zu lindern, Mitleid zu üben und Leidende zu pflegen. Im Hause fällt ihr mit der Erziehung der Kinder die Sorge für deren Gesundheit und die Pflege in Krankheiten zu, auch der Mann, wenn er erkrankt, bedarf der sanften und geduldigen Pflege der Gattin. Dies Verhältniß ist so natürlich durch Charakter und Stellung der Frau gegeben, daß ursprünglich bei allen Völkern im Anfange ihrer Cultur die Sorge für die Kranken und besonders für die Verwundeten den Frauen zufiel[1]). Sie sammeln die ersten medicinischen Kenntnisse über die Wirkung von Salben und Kräutern, und alte erfahrene Frauen genießen (auch heutzutage nicht selten) in diesen Dingen einen weitverbreiteten Ruf. Mit dem Anwachsen ärztlicher Kenntnisse ist nun bei allen Culturvölkern alsbald die ärztliche Kunst in die Hände von Männern übergegangen, welche sie berufs- und erwerbsmäßig studirt und betrieben haben. Die Frauen sind mehr und mehr zurückgedrängt, indessen zu allen Zeiten haben sich doch Einzelne mit mehr oder minder Erfolg geltend gemacht; neuerdings erheben sie den Anspruch, daß ihnen in gleicher Weise wie den Männern das Recht zur Erlernung und Ausübung dieser Kunst gestattet werde. Wenn wir nun, hierauf eingehend, die Mitwirkung der Frauen an den Aufgaben des ärztlichen Berufes näher beleuchten und prüfen wollen, so haben wir dieselben nach zwei Richtungen zu betrachten: in Bezug 1) auf die Krankenpflege und 2) auf die eigentliche Heilkunst.

I.

Wir beginnen mit der weiblichen Krankenpflege und werden uns hier, so gern wir dabei länger verweilten, doch um so eher kurz fassen können, als die öffentliche Meinung ungetheilt dem weiblichen Geschlechte hierin die Palme zuerkannt hat. Gerade die letzten Kriege haben die Vorzüge der weib-

Digitized by

lichen Krankenpflege in ein glänzendes Licht gestellt. Auch wenn man den Werth männlicher Krankenpflege für einzelne Fälle, wo Kraft und Ausdauer erfordert wird, gerne anerkennen will, so ist es doch keine Frage mehr, daß die Frau im Allgemeinen durch ihre Geduld, ihre Sanftmuth, ihren feineren Sinn ungleich mehr zur Krankenpflege befähigt ist. „Nur das weibliche Auge hat Sinn für Ordnung und Reinlichkeit, nur die weibliche Hand versteht zu pflegen.“

Erst mit dem Christenthum hat sich die Krankenpflege von der Heilkunst abgesondert: sie ist recht eigentlich die Schöpfung christlicher Nächstenliebe und Barmherzigkeit. Bereits in den ältesten Zeiten christlicher Gemeinden fiel den Kirchendienern, Diakonen, die Sorge für die Armen und Kranken zu; Beispiele aufopfernder Nächstenliebe sind in der Geschichte der ersten Gemeinden reichlich verzeichnet. Schon jetzt sehen wir neben den Diakonen Frauen, Diakonissen, thätig, deren ältestes Beispiel Phoebe ist, welche der Apostel Paulus erwähnt. Das Amt der Diakonissen galt als eins der gottgefälligsten; seit das Christenthum Staatsreligion geworden, bewarben sich selbst Kaiserinnen um dasselbe[2]). Späterhin als die Krankenpflege in den Klöstern geübt wurde, sehen wir neben den Mönchen Nonnen thätig, und auch in den geistlichen Ritterorden, welche sich zur Zeit der Kreuzzüge bildeten und welche die Sorge für die Kranken zu ihrer Aufgabe machten, standen Schwestern den Brüdern zur Seite[3]).

Zum eigentlichen Berufe wurde die Krankenpflege erst im sechzehnten Jahrhundert erhoben. Es ist ein großes Verdienst der katholischen Kirche, daß sie die Krankenpflege zum Berufe frommer Orden erhob, zuerst durch Gründung des Ordens der barmherzigen Brüder (durch Johannes di Dio 1534) und dann noch glänzender durch die Stiftung der frommen Schwesterschaften, welche sich der Pflege von Kranken und Elenden mit einer Aufopferung hingegeben haben, die über alles Lob erhaben ist. Die erste Stelle gebührt den barmherzigen Schwestern (grauen Schwestern), 1617 durch den heiligen Vincent de Paula gestiftet, an welche sich die Vincentinerinnen und einige andere Orden anschlossen[4]).

Ungleich später folgte die protestantische Kirche diesem Beispiele und suchte das Diakonat in seiner ursprünglichen Gestalt des apostolischen Zeitalters wieder in's Leben zu rufen. Bereits in den Freiheitskriegen von 1813—15 fehlte nicht die kreuzritterliche Krankenpflege, die Gattin Fichte's, des unermüdlichen Vorkämpfers deutscher Freiheit, erlag dem Kriegstyphus als erste Diakonissin. Zu festerer Organisation gelangte das protestantische Diakonat erst seit 1836, als der Pastor Fliedner und sein energischer Schwiegersohn Disselhoff die Pflege-Anstalt Kaiserswerth als Mutterhaus begründeten, von dem aus sich die Diakonissinnen im Wetteifer mit den katholischen barmherzigen Schwestern, über ganz Deutschland verbreiteten[5]).

Man wird es von allen Seiten bereitwillig anerkennen, daß der Glaube und die Frömmigkeit dieser barmherzigen Schwesterschaften ein wesentlicher Hebel ihrer aufopfernden Thätigkeit geworden ist. Die Werke der Barmherzigkeit und Nächstenliebe, die hingebende Ausübung der niedrigsten Pflichten, die vollkommenste Aufopferung, die Nichtachtung von Gefahr und Ansteckung, die

Digitized by Google

Entsagung aller Lebensfreuden und Lebensgenüsse wird unstreitig leichter ertragen und geübt werden, wo sie als die höchsten gottgefälligen Werke hingestellt sind, und wo für die unvergleichliche Entsagung und Pflichterfüllung in einem anderen Leben Lohn und Seligkeit verheißen und geglaubt wird. Dazu kommt, daß die feste Organisation einer religiösen Gesellschaft die Pflichterfüllung erleichtert und selbst der jüngsten und unerfahrensten dieser Schwestern Schutz und Würde verleiht.

Allein, es wird auch nicht zu bezweifeln sein, daß ohne kirchliche Organisation eine gleiche Hingebung und Aufopferung geleistet werden kann, es fehlt nicht an Beispielen für diese Behauptung. Da sich überdies bei den religiösen Orden hier und da Uebelstände herausstellten, indem sie neben den Werken der Barmherzigkeit noch kirchliche Zwecke verfolgten, da ferner ihre Anzahl nicht hinreichte, so wurde mehr und mehr das Bedürfniß nach einer privaten Krankenpflege gefühlt, welche gleichzeitig dem weiblichen Geschlechte neue Quellen der Thätigkeit und des Erwerbes eröffnen konnte. Allerdings besteht seit langer Zeit in allen größeren Städten das Institut der privaten Krankenwärter und Wärterinnen, meistentheils hervorgehend aus solchen, die, an größeren Civil- oder Militärspitälern ausgebildet, das Recht zur Privatpflege erhalten haben. Allein dies Institut erfreut sich im Ganzen — von rühmlichen Ausnahmen abgesehen — keines großen Vertrauens. An Bildung, Pflichtgefühl, Zuverlässigkeit lassen sie meistens so viel zu wünschen übrig, daß die Frage gerechtfertigt erscheint, ob überhaupt eine berufsmäßige und bezahlte Krankenpflege jene Vollendung erreichen könne, welche die selbstlose Hingebung frommer Gemüther in so bewundernswerther Weise dargethan hat.

Dennoch hat die private Krankenpflege sich gerade in den letzten Jahren zu hoher Vollendung ausgebildet, seit im Gefolge der großen Kriege die Mitwirkung von Privatpersonen, besonders Frauen, zur Erquickung und Pflege der Soldaten im Felde ein allgemein gefühltes patriotisches Bedürfniß wurde und die frommen Schwesterschaften an Zahl weitaus nicht zureichten.

Das größte und mit Recht am meisten bewunderte Beispiel einer solchen Krankenpflege gab Miß Nightingale im Krimkriege. „Sie war," sagt Mrs. Jex-Blake von ihr, „die erste Engländerin, welche ihren Landsleuten zu allgemeiner Bewunderung zeigte, daß auch eine feingebildete Dame von vornehmer Abkunft ihr Haus mit einem fernen Lazareth vertauschen, inmitten eines Heeres im Felde Wunden verbinden und Kranke pflegen könne" [6]). Ihr Beispiel wirkte so anregend, daß die russische Großfürstin Helene Pawlowna mehr als dreihundert Frauen in die Krim führte, um die russischen Verwundeten zu pflegen. —

Seither ist die Einmischung der Bevölkerung in die Gesundheitsverhältnisse des Heeres bei allen neueren Kriegen eine officiell anerkannte gewesen.

Im amerikanischen Secessionskriege 1861 traten 100 Damen in New-York zusammen, welche die durch ihre großartigen Leistungen so berühmt gewordene Gesundheits-Kommission der amerikanischen Frauen bildeten.

Auch in den deutschen Kriegen der jüngsten Epoche haben sich die Frauen aller Stände in patriotischer Hingebung an der Pflege der kranken und verwundeten Soldaten betheiligt. Bereits im schleswig-holsteinischen Kriege

Digitized by Google

1864 bildeten sich der Berliner Hilfsverein, 1866 der Verein zur Pflege der im Felde verwundeten und erkrankten Soldaten. Aus diesen ging der Vaterländische Frauen-Verein hervor, durch Ihre Majestät, unsere erhabene Kaiserin, in's Leben gerufen und organisirt, durch zahlreiche Zweigvereine über das ganze Land verbreitet und in Berlin als Centralsitz vereinigt. Die Fürsorge für Kranke und Verwundete im Kriege, sowie Hilfe in außerordentlichen Nothständen im Frieden ist die Aufgabe dieses Vereins, welcher bereits im deutsch-französischen Kriege, angeschlossen an die Genfer Convention, eine segensreiche Thätigkeit entfaltet hat, und im Frieden seine Wirksamkeit fortsetzt. Specielle Sorge für die Ausbildung privater Krankenpflegerinnen ist die Aufgabe des ebenfalls von Ihrer Majestät der Kaiserin in's Leben gerufenen Frauen-Lazareth-Vereins, mit welchem neuerdings ein Institut zur Ausbildung guter Krankenpflegerinnen verbunden ist, wodurch einem hierorts dringend gefühlten Bedürfnisse Abhilfe geschafft werden soll [7]).

Hier auf dem Gebiete der Krankenpflege eröffnet sich den Frauen ein segensreiches Feld der berufsmäßigen Thätigkeit und des Erwerbs, ein Feld, auf dem sie unbestritten dem männlichen Geschlechte überlegen sind. —

II.

Nicht so klar verhält sich die Sache der Frauen, wenn wir nun zum zweiten Theile unserer Aufgabe übergehen, zu untersuchen, in wie weit ihre Betheiligung an dem Studium und der Ausübung der Heilkunst bisher gediehen und was in Zukunft von ihr zu erwarten ist. — Hier betreten wir ein Gebiet, auf welchem viel gekämpft wurde, auf welchem es zwar der Energie einzelner hervorragender Frauen gelungen ist, Erfolge zu erreichen und festen Fuß zu fassen, aber diese Eroberung ist noch keine feste, und selbst das kleine gewonnene Feld wird ihnen noch vielfach streitig gemacht.

Diese Kämpfe und Discussionen finden ihre richtige Würdigung erst dann, wenn wir die Frage nach der Berechtigung der Frauen zum Studium der Medicin nicht für sich allein erörtern, sondern als einen Theil dessen betrachten, was man als Frauenfrage zu bezeichnen pflegt. Bekanntlich wurde zuerst in der französischen Revolution das Problem von der Emancipation der Frauen [8]) aufgeworfen, dasselbe Problem, welches heute in einem etwas weiteren und unbestimmteren Sinne als Frauenfrage bezeichnet wird. Auf die Erklärung der Menschenrechte, droits des hommes, 1789, folgte bald die Erklärung der Frauenrechte, droits des femmes, durch Olympia des Gonges. Aber bereits am 20. Mai 1793 beschloß der Convent die Schließung aller politischen Frauen-Clubs, womit zunächst die officielle politische Rolle der Frauen abgethan war. Erst mit der zweiten, der Juli-Revolution von 1830, trat die Frage der Frauen-Emancipation von Neuem in den Vordergrund, blieb seither auf der Tagesordnung und fand in Frankreich ihre kräftigste Stütze in Leben und Dichtung durch das Genie der George Sand.

In Deutschland griffen zur Zeit der Märzrevolution von 1848 ähnliche Ideen Platz, freilich in viel kleinlicherem Maßstabe. Man entsinnt sich noch

aus jener Zeit — nicht ohne ein Lächeln — der emancipirten Damen, welche ihre Gleichstellung mit den Männern vorzüglich durch Cigarrenrauchen und Biertrinken documentiren wollten. Solche Ausschreitungen sind schnell vorübergegangen und haben auch in Deutschland einer ruhigeren Entwickelung der Frauenfrage Platz gemacht, welche sich freilich niemals bis auf das politische Gebiet gewagt, sich im Wesentlichen auf die praktische Verbesserung der Erwerbsfähigkeit beschränkt hat.

Viel energischer hat sich in England der Kampf der Frauen um ihre Gleichstellung gestaltet. Von hochgestellten, durch Geist und Energie gleich ausgezeichneten Frauen angeregt, haben hier die Emancipations-Ideen kräftige und scharfsinnige Vorkämpfer gefunden, unter denen als der berühmteste Stuart Mill (1806 bis 1871, † zu Avignon) genannt zu werden verdient, welcher, angeregt durch seine edle Freundin, Miß Taylor, seine spätere Gattin, als eifriger Anwalt der Frauen auftrat und ihre absolute Gleichstellung im Parlament durchzusetzen suchte. Allein sein Antrag wurde mit großer Majorität abgelehnt, so daß vorerst wol keine Aussicht vorhanden ist, für die Frauen das politische Wahlrecht zu erwerben; nur für einige communale Aemter haben sie ihre Wählbarkeit durchgesetzt.

Am freisten hat sich die Stellung der Frauen in Amerika entwickelt, demjenigen Lande, welches dem Ideal von der Gleichstellung und Gleichberechtigung aller Menschen am nächsten kommt. Zwar ist auch hier das von einer respectablen Anzahl von Frauen eingebrachte 17. Amendement zur Verfassung, betreffend die absolute politische und juristische Gleichstellung der Frauen, bisher nicht angenommen; aber die Sache gährt im Stillen und scheint in einigen kleinen Territorien der Union factisch durchgeführt zu sein. Abgesehen jedoch von der politischen Seite, genießen die Frauen in Amerika die größtmögliche Freiheit; in Bezug auf Erziehung und Schulunterricht stehen sie den Männern ganz gleich, sie sind unbeschränkt in der Erlernung und Ausübung von Gewerben, sie treiben Handel, Künste, sind Communalbeamten, Advocaten und Aerzte.

Für die nächste Zeit wird die politische Gleichstellung der Frauen — vielleicht mit einziger Ausnahme von Amerika, — kaum irgendwie Aussicht auf Realisirung haben; allein den Anforderungen einer größeren juristischen und sozialen Gleichstellung hat man fast überall eine gewisse Berechtigung zuerkannt. Hierzu nöthigen die modernen socialen Verhältnisse, welche vielfach auch von den Frauen einen selbständigen Erwerb fordern. Ueberall, besonders in den großen Städten, gibt es eine Anzahl von unverheiratheten, verwittweten und selbst von verheiratheten Frauen, welche für sich und ihre Familie den Unterhalt erwerben müssen. Diese waren bisher fast ausschließlich auf Handarbeiten, Wirthschaftsführen und Unterricht beschränkt, und es ist bekannt genug, wie dürftig und ungenügend ein solcher Erwerb ist, dessen Werth durch die große Concurrenz noch mehr herabgedrückt wird. Es ist daher nicht nur ein nützliches, sondern im edelsten Sinne humanes Bestreben, eine große Wohlthat für einen nicht unbeträchtlichen Theil des weiblichen Geschlechts, wenn Vereine, wie der vom Präsidenten Lette in Berlin gestiftete, zusammentreten und es sich zur Aufgabe machen, den armen Frauen, welche für sich allein den herben Kampf um das Dasein führen müssen,

Digitized by Google

denselben durch Verbesserung ihrer Ausbildung und Erweiterung ihrer Erwerbsquellen, zu erleichtern.

Am schwierigsten gestaltet sich diese Aufgabe gerade für die Töchter und Frauen gebildeter Stände, welche einen Erwerb oder einen angemessenen Lebensberuf suchen. Bisher auf das Unterrichten, allenfalls Erlernung des Handels und Betrieb der freien Künste angewiesen, waren ihnen alle jene Erwerbsquellen und Thätigkeiten abgeschnitten, welche dem studirten Manne offen stehen. Daher ist es durchaus begreiflich, wenn diejenigen, welche die Gleichstellung der Frauen erstreben, auch die Forderung der Gleichberechtigung im Universitätsstudium aufstellten. Dieser Kampf ist nun wieder hauptsächlich auf dem Gebiete des medicinischen Studiums geführt worden, und hat vor wenigen Jahren, als er mit einer gewissen Agitation in Scene gesetzt wurde, in weiten Kreisen Aufsehen und Interesse erregt. Auch heute, wo diese Bestrebungen in ein ruhigeres Fahrwasser geleitet sind, ist es nicht ohne Interesse, den Entwickelungsgang zu verfolgen, den das medicinische Studium der Frauen bisher genommen hat.

Die Sache hat von Seiten der Betheiligten und Nichtbetheiligten eine sehr verschiedene Beurtheilung erfahren; mehr noch als sachliche Gründe sind Sympathien und Antipathien in's Feld geführt. Während die Einen in dem Frauenstudium eine segensreiche sociale Reform sahen, haben Andere in der schroffsten Weise den Frauen jede Befähigung und jede Berechtigung zum Betriebe der Wissenschaften, insbesondere der Medicin abgesprochen. Nicht nur, daß ihre schwächlichere Körperbeschaffenheit die angestrengten Studien und den angestrengten Beruf nicht erlaubte, nicht nur, daß der Reiz der Weiblichkeit durch jene Studien leiden und verloren gehen sollte, so wurde geradezu behauptet, daß die Kleinheit des weiblichen Gehirns den unumstößlichen Beweis liefere, wie die Natur selbst ihnen die Fähigkeit zu den Wissenschaften versagt habe. Allerdings ist es richtig, daß das Gehirn, welches den Sitz der Geistesfähigkeiten repräsentirt, beim Weibe absolut und relativ (zum Körpergewichte) kleiner ist als beim Manne. Allein es ist sehr gewagt, daraus weitere Schlüsse zu ziehen. Abgesehen davon, daß es doch auch Ausnahmen gibt, welche über das Durchschnittsgewicht hinausgehen, so stehen Hirnmaße und geistige Fähigkeiten doch nicht in einem so direct nachweisbaren Verhältnisse. Ueberdies können wir heutzutage, im Anschluß an die fruchtbaren Ideen des Darwinismus durchaus nicht jede Organisation als etwas unabänderlich Feststehendes betrachten: Alles ist der Fortentwickelung, der Verbesserung fähig. Wenn die Frauen von heute wirklich weniger Verstandeskräfte und weniger Befähigung für die Wissenschaften haben sollten, so ist es durchaus denkbar, daß sich durch Uebung dieses Verhältniß im Verlaufe weniger Generationen ändern kann.

Uebrigens lehrt ein Blick auf die Geschichte zur Genüge, daß den Frauen die Fähigkeit, Wissenschaften mit Auszeichnung zu betreiben und die Heilkunst mit Erfolg auszuüben, keineswegs abgeht. Zu allen Zeiten, von den ältesten bis zu den neuesten, hat es Frauen gegeben, welche sich mit rühmlichem Fleiße der Erlernung der Wissenschaften gewidmet und in ihnen excellirt haben. Gerade die schwierigste und strengste Wissenschaft, die Mathematik, zählt unter den

Digitized by

Frauen mehrere ausgezeichnete Jünger. Ebenso weist die Geschichte eine Anzahl von Frauen auf, welche die ärztliche Kunst mit Ernst und Eifer erlernt und die Praxis mit rühmenswerthem Erfolge betrieben haben. Endlich sehen wir Frauen, gleich den Männern, an den Universitäten regelmäßige Studien betreiben, wir sehen sie zu akademischen Graden gelangen und selbst akademische Lehrstühle mit Auszeichnung bekleiden [9]). Es wäre unrichtig zu glauben, daß die heutige Forderung der Frauen, an den Universitäten studiren zu dürfen, etwas Neues und Unerhörtes ist. Im Gegentheil, in den ersten Zeiten der Universitäten, besonders in Italien, standen ihnen die Hörsäle gleich den Männern offen und Bologna z. B. bewahrt eine Menge Frauennamen unter den Reihen der berühmten Doctoren und Professoren. Auch in Deutschland sind bis in die neueste Zeit in vielen Universitäten Frauen zu Doctoren promovirt worden. Seit der Zeit aber, daß die Universitäten Staatsanstalten geworden, und die Gymnasien als lateinische Vorschulen abgezweigt sind, sind die Frauen mehr und mehr von den Studien ausgeschlossen, und es waren nur ganz außerordentliche Fälle, in denen auch neuerdings Frauen zu akademischen Würden gelangten.

In diesem Sinne war es allerdings etwas Neues und machte gerechtfertigtes Aufsehen, als eine Engländerin, Miß Blackwell, nachdem sie in Amerika mit ihrer Schwester Medicin studirt und den Doctorgrad erworben hatte, im Jahre 1849 nach England zurückkehrte und es unter Benutzung einer Clausel der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen durchzusetzen wußte, daß sie in das Register der zur Praxis berechtigten Aerzte von Großbritannien eingetragen wurde. Die Sache erregte großes Aufsehen, fand aber so wenig Sympathie, daß man jene Clausel schnell abschaffte, um damit anderen Frauen den gleichen Weg abzuschneiden. Es dauerte in der That zehn Jahre, bis eine zweite Engländerin Miß Garret wiederum das Studium der Medicin unternahm, mit der Absicht, in England zu prakticiren. Unter den größten Schwierigkeiten, im Kampfe gegen fast allseitige Antipathie gelang es endlich auch dieser ausgezeichneten Dame, den Eintritt als Studentin in Apothecaries Hall zu erzwingen, ihre Studien zu vollenden und die Licenz zur Praxis für diese dritte Classe der Aerzte zu erlangen. Miß Garret vollendete ihre Studien im Ausland, erwarb in Paris mit Auszeichnung den Doctorgrad in der Medicin und kehrte nun nach London zurück, um eine Dispensir-Anstalt einzurichten, welche von kranken Frauen und Kindern in großer Anzahl aufgesucht wird.

Aber auch jetzt erfreute sich die Sache so wenig der Sympathie, daß man in Apothecaries Hall Bestimmungen traf, welche anderen Frauen den Eintritt und das Studiren unmöglich machten. Unter solchen Umständen wandte man sich nach Schottland. Im Jahre 1869 bat Miß Jex-Blake in Gemeinschaft mit fünf anderen Damen die medicinische Facultät zu Edinburgh um die Erlaubniß, Vorlesungen hören zu dürfen. Man gestattete es ihnen und die Sache ging während zweier Jahre ganz gut, bis dann diese Damen die erste medicinische Prüfung ablegten und bestanden. Inzwischen hatte sich die früher günstige Stimmung der Facultät so geändert, daß man Schwierigkeiten erhob, welche den Frauen das weitere Studiren zur Unmöglichkeit machten. Die Damen strengten dieserhalb einen Proceß gegen die Universität an, wurden aber abgewiesen. Seit-

Digitized by Google

dem werden in Edinburgh weibliche Studirende zu den Vorlesungen wie zu den klinischen Cursen nicht zugelassen und selbstverständlich noch viel weniger promovirt.

Trotz dieser Niederlagen war die Energie der englischen Damen nicht erschöpft; sie wandten sich wiederum nach London und beschlossen dort eine medicinische Schule für Frauen zu errichten (Medical school for women)[10]. Dies ist ihnen gelungen, der Unterricht in dieser Schule wird von Männern und Frauen ertheilt: seit zwei Jahren ist mit dieser Schule auch ein Hospital (Royal Free Hospital) verbunden, zur praktisch-klinischen Ausbildung der Studentinnen. Die Zahl der Schülerinnen ist nicht groß, aber im Wachsen begriffen. Vor dem Eintritt muß ein Examen abgelegt werden (arts examination), entsprechend den Anforderungen, welche an männliche Studenten gestellt werden. Auch der Studiencursus, welcher vier Jahre umfaßt (drei für die Hülfswissenschaften, das vierte für die klinisch-praktische Ausbildung) stimmt durchaus mit dem Cursus für männliche Studirende überein.

Bis vor Kurzem fehlte dieser medicinischen Frauenschule noch die Hauptsache, d. h. die officielle Anerkennung und die Zulassung ihrer Schülerinnen zum Examen. Vor zwei Jahren aber hat sich das King's and Queen's College of Physicians in Dublin bereit erklärt, Frauen, welche auf jener weiblichen Schule ausgebildet waren, anzunehmen und ihnen gesetzlich gültige Diplome zu ertheilen. Seitdem hat die Hälfte der in England existirenden weiblichen Aerzte in Dublin das Examen absolvirt! — Trotz dieser Erfolge ist auch heute noch die öffentliche Meinung der Sache wenig geneigt. Die Universität von London hat sich lange gesträubt und erst durch Beschluß vom 15. Februar 1878 die Zulassung der Frauen zu allen Facultäten und zu den Graden acceptirt. Das College of Physicians aber hat sich noch gegen die Zulassung zu den medicinischen Examen ausgesprochen[11]).

Auch in Amerika ist das neuere Frauenstudium der Medicin erst durch die beiden Engländerinnen Misses Blackwell inaugurirt worden, von denen die Eine, Miß Emily B. in Amerika geblieben ist[12]). Diesen Beiden folgte eine Berlinerin, Fräulein Zakrzewska, welche in der Berliner Charité als Ober-Hebamme fungirte, 1853 nach Amerika (New-York) ging und dort studirte; sie practicirt und lehrt gegenwärtig in Boston.

Da das medicinische Studium in Amerika eine Privatangelegenheit ist, für welche der Staat nur Concessionen ertheilt, ohne Garantien zu übernehmen, so stehen dem Frauenstudium keine staatlichen Hindernisse entgegen. Die Zulassung ist lediglich Sache der einzelnen Colleges. Ein Vor-Examen wird der Regel nach von den Frauen so wenig, wie von den Männern verlangt. Eine Anzahl der bestehenden Schulen, durchaus aber nicht alle, haben sich bereit erklärt, Frauen anzunehmen. Auch haben sich einige specielle medicinische Frauenschulen etablirt (females colleges), deren berühmtestes und größtes in New-York besteht, mit einem eigenen Hospital und meist weiblichen Lehrkräften. Im Allgemeinen ziehen es die studirenden Frauen vor, mit den männlichen Studenten zusammen zu studiren, weil dies für ihr späteres Renommée von Vortheil ist. Ein großer Theil der studirenden Frauen geht nach Europa, um hier die me-

Digitized by

dicinische Ausbildung zu vollenden. Die Anforderungen an die weiblichen Studenten in Amerika sind ganz dieselben, wie für die männlichen; es findet absolut kein Unterschied statt. Die Zahl der bereits in Amerika etablirten weiblichen Aerzte beträgt 4—500; sie beschränken sich meist auf Frauen- und Kinderpraxis, erfreuen sich in diesen Branchen einer allgemeinen Achtung und großentheils einer ausgedehnten Clientele. Die öffentliche Meinung ist auch in Amerika den weiblichen Aerzten nicht sehr zugethan. Man hat dem Studium der Frauen anfangs große Hindernisse bereitet, und noch jetzt nehmen sehr viele der Colleges keine Frauen auf. Indessen scheint es ja, als ob man dort anfängt, sich an das neue Verhältniß zu gewöhnen und es als vollendete Thatsache anzuerkennen [13]).

In ganz eigenthümlicher Weise hat sich das Frauenstudium in Rußland entwickelt. Im Anfang der sechziger Jahre petitionirten einige der halbwilden Stämme des asiatischen Rußland bei der Regierung, man möge ihnen qualificirte Frauen als Hebammen schicken; die Regierung entsprach diesem Wunsche. Bald darauf petitionirte einer dieser Stämme, die Kirghisen, von Neuem, daß man diese Frauen auch in einigen Branchen der Medicin möge unterrichten lassen. Eine dieser Frauen, bereits zur Hebamme ausgebildet, erbot sich, die Medicin vollständig zu studiren und als qualificirte Aerztin hinzugehen. Sie suchte zu diesem Zwecke die Erlaubniß nach, als regelmäßiger Student in die medicinisch-chirurgische Akademie von St. Petersburg einzutreten und führte ihre Absicht durch den Einfluß eines hochgestellten Generals auch durch. Die Kirghisen sendeten das erforderliche Geld und ließen sich regelmäßige Berichte über den Fortgang ihres Studiums erstatten. Im Jahre 1869 verlieh ihr die Akademie den medicinischen Doctorgrad. Als der Decan bei dieser Feierlichkeit ihren Namen nannte, erfolgte von der zahlreichen Corona ein stürmischer Applaus; Studenten und Aerzte erhoben die neue Collegin auf ihrem Stuhle und trugen sie im Triumphe durch die Hallen. Trotz dieses Aufsehens blieb der Fall vereinzelt, bis im Jahre 1872 aus Privatschenkungen neben der bestehenden medicinisch-chirurgischen Akademie zu Petersburg eine besondere Classe für Frauen eingerichtet wurde, zum Zweck ihrer Ausbildung als Specialisten für Geburtskunde, Gynäkologie und Pädiatrik. In dieser Classe ist eine ziemlich große Anzahl von Frauen ausgebildet; indessen ist der Unterricht doch noch sehr unvollkommen, da die praktisch-klinische Seite völlig fehlt, überdies ist diese Schule bisher vom Staate noch nicht anerkannt, d. h. die Schülerinnen erhalten weder den Doctorgrad, noch das Recht zur Praxis. Es scheint indessen kaum zweifelhaft, daß ihnen diese Rechte in kurzer Zeit gewährt werden sollen [14]).

Somit stießen die Frauen überall, wo sie mit Energie und selbst in größerer Anzahl zum Studium der Medicin drängten, in England wie in Amerika und Rußland, auf große, fast unübersteigliche Hindernisse. Als daher Zürich, diese altberühmte Schweizer-Universität, gerade seit langer Zeit durch ihre medicinische Facultät in hohem Ansehen, den Frauen die Pforten des Studiums in fast unbeschränkter Liberalität eröffnete, da war es natürlich, daß eine Anzahl der Frauen, welche Neigung und Beruf zum Studium in sich fühlten, dorthin eilte.

Digitized by Google

Bis zum Jahre 1864 war es nur zwei Züricher Damen gestattet gewesen, an den philosophischen Vorlesungen als Zuhörerinnen Theil zu nehmen. Im Herbst 1864 suchte ein Fräulein K. aus Rußland bei dem Rector der Universität um die Erlaubniß nach, auch die anatomischen und mikroskopischen Curse besuchen zu dürfen, was ihr gestattet wurde. Bereits zu Ostern 1865 erschien eine zweite Russin, ebenso wie jene, mit der Absicht, die Medicin als Fachstudium zu betreiben. Der Senat der Universität trat in Berathung und beschloß, da keine Bestimmungen entgegenstanden, das Experiment zu wagen, die Inscription der Damen zu gestatten und ihre Zulassung zu den Vorlesungen lediglich von der Erlaubniß des betreffenden Docenten abhängig zu machen. Die zweite Russin setzte ihre Studien mit solchem Eifer und solchem Erfolge fort, daß sie sich die Anerkennung sowol der Studirenden, wie der Professoren in vollstem Maße erwarb. Als sie im Jahre 1867 verlangte, zur Doctorpromotion zugelassen zu werden, entschied der Studienrath zu ihren Gunsten. Am 24. December 1867 wurde Fräulein Nadeschda Suslowa, nachdem sie eine in der wissenschaftlichen Welt nicht unbeachtet gebliebene Dissertation geschrieben hatte, durch den damaligen Rector, Professor Rose, zum Doctor der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe promovirt. Die zweite weibliche Promotion erfolgte noch nicht drei Jahre später, am 12. März 1870: es war eine Engländerin, Miß Morgan, welche ihre Studien in London und Paris begonnen, seit 1867 in Zürich fortgesetzt und vollendet hatte. Das öffentliche Interesse an dieser Promotion war so groß, daß der gewöhnliche Promotionssaal nicht ausreichte, um die Menge der Zuschauer zu fassen; man mußte die große Aula wählen. Man war sich bewußt, daß diese Promotion mehr zu bedeuten hatte, als jede andere; daß sie die Realisirung eines complicirten socialen Problems bekundete. Man erklärte hierbei öffentlich, daß diese Dame durch ihren Ernst, ihren Eifer und Tact nicht nur den übrigen studirenden Damen ein Vorbild gewesen, sondern der Sache des Frauenstudiums Ansehen und Würde verliehen und dadurch Sympathien erworben habe. Auch in weiteren Kreisen erregte ihre Promotion Aufsehen, und das Lob, welches man der Doctorin spendete, trug nicht wenig dazu bei, der Sache des Frauenstudiums Sympathie zu erwerben. Es war der Zeitpunkt, wo die öffentliche Meinung im Ganzen dem Frauenstudium am günstigsten gestimmt war. Die Zahl der weiblichen Studenten in Zürich mehrte sich in den nächsten Jahren nur wenig: im Jahre 1870 betrug sie noch nicht mehr als 40, übrigens nicht alle Medicinerinnen. Dann aber stieg ihre Zahl plötzlich schnell, fast ausschließlich durch Zuzug aus Rußland. Im Winter 1872/73 betrug sie bereits 63 (wovon 54 aus Rußland) und erreichte die höchste Zahl 114 im Sommer 1873, wovon 80 der medicinischen Facultät angehörten, darunter 77 Russinnen. Mit der steigenden Menge hatte sich die Qualität vermindert. Sowol was Fleiß, als Vorbereitung, als Tact anbetrifft, standen sie gegen die ersten Damen weit zurück. Durch ihr auffälliges Betragen und den geringen Fleiß störten sie den regelmäßigen Gang der Studien auch für die männlichen Studenten und drohten die Universität in ihren wesentlichen Interessen zu gefährden. Die Achtung und Sympathie, welche die Studenten Zürich's bisher den studirenden Frauen entgegen getragen, kehrte sich fast in das Gegen-

Digitized by Google

theil um; man suchte nach Hilfsmitteln, um der drohenden Gefahr abzuhelfen, man schlug die Forderung eines Vor-Examens als Bedingung für die Inscription bei der Universität vor, allein diese Forderung ließ sich nicht realisiren, da sie auch für die männlichen Studenten des Auslandes nicht bestand und auch nicht eingeführt werden konnte. In dieser mißlichen Lage kam der Universität Zürich die Hilfe von Außen, und zwar von Rußland selbst. Es wurde bekannt, daß ein großer Theil der russischen Studentinnen nach dem Netschajew'schen Attentate aus politischen Gründen aus Rußland geflüchtet waren und sich von der Universität inscribiren ließen, nicht sowol um Medicin zu studiren, als um der russischen Regierung gegenüber legitimirt zu sein. Dennoch hat sich der größte Theil der ihnen in öffentlichen Blättern, besonders von russischer Seite, zur Last gelegten Beschuldigungen als unbegründet erwiesen. Die russische Regierung aber, welche Zürich als den Hauptsitz der nihilistischen Emigration und ihrer politischen Propaganda betrachtete, befahl den Russinnen, bis zum 1. Januar 1874 die Universität und das Polytechnikum von Zürich zu verlassen, unter der Androhung, daß die Zuwiderhandelnden bei ihrer Rückkehr nach Rußland zu keiner Beschäftigung zugelassen werden sollten, zu der die Genehmigung des Staates erforderlich ist. In Folge dieses Ukas sank die Zahl der weiblichen Studenten in Zürich schnell, schon 1874 auf 29, und beträgt im gegenwärtigen Semester 1878/79 nicht mehr als 16 mit 12 Medicinerinnen, worunter nur eine Russin.

Die vertriebenen Russinnen zogen nach Bern, Genf, Paris und klopften auch an verschiedenen deutschen Universitäten an, um Einlaß bittend. Allein die Stimmung war jetzt dem Frauenstudium so wenig geneigt, daß die meisten Universitäten sich vollkommen ablehnend verhielten und sich bis zum heutigen Tage ablehnend verhalten haben. Zwar sind einige Jahre zuvor einige weibliche Studenten hier und da zugelassen worden, allein sehr vereinzelt und schließlich gar nicht mehr. Zu den liberalsten Universitäten gehörte Leipzig, wo mehrere Damen Philosophie, Jurisprudenz oder Medicin studirt haben. Eine dieser Damen, Johanna von Evreinow aus Petersburg, wurde von der juristischen Facultät promovirt, nachdem sie eine sehr tüchtige wissenschaftliche Untersuchung als Dissertation geliefert hatte. Zwei andere Damen, welche Medicin studirt hatten, verlangten zum Doctorexamen zugelassen zu werden, wurden aber von der Regierung abschlägig beschieden und mußten nach der Schweiz gehen. Auch die philosophische Facultät lehnte das Gesuch einer Dame, das Doctor-Examen machen zu dürfen, mit großer Majorität ab. Gegenwärtig werden Frauen in Leipzig zwar nicht officiell zugelassen, d. h. nicht immatrikulirt, in Folge dessen auch nicht promovirt — allein es steht jedem Docenten frei, Frauen den Eintritt zu seinen Vorlesungen zu gestatten.

Die übrigen deutschen und österreichischen Universitäten lassen gegenwärtig Frauen zu den Vorlesungen überhaupt nicht zu. Es bedürfte in Preußen einer Abänderung der Statuten, um den Frauen den Zutritt gesetzlich zu ermöglichen, und zu einer solchen hat man sich nirgends entschließen können. Wenn man dies auch im Ganzen billigt, so lehren doch einzelne Fälle, wie z. B. der der Frau

Digitized by Google

von Kowalewska, daß solche absoluten Beschränkungen auch ihre Inconvenienzen haben können. (S. unten p. 142, Anm. 9.)

III.

Dies ist, soweit ich es habe ermitteln können, der gegenwärtige Stand des medicinischen Frauenstudiums. Ueberblicken wir kurz dessen Entwickelung, so sehen wir — abgesehen von einzelnen Fällen in früheren Zeiten — zuerst gegen das Jahr 1850, zahlreicher und energischer in den sechziger Jahren, Frauen mit der Anforderung auftreten, das medicinische Studium gleich den Männern als Fachstudium zum Zwecke der späteren Ausübung der Heilkunst betreiben zu dürfen. Trotz aller Schwierigkeiten und Antipathien gelingt es der Energie einiger hervorragender Frauen Albion's, die Sache durchzuführen und ihr factische Geltung zu verschaffen. Es folgen russische und amerikanische Frauen. Eine Zeit lang erfreut sich das Frauenstudium vieler Sympathien, obgleich es auch in dieser Zeit von manchen Seiten heftig bekämpft wird. Besonders aber seit die Ueberschwemmung Zürich's mit russischen Studentinnen zu Mißhelligkeiten führte, sind die Sympathien wieder entschieden in Abnahme begriffen. Auch wenn man den damaligen Störungen in Zürich kein so großes Gewicht beilegen, selbst wenn man bereitwillig anerkennen wollte, daß die größte Zahl der studirenden Frauen sich durch Tact und Ernst ausgezeichnet und zu keiner Störung Veranlassung gegeben hat, so ließen doch jene Züricher Ereignisse befürchten, daß bei unseren gegenwärtigen Universitätsverhältnissen durch eine größere Anzahl weiblicher Studenten der regelmäßige Unterricht gestört und das Niveau des Vortrages herabgemindert werden könnte.

Inzwischen aber hatten mehrere Frauen nach beendigtem Studium als Aerztinnen festen Fuß gefaßt, am zahlreichsten in Amerika, dann in England, theilweise in Rußland, in vereinzelten Fällen in Frankreich und Deutschland. Größtentheils beschränken sich diese Frauen auf Ausübung der Frauen- und Kinderpraxis. Was ihre Leistungen betrifft, so wird es bereitwillig anerkannt werden, daß Einzelne, wie Mrs. Garrett-Andersen, durch ihre Energie und ihre Leistungen[16]) die höchste und allgemeinste Achtung verdienen und genießen. Man wird ferner anerkennen, daß ein großer Theil dieser Damen sich eines geachteten ärztlichen Rufes und einer ausgebreiteten Praxis erfreut. Aber andererseits ist auch nicht zu verschweigen, daß hervorragende Leistungen bisher nicht registrirt werden können, kaum in praktischer, am allerwenigsten in wissenschaftlicher Beziehung. Es soll hieraus Nichts gegen die Befähigung der Frauen zu wissenschaftlicher Arbeit geschlossen, nur das Factum constatirt werden. Vielleicht liegt der Grund mehr darin, daß den Frauen, ihrem Charakter nach, bis auf wenige Ausnahmen, jene Consequenz und Energie abgeht, welche zu tieferer Erkenntniß der krankhaften Vorgänge erforderlich ist; vielleicht noch mehr darin, daß ihnen eine Vorbildung fehlt, welche durch methodische Schulung des Geistes zum Studium der Wissenschaften vorbereitet und befähigt.

Die öffentliche Meinung trägt auch heute noch im Allgemeinen dem Frauenstudium und der Frauenheilkunst keine große Sympathie entgegen. Am meisten

Digitized by

sind vielleicht die Aerzte selbst dagegen, welche nicht ohne Grund bedacht sind, ihren Stand und ihre Wissenschaft von neuen Elementen freizuhalten, so lange sie fürchten müssen, daß dadurch mehr die Mittelmäßigkeit und der Dilettantismus in der Medicin begünstigt, als die gewissenhafte Strenge ihrer Kunst gefördert werden könne. Aber auch abgesehen von den Aerzten, ist das übrige Publicum im Ganzen eher ab- als zugeneigt, selbst in den Ländern, wo die Frauen bereits als Aerzte etablirt sind. „Es ist das eben nicht Frauensache,“ sagt man. Die Zeit, resp. die Frauen selbst werden die Entscheidung darüber beizubringen haben, ob diese Urtheile Vorurtheile, d. h. nur in den bisherigen Gewohnheiten begründet sind, oder ob ihnen doch vielmehr ein richtiges Gefühl zu Grunde liegt. Jedenfalls ist die Sache soweit gediehen, daß sie sich fortentwickeln muß und daß von der Zukunft die Beweise der wirklichen Berechtigung des wirklichen Berufes zu erwarten sind.

Ein entschiedenes Bedürfniß für weibliche Aerzte scheint in Amerika und Rußland vorzuliegen; vielleicht ist es auch für England anzuerkennen, wo Hebeammen gänzlich fehlen, die Zahl der Aerzte nicht groß, die guten so theuer sind, daß sie den ärmeren Classen fast unzugänglich werden. Man behilft sich daher dort wie in Amerika, mehr noch als in anderen Ländern, mit der Homöopathie. In anderen Ländern ist ein Bedürfniß wol kaum vorhanden. In Frankreich, der Schweiz und Schweden, wo die Frauen fast unbeschränkt sind, ist doch die Zahl der Medicin studirenden und Praxis übenden Frauen eine sehr kleine. Auch in Deutschland existiren nur wenige Beispiele und der Zuwachs von deutschen Frauen zu den medicinischen Universitätsstudien ist ein geringer.

Man kann es daher gerechtfertigt finden, daß man sich bei unseren Universitätseinrichtungen, unseren staatlichen und socialen Verhältnissen nicht entschließen mag, den Frauen das Studium der Medicin mit allen Rechten und Consequenzen frei zu geben. Die bisherigen Erfahrungen rechtfertigen diesen Standpunkt.

Ob es nun aber in gleichem Maße zu billigen ist, wenn den Frauen überhaupt die Möglichkeit abgeschnitten bleibt, an den akademischen Vorlesungen Theil zu nehmen, ist eine andere Frage, die ich nicht unbedingt bejahen möchte. Damit ist ihnen so gut wie jede Möglichkeit wissenschaftlicher Studien genommen, und doch wird es nicht zu leugnen sein, daß manche Frauen Ausdauer und Befähigung dazu haben und sich in einer solchen Beschäftigung glücklich fühlen würden. Sie sind auf Bibliotheksstudien und Privatstudien angewiesen, und diese können, abgesehen von äußeren Schwierigkeiten, den mannigfaltigeren und lebendigeren Universitätsunterricht nicht ersetzen. Ich meine, daß wissenschaftliche Ausbildung heutzutage eigentlich nur durch die Universitätsstudien zu gewinnen ist. Das Bedürfniß, den Frauen die Möglichkeit noch weiterer wissenschaftlicher Ausbildung, als sie auf den Schulen gegeben wird, zu eröffnen, wird auch in Berlin gefühlt und anerkannt, und man hat seit einiger Zeit Einrichtungen getroffen, um demselben einigermaßen zu entsprechen. Dahin gehört vor Allem das von Miß Archer geleitete Victoria-Lyceum, desgleichen die neuerdings eingerichtete Humboldt-Akademie[16]).

Digitized by Google

Allein, so dankenswerth solche Einrichtungen sind, so können sie doch in dem von uns bezeichneten Sinne nur als Anfänge dessen gelten, was man erstreben müßte. Ein bestimmter Plan des hier gegebenen Unterrichts, eine organische Folge der Vorlesungen, kurz ein methodischer wissenschaftlicher Unterricht liegt bis jetzt nicht vor. Meiner Ansicht nach ist ein solcher nur an den Universitäten selbst zu finden, und selbst der Plan, eigene Frauen-Universitäten zu begründen, würde kaum zum Ziele führen, da sie nicht im Stande sein würden, wirklich ausgezeichnete Lehrer erster Qualität zu gewinnen.

Wenn man es wirklich in unserer Zeit für ein wünschenswerthes Streben hält, den Frauen die Möglichkeit wissenschaftlicher Studien mehr als jetzt, wo sie sich auf ganz extraordinäre Fälle beschränkt, zu eröffnen, so müßte man allerdings damit anfangen, den vorbereitenden Schulunterricht anders und zwar vollkommener zu gestalten. Dies ist ein Punkt, der auch von anderen Seiten[17]) hervorgehoben ist und von uns nur kurz berührt werden soll. Das kann nicht zweifelhaft sein, daß gerade bei uns in Deutschland der Unterricht, den unsere Mädchen erhalten, als Vorbereitung zu wissenschaftlichen Studien nicht genügt. Sie lernen von Allem Etwas, soviel man für's Haus braucht, außer den Elementen etwas Geschichte und Literatur, etwas Naturgeschichte, neuere Sprachen, Handarbeiten und Zeichnen, die meisten treiben privatim Musik, welche neben den neueren Sprachen das Einzige zu sein pflegt, was mit Consequenz betrieben wird. Die Disciplin des Unterrichtes ist viel loser als bei Knaben, die Anforderungen an den häuslichen Fleiß viel geringer. Mit dem 14. oder 15., höchstens 16. Jahre ist der Schulunterricht beendet und nach der Confirmation bleiben Conversationsstunden, Musik oder Malen die einzige Beschäftigung, die übrige Zeit wird der Lecture zweifelhafter Romane und den Vergnügungen der Gesellschaft gewidmet.

Die Differenz gegen den Unterricht der Knaben ist sehr auffällig. Von den Gegenständen, welche mit Recht als die eigentliche Schulung des Geistes angesehen werden, von dem Studium der alten Sprachen, von Philosophie und von Mathematik ist keine Rede. Der ganze Unterricht der Mädchen hat etwas Dilettantenhaftes, er kann für ein ernstes wissenschaftliches Studium nicht ausreichen. Sonderbar! während man in Deutschland die Anforderungen an die Knaben mehr und mehr steigern will, ihre Arbeitskräfte in einem Maße in Anspruch nimmt, daß ihre körperliche und geistige Gesundheit auf eine harte Probe gestellt werden, so forderte man bisher von unseren Mädchen sehr wenig, ja selbst die Anforderungen, welche im Lehrerinnen-Examen gemacht werden, sind sehr mäßige. Noch immer ist man geneigt, in Deutschland auf die Richtigkeit des Ausspruches zu schwören, welchen Thucydides seiner Zeit that[18]), daß diejenige Frau am meisten zu loben sei, von welcher man am wenigsten spricht — welche vielleicht selbst am wenigsten spricht. Man fürchtet die Naivetät des weiblichen Geistes, seine Empfänglichkeit für alles Neue; Gute und Schöne zu stören, ihre Bildsamkeit an der Hand des Gatten zum Nachtheile des Ehelebens zu gefährden. Gewiß ist es ein Vorzug der Frauen, daß ihr Geist nicht wie der männliche durch das Fachstudium in bestimmte einseitige Richtungen gedrängt ist, daß sie nach allen Seiten Empfänglichkeit und offenen Sinn behalten.

Digitized by

Gegenüber der gegenwärtig bei uns vorwaltenden Richtung, von den Männern mehr und mehr Kenntnisse in ihrem Specialfache zu fordern, d. h. die Anforderungen der Examina mehr und mehr zu steigern, ist es allerdings eine Wohlthat, daß wenigstens ein Theil der Gesellschaft, die Frauen, freier gehalten wird, daß ihre Gehirnzellen nicht, wie es bei den Männern geschehen muß, mit Erinnerungsbildern gelernter Dinge vollgepfropft werden, daß ein großer Theil ihrer Zellen noch frei bleibt für neue Eindrücke und selbständige Combinationen. Allein es sollte sich auch hier eine Mittelstraße finden und die Differenz zwischen der männlichen und weiblichen Jugend etwas ausgleichen lassen, indem man jene etwas weniger, diese etwas mehr studiren läßt. Jedenfalls sollte für diejenigen Mädchen, welche Trieb und Talent haben, sich nach strengerer Methode auszubilden, diese Möglichkeit gegeben sein. Danach würde ich glauben, daß diejenigen, welche die Befähigung der Frauen zu wissenschaftlichen Studien fördern wollen, weniger eine Frauen-Universität als ein Frauen-Lyceum erstreben sollten, in welchem ein strengerer wissenschaftlicher Unterricht, mehr oder weniger entsprechend den Gymnasien und den Realschulen erster Classe, vielleicht auf breiterer Basis und mit größerer Freiheit eingerichtet wird, wobei es jeder Einzelnen frei steht, den Unterricht da abzubrechen, wo es für ihren Lebenszweck geeignet ist. —

Es sei noch bemerkt, daß diese auffällige Differenz, welche bei uns in dem Unterricht der Knaben und Mädchen vorhanden, weder überall besteht, noch zu allen Zeiten bestanden hat. In der Zeit der Renaissance genossen Männer und Frauen durchaus denselben Unterricht, auch an den Universitäten nahmen Frauen an den Vorlesungen Theil. Nicht wenige hochgebildete Frauen jener Zeit schrieben und sprachen ein ebenso elegantes Latein, wie die gelehrten Männer[19]). Als aber Universitäten und Gymnasien Staatsinstitute wurden, blieben die Frauen davon ausgeschlossen und der Staat bekümmerte sich seither wenig um ihren Unterricht. Luther drang auf die Errichtung von Mädchenschulen (Katechismusschulen), damit auch ihnen die Gelegenheit geboten werde, die Bibel selbst zu lesen. Was unsere Zeit betrifft, so besteht in Amerika kein durchgehender Unterschied zwischen Knaben und Mädchen, sie besuchen dieselben Schulen, und an diejenigen Frauen, welche an den Universitäten studiren wollen, werden genau die gleichen Anforderungen gemacht, in Bezug auf Vorbildung wie auf das Studium selbst. In Rußland existiren fast in jeder Gouvernementsstadt Mädchengymnasien, welche durchaus nach demselben Plan geordnet sind, wie die Knabengymnasien. Jedenfalls genießen die Frauen gerade in den beiden Staaten, welche das größte Contingent zum Frauenstudium stellen, die gleiche Vorbildung, wie die Knaben, und sind also, falls die Examina genügend streng gehandhabt werden, in gleicher Weise vorbereitet. Will man daher ernstlich die weitere Durchführung des Frauenstudiums, sei es der Medicin, sei es der anderen Wissenschaften erstreben, so wird die Vorbedingung zunächst in die Hand genommen werden müssen, d. i. die wissenschaftliche Vorbereitung der Frauen vollkommener zu gestalten. —

Digitized by Google

Anmerkungen.

Zur Vervollständigung des im Texte Gegebenen, welchem ein zum Besten des Lette-Vereins in Berlin gehaltener Vortrag zu Grunde liegt, geben wir die nachfolgenden Anmerkungen: Im Interesse der Kürze mußten dort viele Einzelnheiten übergangen werden. Das ganze Material habe ich nur zum kleinen Theile der hierorts zugänglichen Literatur entnommen, ein größerer Theil ist mir durch die liebenswürdige Gefälligkeit hiesiger und auswärtiger Freunde zugegangen, welche mich theils durch eigene Berichte, theils durch Einsendung von Druckschriften über den Stand der Angelegenheit auf das möglichst Vollständige unterrichtet haben. Ich ergreife mit Freuden die Gelegenheit, Allen hiermit meinen aufrichtigsten Dank abzustatten.

[1]) Thomas: (Essai sur les femmes) sagt: „Chez la plupart des sauvages la médécine et la magie sont entre les mains des femmes." — Die folgenden Notizen verdanke ich meinem verehrten Freunde, Herrn Professor Scherer: Von den Germanen berichtet Tacitus, daß die Frauen für die Verwundeten sorgten. „Den Müttern, den Weibern reichen sie — zum Sehen, zum Verbinden — ihre Wunden hin, und Mütter und Weiber scheuen sich nicht, die Wunden ihrer Männer und ihrer Söhne zu zählen, ja sie fordern von ihnen, daß sie Wunden aufzuweisen haben." — Bei den nordischen Völkern treten die Frauen noch in späterer Zeit als Wundärzte auf. Starkad's Tochter Hildegunna, in dem Märchen von Niel, heißt die Aerztin. Als Glarus in seinem Hause angegriffen ward, spricht seine Gattin Halldova, zu den anderen Frauen: „Wir wollen die Wunden der Männer verbinden, die noch Hoffnung zum Leben geben, von welcher Art sie auch sein mögen." — Thorarin rief seine Mutter, um den Arm der Aaba zu verbinden, der bei dem Versuch, entrüstete Kämpfer zu trennen, die Hand abgehauen war. — Auch bei den Griechen fehlte es in den ältesten Zeiten nicht an solchen Frauen, welche die Kranken besorgten, aber hier treten schon frühzeitig ärztliche Priesterfamilien auf, welche den Frauen fast nur noch den Beistand bei der Geburt überließen.

[2]) So wird der Eifer gepriesen, mit welchem Flavilia Augusta, die Gemahlin Theodorich's des Gr., die Elenden und Kranken pflegte. Viele unterzogen sich diesem frommen Dienste, als ein Werk der Buße, so Fabiola; Andere, um ihr eigenes Leid zu vergessen. Der heilige Antonius empfahl seinem Bruder die Pflege der Kranken als Heilmittel gegen Schwermuth.

[3]) Als durch Innocenz VII. (1198—1216) die Heiligen-Geist-Spitäler in's Leben gerufen wurden, berief derselbe Papst Guy de Montpellier als Stifter des Krankenpfleger-Ordens, in welchen ebensowol weibliche, wie männliche Mitglieder aufgenommen wurden. Dazu kamen profane Laien-Verbrüderungen zur Pflege der Bedrängten, auch hier gab es männliche und weibliche Mitglieder.

[4]) Während der französischen Revolution hatten auch diese Orden mit vielen Bedrängnissen zu kämpfen: die größte Genugthuung aber erhielten sie durch Napoleon I. selbst, dessen Heere sie auf allen Feldzügen begleitet hatten; er verlieh der Schwester Martha das Kreuz der Ehrenlegion. — Von Frankreich aus haben sich die barmherzigen Schwestern über Italien, Deutschland, Polen verbreitet, in Berlin sind sie im katholischen Krankenhause thätig.

[5]) Neuerdings haben die Diakonissen zum großen Theile ihre Thätigkeit mit den Aufgaben des durch Friedrich Wilhelm IV. 1852 neubegründeten Johanniter-Ordens verbunden. Auch die Diakonissen haben ihre segensreiche Thätigkeit über ganz Deutschland und darüber hinaus verbreitet. Fast in allen größeren Städten Deutschlands bestehen Diakonissenhäuser, von denen aus in Krankenhäusern, Gemeinden und Privathäusern Krankenpflege geübt wird.

[6]) Die Erfolge der aufopfernden Thätigkeit der Miß Nightingale sind bekannt genug. Innerhalb zweier Jahre hatte England 83,000 Mann nach der Krim entsendet, von welchen 16,000 d. h. ein Fünftel zu Grunde gingen, nicht durch die Geschosse der Feinde, sondern durch Epidemien und den schlechten Zustand der Lazarethe. Als Miß N. mit ihren 40 Gefährtinnen erschien, Ordnung und Reinlichkeit in den Lazarethen einführte, änderte sich der üble Zustand fast augenblicklich, die Sterblichkeit verminderte sich auf ein Drittel und Tausende von Menschenleben wurden erhalten. — Nach England zurückgekehrt hat Miß N. ihre edle Thätigkeit in den Häusern der Armen und Kranken von London fortgesetzt und gründete eine Schule für Krankenpflegerinnen, die ihre Ausbildung im St.-Thomas-Hospital erhielten. Ihre bedeutendste Schülerin und Nachfolgerin, Miß Fl. Lees hat eine besondere Anstalt für Krankenpflegerinnen gegründet, die Metropolitan and National Nursing Association of London (International

training school for nursery), ein Werk wahrhafter Menschenliebe. Diejenigen Damen, welche sich hier zu Pflegerinnen ausbilden wollen, bedürfen zu ihrer Ausbildung 1½ Jahre; den Anfang macht der theoretische Unterricht, dann folgt der praktische im St.-Thomas-Hospital. Diese Pflegerinnen recrutiren sich meist aus den begüterten Ständen, aus jenen in England zahlreichen Damen, welche Geld, Zeit und Thatkraft in reichem Maße besitzen. Nach vollendeter Ausbildung kehren diese Pflegerinnen in das Central-House in Bloomsbury-Square zurück und werden von hier in die verschiedenen Stationen der Hauptstadt oder der Provinzen geschickt, wo sie sich der Krankenpflege gerade unter der ärmsten Bevölkerung unterziehen. Sie werden nicht von den Kranken bezahlt, sondern erhalten von der Anstalt selbst außer freier Station 50 Pfd. = 1000 Mark. Sie widmen ihre Thätigkeit nicht einem Kranken allein, sondern erhalten mehrere Kranke überwiesen, welche sie mehrmals am Tage besuchen, um die ärztlichen Verordnungen auszuführen. Ihre eigenen Beobachtungen schreiben sie auf einen Zettel nieder, welcher dem Arzte bei seinem Besuche überreicht wird. —

[7]) Dieses Institut verspricht ein sehr segensreiches zu werden. Der Mangel an guten Krankenpflegern und Pflegerinnen ist in Berlin groß und fühlbar. Namentlich unter dem männlichen Theile sind wenige, welche in Bezug auf Bildung, Humanität, Nüchternheit und Zuverlässigkeit einigermaßen genügen. Die Frauen behaupten auch hier den Vorrang. Am meisten fehlt es hierorts an einem Centralbureau, in welchem Krankenpfleger bestellt und besorgt werden, was sowol für die Familien, wie für die Krankenpfleger selbst von großem Vortheile wäre. —

[8]) Einer der ersten Verfechter der Frauen-Emancipation, Condorcet, — Esquisse d'un tableau des progrès de l'esprit humain 1794 — sagt: „Unter die Fortschritte des menschlichen Geistes, welche den wichtigsten Einfluß auf das allgemeine Wohl haben, müssen wir die gänzliche Zerstörung der Vorurtheile zählen, die zwischen beiden Geschlechtern eine Ungleichheit der Rechte eingeführt haben, welche selbst den Begünstigten nachtheilig ist. Vergebens würde man Gründe zu ihrer Rechtfertigung in der Verschiedenheit ihrer physischen Organisation oder in der Ueberlegenheit des männlichen Verstandes suchen. Sie hat keinen anderen Ursprung als den Mißbrauch der Gewalt und umsonst will man sie durch Sophisterei entschuldigen." —

[9]) Die Geschichte weist eine große Anzahl berühmter Frauen nach, die sich in den Wissenschaften ausgezeichnet, oder als Aerzte berühmt gewesen oder akademische Würden bekleidet hatten. Ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, wollen wir doch die wichtigsten Namen nennen zur Erläuterung des im Texte Gesagten.

Eine der berühmtesten und bekanntesten Frauen ist Hypatia, Tochter des Mathematikers Theon in Alexandrien, welche in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts n. Chr. lebte, und deren romantische Geschichte der Engländer Kingsley zum Gegenstand eines bekannten culturhistorischen Romans gemacht hat. Sie war in ihres Vaters Studien eingeweiht und lehrte in ihrer Vaterstadt, wie in Athen, die Philosophie des Plato und Aristoteles, erläuterte die Geometrie des Appollonius und Diophantes. Sie war reich an Kenntnissen und Beredtsamkeit, ihre Vorträge in der Akademie von Alexandrien wurden von den vornehmsten Personen besucht, unter Anderen war der Bischof Synesius ihr Schüler. In Folge von Intriguen, welche der Bischof Cyrillus, ihr Feind, anstiftete, wurde sie vom Pöbel auf der Straße ergriffen, in die Kirche geschleppt und gesteinigt. (415 n. Chr.) — Aus neuerer Zeit sind unter den berühmten und gelehrten Frauen besonders zu nennen die Marquise de Chatelet (1706 bis 1749), die Freundin Voltaire's und St. Lambert's, welche sich der Mathematik und Astronomie befleißigte, sowie die Marquise Sophie Germain (1776—1831), welche Jahre lang mit Gauß über mathematische Gegenstände correspondirte, ohne daß derselbe eine Ahnung davon hatte, sein gelehrter Correspondent sei eine Frau. — Aus England wäre Miß Mary Somerville zu erwähnen (1790—1850), Ehrenmitglied der Royal Astronomical Society: — endlich aus ganz neuester Zeit Frau von Kowalewsky geb. von Corvin, von mütterlicher Seite Urenkelin des berühmten Petersburger Astronomen und Mathematikers von Schubert, in dessen Familie das mathematische Talent bis jetzt erblich geblieben ist; sie studirte, nachdem sie von ihrem 14. Jahre ab in den Elementen der Mathematik Privatunterricht gehabt, und sich, 17 Jahre alt, verheirathet hatte, zunächst ein Jahr in Heidelberg Mathematik und Physik und setzte dann in Berlin, wo ihr die Erlaubniß zum Hören von Universitätsvorlesungen nicht gewährt wurde, diese Studien vier Jahre lang unter Leitung des Professors Weierstraß fort. Im Sommer

Digitized by Google

1874 promovirte sie, 24 Jahre alt, mit größter Auszeichnung in Göttingen auf Grund dreier von ihr verfaßter Abhandlungen, von denen die eine „Zur Theorie der partiellen Differenzialgleichungen" auch in Borchardt's Journal für Mathematik abgedruckt ist. — Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Frauen haben, wie die letztgenannten, akademische Grade und selbst Lehrstühle bekleidet. In Bologna wurde bereits 1209 Bettina Gozzadini zum Doctor der Rechte promovirt, 1380 wurde Maddalena Buonsignori Professor der Rechte. Die berühmte Laura Bassi war 1733 Professor der Philosophie, Marie Gaetana Agnesi 1750 Professor der Mathematik, Chlotilde Tambroni Professor des Griechischen 1784. Noch andere, die wir sogleich nennen werden, erhielten zu Bologna den Doctorgrad und selbst akademische Lehrstühle in der Medicin. — Seltener geschah es auf deutschen Universitäten, daß Frauen promovirt wurden, doch sind auch hier derartige Fälle bis auf die neueste Zeit nicht zu selten vorgekommen. In Gießen erhielt Regina von Siebold, die Frau des berühmten Geburtshelfers und Gynäkologen, am 6. September 1815 das Ehrendiplom und am 24. März 1817 deren Tochter Charlotte Heiland, genannt von Siebold, später verehelichte Heidenreich. Sodann wurde Frau Therese Frei geb. Hüter, in Darmstadt prakticirend, am 25. Mai 1847 promovirt, ebenso wie die vorigen nur zum Doctor der Geburtshilfe. In Göttingen promovirte am 17. September 1787 die Tochter des Historikers und Cameralisten Schlözer. Frau von Kowalewsky geb. von Corvin, deren so eben ausführlicher gedacht ist, am 29. August 1874, endlich mit ihr fast gleichzeitig, Fräulein von Leomontof aus Petersburg im Fache der Chemie, sie erhielt ebenfalls die erste Note. Sie hatte mit Frau von Kowalewsky zusammen in Heidelberg unter Bunsen und Kopp studirt und hatte dann vier Jahre lang in Berlin im Privatlaboratorium von Hoffmann gearbeitet. — In Greifswald wurde Anna Christine Balthasar am 30. April 1750 für eine lateinische Rede, die sie gehalten, zum Baccalaureus artium et philosophiae ernannt. — In Marburg wurde Frau Wyttenbach, Gemahlin des bekannten Philologen, am 28. Februar 1827 honoris causa promovirt. — Wenden wir uns speciell zu den Frauen, welche sich im Gebiete der medicinischen Wissenschaft oder der praktischen Heilkunde ausgezeichnet haben, so würde hier eine verhältnißmäßig große Zahl zu erwähnen sein. Schon im griechischen Alterthum werden einige Frauen genannt, so gedenkt Hippokrates einer weiblichen Person (Achromos), welche sich auf die Arzneikunst gelegt hatte; sodann ist zu nennen die Olympia von Theben, deren ärztliche Kenntnisse Plinius rühmt, ferner Aspasia, welche eine Schrift über Krankheiten der Frauen verfaßte, und Hagnodike, ein athenisches Mädchen, deren erfolgreiche Kunst zur Folge hatte, daß der athenische Staat seither den Frauen die Ausübung der Geburtshilfe frei gab. Zu Athen durften nämlich nur Männer die Geburtshilfe ausüben, bis dieses Mädchen sich entschloß, als junger Mann verkleidet, mit kurz geschnittenem Haar den Unterricht des berühmten chalcedonischen Arztes Herophilus zu besuchen. So als Mann verkleidet, unternahm sie es, eine Entbindung zu leiten, mit so viel Geschick, daß der Staat seither den Frauen die Erlaubniß zur Ausübung der Geburtshilfe ertheilte. — Im Mittelalter, als jüdische und arabische Aerzte in hohem Ansehen standen, waren auch die jüdischen Frauen ihrer medicinischen Kenntnisse wegen geschätzt. Am türkischen Hofe und im Harem waren sie wohl gelitten und die jüdischen Weiber, die Doctorinnen waren, hatten täglich bei den Sultaninnen freien Zutritt und wurden reichlich beschenkt. Als besonders berühmte Namen unter den jüdischen Frauen, welche durch ihre medicinische Kunst zu hohem Ansehen gelangten, ist zu nennen die Wittwe des berühmten im Jahre 1602 verstorbenen Arztes und Staatsmannes Salomon Aschkenasi. Sie war so glücklich, den jungen Sultan Achmed I. von den Blattern zu heilen, welche im Jahre 1603 sein Leben bedrohten, sie pflegte, bediente und behandelte ihn bis zu seiner Genesung: sie wurde reich beschenkt und von dem Fürsten hoch geehrt. — Von den Frauen des Talmud ist die berühmteste Aerztin Em (Mutter) reich an Kenntnissen und Erfahrung, die Erzieherin Abajas, des Vorstehers der Hochschule zu Pambesta, die sich im schon vorgerückten Alter mit dem schönen Chome verheirathete. Sie war eine Art Wunderdoctor, kannte viele diätetische, therapeutische, sympathische Heilmittel gegen Ohnmacht und Melancholie, gegen Skorpionenstich, gegen verschiedene Fieber, Schwerathmigkeit u. s. w. — In den Klöstern, wohin sich die Ueberreste antiker Wissenschaft geflüchtet hatten und wo auch die ärztliche Kunst gepflegt wurde, haben neben den Mönchen auch Nonnen die Heilkunst betrieben. Als sich dann die medicinischen Schulen in Italien bildeten, waren die Frauen nicht ausgeschlossen. In der berühmtesten dieser Schulen, zu Salerno,

Digitized by Google

haben Frauen die Heilkunst gelernt, betrieben und gelehrt. Gerade die Töchter und Gattinnen der Professoren waren in dieser Beziehung berühmt. Auch zum Zwecke des Erwerbes haben hier nicht wenige Frauen die Medicin erlernt und betrieben. Mehrere derselben traten als Lehrerinnen und Schriftstellerinnen auf und gelangten als solche zu hohem Ansehen. Die früheste dieser Schriftstellerinnen ist Abella im 11. Jahrhundert, die berühmteste der salernotanischen Lehrerinnen um die Mitte des 14. Jahrhunderts Constantia Calenda ebenso schön, wie gelehrt, Tochter Salvator's, des späteren Priors der medicinischen Facultät zu Neapel, verheirathet mit Baldasare de Santomargo. — Weiterhin treten an den italienischen Universitäten, besonders zu Bologna, Frauen in der Medicin auf. Dorothea Borchi war Professor der Medicin und zu gleicher Zeit Alessandra Gigliani ausgezeichnet als Student der Medicin. In neuerer Zeit war der Lehrstuhl der Anatomie in Bologna durch Anna Morandi Mazzolini um die Mitte des vorigen Jahrhunderts besetzt, deren schöne anatomische Wachsmodelle noch heute die Zierde des Museums zu Bologna sind. Diese ausgezeichnete Frau gewann zuerst dadurch Interesse für das Studium der Anatomie, daß sie ihren Mann, der selbst ein ausgezeichneter Anatom war, in seinen Arbeiten unterstützen wollte. Als derselbe nun krank wurde, begann sie, aus Besorgniß, daß er von seiner Arbeit werde abstehen müssen, wodurch sie in Noth gerathen könnten, selbst sich der gleichen Arbeit zu widmen und anatomische Wachsmodells zu bilden. Gleichzeitig hielt sie für ihren Gatten theoretische und praktische Vorlesungen und machte mit unglaublicher Standhaftigkeit die Sectionen von menschlichen Leichen. Sie war so berühmt, daß ihr ein Lehrstuhl an der Universität von Mailand angetragen wurde, aber sie lehnte ihn ab, um in Bologna zu bleiben, wo sie 1774 starb. Kaiser Joseph I., zu welchem ihr Ruf gedrungen, besuchte sie im Jahre 1769 und überhäufte sie mit Auszeichnungen. — Zu Florenz erhielt Maria Petrardini 1780 den Doctorgrad, sie las später zu Ferrara in Gegenwart medicinischer Professoren Anatomie. Ihre Tochter Zaffira Feretti studirte in Bologna Chirurgie und erhielt ebenda 1800 den Doctorgrad. 1799 wurde Maria Mastellari promovirt; noch weit ausgezeichneter in den Annalen der Medicin war Maria delle Donne, welche ebenfalls auf der Universität zu Bologna studirt hatte, und 1806 den Doctor laureatus erhielt. Sie practicirte sowol Medicin wie Chirurgie und wurde von Napoleon I. auf den Lehrstuhl der Geburtshilfe erhoben. Als sie gestorben war, widmete ihr die Gazette medicale d. d. 10. Janv. 1846 folgende anerkennenden Worte: „Anne Marie delle Donne, Docteur en médécine, auteur d'élégants vers latins, professeur d'obstétrique à l'Université de Bologne, membre de l'Académie est décédée le 9 Janvier 1822. Cette femme distinguée, qui a succédée à Madame Mazzolini et à Madame Bassi est une des gloires scientifiques de Bologne. Elle soutint en 1800 avec un très grand succès une thèse de Philosophie, de Chirurgie et de Médécine. Peu après à la sortie d'un examen public on lui confera le grade de docteur et de consultant. Napoléon en passant en Bologne fut frappé du savoir de cette dame et institua pour elle un Chaire d'Obstétrique, où elle se fit un grand renommée. —

Viel weniger haben sich in anderen Ländern Frauen in der wissenschaftlichen und praktischen Medicin ausgezeichnet. In England muß in früheren Zeiten das Prakticiren der Frauen nicht selten gewesen sein, denn unter Henry V. wurde ein Gesetz erlassen, welches den Frauen bei Gefängnißstrafe die Ausübung der „Physik" verbietet. Berühmt wegen ihrer ärztlichen Kunst war Lady Anna Halket, geb. 1622, Tochter des damaligen Priors vom Eton-College. Eine Zeitgenossin derselben in Deutschland war Elisabeth Keiller, welche mehrere medicinische Werke verfaßte. — In Frankreich haben sich mehrere Hebammen durch ihre Leistungen ein ausgezeichnetes Ansehen und großen Ruf erworben. Im Anfange des 17. Jahrhunderts Louise Bourgeois und Marguerite le Marche, letztere eine Schülerin von Ambroise Paré. Ferner Madame Lachapelle, welche 1821 starb, und ihre Schülerin und Nachfolgerin Madame Boivin, noch berühmter und bedeutender wie jene; sie erhielt 1814 vom Könige von Preußen den Orden pour le mérite. Sie war eine der angesehensten Praktiker ihrer Zeit, Mitglied mehrerer medicinischen Gesellschaften, berühmt als Schriftstellerin; ihre Werke sind ausgezeichnet durch Präcision, Klarheit, gesundes Urtheil und solides Wissen. Sie starb 1841. — In Berlin war eine ganz ähnliche Erscheinung die Hebamme Sigismunda, welche sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts eines ausgezeichneten Rufes erfreute. Von den anderen medicinischen Frauen Deutschlands ist noch an die beiden schon erwähnten Frauen von Siebold zu erinnern, sodann namentlich an die durchaus originelle und romantische Persönlichkeit der Frau

Digitized by Google

Dorothea Christiane Erxleben, geb. 13. November 1715 in Quedlinburg, welche tiefe humanistische und medicinische Kenntnisse besaß, am 12. Juli 1754 promovirte und in Quedlinburg mit großem Erfolge prakticirte. Sie war mit dem Decan der Nicolaikirche zu Quedlinburg verheirathet, als Gattin und Mutter gleich ausgezeichnet. Unter ihren Schriften ist ihre eigene Lebensbeschreibung zu erwähnen, sowie eine Schrift, betitelt: „Gründliche Untersuchung der Ursachen, welche das weibliche Geschlecht von dem Studium der Medicin abhalten". —

Gegenüber dieser zahlreichen Reihe von Frauen, welche in den Wissenschaften und der praktischen Medicin berühmt geworden sind, einer Reihe, welche noch auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann, dürfte es nicht wol möglich sein, die Behauptung aufrecht zu erhalten, daß die Frauen zum erfolgreichen Studium dieser Zweige überhaupt nicht befähigt wären.

[10]) Die Einrichtungen und Anforderungen dieser Schule sind ganz ebenso wie für männliche Studenten geregelt. Vor Beginn der Studien muß ein Examen Arts Examination abgelegt werden, mit denselben Anforderungen, wie bei jenen. Die Studiendauer beträgt vier Jahre, von denen die drei ersten auf die Hilfswissenschaften, das letzte auf die klinisch-praktische Ausbildung verwendet wird. — Bis jetzt haben in England 11 Frauen durch Prüfungen den Doctorgrad und das Recht zur Praxis erworben. Die Erste war Ms. Dr. Blackwell, die bedeutendste Mrs. Garret-Anderson, ferner Ms. Hoggan, Atkins, Peechey, Walker-Dunbar, Sophie Jex-Blake, Baker, Claren, Clerk, und eine Deutsche, Miß Anna Dahms. — Außer dieser medicinischen Frauenschule existirt aber in England eine eigentliche Frauen-Universität, Girton-College bei Cambridge, mit dieser Universität zum Theil verbunden, nach dem Vorbilde der amerikanischen female colleges, aber reicher ausgestattet und besser angesehen. Der erste Versuch zur Gründung einer Frauen-Universität wurde 1869 in Hitchin, 30 engl. Meilen von Cambridge, gemacht, seit 1872 in Girton, nur zwei Meilen von Cambridge entfernt. Dies Institut, aus freiwilligen Beiträgen errichtet, im October 1873 bezogen, bietet Raum für einundzwanzig Studentinnen und wird, obgleich nicht officiell anerkannt, von der Universität Cambridge mit vollem Interesse unterstützt. Die Bestimmungen über vorangehende Examina und die Dauer des Aufenthaltes sind dieselben, wie an der Universität Cambridge. Die Prüfungen werden in Girton-College zu derselben Zeit abgehalten. Am Ende des Cursus erhalten die Schülerinnen, welche für eine Universitätsstellung reif sind, ein Zeugniß. Der Unterricht wird zunächst nur von den Professoren und Lehrern in Cambridge ertheilt, für die Zukunft hofft man eigene Lehrerinnen aus den Schülerinnen zu gewinnen. Bis zum vorigen Jahre haben sieben Schülerinnen die Auszeichnungen (honours) zweiten Grades erlangt; um den ersten zu erlangen, fehlt ihnen die gründliche Ausbildung der ersten Erziehung. Drei Studentinnen haben die Prüfung des bachelor of art bestanden. Das Ziel dieser Mädchen ist meist an die Spitze einer großen öffentlichen Mädchenschule gestellt zu werden. — Die Einrichtung und Disciplin dieses College ist, entsprechend dem Standpunkte der englischen Universitäten, mehr einem Alumnat oder Lyceum entsprechend. Der Tag beginnt um 7 Uhr, um 8 wird ein Gebet gelesen, bis 9 Uhr steht das Frühstück bereit. Die Morgenstunden werden zu Studien verwendet, die Jede für sich betreibt. Es bestehen neun Vorlesungssäle und eine gute Bibliothek. Nach der einfachen Mittagsmahlzeit folgen körperliche Bewegung durch Spazierengehen, im Sommer mit botanischen Streifzügen verbunden. Die meisten Vorlesungen finden in den Nachmittagsstunden statt, durchschnittlich hat keine Schülerin mehr als eine Stunde (!) täglich. Die Unterrichtsstunde beginnt mit Durchsicht der eingereichten Arbeiten, dann beginnt die Vorlesung, möglichst das betonend, was in den Lehrbüchern lückenhaft ist. Der Lehrplan umfaßt folgende Fächer: Religion, Lateinisch, Griechisch, Philologie, Mathematik, Logik und Nationalökonomie, Philosophie, Chemie, Physiologie. Für die fehlenden Fächer können die Schülerinnen an den Vorlesungen der Universität Theil nehmen, z. B. in der Anatomie, Osteologie &c. Der Cursus dauert drei Jahre. Durch das am Schluß abgelegte Examen wird entweder das Zeugniß der Reife (degree) oder der Auszeichnung (honours) erworben. — Die Zahl der Schülerinnen im Jahre 1878 betrug zweiundvierzig.

[11]) Wir wollen hier einige Bemerkungen über Frankreich und Schweden einschalten: In Frankreich, speciell in Paris, hatte das Frauenstudium mit Ms. Garret und einer Amerikanerin, Ms. Putnam, den Anfang genommen. Beide erwarben den Doctortitel 1860. Dann trat eine ziemlich lange Pause ein, bis durch die Vertreibung der russischen Studentinnen aus Zürich im Jahre 1872 eine Anzahl derselben sich nach Paris wandte, um dort

Digitized by Google

ihre Studien zu vollenden. Gegenwärtig studiren an der medicinischen Facultät zu Paris neunundzwanzig Frauen, meist Russinnen und Amerikanerinnen, nur sehr wenige Französinnen. Die Zulassung der Frauen zu regelmäßigem Studium stößt bei den freieren Verhältnissen auf keine wesentlichen Schwierigkeiten. Die Bedingungen der Zulassung und des Studiums sind nicht an das Geschlecht gebunden, sie sind für Frauen dieselben, wie für Männer. Sie müssen dieselben Bacheliers beibringen, werden officiell inscribirt und besuchen dieselben Kliniken, Laboratorien und Hörsäle. Eine Störung des Unterrichtes ist durch die weiblichen Studenten bisher niemals vorgekommen, im Gegentheil, es wird ihnen allseitig das beste Zeugniß ausgestellt. „La conduite est extrêmement réservée, jamais il n'y a eu de plainte et les plaisanteries ordinaires des pavillons cessent dès qu'une femme se trouve.“ — Auch das Recht zur Praxis haben die Frauen in Frankreich unter denselben Bedingungen, wie die Männer. Gegenwärtig sind in Paris zwei Frauen als Aerzte etablirt, eine Russin und eine Amerikanerin, beide mit mittelmäßigem Erfolge, dagegen soll in Nantes eine Dame eine glänzende Praxis haben. Bei alledem ist auch in Frankreich die öffentliche Meinung der Sache ziemlich abhold. „Cela n'est pas l'affaire d'une femme.“ — Ich knüpfe hieran einige Angaben über Schweden, wo das Frauenstudium eben so frei ist, wie in Frankreich. Durch eine königliche Verordnung von 1870 ist den Frauen gestattet, Medicin zu studiren und ärztliche Praxis auszuüben. Dabei sollen die Frauen allerdings denselben Forderungen genügen und dieselben Prüfungen bestehen, wie die männlichen Studenten. Bei dem Studium der Anatomie wird ihnen Gelegenheit geboten, allein, d. h. ohne Gemeinschaft mit den Männern, zu seciren, im Uebrigen aber nehmen sie an denselben klinischen Uebungen und Cursen Theil. Trotz dieser Erlaubniß hat bisher nur eine Dame das medico-philosophische Examen absolvirt, aber noch nicht den ganzen Cours beendigt. Allerdings ist der medicinische Cursus in Schweden sehr lang, und es ist kaum zu erwarten, daß sich Frauen in größerer Anzahl diesem Studium widmen werden.

[12]) Nachdem sich diese Dame in England an alle Medical Colleges vergeblich mit der Bitte um Zulassung gewandt hatte, begab sie sich 1846 (mit ihrer Schwester) nach Amerika, wo sie das kleine College in Geneva, Staat New-York, nach eingeholter Bewilligung von Seiten der Studenten aufnahm. 1848 absolvirte sie das Examen mit Auszeichnung, ging dann nach Paris, wurde dort aber nicht zu den Vorlesungen, sondern nur zu den Cursen der Maternité zugelassen, wo sie ihr Hebammen-Examen bestand. Später ging sie nach New-York zurück, wo sie sich eine gute Praxis begründete. Ihrem Beispiele wünschten mehrere Damen zu folgen, doch wurde ihnen die Aufnahme in die Medical Colleges verweigert. Da begründeten denn mehrere Damen, im Verein mit einigen Aerzten, in Philadelphia eine eigene medicinische Schule nur für Frauen, welcher später eine zweite in New-York (von Miß Blackwell gegründet) und eine dritte in Boston folgte. Zuerst in ihren Einrichtungen nur mangelhaft, haben sie sich sehr vervollkommnet und sind namentlich mit Hospitälern zum klinisch-praktischen Unterricht verbunden. Eine Art Frauen-Universität ist seit einigen Jahren im Staate Michigan errichtet (Ann Arbor University) mit guten Lehrkräften und vorzüglichen Lehrmitteln ausgestattet, in welcher Frauen ganz unter denselben Bedingungen, wie sonst die Männer, zugelassen werden. Außer diesen gibt es noch andere Institute, welche für den höheren Unterricht der Frauen sorgen. Insbesondere berühmt ist die Harvard-Institution, welche den Mädchen, die sich nicht an einem College ausbilden konnten, Gelegenheit gibt, Examina abzulegen und Zeugnisse zu erwerben. Die höheren Schulen in Amerika, welche etwa unseren Gymnasien entsprechen, werden bis zur Universität von beiden Geschlechtern zusammen besucht. Für den weiteren Unterricht gibt es eigene Frauen-Colleges. Die Frage der Immatrikulation der Frauen an allen Universitäten wird jetzt lebhaft discutirt, besonders von den Directoren der Harvard-Institution, mit aller Hoffnung auf baldigen günstigen Erfolg.

[13]) Trotz aller Gerechtsame sind die Aerztinnen doch auch in Amerika nicht vollkommen anerkannt. Namentlich die Aerzte selbst halten sie nicht recht für ebenbürtig, nehmen sie in die medicinischen Gesellschaften nicht auf und consultiren mit ihnen nicht gern. Allerdings gibt es hierin manche Ausnahme. Mrs. Dr. Mary Putnam-Jacobi z. B. ist Mitglied einer medicinischen Gesellschaft in New-York.

[14]) In Rußland sorgt der Staat ebenso für die Unterrichts-Anstalten der Mädchen, wie der Knaben. Seitdem man überhaupt die Knaben-Gymnasien in größerer Anzahl eingerichtet hat, d. h. seit 15—18 Jahren, hat man ebenso Gymnasien für Mädchen begründet. In jeder größeren Stadt, namentlich fast in allen Gouvernementshauptstädten befinden sich neben

Digitized by Google

den Knaben-Gymnasien auch Mädchen-Gymnasien, wenigstens Mädchenschulen niederen Ranges, welche vom Unterrichtsminister ressortiren. Der Cours einer Mädchenschule von unten auf beträgt sieben Jahre. Die Anforderungen an einen Abiturienten des weiblichen Gymnasiums sind nach den Vorschriften ziemlich gleich denen eines Secundaners auf dem Knaben-Gymnasium, mit Ausnahme der alten Sprachen. Das absolvirte Abiturienten-Examen berechtigt dazu, als Lehrerin für das Haus und die Familie zu fungiren. Außer den Gymnasien besteht in St. Petersburg ein sogenanntes Pädagogisches Institut, ebenfalls vom Staate unterhalten, in welchem Frauen, welche das Abiturientenexamen absolvirt haben, noch einen zweijährigen Cursus durchmachen und dann erst ein Diplom als Lehrerinnen erhalten. (Die Anforderungen sind also viel höher, als bei uns in Deutschland.) — Was speciell das Frauen-Universitätsstudium in Rußland betrifft, so besteht seit fünf Jahren an der medicinisch-chirurgischen Akademie zu Petersburg eine Classe für weibliche Studenten, in welcher die bereits für Jünglinge fungirenden Aerzte und Professoren auch für Studentinnen dieselben Vorlesungen abhalten. Sie machen auf solche Weise denselben Unterrichtscursus mit und werden demselben Examen unterworfen. Seit einem Jahre ist die Abtheilung für weibliche Studenten auch räumlich ganz getrennt und in ein anderes großes Militärhospital verlegt worden. Bedingung der Zulassung zur weiblichen Classe ist das Abiturienten-Zeugniß von einem Mädchen-Gymnasium. Der Zudrang zu diesen Studien ist sehr groß, die Zahl der weiblichen Studentinnen beträgt 6—700. Im vorigen Jahre haben zum ersten Male 40—50 den vierjährigen Cursus beendet und ihr Examen bestanden. Da aber der Staat als solcher die Frauenfrage in dieser Hinsicht bisher noch gar nicht berücksichtigt hatte, so haben diese vierzig Frauenzimmer bisher trotz ihrer bestandenen Examina weder den Doctortitel noch das Recht zur Praxis erworben. Die Sache liegt gegenwärtig im Reichsrath und es scheint kaum zweifelhaft zu sein, daß die Entscheidung zu Gunsten der Frauen ausfallen wird. Daß der Staat, wenn Mädchen seit fünf Jahren an einer Lehranstalt lernen, davon doch keine officielle Kenntniß hat, erklärt sich daraus, daß die medicinisch-chirurgische Akademie von St. Petersburg unter dem Kriegsministerium steht und die Curse an Frauen mit Bewilligung desselben gegeben wurden, ohne daß die Staatsregierung als solche dabei in Betracht kam, nicht eher, als bis es sich darum handelt, diesen Frauen auch Titel und Rechte zu gewähren. — Außer diesen Cursen für weibliche Studenten sind an mehreren Universitäten (Moskau, Kiew, Charkow, Odessa, seit einem Jahre auch in Petersburg) weibliche Universitäts-Curse eingerichtet worden, für welche besondere Statuten gegeben sind. Ueber die Rechte, welche den Frauen, nachdem sie den Cursus absolvirt haben, zuerkannt werden sollen, ist man bis jetzt noch nicht ganz schlüssig geworden. Diese Anstalten sind aus der Initiative der Professoren mit pecuniärer Unterstützung einzelner Privatpersonen entstanden, werden aber vermuthlich bald in die Hände des Staates übergehen.

Zum Verständniß der eigenthümlichen Unterrichtsverhältnisse der Frauen in Rußland ist zu berücksichtigen, daß die russischen Frauen im Allgemeinen selbständiger und intelligenter sind, gerade im Verhältniß zu den Männern, als in den meisten anderen Staaten. Schon in jugendlichem Alter kann man die Beobachtung machen, daß die Knaben meist faul, die Mädchen fleißig, lernbegierig und begabt sind. Ueberhaupt ist die Frau in Rußland zum großen Theile selbständiger, unternehmender, umsichtiger. Vielleicht, daß die Frauen in Rußland weniger unter dem Despotismus gelitten haben, sie können mehr wagen, eher die Initiative ergreifen. Vielleicht haben die Frauen durch diese Stellung an Weiblichkeit und Naivität verloren, sie sind emancipirt und ungenirt, aber ihr Fleiß und ihre Energie sind unstreitig anzuerkennen. Freilich ist die Vorbildung auf den Gymnasien nicht so genügend, als es nach den Vorschriften sein sollte, Manches steht auf dem Papier, was nicht so strenge durchgeführt ward. Auch in Zürich lautet das Urtheil dahin, daß die Besten der russischen Studentinnen, selbst wenn sie durch Fleiß und Tact ausgezeichnet waren, und in dem Examen schöne Kenntnisse documentirten, doch in der Vorbildung und der Schulung Lücken erkennen ließen und mehr den Eindruck machten, als ob sie die wissenswerthen Dinge mechanisch dem Gedächtnisse einverleibt hatten, als daß sie in succum et sanguinem übergegangen wären. —

Aus dem „Project für das Reglement der höheren weiblichen Lehrcurse“, welche in zwei Classen zerfallen, wollen wir hier nur die Lehrgegenstände nach § 8 anführen:

a) In der Literatur-Abtheilung: Russische Sprache und Literatur; allgemeine Litera-

tur; russische Geschichte, Geschichte und Literatur der Slaven. Allgemeine Geschichte der Philosophie. Historischer Ueberblick des Staatswesens verschiedener Großstaaten der alten und neuen Zeit.

b) In der physio-mathematischen Abtheilung: Mathematik, Chemie, Anatomie, und Physiologie, Zoologie, Botanik, Mineralogie und Geologie, Physik, Physische Geographie, Kosmographie, allgemeine Hygiene. In beiden Abtheilungen kann auf Verlangen auch Unterricht in der lateinischen Sprache ertheilt werden.

§ 9. Die Zuhörerinnen zerfallen in beständige und freie. Zu den beständigen werden diejenigen zugelassen, welche den Cursus in den weiblichen Gymnasien absolvirt, oder welche ihr Diplom als Lehrerinnen und Gouvernanten erworben haben.

Der volle Cursus in der einen oder anderen Abtheilung wird vorläufig auf drei Jahre festgestellt. Zu Ende jeden Jahres finden Examina statt. Bei Eröffnung der Curse für die Literaturabtheilung fanden sich über 200, in der physiko-mathematischen Classe über 800 Zuhörerinnen ein, so daß für mehrere Gegenstände Parallelcurse eingerichtet werden mußten.

[15]) Mrs. Garret-Andersen hat im vorigen Jahre zwei Ovariotomieen glücklich ausgeführt.

[16]) Auch in anderen deutschen Städten sind Einrichtungen getroffen, um den Frauen einen weitergehenden wissenschaftlichen Unterricht zu ermöglichen. In Leipzig z. B. werden Curse für Frauen in verschiedenen Gegenständen gehalten von dem Verein für Familien- und Volkserziehung. Die Gegenstände, welche meist 6—12 Vorlesungen umfassen, betreffen Literatur, Kunstgeschichte, Geschichte und einzelne Gebiete der Naturwissenschaft. Hieran schließt sich neuerdings ein Lehrcursus im Modelliren für Damen, wodurch ihnen nicht nur eine Erweiterung ihrer künstlerischen Ausbildung zu Theil wird, sondern auch die Möglichkeit eines neuen selbständigen Erwerbes: denn bei Arbeiten in Bijouterie, Gold, Silber, Elfenbein, bei Münz- und Medaillenprägereien ist das Modelliren verwerthbar.

[17]) Als Beispiele citire ich: Carnot, 1848, verlangte besseren Unterricht für die Mädchen und schlug zugleich vor, Frauen als Professoren in die Lyceen einzuführen. — Jules Favre in einer öffentlichen Rede 1869 hob hervor, daß, wenn ein Unterschied in der Bildung beider Geschlechter existiren sollte, derselbe in einer gründlicheren, sorgfältigeren Erziehung der Frauen bestehen müßte, da ihnen ja die Erziehung der kommenden Geschlechter anvertraut ist.

[18]) Thucydides: Geschichte des peloponnesischen Krieges, Buch II: „Soll ich nun aber auch noch der weiblichen Tugend derer Erwähnung thun, welche nun als Wittwen leben werden, so will ich in einem kurzen Erinnerungswort Alles sagen: Euch wird groß der Ruhm sein, wenn Ihr Eurer weiblichen Art treu bleibt, und wenn unter Männern, in Lob und Tadel, von Euch am wenigsten die Rede ist."

[19]) J. Burckhardt, die Cultur der Renaissance in Italien, 1869, p. 363, sagt: „Vor Allem ist die Bildung des Weibes in den höchsten Ständen wesentlich dieselbe, wie beim Manne. Es erregt den Italienern der Renaissance nicht das geringste Bedenken, den literarischen und selbst philologischen Unterricht auf Töchter und Söhne gleichmäßig wirken zu lassen. Da man ja in dieser neuantiken Cultur den höchsten Besitz des Lebens erblickte, so gönnte man sie gerne auch den Mädchen. Wir sehen, bis zu welcher Virtuosität selbst Fürstentöchter im lateinischen Reden und Schreiben gelangten." Im 12. Jahrhundert wurden die adeligen Töchter in der Regel durch Priester unterrichtet, und zwar gewöhnlich mehrere gemeinschaftlich auf den Schlössern. In den Städten entwickelte sich nur langsam ein Fortschritt des Unterrichts. In Brüssel z. B. bestand zu Anfang des 14. Jahrhunderts eine Schule für kleine Mädchen, welche vier Lehrerinnen besaß. In den Knabenschulen wurden öfters die Schwestern mit den Brüdern zugelassen. Im Ganzen bekümmerte man sich nur wenig um den Schulunterricht der Mädchen. Die Reformation brachte hierin einen wesentlichen Fortschritt, indem Luther von den deutschen Städten Schulen (Katechismusschulen) nicht blos für Knaben, sondern auch für Mädchen verlangte. Dies wurde allgemein in den Kirchen- und Schulordnungen anerkannt. Den größten Eifer für die Errichtung von Mädchenschulen entwickelte Bugenhagen, der sie nicht blos für die Städte, sondern auch für die Dörfer verlangte. Die weitere Entwickelung der Mädchenschulen knüpft sich an die Volksschulen an, während der Unterricht für die Töchter der besseren Stände größtentheils Privatunternehmungen überlassen blieb, über welche der Staat eine gewisse Controle ausübt.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

A. Bastian als Nachfolger C. Ritter's.

A. Bastian, Die Culturländer des alten Amerika. Erster Band: Ein Jahr auf Reisen. Mit drei Karten gr. 8. Zweiter Band: Beiträge zu geschichtlichen Vorarbeiten. Mit einer Tafel. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1878.

Bei der Anhäufung des Materials auf dem Gebiete der Naturforschung konnte die Spaltung in eine Anzahl neuer Wissenszweige nicht ausbleiben. Hiervon wurde die Geographie sehr nahe berührt. Denn es vollzog sich an ihr eine merkbare Wandlung, sogar bis zum Anschein eines Abfalles von der sie als Wissenschaft begründenden Idee. Indem wir sagen „bis zum Anschein", ist selbstredend die Wirklichkeit und jede bewußte Absicht einer Schädigung seitens der auf diesem Felde thätigen Arbeiten ausgeschlossen. Inzwischen empfiehlt es sich, auf einige Trübung in der Auffassung des Verhältnisses zwischen Geographie und Naturwissenschaft aufmerksam zu sein.

Es hat sich nämlich aus der sich erstaunlich mehrenden geographischen Reiseliteratur eine Menge Stoff ausgeschieden, die nunmehr, systematisch zu selbständigen Disciplinen gegliedert, der Geologie, Anthropologie, Ethnologie, Linguistik u. s. w. zufließt und eine wesentliche Bedeutung dadurch erhält, daß damit der denkenden Betrachtung die unablässige Erholung an empirischem Nahrungsstoff nahe gelegt wird. Nun ist die Ansicht, welche in der entlastenden Abzweigung jener Disciplinen aus der ihnen gemeinschaftlichen geographischen Heimath eine nothwendige Entwickelung und eine Wohlthat im Interesse der allgemein wissenschaftlichen Orientirung sieht, eine durchaus berechtigte. Ihr begegnet aber eine andere, wonach die Geographie selbst in einer Art Zersplitterung in Naturwissen, also auf einer Bahn begriffen sein soll, auf der von ihr schließlich kaum mehr übrig bleiben würde, als jene dürftige, sich wenig über Nomenclatur erhebende Beschreibung, als welche sie vor ihrer Consolidirung durch A. v. Humboldt und C. Ritter ein zweifelhaftes Dasein hatte.

An der Entscheidung über diese Frage ist vornehmlich die Ethnologie betheiligt, bald mit überwiegender Neigung zur Naturwissenschaft, bald im engeren Anschluß an die Geographie; immerhin nicht ohne erhebliche Schwankungen, jenachdem der Begriff der Geographie selbst einer Lockerung ausgesetzt scheint.

Was den Verfasser des vorliegenden Buches angeht, so erklärt einigermaßen die originelle Fassung seiner Schriftwerke, woher es kommt, daß einiger Zweifel obwaltet, auf welchem Gebiete eigentlich sein Hauptverdienst ruht. Während Einige den Rang betonen, welchen Bastian, der „mehr Länder und Menschenracen gesehen hat, als irgend einer seiner Zeitgenossen", in den Annalen der geographischen Reisen einnimmt, gelten Anderen seine Verdienste um die Ethnologie, insbesondere die rechts-, religions- und sprachvergleichenden Forschungen als maßgebend. Diese und ähnliche Ansichten

Digitized by Google

dürfte ein allgemeiner Ueberblick über seine Reisen und Reisewerke am geeignetsten vermitteln.

Die erste Reise ist im wahren Sinne des Wortes eine Weltreise, einzig in der Art ihrer Dauer, universalen Ausdehnung und wissenschaftlichen Ausbeute. Man kann sie auffassen als die große Erdumschau, die den späteren, auf besondere Continente gerichteten Reisen zu allgemeiner Orientirung vorausgeht. Von dem Ausgangspunkte Bremen erstreckte sich dieselbe von 1851 bis 1859, um nur die Hauptstationen zu nennen, auf Australien, Neu-Seeland, Südamerika, Westindien, Nordamerika, China, Indien, Vorderasien, Aegypten, Südafrika, das südliche und nordöstliche Europa und von da zurück nach Bremen. Wer sich, nebenbei bemerkt, eine ganz deutliche Vorstellung von dieser Reise bereiten will, die bei achtjähriger Dauer Binnenländer aller Erdtheile berührte und zweimaliges Kreuzen des stillen Oceans erforderte, abgesehen von Fahrten auf den indischen und atlantischen Gewässern, dem empfehlen wir die veranschaulichende Eintragung der Reiseroute in farbiger Linie auf einer Weltkarte, ein Verfahren, welches zugleich die späteren Reisen, in dieser gleichsam schützenden Umrahmung durch die erste, gefördert erscheinen läßt. Im December 1859 traf Bastian wieder in seiner Vaterstadt ein. Nunmehr war sein Blick, auf Grund einer bis an die Grenzen der bewohnten Erde reichenden Orientirung, für die allgemeine Vergleichung geübt und geschärft.

Die zweite Reise fällt in die Jahre von 1861 bis 1865. Nach längerem Verweilen in den indo-chinesischen Ländern besuchte er Java, Manila, Japan, China und nahm dann seinen Heimweg durch die Mongolei, Sibirien, über den Ural und den Kaukasus. Im Vergleich mit diesen großen Unternehmungen kann man die 1873 im Interesse der „Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des inneren Afrika“ ausgeführte Recognoscirung nach der Loangoküste füglich nur als geographischen Abstecher bezeichnen.

Die dritte große 1875 und 1876 vollendete Reise führte ihn dann noch in die Culturländer des alten Amerika.

Eigenthümlich ist der regelmäßige Wechsel der beiden Hauptrichtungen seiner rastlosen Thätigkeit, indem Reisen und die betreffende Berichterstattung sich in rascher Folge einander ablösen. So folgt den vorbereitenden allgemeinen Studien jene erste auf die terrestrische Orientierung gerichtete Rundreise. Die ihr folgende Muße wird auf die Verarbeitung der wissenschaftlichen Ausbeute verwendet, deren Hauptfrucht das dreibändige Werk „Der Mensch in der Geschichte. Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung.“ als Programm anzusehen ist für sein weiteres Vorgehen auf dem eingeschlagenen Wege. Nach der zweiten Reise erscheint das umfangreiche Werk „Die Völker des östlichen Asien“ in sechs Bänden. An den kaum beendigten Ausflug an die Loangoküste schließt sich an „Die deutsche Expedition an die Loangoküste, nebst älteren Nachrichten über die zu erforschenden Länder“, worin er seine früheren dortigen Erlebnisse, welche die Expedition vorbereiteten, schildert. Endlich gibt er von der Durchforschung der alten Culturländer Amerika's in dem Werke Rechenschaft, an das zunächst diese Besprechung anknüpft. Dieser energische Verlauf von Reisepraxis und Reiseberichten bekundet seine unermüdliche Schaffenslust, die im Genuß des Forschens an den „Enden der Erde“ ihn treibt, das Gefundene daheim in literarischer Muße zu verwerthen und, ist es geschehen, ihn reizt, sofort auf's Neue dem Drang in die Ferne zu gehorchen.

Von 1851 an hat also Bastian so ziemlich die Hälfte der Zeit auf Reisen zugebracht. Die lange Pause von 1865 bis 1875 verlebte er in Berlin. Hier war er, nach seiner Habilitation als Docent der Geographie an der Universität, Vorstand der geographischen Gesellschaft und des ethnographischen Museums, sowie Vorsitzender der deutschen Gesellschaft für die Erforschung Innerafrika's und veröffentlichte außer seinen Hauptwerken eine Anzahl größerer und kleinerer Schriften, namentlich „die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern“ und „ethnologische Forschungen“. Auch begründete er die „Zeitschrift für Ethnologie“.

Digitized by Google

Der obige Versuch einer allgemeinen Uebersicht von Bastian's Thätigkeit dürfte eine annähernde Vorstellung von ihrer charakteristischen Beschaffenheit im Vergleich mit verwandten Richtungen der Länder- und Völkerkunde geben.

Allerdings wurde ein so enthusiastischer Beifall, wie ihn alle Welt der Natur der Sache nach der überraschenden Aufdeckung von bisher im Dunkel begrabenen Theilen des Erdbodens, z. B. durch Baker, Livingstone, Stanley, oder, um deutsche Namen zu nennen, Schweinfurth und Nachtigal, entgegenbrachte, dem Geographen Bastian nicht zu Theil. Seine Wanderungen, in den Resultaten nicht minder werthvoll, vollzogen sich vielmehr in der Stille zu nachhaltiger Bereicherung für die auf den Entwickelungsgang der Civilisation gerichtete Forschung. Dort das plötzliche Aufglänzen neuer Weltstraßen und ungeahnter Naturwunder, hier die allmälige innere Durchleuchtung der Völkergedanken und die Lösung von Problemen auf alten Culturstätten aus neuen Gesichtspunkten!

Das neue Werk, dem wir uns nunmehr zuwenden, handelt, wie erwähnt, über die Culturländer des alten Amerika. Es zerfällt in zwei gesonderte Partien, deren eine die Schilderung der eigentlichen Reise, die andere eine Anzahl verschiedener Abhandlungen, enthaltend geschichtliche Vorarbeiten, begreift. Letztere befinden sich mit nur einer Ausnahme sämmtlich im zweiten Bande. Jeder Band hat sein eigenes Vorwort, worin auf die Strömungen in der gegenwärtigen Geistescultur, die eine gesunde Entwickelung der ethnologischen Disciplin hemmen oder fördern, eine kritische Ausschau gehalten wird, deren lebhafter Gedrungenheit in den Gedanken und Ausdruck er durch willkommene „Anmerkungen zum Vorwort“ zu Hilfe kommt. Der Ausbruch zur Reise war am 5. Mai 1875 von Liverpool aus geschehen. Nach Berührung der Stationen Bordeaux, Lissabon, Madeira, nach der Fahrt längs der amerikanischen Südostküste und nach der Durchfahrt durch die Magellan-Straße wurde am 13. Juni Chile erreicht.

Hier werden, in Verbindung mit dem Aufenthalt in Valparaiso und St. Jago, mit Eisenbahn und Dampferfahrten, Seitentouren in die Umgebung unternommen nach Fundorten, welche Ausbeute für die ethnologische Sammlung versprechen. Bodenform, Klima, landschaftlicher Charakter, volksthümliche Erscheinungen, Beförderungsmittel, Genüsse, Beschwerden und Abenteuer, Besichtigung und Aufspürung von Ueberbleibseln einer untergegangenen Cultur und was überhaupt nur im Verkehr mit Einheimischen und Fremden dem Auge und dem Ohr erreichbar ist, — Alles wird im naturgemäßen Zusammenhang von Oertlichkeit und Zeitfolge geschildert.

Sich in der bunten Mannigfaltigkeit des Gebotenen zurecht zu finden, hat jedoch bei des Verfassers höchst eigenartiger Schreibweise seine Schwierigkeiten. Die Schönheit einzelner Schilderungen, z. B. der Fahrt durch die Magellan-Straße erstickt fast unter den, wenn auch noch so interessanten historischen Parallelen über die Fortschritte der Verkürzung der Fahrzeiten von Magellan bis zu den Leistungen der heutigen Dampferlinien. Ueberhaupt sind es die vielen Parallelen, unter deren freigebigem Erguß der Faden des Zusammenhanges nicht ohne Mühe wiedergefunden wird. Hat doch auch die Kritik an Bastian's früheren Schriften mehrfach ausgesetzt, daß sie der nöthigsten Inhaltsübersichten, Namen- und Sachregister ermangeln, und daß die erdrückende Fülle des Stoffes auch den besten Willen, sich hindurch zu arbeiten, erlahmen lasse. Sicher hat das betreffende Publicum ein Recht auf die übliche Erleichterung des Studiums solcher Bücher; aber darum ist es nicht auch berechtigt, in allen Fällen die Bequemlichkeit einer Unterhaltungslecture zu verlangen. Eben so wenig ziemt ihm unter dem Einfluß eines literarischen Particularismus da Verdammungsurtheile auszusprechen, wo es mit vorläufiger Hingebung an den Standpunkt des Autors schließlich demselben die Anerkennung doch nicht versagen würde, daß das von ihm aufgestellte Ziel der Ethnologie, die Ermittelung des normalen Durchschnittsgedankens der Menschheit, näher gerückt worden ist. Dem mußte die Auffassung der Völkergedanken vorausgehen, für die er selbst mit der gleichzeitigen, fast unübersehbaren Spende der schätzbarsten Beiträge erfolgreich eintrat. Doch

Digitized by Google

reichten seine Kräfte keineswegs aus, das auch vollständig und systematisch zu ordnen, für dessen Beschaffung sonst ein volles Menschenleben für zu kurz gehalten wird. Also nur auf die Gefahr hin, des Ganzen oder eines großen Theils davon nicht theilhaftig geworden zu sein, sind Formmängel, wie sie eine unaufhaltsame Gedankenströmung mit sich bringt, mit in den Kauf zu nehmen. Bastian selbst hat nicht verfehlt, sich hierüber auszusprechen. Er habe in dem Vorwort zum zweiten Band nicht daran denken können, als plötzlich und unvermittelt eine Fluth neuer Thatsachen und Anschauungen hereingebrochen, in der Studirstube die Bücher zu feilen und zu glätten, um der Kritik ein Lächeln abzugewinnen und er selbst rechnet seine Werke nur zu den Materialansammlungen, zwecks künftiger Fortentwickelung der Ethnologie zu einer Psychologie des Menschengeschlechts.

„Gewiß," sagt er, „entfaltet sich erst in kritischer Sichtung und Läuterung die eigentliche Blüthe der Forschung, reifen erst in ihr die Früchte, die wir zu ernten hoffen; aber eben dieses Grundes wegen kann auf diese letzten Früchte unmöglich schon gehofft werden, wo es sich erst um ein allererstes Anpflanzen handelt, und diese noch in der Erde wühlende Arbeit den sonst vollberechtigten Forderungen nach scrupulöser Sichtung und Säuberung nicht überall und stets so zu entsprechen vermag, wie es an sich wünschenswerth sein würde .... Hier galt es nur in Eile und höchster Noth das aufzugreifen und zusammenzuraffen, was mit reißender Geschwindigkeit auf den Wogen vorüberströmte, aufzuraffen und zu sammeln jede Beobachtung, die zu Händen kam, um wenigstens vorläufig nur einen Auftritt unter den Füßen zu erhalten, von dessen Kern aus sich dann mit der Zeit ein fester Boden würde bereiten können." Bei der so gebieterisch herangetretenen Aufgabe einer wissenschaftlichen Vorbegründung der Ethnologie fühlt er sich zu jedem Opfer persönlicher Befriedigung bereit und scheut er sich nicht, seine Bestrebungen hartem Tadel auszusetzen. Ja, er erklärt mit aller Selbstentsagung, es werde ihm desto lieber sein, je eher solche, auf vorbereitende Materialbeschaffung angelegte Werke überflüssig und unbrauchbar werden sollten. Inzwischen hat er auf laut geäußerte Wünsche in so weit Rücksicht genommen, daß er, wie oben bemerkt worden, die ausführlichen ethnologischen Untersuchungen von der Reiseschilderung gesondert und hauptsächlich in den zweiten Band verlegt hat. Auch finden sich Anfänge von Inhaltsangaben und Register.

Für kritische Fachjournale sind jene offenen und selbstbewußten Auslassungen des Verfassers ein Fingerzeig für eine nach jeder Seite gerechte Würdigung seiner Leistungen. Andere Besprechungen, denen zunächst nur obliegt, den Standpunkt des Autors im Verhältniß zur Wissenschaft zu skizziren, und denen die üblichen Grenzen einer verhältnißmäßig kurzen kritischen Anzeige zu überschreiten nicht gestattet ist, werden nicht versäumen hervorzuheben, wie sehr der Werth des in Rede stehenden Werkes gerade durch die in Form eines Vorwortes an die wissenschaftliche Welt gerichtete Adresse erhöht worden ist. Da dieser Mahnung unsererseits schon genügt ist, bleibt uns nur noch übrig, auf die Reise selbst zurückzukommen.

Das zweite Capitel des ersten Bandes behandelt den Aufenthalt in Peru und Ecuador; Columbia macht den Inhalt des dritten und der Isthmus nebst Guatemala den des vierten Capitels aus. Die Rückreise durch die Vereinigten Staaten mit dem Besuche Utah's und dem Aufenthalt auf den Antillen bleibt weiterer Behandlung vorbehalten. Der Schluß des ersten Bandes begreift den Abschnitt „Aus Religion und Sitte des alten Peru. Priesterliches und Staatswesen". Den ganzen zweiten Band füllt Geschichtliches über die Inca in Peru, die Chibchas mit den Stämmen im Magdalenen- und Cauca-Thal, über die Stämme des Isthmus und der Antillen und über Guatemala mit Yucatan. Die Geschichte des alten Mexico macht in bevorzugter Ausführlichkeit den Schluß des Ganzen aus.

Die vorstehende Betrachtung über dieses neue Werk im Zusammenhang mit Bastian's früheren Reisen und Schriften zeigt, daß der Nachfolger auf C. Ritter's Lehrstuhl auch ganz im Geist desselben den Ausbau der geographischen Wissenschaft

Digitized by Google

gefördert hat. Ritter, der erst nach dem Beginn der Aera der eigentlich wissenschaftlichen Reisen an die Lösung seiner Aufgabe gegangen war, hat seine Erdkunde als „Torso" hinterlassen. Dieser beliebte Ausdruck für ein Unvollendetes würde passen, wenn man das Werk als Lehrbuch betrachten könnte, stimmt aber nicht in Bezug auf den Parallellauf der Wissenschaft mit der unausgesetzt sich mehrenden Ansammlung des Materials. Es handelt sich demnach nur um Fortsetzung, nicht um Vollendung, und zwar unter dem Titel: „Erdkunde im Verhältniß zur Natur und Geschichte des Menschen". Der seitherige Verlauf der Gesammtarbeit auf dem geographischen Felde läßt einen Abfall von diesem gleichsam als Parole geltenden Titel nirgends wahrnehmen. Alle Veränderungen sind nur Fortentwickelung und weitere Zweigtheilung des physischen und des geschichtlichen Bestandes der Erdkunde. Aber Mißverstand war es, wenn die frische Blüthe der naturforschenden Hilfsgenossenschaft neuerdings dazu verleitet hat, den Schwerpunkt der Länder- und Völkerkunde in diese zu verlegen, anstatt ihn fort und fort nur im Menschen zu erkennen. Wie jeder noch so vernünftige Ausdruck, wenn er als Parteiwort abgehetzt wird, zum Schlagwort herabsinkt, so geschah es auch mit dem Ausspruch Ritter's, die Erde sei „das Erziehungshaus" der Menschheit, indem dies Wort gerade von der Seite, die der Erdkunde am zuträglichsten sich erwiesen und deren Bedeutung als „Knotenpunkt der Natur und Geschichte" hat erhöhen helfen, zum Nachtheil der auf den Menschen als Centrum angewiesenen Erdbetrachtung, zu einem Schlagwort verkehrt wurde. Sagt man dafür einfach, die Erde ist „die Werkstatt" der Menschheit, so ist die temporäre teleologische Mißliebigkeit beseitigt und es erscheint aus diesem neutralen Gesichtspunkt die Erde als der weite Culturschauplatz, als die irdische Bühne der Hand- und Hirnarbeit des Menschen.

So ergibt die Wechselwirkung zwischen Natur und Mensch, oder der Einfluß des Bodens auf den Bewohner, und wie der Bewohner den Boden umgestaltet, in der Forderung der gegenseitigen Ergänzung seitens des Naturwissens und der Ethnologie, den Vollbegriff der Erdkunde, eine Auffassung, zu der sich auch Bastian im Eingang der Rede, die er am vierzigjährigen Stiftungsfest der „Berliner geographischen Gesellschaft" gehalten hat, ausdrücklich also bekennt:

„In unserer Zeit, wo die Naturwissenschaften in sorgsamen Forschungen die Thatsachen festzustellen bemüht sind, die schwankende Theorien durch klar erkanntes Wissen ersetzen werden, wendet sich auch die Geographie der Ausarbeitung ihres Details zu und hat das weite Untersuchungsfeld, das sich vor den Blicken ausbreitet, unter ihre Mitarbeiter in den physikalischen, geologischen, botanischen, zoologischen Fächern vertheilt, damit im Zusammenwirken der Theilzweige sich das Bild des Ganzen erschließe. Das ist die Richtung der Gegenwart, die Ritter's Scharfblick im Voraus erkannte, als — den Grundriß seines großartigen Planes niederzeichnete, den Menschen in der Geschichtsbewegung auf dem weiten Boden geographischer Grundlage zu verstehen."

Mit diesem Bekenntniß hat der berühmte Geograph, der gegenwärtig auf einer neuen Reise nach Südasien und nach dem großen Ocean begriffen ist, auf der von seinem Vorgänger ausgelegten Arena Stellung genommen. Ernst Kapp.

Pfleiderer's Religionsphilosophie.

Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage von Dr. Otto Pfleiderer, Professor theol. an der Universität zu Berlin. Berlin, G. Reimer. 1878.

Es ist ein seltenes Wohlbehagen für einen Recensenten, wenn er ein neu erschienenes Buch uneingeschränkt den Lesern empfehlen kann, wie dies bei dem vor-

Digitized by Google

liegenden der Fall ist, weil es inhaltlich auf der Höhe der Zeit steht, formell den verwöhntesten Ansprüchen genugthut und zugleich ein entschiedenes literarisches Zeitbedürfniß in würdigster Weise befriedigt.

Seit Hegel seine Vorlesungen über die Philosophie der Religion hielt, ist mehr als ein Menschenalter über uns hinweggerollt, und dieser Zeitraum hat in den meisten Wissenschaften bedeutende Umwälzungen hervorgerufen. In der Theologie hat die historische Kritik die wissenschaftliche Forschung auf wesentlich neue Grundlagen gestellt, im kirchlichen Leben sind neue Bestrebungen in den Vordergrund getreten; die vergleichende Mythologie und Religionswissenschaft hat sich an der Hand der vergleichenden Sprachwissenschaft aus embryonischen Anfängen herausgearbeitet und bietet gegenwärtig der Religionsphilosophie ein ganz anderes Material als vor 40 Jahren, so daß heut auch ganz andere Ansprüche an einen Versuch ihrer Bearbeitung gestellt werden müssen als damals. Nun sind allerdings in der Zwischenzeit verschiedene ganz achtungswerthe Versuche hervorgetreten, aber doch ohne dem Zeitbewußtsein volles Genüge zu thun. Entweder gingen sie von Philosophen aus, denen die gründliche theologische Bildung mangelte, und die wol gar innerhalb der Philosophie nur einen einseitigen Standpunkt einnahmen; oder sie rührten von Theologen her, denen wiederum der unbefangene Ueberblick über die Entwickelung der modernen Philosophie fehlte und die mit ihrer Arbeit mehr dogmatische als eigentlich religionsphilosophische Interessen verfolgten. Der Verfasser vereinigt in glücklicher Weise die erforderlichen Eigenschaften; er ist Theologe von Fach und doch völlig durchtränkt von dem Geiste der deutschen Philosophie, die er von der Zinne des Entwickelungsprincips als organische Einheit überschaut. Er ist endlich durchzuckt von dem Pulsschlag des modernen Lebens, er ist kein Anhänger irgend welcher Autorität im Reiche des Geistes, er ist, um es mit dem landläufigen Schlagwort zu bezeichnen, in kirchlicher Hinsicht ultra-liberal. Aber er ist nicht liberal im Sinne einer seicht-rationalistischen Aufklärung oder einer gehaltlos-sentimentalen Verwässerung, wodurch das Gros des liberalen Protestantismus sich dem tieferen Geistes- und Herzens-Bedürfniß des Volkes nur allzu sehr entwerthet; sondern er ist es im Sinne einer religiös-ethischen Autonomie des Individuums auf echt speculativer, d. h. metaphysisch vertiefter Vorstellungsgrundlage. Soll der Protestantismus außer seiner negativen Aufgabe einer kritischen Zersetzung aller überlieferten christlichen Dogmen noch eine positive Aufgabe in religiöser und ethischer Hinsicht erfüllen, so kann er das nur durch speculative Vertiefung seiner selbst, durch Synthese des Rationalismus und der Mystik, wie Pfleiderer es ausdrückt, wobei die mystische Seite wesentlich durch die speculative deutsche Philosophie ersetzt wird, welche, wie Lasson treffend bemerkt hat, in der Neuzeit an die Stelle der religiösen Mystik des Mittelalters und der Reformationszeit getreten ist. Wenn der orthodoxe Protestantismus der Vergangenheit angehört, wenn die Vermittelungstheologie nur die Bedeutung einer geschichtlich unentbehrlichen, aber in sich selbst widerspruchsvollen und haltlosen Uebergangsstufe beanspruchen kann, wenn der liberale Protestantismus im üblichen Sinne des Wortes bereits aufgehört hat, eine Religion zu sein und eine Ethik begründen zu können, so sind die lebendigen und entwickelungsfähigen Elemente des religiösen Lebens der Gegenwart unter allen sich christlich nennenden Richtungen wol einzig und allein beim speculativen Protestantismus zu suchen.

Wenn schon verschiedene Theologen unseres Jahrhunderts namhafte Anläufe zu solcher speculativen Vertiefung gemacht haben, — ich erinnere hier nur an Rothe, den Verfasser der „Theologischen Ethik", — so ist doch Einer allein der classische Vertreter dieser Richtung, Aloys Emanuel Biedermann, Professor der Theologie in Zürich, der in seinem monumentalen Werk „Die christliche Dogmatik" ein für allemal die Grundlinien gezogen hat, in welchen jede wissenschaftliche Theologie, die noch christlich heißen will, sich fortan bewegen muß. Dieses Werk ist aber keine Religionsphilosophie, sondern Dogmatik; es ist nicht für Laien, sondern für Theologen, insbesondere für Studirende der Theologie geschrieben, und hat deshalb auch den

Digitized by Google

schulmäßigen Anstrich eines Lehrbuchs mit aller einem solchen anhaftenden Trockenheit und Schwerfälligkeit. Obenein ist Biedermann's Dogmatik bei dem colossalen Gedankenreichthum, den sie in einen Band zusammendrängt, eine schwere Lecture, und dürfte aus allen diesen Gründen wol kaum jemals einen unmittelbaren Einfluß im Laienpublicum gewinnen. Die hier erforderliche Vermittelung übernimmt nun Pfleiderer's Religionsphilosophie, welche die bei Biedermann nur implicite gegebenen Keime einer Religionsphilosophie, befreit von allem theologischen und dogmatischen Ballast in gewandter und ansprechender Form entfaltet und dadurch jedem gebildeten Leser eine ebenso anziehende als belehrende Lecture über die tiefsten und höchsten Probleme des modernen Geisteslebens eröffnet. Hiermit soll keineswegs gesagt sein, daß Pfleiderer die Grundzüge seiner Religionsphilosophie thatsächlich erst von Biedermann entlehnt habe, — solcher Prioritätsstreit ist allemal unsachlich und darum zwecklos, — sondern es soll nur constatirt werden, daß Pfleiderer den nämlichen Standpunkt, welcher bei Biedermann seine streng wissenschaftliche, systematische Ausprägung findet, in mehr populärer und gefälliger Form unter unerheblichen Abweichungen dem Verständniß weiterer Leserkreise nahe bringt. Pfleiderer's frühere Schriften liefern den Beweis, daß er selbständig aus gleichen Voraussetzungen ähnliche Schlüsse gezogen und gerade wegen dieser Verwandtschaft sich zu Biedermann so hingezogen gefühlt hat, daß sein Standpunkt erst durch die vor zehn Jahren erschienene Dogmatik die letzte Bestimmtheit und Abrundung erhalten hat. In mehreren Einzelnheiten wenigstens ist die Abhängigkeit Pfleiderer's von Biedermann unverkennbar und im Ganzen steht ersterer nicht an, des letzteren hervorragender Bedeutung in seiner Uebersicht über die religionsphilosophischen Richtungen der Gegenwart volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er betont mit Recht, daß Biedermann noch mehr als sachdienlich in den Reminiscenzen der Hegel'schen Schule befangen sei, und ist seinerseits bestrebt, diesen Fehler zu vermeiden, wenngleich auch ihm dieses Bestreben in einzelnen Punkten noch nicht ohne Rest gelingt (z. B. in der immer noch etwas schillernden Behandlung des Begriffes der Freiheit, oder in der Benutzung des Hegel'schen Begriffes des „Reflectirens" zur Begründung eines transcendenten göttlichen Selbstbewußtseins). Zehn Jahre früher hatte Pfleiderer ein Werk herausgegeben unter dem Titel: „Die Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte"; der erste Band behandelte das Wesen der Religion aus philosophischem Gesichtspunkt, der zweite die Geschichte der Religion in ihren empirisch gegebenen Erscheinungsformen. Der Verfasser selbst billigt gegenwärtig diese Behandlungsweise nicht mehr, weil der erste Theil den Begriff ohne die Wirklichkeit, der zweite die Wirklichkeit ohne den Begriff gebe, so daß gerade das, worauf es eigentlich ankomme, der Begriff der Wirklichkeit, zwischen durchfalle. Diese veränderte Auffassung der Aufgabe der Religionsphilosophie wurde ihm zum Anlaß, ein ganz neues Werk an Stelle einer Neubearbeitung des früheren zu setzen. „Statt also Philosophie und Geschichte der Religion von einander zu trennen und auf zwei Bände zu vertheilen, mußten sie in der Art in einander gearbeitet werden, daß der philosophische Begriff vom Wesen der Sache auf jedem Punkte aus der Verarbeitung des geschichtlichen Materials selbst resultirt und nichts Anderes ist als die unterscheidende und zusammenfassende Erkenntniß der verschiedenen Factoren und Momente, deren Wechselspiel den Verlauf der geschichtlichen Religion ausmacht." Auf dem Titel hat deshalb das Wort „Religionsphilosophie" den Zusatz „auf geschichtlicher Grundlage" erhalten; vor dem systematischen Theil des Buches ist derselbe Gedanke durch die Bezeichnung dieser Religionsphilosophie als einer „genetisch-speculativen" ausgedrückt.

Vor dem Eintritt in die systematische Behandlung seines Gegenstandes hat der Verfasser eine skizzenhafte „Geschichte der neueren Religionsphilosophie" voraufgeschickt, die in doppelter Hinsicht dankenswerth ist. Erstens bildet sie, soviel mir bekannt, den ersten Anlauf zu einer Geschichte der Religionsphilosophie überhaupt, und verdient schon in dieser Hinsicht als erster Versuch den Dank unseres geschichtsliebenden Jahrhunderts; zweitens aber bietet sie dem Verfasser eine passende Ge-

Digitized by Google

legenheit, um dem Leser die allmälige organische Entwickelung des religionsphilosophischen Standpunktes vor Augen zu führen, dessen Darlegung der systematische Theil gewidmet ist. Hierdurch wird das Verständniß dem Laien ungemein erleichtert, indem er es mit ansieht, wie aus unzulänglichen und unbestimmten Anfängen sich durch imanente Kritik immer reichere und klarere Ansichten über das Wesen der Religion entwickeln. Die einzelnen Essay's über Lessing, Kant, Hamann, Herder, Jacobi, Fichte, Schelling, Schleiermacher und Hegel sind ganz dazu angethan, um jeden Leser, der auch nur literarhistorische Interessen zur Lecture mitbringt, durch ihren gediegenen Inhalt und ihre formelle Eleganz zu fesseln, und so ganz unvermerkt sein Interesse für einen Gegenstand anzuregen und mehr und mehr zu steigern, für den vielleicht er selbst sich kaum ein Interesse zugetraut hätte. Der so gewissermaßen mit List eingefangene Leser wird dann weiter festgehalten durch eine Uebersicht über die religionsphilosophischen Richtungen der Gegenwart, welche unter den Rubriken: „Anthropologismus und Neukantianismus, Schopenhauerianismus, Neuschellingianismus und Neuhegelianismus" die wichtigsten Geistesströmungen der letzten Jahrzehnte behandelt. Das Urtheil des Verfassers zeichnet sich überall durch Objectivität und maßvolle Billigkeit aus. Eine gleich achtungsvolle Behandlung Schopenhauer's beispielsweise möchte man in der theologischen Literatur bisher vergeblich suchen. Daß der Unterzeichnete lediglich unter Schopenhauerianismus rubricirt ist, während er unter Neuschellingianismus und Neuhegelianismus mit mindestens gleichem Rechte hätte eingereiht werden können, ist eine Einseitigkeit, die sich nur dadurch hätte vermeiden lassen, wenn er in keine dieser drei Rubriken gestellt worden wäre. Daß aber der Verfasser für einen Autor, der über Religionsphilosophie noch gar nicht geschrieben hat, nicht eine eigene Rubrik unter den religionsphilosophischen Richtungen der Gegenwart einstellen mochte, daraus kann ihm sicherlich kein Vorwurf gemacht werden. Gegen einzelne Mißdeutungen oder schiefe Urtheile in Betreff meiner Tendenzen hier Verwahrung einzulegen, scheint mir nicht am Ort. Dagegen sei die treffliche Charakteristik des Feuerbach'schen Anthropologismus und des augenblicklich gerade ganz modernen Neukantianismus hier noch besonders hervorgehoben. Zu bedauern ist bei diesem einleitenden Theil nur das, daß er zu skizzenhaft gehalten ist, und ausschließlich die neuere Zeit umfaßt. Kant's moralisirende Religionsphilosophie hat ihren Vorläufer ebenso in Spinoza's theologisch-politischem Tractat, wie Lessing's und namentlich Herder's evolutionistische Weltanschauung in Leibniz; ohne Spinoza und Leibniz mit zu behandeln, bleibt die Geschichte der neueren Religionsphilosophie ein Baum, der von der Wurzel abgetrennt ist. Als Wurzel des heutigen Neukantianismus hätte Fries eine mehr als blos beiläufige Erwähnung verdient, der durch die Lehre von der zwiefachen Wahrheit schon damals eine äußerliche Synthese zwischen Kant und Jacobi, zwischen Wissen und Glauben herzustellen versuchte, wie heute der Neukantianismus es von Neuem unternimmt. Möge es dem Verfasser gefallen, in einer hoffentlich bald zu gewärtigenden neuen Auflage seine Einleitung zu einer vollständigen „Geschichte der Religionsphilosophie" zu erweitern, die dann allerdings wol als erster Band der „genetisch-speculativen Religionsphilosophie" vorausgehen müßte.

Dieser systematische Hauptheil des Buches zerfällt nun seinerseits in drei Abschnitte, von denen der erste die Religion nach ihrer subjectiven, psychologischen Seite, der zweite sie nach dem objectiven Inhalt ihrer Vorstellungsgrundlagen, der dritte ihre Verwirklichung im religiösen Gemeinschaftsleben betrachtet. Für den ersten Abschnitt bot das oben genannte ältere Werk des Verfassers eine unmittelbarere Vorarbeit als für die beiden anderen, um so mehr als der Werth dieser Erörterungen durch wesentliche Uebereinstimmung mit den Lehren von Biedermann und Lipsius gleichsam eine äußere Bürgschaft gewonnen hatte; der dritte Abschnitt hält am wenigsten, was man von ihm erwartet (d. h. eine Orientirung über die Möglichkeit und concrete Beschaffenheit einer Kirche oder eines religiösen Gemeindelebens auf Grund des vorausgehend entwickelten religiösen Standpunktes) und bietet statt dessen in seiner zweiten Hälfte

Digitized by Google

eine Polemik gegen kirchliche Autoritätsstandpunkte, welche über populäre Tiraden sich nicht wesentlich erhebt und in dieser Gestalt wol kaum als integrirender Bestandtheil einer speculativen Religionsphilosophie zu rechtfertigen sein dürfte. Der Schwerpunkt des Buches fällt in den zweiten Abschnitt, d. h. in die philosophische Erörterung der religiösen Vorstellungsgrundlagen oder des objectiven Glaubensinhalts. Der Verfasser zerlegt den zu behandelnden Stoff in sieben Hauptstücke, welche sich der Reihe nach mit dem Gottesglauben, dem Engels- und Teufelsglauben, dem Schöpfungsglauben, der Theodicee, dem Offenbarungs- und Wunderglauben, dem Erlösungs- und Mittlerglauben und dem Ewigkeitsglauben beschäftigen. Jedes Hauptstück bildet einen selbständigen und für sich allein vollkommen verständlichen Essay, der die Spalten einer Revue zieren könnte, und behandelt seinen Gegenstand zunächst im Sinne der vergleichenden Religionswissenschaft und dann der kritischen Theologie, um zum Schluß den begrifflichen Wahrheitsgehalt aus all' solchem vorstellungsmäßigen Glauben herauszuziehen und dadurch zugleich das Verständniß für die positive Bedeutung des letzteren und die historische und psychologische Nothwendigkeit seiner eigenthümlichen Formulirung aufzuschließen. Es liegt auf der Hand, daß diese Vertheilung des Stoffs in relativ selbständige Abschnitte unschätzbare Vortheile für die Popularität der Darstellung mit sich führt, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß diese Vortheile auf der anderen Seite durch ein gewisses Preisgeben von der Strenge des systematischen Zusammenhanges erkauft sind. Was die Gewandtheit des Schriftstellers zu thun vermochte, um einerseits durch wechselseitige Bezugnahme das Bewußtsein des systematischen Zusammenhanges im Leser frisch zu erhalten und andererseits die Klippen unvermeidlicher Wiederholungen zu umschiffen, das ist vom Verfasser geleistet. Bei der Kritik der überlieferten Vorstellungen bewährt sich ebensosehr die theologische Unbefangenheit des Verfassers, wie bei den positiven Zusammenfassungen am Schlusse jedes Hauptstücks der weite Horizont seines speculativen Standpunktes zum Vorschein kommt. Es ist selbstverständlich, daß bei einem solchen Werke das der Leistung zu zollende Lob nicht von dem Grade der Uebereinstimmung im Detail abhängig gemacht werden kann, in welchem sich der Berichterstatter dem Verfasser gegenüber zufällig befindet; andererseits würde es hier zu weit führen, in solche Differenzen näher einzugehen. Nur die allgemeine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken, daß der Nachweis eines relativen positiven Wahrheitsgehalts in irgend einem vorstellungsmäßig überlieferten Glaubenssatze zwar als ein Act der historischen Gerechtigkeit gegenüber dem historisch Gewordenen anerkannt werden muß, aber darum noch keineswegs Etwas darüber aussagt, ob ein solcher Glaubenssatz dann nun auch noch für die Mitlebenden eine lebendige Bedeutung habe, oder ob nicht vielmehr diese gerade wegen ihrer Durchschauung der inadäquaten Form der Wahrheit sich genöthigt fühlen müssen, die als unangemessen erkannte Schale fortzuwerfen und den auch in ihr enthaltenen Wahrheitskern in sachgemäßerer Fassung zu conserviren. Wenn Pfleiderer im Allgemeinen weit entfernt sein dürfte, diesen Gedanken zu verleugnen, so ist er doch in der Durchführung desselben lange nicht consequent genug, wie dies beispielsweise bei der Behandlung der Sacramente zu Tage tritt. Das Hinderniß liegt aber darin, daß Biedermann wie Pfleiderer doch immer noch in dem Sinne Vermittelungstheologen sind, daß sie nicht aufhören wollen, christliche Theologen zu heißen, und daß sie darum nicht darauf verzichten können, das ihnen als positive Wahrheit Geltende mit der Ueberlieferung zu vermitteln, auch wo der Inhalt beider Seiten einer solchen Vermittelung entschieden widerstrebt. Sie erfüllen eben durch solche gedankliche Inconsequenzen um so besser ihre historische Aufgabe, eine aus der deutschen Speculation erwachsende Zukunftsreligion mit dem religiösen Bewußtsein der Gegenwart ohne allzuscharfe Uebergänge zu vermitteln.

In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn Pfleiderer's Werk von dem Verfasser der „Selbstzersetzung des Christenthums" den Lesern dieser Zeitschrift auf das Wärmste empfohlen wird, nämlich als ein neuer Schritt zur Ueberführung aller theologisch

Digitized by Google

gebundenen Dogmatik in freier Religionsphilosophie, und zwar im Interesse der Belebung und Kräftigung — nicht etwa der Schädigung — der auf ihnen ruhenden Religion. E. v. Hartmann.

Ein englisches Werk über den Freiherrn vom Stein.

Life and Times of Stein, or Germany and Prussia in the Napoleonic age. By J. R. Seeley, M. A., Regius Professor of modern history in the University of Cambridge. Cambridge: at the University Press. 1878. 3 vols.

Wenn sich auf geistigem Gebiete etwas dem Schutzzoll Aehnliches überhaupt denken ließe, so könnten wir es vielleicht eines Tages erleben, daß auch unsere Historiker einmal nach Schutz ihrer nationalen Arbeiten rufen würden. Von den ohne Frage größten deutschen Männern der neueren Geschichte — ich meine Friedrich den Großen, Goethe und Stein — haben die beiden ersten vorlängst in Carlyle und Lewes Biographen gefunden, die ihre deutschen Concurrenten unzweifelhaft siegreich aus dem Felde schlagen. Nun hat im vorigen Jahre Herr Prof. Seeley in Cambridge uns auch mit einer Biographie Stein's beschenkt, die, wiewol sie bescheiden ablehnt, sich den deutschen Arbeiten an die Seite zu stellen oder uns Deutsche über unsere Geschichte belehren zu wollen, dennoch Alles, was wir selbst bisher über Stein geschrieben haben, durch glänzende Vorzüge in den Schatten stellt. Seeley besitzt nicht die geniale Originalität von Carlyle, aber er vermeidet auch die Flüchtigkeiten von Lewes; dagegen vereinigt er in sich die Vorzüge dieser beiden Männer: von jenem hat er die umfassende und eindringende Kenntniß deutscher Geschichte, von diesem den leichten und klaren Fluß der Erzählung. Immer wieder sind es doch allein die Engländer, von deren insularer Beschränktheit man bei uns so oft zu sagen weiß, welche sich in deutsche Verhältnisse hineinzuarbeiten vermögen und für Deutschland und seine Bestrebungen Verständniß zeigen: Seeley bewegt sich in den Formen der altpreußischen Verwaltung mit einer Sicherheit, als habe er im General-Directorium Friedrich Wilhelm's I. oder im Cabinet Friedrich Wilhelm's III. gesessen. Gestützt auf sorgfältige und eingehende Forschungen, beherrscht Seeley seinen Stoff vollkommen, er weiß ihn geschickt zu formen und in klarer und richtiger Beleuchtung uns vor Augen zu stellen. Mit dieser umfassenden Kenntniß verbindet sich eindringendes Verständniß, geleitet von jenem sicheren politischen Tacte, wie er dem Engländer eigen ist. Alles aber wird durchdrungen und getragen von einer liebevollen Theilnahme für Deutschland, seine Geschichte und seine großen Männer; diese Liebe verleiht dem Buche die Wärme, welche die Lecture desselben anziehend und genußreich macht. Der alte Reichsfreiherr vom Stein, wie er leibt und lebt, wie er haßt und liebt, in seiner zielbewußten und mächtigen Einfachheit, in seiner ganzen knorrigen Größe, ist darin gleichsam wieder auferstanden.

Seeley hatte sich vorgenommen, die Umgestaltung Deutschlands in der Napoleonischen Zeit, die außerhalb Deutschlands immer nur als ein Stück der Geschichte Napoleon's betrachtet wird, vielmehr als ein Stück deutscher Geschichte, als ein Glied in der Entwickelung Deutschlands darzustellen. Bei näherer Betrachtung überzeugte er sich, daß er seiner Aufgabe am besten gerecht werden könne, wenn er die bedeutende und charaktervolle Persönlichkeit des Freiherrn vom Stein zur Centralfigur annehme. Stein erscheint ihm in Allem und Jedem als der völlige Gegensatz zu Napoleon, als der vornehmste Repräsentant der „antinapoleonischen Revolution", die mit dem Jahre 1808 in Spanien anhebend und zunächst Deutschland ergreifend, sich allmälig siegreich über ganz Europa ausbreitet. Dem Kaiser Napoleon gegenüber, der die Freiheit des Einzelnen ebenso unterdrückt, wie er die Nationalitäten in seinem

Grand-Empire zu verschmelzen strebt, repräsentirt die antinapoleonische Revolution die großen Principien der individuellen Freiheit und der nationalen Unabhängigkeit. Diese beiden großen Principien sind es, welche die Thätigkeit Stein's in der Zeit seines Ministeriums von 1807—1808 leiten und beherrschen; es ist die Zeit, in der das neue Preußen geboren wurde. Die Darstellung dieser Epoche bildet wie den Mittelpunkt, so auch den Glanzpunkt unseres Werkes. In fünf langen Capiteln — the emancipating edict, military reform, legislative reform, administrative reform, municipal reform — hat Seeley die Reformen in Gesetzgebung und Verwaltung, die Befreiung des Menschen und des Bodens, die Anfänge der Selbstverwaltung und des Freihandels, kurz den Ursprung des Preußens, wie wir es kennen, dargestellt, gründlicher und erschöpfender, verständiger und einsichtsvoller, als vor ihm irgend ein Anderer. Seeley sucht sich seinem Gegenstande von allen Seiten zu nähern, um ihm immer neue Gesichtspunkte abzugewinnen. Er schildert die alten Einrichtungen Preußens im 18. Jahrhundert und unterläßt nicht anzumerken, was von den Reformen Stein's heute noch beibehalten, was weiter gebildet oder beseitigt ist. Er vergleicht sie mit den entsprechenden Erscheinungen Englands und namentlich Frankreichs, Vergleiche, die dem letzteren Lande gegenüber ausnahmslos zu unseren Gunsten ausfallen. Wie die absolute Regierungsform in Preußen der gleichen Form in Frankreich überlegen war — denn die Hohenzollern haben die Pflichten des absoluten Souveräns gegen seine Unterthanen im Ganzen in exemplarischer Weise erfüllt, während Ludwig XIV. und Ludwig XV. die öffentlichen Interessen ihren eigenen systematisch opferten —, so zeichnet sich auch die Umbildung Preußens durch Reform vor der Umbildung Frankreichs durch Revolution aus. Frankreich begann von Oben, Preußen von Unten; jenes nahm von den constitutionellen Einrichtungen das, was nach Außen am meisten glänzt, ein Parlament, dieses schuf zuerst freie Municipalitäten. Das Ergebniß zeigt, daß Frankreich Unrecht hatte: Preußen in seinem bescheidenen Gange ist langsam vorwärts gekommen, aber es hat noch keinen Schritt zurückthun müssen. — Ich kann mich nicht enthalten, aus diesem schönen Werke noch zwei Stellen anzuführen, welche die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten desselben, das historisch-politische Verständniß und das Wohlwollen für Deutschland, vielleicht am besten bezeichnen. In einer Auseinandersetzung des noch jüngst so viel umstrittenen Antheils Stein's an den Reformen bemerkt er: „man verwechsele nicht den reformirenden Gesetzgeber mit dem Juristen oder parlamentarischen Concipienten. Es ist nicht ein erfinderischer oder origineller Geist oder technische Geschicklichkeit, welche wir bei Denen ehren, die staatliche Uebergänge geleitet haben. Es ist vornehmlich der massive Muth, der frei unter Verantwortlichkeit vorwärts geht und die Last der Verantwortlichkeit allen Anderen erleichtert; es sind die atlantischen Schultern" (I. 457). In der Einleitung zur Darstellung der militärischen Reformen sagt Seeley: „die drei hauptsächlichsten Kriege Preußens seit seiner großen Niederlage, die von 1813, 1866 und 1870 haben einen Charakter von Größe, wie keine anderen modernen Kriege; die Gegenstände derselben und der Geist, in welchem sie geführt wurden, waren eben so groß als die Intelligenz, mit der sie geleitet wurden. Sie haben in gewisser Weise die moderne Welt mit dem Kriege versöhnt; denn sie haben ihn als eine civilisatorische Kraft und eine Art Lehrer der Moral erwiesen" (II. 96).

Das Werk Seeley's ist eine jener schönen Gaben, wie unsere Stammesvettern jenseit des Meeres sie uns zuweilen darbringen; eine Gabe voll Inhalt und Geist, voll Einsicht und Wohlwollen. Deutschland ist Herrn Seeley großen Dank schuldig.

Paul Bailleu.

Digitized by Google

ν. **Odilo.** Von Oscar von Redwitz. „Der Menschheit Höchstes ist die Liebe!“ Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. 1878.

„Odilo!“ Der Name klingt wie aus dem Mittelalter, aber er bezeichnet hier einen katholischen Deutschen der neuesten Zeit. Dieser stammt aus einer Familie, in welcher die Schwindsucht erblich ist; und er stammt aus einer gemischten Ehe. Sein Vater stirbt mit dem Worte, welches als Motto gewählt ist; der Sohn versteht es vom Klosterdienst und will als Mönch der höchsten Liebe Jünger sein — zum tiefen Schmerze seiner protestantischen Mutter. Die fanatische Tyrannei eines neuen Abtes, der ihn zum Bekehrer seiner Mutter machen will, belehrt ihn, daß sein Kloster keine Stätte der Liebe sei. Er wird ein ganz freisinniger Mensch, und mit dem Ende des Noviziates scheidet er aus dem mönchischen Verbande. Er studirt Medicin und kehrt als junger Arzt in die Heimat zurück. Der fanatische Abt hat sich mit seinen Mönchen anderswo angebaut, die Räume des Klosters sind in eine Irrenanstalt verwandelt. Dort beginnt Odilo seine ärztliche Laufbahn; er liebt die Tochter des Directors und empfängt Gegenliebe, aber ein Blutsturz belehrt ihn, daß er verzichten müsse. Er wirkt in dem Städtchen als Arzt, aufopferungsvoll, berufstreu; durch alle Gemeinheit, die er auf seinen Wegen findet, läßt er sich nicht irre machen; Brodneid, religiöser Fanatismus, Unduldsamkeit jeder Art wollen ihm das Leben verbittern; aber er thut Gutes seinen Feinden, und in pflichtvoller Ausübung seines Berufes gibt er seiner schwächlichen Gesundheit den letzten Rest. Er stirbt unter den Klängen eines Liedes, das ihn einst entzückt und das sich die Geliebte, nicht Wiedergesehene überwindet, für ihn zu singen.

„Schwindsucht! Irrenhaus! Was muthet man uns zu?“ Die Einwendung ist ebenso naheliegend wie — unberechtigt. Ein leises Grauen wird uns allerdings stets beschleichen, wenn uns solche Themata nahe gebracht werden. Aber es ist ein Unterschied, ob uns der Dichter mit brennenden Farben das Entsetzliche schildert, oder ob er uns schonend daran vorüberführt; es ist ein Unterschied, ob solche Schilderungen Selbstzweck sind, oder ob sie in den Dienst einer höheren Idee gestellt werden. Soll es der Poesie durchaus versagt sein, das Martyrium körperlichen Duldens als Motiv zu verwenden? Soll eine Existenz, wie die Friedrich Schiller's, an welche Herr von Redwitz direct erinnert, soll das heilige Feuer der Pflicht und Menschenliebe, das in einer edlen Seele lodert und alle Schmerzen überwindet, soll das nur ohne die Schmerzen dargestellt werden dürfen? Wenigstens die Thatsache einer solchen Krankheit, das Tragische einer angeerbten Krankheit müßte erwähnt werden; und viel mehr muthet uns der Dichter hier nicht zu. Auch hat er die traurigen und ernsten Begebenheiten, die er erzählt, in ein lyrisch-frühlingsmäßiges Element gebracht, welches das Ganze umflutet und sehr mildernd, erhebend, befreiend, gleichsam auflösend wirkt. Auch die Sprache selbst, der inneren Form nach in einer glücklichen Mitte zwischen Poesie und Prosa, glatte, leicht lesbare Verse, welche den Ton ruhiger, gefühlter Erzählung festhalten, ist sehr geeignet, dem Stoff Einiges von dem Peinlichen zu nehmen, das ihm innewohnt. Dazu die große Mannigfaltigkeit von Gestalten, die sich um den Helden gruppiren. Klosterleben ist auch nach Scheffel und Freytag noch ein dankbares Thema; und modernes Klosterleben ist noch wenig ausgebeutet: wir erinnern uns nur einer guten Novelle von Heigel und eines Memoirenwerkes, „Oesterreichisches Klosterleben“ von Wagener, das viel weniger bekannt geworden ist, als es verdiente. Neben die Typen der Mönche stellt Redwitz in merkwürdigem Gegensatz eine Reihe von Typen des Irrsinns, an welche für unsern Geschmack nur etwas zu viel Betrachtungen geknüpft werden. Und endlich die persönliche Umgebung des Helden, die Menschen, die ihn lieben, und die Menschen, die ihn hassen, sind alle mit einigen bezeichnenden, die Phantasie anregenden Zügen ausgestattet.

Freilich hat das Buch eine Tendenz. Aber die Tendenz nach einer Religion der Menschlichkeit, des Wohlthuns, der Liebe und Versöhnung, nach einer Religion, die sich mit der Wissenschaft verträgt und das Naturgesetz anerkennt, kurz nach einer Religion, die an Ernst und Tiefe der Gesinnung keiner andern weicht und sich doch von der überlieferten Satzung weit entfernt. Ein Buch von dieser Tendenz, von dem Verfasser der „Amaranth“ herrührend, ist an sich eine bedeutungsvolle kulturgeschichtliche Thatsache, und es kann nicht fehlen, daß die innere Entwickelung des Helden viel Erlebtes enthalten muß: wozu wir unsererseits dem Dichter nur Glück wünschen können. Denn augenscheinlich ist ihm die Wahrheit nicht als eine grausame Erleuchtung gekommen; oder wenn sie ihm so kam, so hat er sich zurecht gefunden und innerhalb der modernen Weltanschauung Trost gewonnen. Möge er ihn mit seinem Buch auch Anderen bringen

μμ. **Gedichte von Heinrich Leuthold.** Frauenfeld, Verlag von J. Huber. 1879.

Schon vor ihrem Erscheinen machte Hermann Lingg auf diese Gedichte aufmerksam, die sich durch eine seltene Formvollendung und großen Wohllaut der Sprache auszeichnen sollten. In der That ist uns durch sie ein echter poetischer Schatz geschenkt worden, der alle Gaben unserer jüngeren Dichter aus den letzten Jahren überstrahlt. Leuthold wurde 1827 zu Wetzikon im Canton Zürich geboren. Auf seinem Leben lastete der Druck materieller Sorgen. Ende der fünfziger Jahre gehörte er dem Münchener Dichterkreis der Krokodile an, welcher sich um Emanuel Geibel gebildet hatte. Mit diesem gab er 1863 bei Cotta in Stuttgart die vortrefflichen Uebersetzungen: „Fünf Bücher französischer Lyrik“ heraus. An einer Lungenkrankheit leidend, verbittert gegen das Leben, hat er nur sehr wenige seiner zahlreichen Poesien veröffentlicht. Seit nicht langer Zeit theilt er das unglückliche Geschick Hölderlin's und Lenau's. Die Sammlung der Gedichte verdanken wir besonders dem Literarhistoriker Jakob Bächtold, der es aber leider unterlassen hat, dem Buch ein kurzes Vorwort über die Schicksale des Verfassers mitzugeben: Leuthold's Name wird nach dieser Publication bald zu den bekannten gezählt werden. Der Grundton dieser Gedichte ist tiefe Schwer-

Digitized by Google

muth, dann wieder verächtlicher Trotz oder höhnende, Heine'sche Ironie. In wenigen Liedern, namentlich den von südlicher Schönheit trunkenen von der Riviera, spricht sich ein stilles Behagen aus, das selbst die leise Klage in liebliche Musik verwandelt. Der Dichter ist nicht nur Meister des Sonetts und des Ghasels, wie der Maße der antiken Dichtung, sondern auch reich in der Erfindung neuer volksliederartiger Strophen, die immer tadellos in der Form, in der Fülle des dichterischen Ausdruckes voll melodischen Wohlklangs dahinfließen. Der Inhalt theilt sich in: Vermischte Gedichte, Lieder von der Riviera, Trinklieder, voll wilder übertäubender Lust, Zeitgedichte, in die er seine ätzende Bitterkeit ausgegossen hat, vaterländische Gedichte, Romanzen, unter denen „der Than von Dunbar" hervorragt, zahlreiche Ghaselen und Sonette, eins vollendeter als das andere. In antiker Form: Sprüche und Epigramme, in ihrer Knappheit scharf und schlagend, endlich Episches, darunter acht Gesänge aus einer Penthesileia, die in einer originellen, daktylischen Strophenform gedichtet ist. Von einem angeblich vorhandenen Epos: „Winkelried" ist uns Nichts mitgetheilt worden. Am werthvollsten sind jedenfalls die Lieder, die rein lyrischen Ergüsse des für das Schöne begeisterten, von tiefer, innerer Qual umdüsterten Dichterherzens.

ε. **Die Rose der Sewi.** Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol. Von Ludwig Steub. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1879.

Ein Buch, welches ein Porträt ist — das des Verfassers. Voll von jenem Gemüth, welches sich oft seiner Weichheit und Wärme schämt; voll von Humor und Schalkhaftigkeit, so daß selbst scharfe Pfeile mit Rosen umwunden abgeschossen werden. Die „ziemlich wahre" Geschichte erzählt das Herzensschicksal zweier einfacher Menschen; es ist keine Kunstnovelle, in welcher der Dichter ganz in den olympischen Wolken der Objectivität verschwindet; Manches läßt sich dagegen einreden, daß immer wieder das gute Gesicht des Herrn Steub mit den schalkhaften Augen, welche auch recht ernst dreinschauen können, hervorlugt. Aber ich möchte diesen Fehler nicht missen, denn er verleiht dem herzigen Buch erst recht den Stempel der Originalität. Das ist eine Dorfgeschichte ohne Schminke und Stallgeruch — gerade so recht in der Mitte, schlicht, manchmal derb, oft entzückend naiv und immer gesund. Steub setzt sich in keine Pose, wenn er schreibt, sondern gibt sich ganz, wie er ist, und wenn wir auch diese ästhetische Hemdärmeligkeit nicht zur Nachahmung empfehlen können, so verleiht doch sie diesem Werke des süddeutschen Dichters einen Zauber, welchen doppelt empfindet, wer in ihr das unverfälschte Spiegelbild des Verfassers zu erkennen vermag. Die „Lyrischen Reisen" haben dem Dichter viele Freunde im Norden gewonnen; „die Rose von Sewi" wird die Schaar derselben vermehren.

ox. **Donna Ottavia.** Historischer Roman aus dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts. Von Joh. Andr. v. Sprecher. Chur, Verlag von Jost & Albin. 1878.

„Dies Buch ward verfaßt in dem guten Glauben, daß es weder der Geschichtschreibung noch der Poesie etwas schaden kann, wenn sie innige Freundschaft mit einander schließen und sich zu gemeinsamer Arbeit vereinen". Diese Worte Joseph Victor von Scheffel's hätte Hr. von Sprecher seinem Roman als Motto voranstellen können; denn es haben in der That auch hier Poesie und Geschichte einen innigen Freundschaftsbund geschlossen. Der Hauptzweck des als Historiker und nicht minder als Erzähler in weiten Kreisen, namentlich der Schweiz, bekannten Verfassers scheint der geschichtliche gewesen zu sein. In den drei Büchern, in welche der Roman zerfällt, werden dem Leser drei geschichtliche Ereignisse vorgeführt: Der Untergang des reichen Fleckens Piuro oder Plurs am 25. September 1618; der Veltliner Mord (Juli 1620) und der Prättigauer Freiheitskampf im Frühling 1622. Diese Ereignisse, die zwei erstgenannten zumal, sind an sich hochtragisch und von ergreifender Wirkung. Man kann daher den Verfasser nur loben, daß er, jedwede dichterische Ausschmückung verschmähend, streng historisch verfahren ist. Die Schilderung der furchtbaren Katastrophe von Plurs ist beinahe wörtlich den authentischen Quellen entnommen. Auch das Gemälde des Reichthums und des Luxus von Plurs ist, so fabelhaft die Sache klingt, aus der in der Umgegend noch heute fortlebenden Tradition geschöpft. Neben der Erzählung geschichtlicher Ereignisse verdienen nicht minder die Natur- und Culturbilder rühmend hervorgehoben zu werden. So namentlich jene herrliche und ergreifende Schilderung einer damaligen Reise von Chur nach dem Veltlin über den Albula und den Bernina. In erster Linie begrüßen wir somit das Werk als einen werthvollen Beitrag zur rhätischen Culturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts. Aber auch als Dichtung erhebt sich v. Sprecher's Arbeit weit über die Mittelmäßigkeit. Die eigentliche Handlung des Romans ist in Kürze folgende: In Plurs erblickt Dietegen von Salis aus Soglio im Bergellerthale die schöne und edle Ottavia de' Vertemati (beiläufig bemerkt, die Familie existirt noch), zu welcher er in Liebe erglüht. Gleichzeitig faßt Ottavia's Bruder, Giampaolo, eine tiefe Neigung zu Anna, Dietegen's Schwester. Während aber Dietegen seine Liebe vorläufig noch geheim hält, rückt Giampaolo, ein Mann von etwas zweideutigem Charakter, ungestüm mit einem Heirathsantrag hervor und wird von Anna's Eltern abgewiesen. Er verliert jedoch keineswegs die Hoffnung. Da er bei Anna Gegenliebe zu finden glaubt, faßt er den Entschluß, sie gewaltsam zu entführen. Aber am Abend derselben Nacht, in welcher er diesen Plan auszuführen beschlossen hat, bleibt er unter den Ruinen von Plurs begraben. Ottavia, welche sich in jenen Tagen zufällig bei der befreundeten Familie von Salis im nahen Soglio auf Besuch befand, gehört zu den wenigen Plursern (nach der Geschichte waren ihrer nur sechs Personen), welche dem grausen Schicksal entgingen. Das unsägliche Herzeleid bedroht ihre Tage. Nach wiedererlangter Gesundheit zieht sie mit der Familie Salis nach Zürich und von hier nach Sondrio im Veltlin, wo sie sich bei ihrem Großvater mütterlicherseits, dem gelehrten, reichen und angesehenen Doctor Marlianico, aufhält.

Digitized by Google

und neuen Studenten- und Volksliedern“ enthalten. Die Veröffentlichung derselben in der neuen Form wird dem gemüthvollen Künstler zu den alten neue Freunde werben.

„Guckaus“. 17 Originalzeichnungen von Oskar Pletsch in Holzschnitt, mit Reimen von Victor Blüthgen.

Die beiden Autoren beanspruchen gleiche Beachtung in ihrer Art; wo sie zusammen arbeiten, da ist Wort und Bild organisch verbunden; was das Kinderlied verschweigt, verschweigen muß, zeichnet der liebenswürdige „Onkel Pletsch“, und wo sein Bildchen Worte verlangt, leiht sie der naive Dichter in herziger, schlichter Weise.

„Unsre Lieblinge“ von Ludwig Knaus, in Kupfer gestochen von R. Barthelmes. Düsseldorf, Verlag von Heinrich Bäumer.

Wir machen unsere Leser mit besonderem Nachdruck auf diese entzückende Schöpfung aufmerksam. Das Original befindet sich in England. Auf einem großen Lehnstuhl sitzt ein etwa neunjähriges Mädchen, mit einer Stickerei beschäftigt, den einen Arm um das kleine Brüderchen geschlungen, welches mit Aufbietung seiner größten Aufmerksamkeit die Arbeit verfolgt. Der Ausdruck der beiden Köpfchen, besonders der des Knaben ist von jener liebenswürdigen Naivität, welche alle „Kinder“ unseres berühmten Genremalers auszeichnet. Die Arbeit des Stechers steht der des Künstlers ebenbürtig zur Seite. Das Blatt ist in Linienmanier mit einer Gewissenhaftigkeit und Ruhe, mit einer so feinen Nachempfindung der malerischen Wirkung ausgeführt, daß es zu den vorzüglichsten Schöpfungen auf diesem Gebiete gerechnet werden kann. Barthelmes handhabt den Stichel mit Freiheit und Kraft, mit Treue und Zartheit zugleich. Die Behandlung des Fleisches ist weich, ohne zu verschwimmen, die der Stoffe originell und charakteristisch, ohne zu täuschenden Kunststückchen zu greifen. Wir empfehlen das Blatt um so mehr, als uns die Unterstützung des Kupferstichs als Pflicht des kunstliebenden Publicums erscheint.

Die Erdrinde und ihre Bildung. Das Wesentlichste der Geologie in gemeinfaßlicher Darstellung von Julius Lippert. Prag, Verlag des Deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 1878.

Ein vortreffliches Werkchen, das bei fesselnder, leichtverständlicher Darstellung eine Fülle des Inhalts mit einer derartigen Kritik desselben verbindet, daß es sich im wahrsten Sinne zu einem Volksbuche eignet, welches jedem Familienkreise, in dem naturwissenschaftliches Interesse vorhanden ist, willkommen sein dürfte, nicht nur zur Unterhaltung, sondern auch als ein in hohem Grade schätzenswerthes Lehrbuch. Die zahlreichen Abbildungen sind sorgfältig ausgeführt und erleichtern ungemein das Verständniß durch ihre zweckmäßige Auswahl und zum Theil schematische Haltung.

Die Tonkunst. Einführung in die Aesthetik der Musik von Dr. Heinrich Adolf Köstlin. Stuttgart, Engelhorn. 1879.

Es gibt Bücher, denen gegenüber die Kritik einen eigenthümlich spröden Stand hat. Ein solches Buch ist das vorliegende. Es steckt zu viel ehrliche Arbeit und guter Wille darin, als daß man es tadeln, aber auch wieder zu wenig Eigenartiges und Selbstschöpferisches, als daß man es loben möchte. Es ist sehr schwer, wirklich neue Gedanken zu produciren; aber man darf von einem Schriftsteller, der ein so vielfach beschriebenes Thema behandelt, verlangen, daß er wenigstens Einfälle hat, oder seinem Vortrag Reiz zu verleihen weiß. Mit voller Beherrschung des Materials werden die wissenschaftlichen Grundlagen der Tonkunst, ihre Elemente und Formen hier vorgetragen, dem dritten Abschnitt jedoch, welcher, wenn auch keine vollständige Aesthetik der Tonkunst, ein Titel, den die Vorrede bescheiden ablehnt, so doch ein philosophischer Grundriß derselben sein soll, gebricht es an Frische und jener unschätzbaren Fähigkeit, den Nagel auf den Kopf zu treffen. Der Verfasser sagt Alles zum zweiten und dritten Male, weil er es beim ersten nicht zu sagen weiß. Daher in dem Capitel über den „Stil“ dieses fortwährende Zurückkommen auf das, was eigentlich „Stil“ ist; wie man denn niemals über ein Ding mehr spricht, als wenn man es nicht recht klar zu machen weiß. Daher sonderbare Aussprüche wie dieser: „Mozart habe im absoluten Sinne mehr Stil als Beethoven, weil bei ihm Idee und Tongestaltung flüssiger in einander aufgehen“ (S. 316). Die C-moll Sinfonie hätte also weniger Stil im absoluten Sinne als die G-moll Sinfonie? In ihr ginge Idee und Tongestaltung weniger „flüssig“ in einander auf? Eine Definition von „Stil“, welche auf solche Willkürlichkeiten hinausläuft, sollte doch erst Partitur lesen lernen. Auf das „Flüssige“ hat es der Verfasser überhaupt abgesehen. Er spricht gern und oft von „abfließenden Tonempfindungen“, „abfließender Melodie“ (z. B. S. 298), er „fühlt sich von dem Idealleben umflossen“ (S. 300), er „läßt sich von den Tonwellen bespülen“ (S. 300). Auch an sprachlichen Wunderlichkeiten fehlt es nicht. S. 316 spricht er von „Wesensbeziehung“, S. 97 von „Bezogenheit“, S. 310 von „dem Jugendlich-Kräftigen, Unvergohren-Drängenden“. Auf S. 282 endlich findet sich der Ausdruck „schreiende Unmasse“, womit wahrscheinlich Kinder gemeint sind. Alles dies jedoch vielleicht auf süddeutscher Dialektanwandlung Beruhende, wäre leichter zu tragen, stände dem Aesthetiker des Buches — die beiden ersten Abschnitte haben es nur mit dem Gelehrten zu thun — das Bild zu Gebote. Wer die Gesetze des Schönen schreiben will, dem darf sich die Metapher nicht versagen, es sei denn, daß er ein philosophischer Kopf ersten Ranges wäre. In dem ganzen 360 Seiten umfassenden Buche, in einer Materie, welche wie keine andere zur Illustration durch die Phantasie auffordert, wird man vergeblich nach einer bildlichen Anschauung suchen, die über das Sprachgebräuchliche hinausgeht.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. März zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

L'Athenaeum Belge. Journal universel de la Litterature, des Sciences et des Arts. 1879. No. 5. Bruxelles.

Bartsch. — Deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. Eine Auswahl von Karl Bartsch. 2. verm. u. verb. Auflage. Stuttgart, Göschen'sche Verlagshdlg. 1879.

Blätter, Dramaturgische. Organ für das deutsche Theater. Herausgegeben und redigirt von Wilhelm Henzen. III. Bd. No. 4. Leipzig, H. Foltz. 1879.

Buonaventura-Schmidt. — Italienische Unterrichts-Briefe für das Selbst-Studium bearbeitet von Prof. Giamb. Buonaventura u. Dr. phil. Alb. Schmidt. Brief 1. 2. 3. verb. Aufl. Leipzig, Verlag des Hausfreundes. 1879.

Coopman. — Gedichten en Gezangen voor Theophiel Coopman. Met eene Inleiding van Emanuel Hiel & twee Etsen van Albrecht Dillens. Antwerpen, L. Delamontagne. 1879.

Correspondenz, Allgemeine, Literarische, für das gebildete Deutschland. III. Bd. No. 35. 36. Leipzig, Verlag von H. Foltz. 1879.

Correspondenz, Kaufmännische. Zeitschrift für Volkswirthschaft, Handel und Statistik. IV. Jahrgang, No. 4. 5. Brandenburg a. H. 1879.

Correspondenz, Politische, Friedrich's des Grossen. I. Band. Berlin, A. Duncker, Kgl. Hofbchh. 1879.

Dahn. — Sühne. Schauspiel in fünf Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.

Dichterhalle, Neue Deutsche. Band III. No. 4/5. Leipzig. 1879.

Dichterhalle, Schweizerische. Jahrgang IV. No. 8/9. Leipzig, C. G. Theile. 1879.

Doornkaat-Koolman. — Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat-Koolman. Heft 7. Norden, H. Braams. 1879.

Egloffstein. — Monatsrosen. Von Lilla, Gräfin von und zu Egloffstein geb. Gräfin Bassewitz. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1879.

Ethiopien. — Studien über West-Afrika mit einer neu entworfenen Special-Karte. Hamburg, Friederichsen & Co. 1879.

Feyhl. — Zehn Lieder heiteren und ernsten Inhaltes für Männerchor componirt von Johannes Feyhl. Köln, Tonger's Musikverlag.

Fischer. — Rechts- und Staats-Philosophie von Dr. Wilhelm Fischer. Leipzig, Verlag f. mod. Sprachen und Litteratur. 1879.

Friedmann. — Die Feuerprobe der Liebe. — Angioletta. — Von Alfred Friedmann. Dritte Auflage. Wien, Verlag der Wallishausser'schen Buchhandlung. 1879.

Flugblätter des Deutschen Vereins in Wien. III. Die Deutschen in Oesterreich-Ungarn und ihre Bedeutung für die Monarchie. Wien, Verlag des Vereins. 1879.

Gewerbehalle. — Redigirt von Adolf Schill in Stuttgart. 17. Jahrgang. Lfg. 3. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1879.

Glaubensbekenntniß Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig jetzigen Kaisers von Deutschland, Königs von Preußen Majestät, nebst der Confirmationshandlung, der Predigt bei der ersten Communion und den Lebensgrundsätzen Allerhöchstdesselben herausgegeben von Friedrich Ehrenberg. 5., unv. Aufl. Berlin, E. Bichteler & Co. 1879.

Goetz. — Albuin und Rosamund. Neun Romanzen von Lothar Goetz. Wien, Selbstverlag des Verfassers. 1879.

Hase. — Des Culturkampfes Ende. Eine Denkschrift von Dr. Carl Hase. 3. verm. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.

Hoffmann. — Der Entwickelungsgang des deutschen Schauspiels. Nach den besten Quellen dargestellt von Wilh. Rud. Hoffmann. Löbau i. Westpr., R. Skrzeczek. 1879.

Hohenbühel. — Auf den Mai. Sinngedichte von Ludw. Freiherrn von Hohenbühel genannt Heufler zu Rasen. Innsbruck, Wagner'sche Univ.-Buchhdlg. 1879.

Hollander. — Die Preußische Boden-Credit-Actien-Bank und die Allgemeine Börsen-Zeitung. Eine Streit- und Vertheidigungs-Schrift zur Aufklärung des Publicums von J. Hollander, Chef-Redacteur der „Allgemeinen Börsen-Zeitung". 3. Aufl. Berlin, Verlag der Allgemeinen Börsen-Zeitung. 1878.

Hopfen. — Die Heirath des Herrn von Waldenberg. Roman von Hans Hopfen. 3 Bde. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1879.

Hottenroth. — Trachten, Haus-, Feld- u. Kriegsgeräthschaften der Völker alter und neuer Zeit. Gezeichnet und beschrieben von Fried. Hottenroth. Lfg. 1. 2. Stuttgart, G. Weise. 1879.

Idyllen, Zwei amerikanische. Elisabeth von Henry Wadsworth Longfellow. — Eingeschneit von John Greenleaf Whittier. Uebersetzt von Karl Knortz. Berlin, J. Bohne. 1879.

Jensen. — Nach Sonnenuntergang. Roman in zwei Büchern von Wilhelm Jensen. Berlin, S. Frey. 1879.

Jensen. — Das Pfarrhaus von Ellernbrook. Ein Roman von Wilhelm Jensen. 2 Bde. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1879.

Klee. — Fürst Bismarck und unsere Zeit. Von Dr. Hermann Klee. Berlin, Carl Duncker's Verlag. 1879.

Literatur-Blatt. — Wochenschrift für das geistige Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Anton Edlinger. III. Bd. No. 7—10. Leipzig, Verlag von J. Klinkhardt. 1879.

Magazine, Illustrated, founded by Ferdinand Freiligrath in the year 1875. Conducted by Blanche Howard. 1879. No. 3—6. Stuttgart, Ed. Hallberger.

Mehr Licht! Eine deutsche Wochenschrift für Literatur und Kunst. Im Selbstverlage des Herausgebers Silvester Frey. I. Jahrg. No. 21. 22. 23. Berlin. 1879.

Mercator. — Differenzen. Ein volkswirthschaftlicher Versuch. Bei Anlaß der Eröffnung der Neuen Börse in Frankfurt am Main. Von Ernst Mercator. Frankfurt a. M., J. Baer & Cie. 1879.

Monatsschrift, Baltische. Herausgegeben von August Deubner. XXVI. Band. 6. und 7. Heft. Riga, Moskau, Odessa, Verlag von J. Deubner. 1879.

Musterbücher für weibliche Handarbeit. Herausgegeben von der Redaction der Modenwelt. 1. Sammlung. Muster altdeutscher Leinenstickerei, gesammelt von Julius Lessing. I. 2. Aufl. Berlin, F. Lipperheide. 1879.

Oncken. — Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege. Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813 von Wilhelm Oncken. II. Bd. Berlin, Grote'sche Verlagsbchhdlg. 1879.

Palleske. — Charlotte. (Für die Freunde der Verewigten.) Gedenkblätter von Charlotte von Kalb. Herausgegeben von Emil Palleske. Mit dem Porträt der Verfasserin. Stuttgart, Carl Krabbe. 1879.

Pearson. — Translations from the german poets by Edward Stanhope Pearson. Dresden, E. Pierson. 1879.

Polko. — Die deutschen Gewerkvereine von Hugo Polko. Stuttgart, C. Krabbe. 1879.

Publikationen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. Neue Folge. Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. III. Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609—1650. Von Julius Otto Opel. Leipzig, Verlag des Börsen-Vereins der Deutschen Buchhändler. 1879.

Reuter. — Ergänzungsbände zu den sämmtlichen Werken von Fritz Reuter. Billige Ausg. Lfrg. 2/4. Leipzig, C. A. Koch's Verlagsbuchhdlg. 1878.

Revue Générale. Journal Historique et Littéraire. Tome XXIX. Mars 1879. Bruxelles.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. Heft 6. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1878.

Sachs. — Synchronistische Tabelle zur politischen und Literär-Geschichte Frankreichs und Englands. Nebst Anhang. Zum Gebrauch in den oberen Klassen der Schulen zusammengestellt von Professor Dr. Sachs. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbchhdlg. 1879.

Sainte-Claire. — A dictionary of english, french and german idioms, figurative expressions and proverbial sayings by Arthur M. de Sainte-Claire. Assisted by Professor Emanuel Pasquet, for the french, and by Oberlehrer Dr. Otto Hölscher, for the german. Part. I. London, Dulau & Co. 1878.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. XIV. Serie. Heft 313/14. Blücher von A. Kluckhohn. Heft 315/16. Ueber die Thiere der Tiefsee. Von Dr. H. Alex. Pagenstecher. Berlin, C. Habel. 1879.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgegeben von Paul Graf Waldersee. No. 1. Joh. Seb. Bach von Philipp Spitta. — No. 2. Wagner's Siegfried von Hans von Wolzogen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.

Sanders. — Deutsche Sprachbriefe von Professor Dr. Daniel Sanders. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1879.

Digitized by Google

Sanders. — Geschichte der deutschen Sprache und Literatur bis zu Goethe's Tod. Von Professor Dr. Daniel Sanders. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1879.

Schalk. — Blätter für deutschen Humor. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. 1879. No. 21. 22. 23. 24. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Schiff. — Ritter vom Gelde. Roman aus dem Wiener Leben von Theodor Schiff. Wien, Manz'sche k. k. Hof-Verlags- u. Univ.-Buchhdlg. 1879.

Schiller's Werke. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. 38/44. Lieferung. Stuttgart und Leipzig, Verlag von Eduard Hallberger.

Schmid — Die Durchführung des Principes der Individualisirung im deutschen Reichsstrafgesetzbuch. Von Dr. jur. Aurelius Schmid. Erlangen, Palm & Enke. 1879.

Schwarze. — Reichsgesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie vom 21. Oktober 1878. Erläutert von Dr. Friedrich Oskar von Schwarze. Erlangen, Palm & Enke. 1879.

Sicherer. — Personenstand und Eheschließung in Deutschland. Erläuterung des Reichsgesetzes vom 6. Februar 1875 über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung von Professor Dr. Hermann von Sicherer. Erlangen, Palm & Enke. 1879.

Siegmund. — Durch die Sternenwelt oder die Wunder des Himmelsraumes. Eine gemeinfassliche Darstellung der Astronomie für Leser aller Stände. Bearbeitet von Ferdinand Siegmund. Lfg. 5—10. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1879.

Steiner. — Glärnitsch-Fahrt. Gedicht in Züricher Mundart. Von Leonhard Steiner. Zürich, Orell Füßli & Co. 1879.

Stille. — Die Bevölkerungsfrage in ihrer Beziehung zu den socialen Verhältnissen. Vom medicinischen Standpunkte aus betrachtet. Von Dr. med. G. Stille. Berlin, Friedr. Luckhardt. 1879.

Streckfuß. — 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage von Adolf Streckfuß. 2. Aufl. Lief. 8.9. Berlin, Verlag von B. Brigl. 1878.

Taine. — Die Entstehung des modernen Frankreich. Von H. Taine. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. 2. Band. Das revolutionäre Frankreich. 1. Abthlg. Leipzig, Ernst Julius Günther. 1878.

Taine. — Geschichte der englischen Literatur von H. Taine. Autorisirte deutsche Ausgabe. 1. Band: Die Anfänge und die Renaissance-Zeit. Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Leopold Katscher. 2. Band: Das klassische Zeitalter. Bearbeitet von Gustav Gerth. Leipzig, Ernst Julius Günther. 1878.

Taschenbuch. Züricher auf das Jahr 1879. Herausgegeben von einer Gesellschaft Züricher Geschichtsfreunde. Neue Folge. 2. Jahrg. Mit Abbildungen. Zürich, Orell Füßli & Co. 1879.

Treitschke. — Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert von Heinrich von Treitschke. 1. Theil. Bis zum zweiten Pariser Frieden. Leipzig, S. Hirzel. 1879.

Weltgeschichte, Illustrirte, für das deutsche Volk. Pracht-Ausgabe. Band I. Lfg. 5—7. Leipzig, Verlag von O. Spamer. 1878.

Wichert. — Les perturbations. — Au bord de la Baltique. — Le vieux cordonnier. — Nouvelles traduites de l'Allemand avec l'autorisation de l'auteur par Mlle. H. Heinecke. Paris, Hachette & Cie. 1879.

Wittich. — Struensee von Prof. Dr. Karl Wittich. Leipzig, Veit & Co. 1879.

Wochenblatt, Deutsches, für dramatische Kunst und Literatur. Herausgegeben von Siegfried Fleischer. I. Band. Nr. 17. Wien, Wallishausser'sche Buchhdlg. 1879.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von Mühlhäußer und Geffcken. Band IV. Heft 4. Die Gewerbegesetzgebung des Deutschen Reiches, im Lichte ihrer Ursachen und Wirkungen, sowie der neueren gewerbe-politischen Bestrebungen. Von Jul. Schulze. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1879.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XIV. Band. Heft I. Mit Gratisbeilage: Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. 1879. No. 1. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer. 1879.

Zeitschrift, Historische, herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge. V. Bd. 2. Heft. München, R. Oldenbourg. 1879.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers &c. herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrgang VIII. Heft 113. Ueber materialistische und idealistische Weltanschauung. Von Dr. Max Schasler. Berlin, Verlag von C. Habel. 1879.

Zimmern. — Lessing's Leben und Werke. Von H. Zimmern. Deutsche autorisirte Ausgabe von M. Claudi. Lfg. 5. 6. Celle, Literarische Anstalt. 1879.

Zuñarates-Schmidt. — Spanische Unterrichts-Briefe für das Selbst-Studium bearbeitet von Prof. Gil. Zuñarates und Dr. phil. Alb. Schmidt. Brief 1. 2. I. Kursus. Leipzig, Verlag des Hausfreundes. 1879.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by

Der Katzenjunker.

Von

Louise von François.

Unser Herzogsschloß auf der Höhe war länger als ein Menschenalter hindurch ein leerstehendes Gehäus über einer Gruft. Auf dem Vorwerk, das ihm als Wirthschaftshof gedient und das einen Büchsenschuß entfernt am Flußrande lag, waltete dagegen während dessen ein stillfrohes Leben: der alte Thalhof hieß dazumal Klösterley's Gut und heißt heute noch so, wiewol die Bewohner einen anderen Namen tragen.

Der Herzog, mit welchem die Linie erlosch, hatte auf diesem Vorwerke eine Mustermeierei in holländischem Stil errichtet. Die Leute nannten sie ihres guten Johann Puppe. Hatte er doch so gern etliche Sommerwochen in dem Hause gewohnt, das gleichfalls neu erbaut, ländlichen Ansehens, aber massiv und geräumig war. Hinter demselben zog sich der Hof bis zum Fuß des bewaldeten Schloßberges; auf der Hochfläche breiteten sich die dem Gute eignenden Aecker, während dessen Hauptbetrieb auf dem üppigen Wiesenwuchs zu beiden Seiten des Gehöftes beruhte.

Die gegenwärtigen Besitzer hatten die Wirthschaft verpachtet; ihr außerhäusliches Bereich beschränkte sich auf ein Gartenstück, in welches der umfängliche Vorhof umgewandelt worden war. Die Landstraße führte an ihm vorüber, jenseits derselben fiel das Ufer steil ab zum raschbewegten Flusse.

Der Ausblick auf dessen Windungen inmitten des frischgrünen Auenbettes gewährt heute ein erquickendes Landschaftsbild; dazumal sperrte es nach drei Seiten — wie nach der vierten das Haus — eine mannshohe Umfassungsmauer, mit Spalierobst und Beersträuchen bezogen, und über der Mauer ein noch höheres dichtes Drahtgeflecht, das in scharfe Spitzen auslief. Eine Schutzwehr gegen geschmeidige Tückebolde, welche von den Häusern der Vorstadt her in dem Revier ihr Wesen treiben konnten. Da solches Treiben in Gartenanlagen aber gemeinhin nicht für ein Unwesen gehalten wird, das Merkzeichen von etwas Absonderlichem innerhalb des Geheges. Man sah dasselbe in einen Käfig verwandelt, wennschon in einen blühenden und in einen klangerfüllten Käfig. Denn die

kleinen Waldsänger hatten die sichere Herberge weislich ausgespürt; fanden sie außer ein Paar uralten Linden auch nur Fruchtbäume in ihr, so heimsten und musicirten sie doch in den Zweigen wie nirgend sonst in der Gegend vom zirpenden Zaunkönig an bis zur Altmeisterin Nachtigall.

Wie aber bezeugten erst Grund und Boden einen schonenden Sinn und eine pflegende Hand. In weitem Umkreis fand man kein gedeihlicheres Fleckchen Erde als Klösterley's Gartenstück. Goldgelbe Kieswege theilten es linealgerecht in vier gleich große Beete, deren Mittelraum schachbrettartig, je eines um das andere, würzige Erdbeeren und den zartesten Spargel trugen. Auf dem Rabatteneinsatz aber blühten hinter einem Saum von Lavendel und Federnelken, zwischen Stämmchen von auserlesenem Franzobst in bunter Reihe Blumen, die alle gar sinnige deutsche Namen trugen, die man heute jedoch fast nur noch in unseren Bauerngärten findet: brennende Liebe und Braut in Haaren, Kaiserkronen, steifwürdiger Hahnenkamm, Studentenblumen und röthlicher Türkenbund, Rittersporn, wohlriechendes Mutterkraut, Jehovahblümchen, Tausendschön, Vergißmeinnicht und wie viele andere, die ich seitdem nicht wieder blühen sah. Die Lauben in den vier Ecken beschattete lenz- oder herbstblühendes Jelängerjelieber, bunte Wicken wanden sich duftmischend um die Rosenstöcke. Denn die Rose war freilich Gartenkönigin damals so gut, wie sie es heute ist, nur daß sie heute vornehmeren Racen aus der Fremde entstammt und die stolzeste jener Zeit, die Centifolie, unseren Anlagen so selten eine Zierde geblieben ist, wie die schlanke, weiße Lilie, deren keusche Schöne sich nicht zu Abarten umbilden läßt. Ich kann mir nicht helfen: der Flor der Alten heimelte mich traulicher an, als alle Pracht der Verbenen, Gloxinien, Fuchsien, Phlox, Amarillis, und wie sie sonst noch heißen die Fremdlinge, welche heute in Klösterley's Garten, gleich hundert ähnlichen, sich gruppenweis vom glattgeschorenen Rasenteppich abheben. Freilich war ich jung, als ich jenen Flor blühen sah, und alles Heimathsgefühl stammt aus der Jugend.

Die weitläufige Schilderung dieser Gartenanlage hat schon errathen lassen, daß der Titelheld meiner Geschichte wieder einmal dem Raritätenschatze meiner Großmutter entnommen ist, aus welchem ich schon mehr als ein verblaßtes Bildniß aufzufrischen mich unterfing. Dankbarer allerdings würde es sein, Originale der Gegenwart zu porträtiren, und kein Zweifel, daß es in ihr interessantere Personen und packendere Zustände zu schildern gibt. Wessen Auge nur scharf genug wäre, in dem weitgespannten Horizont ein Einzelndasein zu unterscheiden; wessen Ohr nur fein genug, in dem lauten Getriebe einen Naturlaut zu erhorchen! Wer in der allgemeinen Hast nur Muße fände, einen Herzensgrund aufzuschüren! Mit der Flucht des Sturmwindes sausen die Erscheinungen vorüber, der elektrische Funken trägt in Blitzesschnelle jede Neuigkeit von Pol zu Pol; die sinnigsten Offenbarungen, Liebesschwüre selbst, für deren Flüstern einstmals keine Laube heimlich genug war, erschallen aus verlötheten Kästen tausend Meilen weit über Land und Meer. Die Menschen stehen in Gruppen wie die Blumen der Gärten, sogar nach dem Farbenspiel gesondert: Parteien hier, Bataillone dort; auch unser altes, stilles Schloß ist Caserne geworden. Wo ein Führer den Haufen um Hauptestlänge

überragt, muß er, nach optischen wie diplomatischen Gesetzen, dem Perspectiv eines Geschichts- oder Geschichtenerzählers der Zukunft überlassen bleiben. Aus verworrener Ueberfülle wendet der leere Blick sich rückwärts in blaue Fernen.

Die Zeit, in welcher die gelbe Kutsche noch sechs Stunden an der Meile fuhr, wo ein aus- oder einsteigender Passagier ein Stadtereigniß bildete, die Zeit, in welcher der Enkel noch Muße und Laune hatte, die Erlebnisse seiner Altvorderen, so weit irgend die Tradition reichte, nachzuleben wie ein persönliches Geschick, wo die Weltkunde im Centrum der Heimath begann und häufig genug in deren Peripherie auch endete; die Zeit, aus welcher meine Großmutter mich mit Problemen gleich dem des Katzenjunkers unterhielt: ich will diese Zeit beileibe nicht schlechthin die gute nennen, die gute nicht einmal für einen Erzähler; aber für einen Erzähler von meinem bescheidenen Kaliber ist sie die beste.

Die Großmutter und ihr Schwiegervater, dessen vereinsamtem Hause sie als Wittwe des einzigen Sohnes vorstand, nannten sich mit dem Junker und seiner Mutter — das waren eben die Besitzer von Klösterley's Gut — Herr Vetter und Frau Muhme, die beiden jüngeren sogar vertraulich Vetterchen und Mühmchen, wiewol ich einer Verwandtschaft der beiden Familien, es sei denn von Adam her, nicht habe auf die Spur kommen können. Denkbar wäre eine solche indessen; denn die Haller wie die Klösterley waren Stadtkinder, und der letzteren Junkerthum stammte keineswegs aus Ritterzeiten; hätten im Gegentheil die Einen sich über die Anderen erheben wollen, so würden, bis auf die jüngste Generation, die erbangesessenen Haller die dazu Berechtigten gewesen sein. Des Junkers Vater und mein Urgroßvater, wenngleich Zeitgenossen und erste Schulgenossen, scheinen indessen von einem Blutszusammenhang so wenig wie ich Etwas gewußt, oder Lust, ihn aufzusuchen, gespürt zu haben; sie waren eben auseinander, richtiger gesagt, gar nicht aneinander gekommen.

Das Verhältniß datirte erst aus des Junkers Zeit. Sie nannten es Freundschaft, die ja im Volksmunde heute noch so viel wie Verwandtschaft bedeutet. Bei den beiden Quasivettern bedeutete sie, modern ausgedrückt, Sympathie, und zwar Sympathie zunächst nicht einmal für einander, sondern für einen Dritten, Längstverblichenen: die gemeinsame Verehrung des bereits erwähnten letzten Herzogs, unseres guten Johann. Der Junker, wiewol er ihn nicht mehr persönlich gekannt, hatte zu solcher nachträglichen Verehrung allerdings einen starken besonderen Grund. Seine Familie schuldete dem Hochseligen Großes: eine kaum dagewesene Erhebung, das Adelsdiplom, schließlich das Erbe des reichen Thalgutes.

Es soll bei dieser Gelegenheit von vornherein erwähnt werden, daß jener Zeit über diese absonderlichen Gunstbezeugungen in Hofkreisen, und selbst in bürgerlichen, gar Aergerliches gemunkelt worden ist. Der Ehrenmann Haller jedoch war weder ein Horcher noch ein Schwätzer, sein Schwiegertöchterchen aber, die beides ein wenig war, hatte dazumal die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten und nur läuten, nicht zusammenschlagen gehört; bald darauf aber hatte die Bekanntschaft mit den Beneficiaten, ja ihr bloßer Anblick, die Lästerzungen und selbst die Neidhämmel zum Schweigen gebracht.

Bei meinem Urgroßvater, der den Hochseligen noch gekannt, war dahingegen die Veneration, ohne jegliche Beimischung von Dankbarkeit für persönliche Wohl-

Digitized by Google

that, ein reines Liebesopfer; und zwar nicht, wenigstens nicht zunächst, weil der Verehrte in der That ein so tapferer und gütiger Herr wie selten Einer, sondern weil er sein Herr, sein besonderer Herr gewesen war. Der neue churfürstliche Landesvater hat schwerlich einen loyaleren Unterthanen gehabt, als den alten Haller; hätte derselbe das stramme preußische Regiment noch erlebt, er würde sich auch ihm ohne Murren unterworfen haben. Alle Obrigkeit ist ja von Gott. Sein ganzes Herz aber hing bis zum Tode an dem Herrn, dem er in seiner Jugend gehuldigt hatte. Wol stand über demselben dazumal noch Kaiser und Reich; allein das Hemd dünkte dem braven Bürger näher als der ziemlich schlotternde Rock. Wie gleichzeitig die Preußen ihren alten Fritz, wie späterhin die Franzosen ihren kleinen Corporal, so feierte er in dem guten Johann seinen eigenen Helden.

An wehmüthigen Erinnerungstagen, oder etwa heimgekehrt vom Grabgeleit eines werthen Mitbürgers, saßen die beiden Vettern regelmäßig noch ein Stündchen in der Haller'schen Ladenstube bei einander. Wie selbstverständlich holte der Aeltere dann aus dem hochbeinigen Pult ein Foliowerk, in schwarzen Sammt gebunden und mit silbernen Krampen geschlossen, dem die alte Familienbibel als Postament diente; der Jüngere aber trug darauf mit bewegter Stimme einen Abschnitt vor aus dem „Hochverdienten Ehren- und Liebesdenkmahl des weyland durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn" und so weiter. Sei es nun die Lob- und Trauerrede, welche bei den hochfürstlichen Exequien in der Schloßcapelle von dem herzoglichen Geheimderath und Oberhofmeister gehalten worden war und in welcher er die hohe leidtragende Versammlung — mein Urgroßvater, als Bürgerlicher, hatte leider nicht zu ihr gehört — in Staunen versetzte durch die früher niemals an ihm wahrgenommene classische Gelehrsamkeit, mit welcher er darthat, „daß Alles auf Erden vergänglich sei, daß der größte Monarch sterben müsse wie der gemeine Mann, daß ein tugendhafter Vespasianus, welchen man das Vergnügen des menschlichen Geschlechtes nennete, in die Verwesung übergegangen sei gleich dem lasterhaften Heliogabalus," und derlei Exempel mehr, viele Seiten lang. Oder sei es auch nur die städtische Trauercantate, oder eines der Carmina und Epicedia, in welchen die unterschiedlichen allerhöchsten Familienglieder, sowie geistlichen und weltlichen Landesbehörden ihren unvergänglichen Schmerzgefühlen Luft machten.

An die weihevollste Lebensstunde, an das höchste außerhäusliche Lebensereigniß wurde der alte Haller aber allemal gemahnt, wenn die Reihe der Vorlesung an die Gedächtnißpredigt kam, welche der weiland Herr Superintendent und Beichtvater der hochseligen Durchlaucht — wie er auch der des noch lebenden allergetreuesten von Dero Unterthanen gewesen — in der städtischen Pfarrkirche gehalten hatte. Ein Meisterstück der Beredtsamkeit, in drei fremde Sprachen übersetzt! Mein Urgroßvater hatte es mit angehört und seitdem so oft wiedergelesen, daß er es vom ersten bis zum letzten Worte auswendig wußte; bei jedem freundvetterlichen Vortrage aber leuchteten seine Augen voll Begeisterung, als ob er eine große Neuigkeit, oder eine ewige Wahrheit vernähme; er wiegte oder neigte sein schönes, weißes Haupt und die Lippen murmelten die bedeutungsvollsten Stellen nach. So zum Beispiel:

Digitized by Google

„Dem Demetrio von Athen wurden dreihundertsechzig Ehrensäulen aufgerichtet. Glauben Sie aber, hochverehrte Anwesende, daß diese Anzahl hinreichend sein würde, wenn wir eine jegliche Heldenthat unseres theuersten Herzogs mit einer Ehrensäule verewigen wollten? Ich meine nicht."

Der alte Haller schüttelte und flüsterte: Nein!

„Das Königreich Ungarn, Polen, Italien, die Niederlande, der größte Theil Deutschlands hat Seiner Heldenthaten so viele aufzuweisen, daß es unmöglich wäre, dieselben nur nachzuzählen. Genung, daß ich den allgemeinen Beifall selber der Feinde vor mich habe, wenn ich behaupte: unser theuerer Herzog ist einer der größten Soldaten und Generale der Welt gewesen."

Der alte Haller nickte und flüsterte: Ja, ja!

Im weiteren Vortrag hieß es:

„Die größte Kunst aber, an welcher die unüberwindlichsten Kriegsleute bis an ihr Ende zu lernen haben, ist die Ueberwindung unserer selbst. Unser Herr hat sie als ein Held und Meister geübt."

Auch des Junkers Stimme senkte und sein Blick hob sich nach der Höhe, wo der verklärte Held und Ueberwinder in der Gruft seiner Väter ruhte, wenn er an diese Stelle gelangte. Und doch ahnte er wahrscheinlich nicht, was der Beichtiger vielleicht gewußt, welche Bedeutung sie für ihn im Besonderen hatte. Er empfand nur die Freude — und es gibt ja wenig reinere — einen edlen Menschen als Wohlthäter zu verehren.

Wie warm flossen nun aber die Thränen Beider, des Vorlesers wie des Hörers, bei der Schilderung der letzten Lebensstunden des geliebten Herrn. Ein kurzes Krankenlager, ein freudig bewußtes Sterben im Glauben an eine selige Ewigkeit: „Ich bin schon bei Gott — bei Gott — bei Gott!" waren seine letzten Worte gewesen. Und nach diesen Worten wurde, wennschon die Predigt längst noch nicht zu Ende war, der Folioband leise geschlossen, die beiden Freunde drückten sich schweigend die Hand und der Junker kehrte heim, das Bild eines hohen Menschen vor der Seele. Der alte Haller aber saß noch eine lange Weile mit gefalteten Händen und murmelte aus dem Trauersang seines großen Namensvetters die Strophe:

„Vollkommenster, den ich auf Erden so viel und nicht genung geliebt,
Wie liebenswürdig mußt Du werden, nun Dich ein himmlisch Licht umgiebt" u. s. w.

Junker Lorenz war in noch unbewußtem kindlichem Alter, als vaterlose Waise, mit seiner Mutter nach dem ererbten Gute übersiedelt. Der Vater hatte auf einem auswärtigen Posten kaum Jahr und Tag nach dem Tode seines fürstlichen Gönners durch einen Sturz mit dem Pferde ein jähes Ende gefunden. Er soll von Natur ein in sich gekehrter Mann gewesen und jemehr und mehr geworden sein. Einen „Kalmäuser" nannte ihn meine Großmutter, die ihn nur von Angesicht und Hörensagen gekannt; aber auch Die, welche ihm näher gestanden hatten, nannten ihn ebenso; der Name war landläufig für ihn geworden, wobei man denn freilich Nichts weniger als an einen Betbruder und neumodischen Pietisten, oder gar an einen katholischen Mönch der strengsten Regel, einen Heiligen vom Berge dachte, sondern einfach an einen kopfhängerischen Grübelfang, einen Sonderling und gallsüchtigen Melancholicus. Heute würden wir

Digitized by Google

ihn vielleicht einen Pessimisten nennen. Denn Arten wie Unarten sterben nicht aus, und auch der Mißmuth ändert nur den Namen je nach den Objecten des Zeitwandels, die ihn reizen. Im Uebrigen rühmte man Herrn von Klösterley als exemplarisch in seinem Amt und als einen Tugendspiegel.

Ein correcter Kalmäuser, war er bis über das Schwabenalter hinaus Junggesell geblieben und groß daher das Verwundern seiner Landsleute bei der Kunde, daß er nach seiner Versetzung in einen anderen Bezirk sich endlich dennoch auf seine Mannespflicht besonnen und ein Weib genommen habe. Näheres ließ sich auf zwölf Meilen Entfernung nicht ermitteln. Er selbst kam nicht wieder in unsere Stadt, und seine Gattin erst als seine Wittwe.

Wie viel größer als bei der Post von der späten Hochzeit und dem frühen Ende des einstigen Mitbürgers war nun aber das allgemeine Staunen beim Bekanntwerden der neuen Mitbürgerin. Das sollte eine Ehefrau gewesen sein, eine Wittfrau sein und Mutter? Das war ja nur ein halbwüchsiges Mädchen, nicht viel mehr als ein Kind! Wie die ältere Schwester ihres Söhnchens sah sie aus, und jemehr das Söhnchen zum Sohn heranwuchs, wie seine Zwillingsschwester, so frohäugig, zierlich und rosigen Angesichts. Man hatte zu Herzogs Zeiten bei Hofe wol Schönere gesehen, aber in Stadt und Pflege keinen Augentrost ihres Gleichen. Leider sah man sie nur selten, denn umgänglicher Natur schien sie so wenig wie ihr seliger Eheliebster, der Kalmäuser. Sie floh die Menschen zwar nicht, wie er es gethan, aber sie suchte dieselben auch nicht, wennschon es ihr an standesgemäßem Verkehr und sogar an Freiern unter den jungen Edelleuten des Landes nicht gefehlt haben würde. Sie hatte genug an ihrem Sohn; welcher Stiefvater würde für seine Schwachheit Schonung gehabt haben wie sie? Obgleich eine Hochwohlgeborene, hielt sie sich, nach bürgerlicher Wittfrauen Art und Pflicht, still hinter dem hohen Drahtgeflecht ihres Gutes und nur in einem einzigen, freilich selbst zu Herzogs Zeiten unerlebten, Treiben wich sie von dem guten alten Herkommen ab: die kindliche Dame war eine Amazone! Schon als Junker Lorenz noch ihr Söhnchen hieß, trabte sie an seiner Seite auf einem flinken, englischen Pferdchen stundenlang in das Weite; niemals jedoch, wie später ihr Sohn es liebte, unter Allerwelts Augen innerhalb der Mauern der Stadt, sondern seitab ihres Gutes in Aue und Forst, wo nur selten ein Ackerwirth oder Jäger ihr begegnete; wem es aber auch geschah, Hoch oder Gering, ob sie zu Roß war, oder bescheiden zu Fuß, dem lächelte sie freundlich zu, dem Geringsten am Freundlichsten.

Der alte Haller als anerkanntester Kaufherr der Stadt hatte von vornherein Gelegenheit gehabt, der unerfahrenen jungen Wittwe bei der Anlage ihres Vermögens einen Dienst zu erweisen und blieb auch fernerhin ihr, wie ihres Sohnes, geschäftlicher Heber und Leger. Auf diese Gefälligkeit gründete sich die Bekanntschaft, welche im Verlauf zur Vetternschaft erwachsen sollte. Das Haller'sche Haus betrat die Dame nur bei besonderen Gelegenheiten; traf sie jedoch am dritten Ort mit dem alten Herrn oder seiner Schwiegertochter zusammen, so drückte sie ihnen dankbar, als eine Verpflichtete, die Hand, erfreute dieselben auch häufig durch einen Blumenstrauß oder einen Korb köstlichen Obstes aus ihrem Garten. Dabei blieb es, auch als ihr Lorenz zum Junker heran=

gereist war; ein so zweiseliges Verhältniß zwischen Mutter und Sohn war nimmer erlebt worden; wie Brautleute, so zart gingen sie miteinander um; wie Eheleute so innig schienen sie durcheinander und nur durcheinander beglückt.

Und so bis in der Mutter Matronenalter hinein. Die Jahre glitten fast spurlos über die kindlichen Züge; färbten die goldenen Löckchen sich allmälig auch silbern, die Rosenblüthe der Wangen dauerte, wie in der Jugend, das holdselige Wesen hörte nicht auf, den Augen und den Herzen wohlzuthun. Man öffnete die Fenster und trat unter die Thüren, wenn die Dame Sonntags früh, anfänglich ihr Söhnchen an der Hand, später ihren Sohn am Arm, durch die lange Vorstadt nach dem Gotteshause ging; beide gefällig in helle Farben gekleidet; der Junker auch nach der Mode mit Haarbeutel und goldbordirtem Dreispitz, in gesticktem Seidenhabit, Escarpins, weißseidenen Strümpfen und Schnallenschuhen; die Dame dagegen nicht in der steifen, bauschigen Tracht der Zeit und ohne Puder in den Locken.

Sie schritten dann niemals auf dem schmalen, sonnabendlich gekehrten Bürgerstiege, sondern in der Mitte der Straße, so hoch Schnee oder Morast sich auf derselben gehäuft haben mochten. Und man wußte ja auch recht gut, aus welchem Grunde das geschah, nach welchen Tückebolden die holde Frau zwischen freundlichem Blicken und Nicken mit ängstlicher Scheu umherschaute. Man kannte ja die Schwachheit, welche sie zu schonen hatte; und da war wol Keiner, der ihre Mutterpflicht nicht zu erleichtern und jegliches Fährniß aus dem Wege zu räumen gesucht hätte. „Husch, husch!" ging es von Haus zu Haus, so oft man Dame Klösterley und ihren Junker von Weitem kommen sah.

Nach dem Gottesdienst nahm regelmäßig das Paar den Heimweg in weitem Bogen bergan und wieder bergab, an dem verödeten Herzogsschlosse vorüber. Mit gefalteten Händen verweilte es ein Vaterunser lang vor der Capellenthür, hinter welcher der Wohlthäter der Familie bei seinen Vätern ruhte. An seinem Geburts- und Sterbetage ließen sie sich auch die Capelle öffnen, stiegen in die Gruft hinab und legten auf seinen Sarg einen Kranz, den sie aus den schönsten Blumen ihres Gartens gewunden hatten. Die Mutter weinte dann still vor sich hin, sah ernst und blaß aus wie sonst nie. Sie sprach selten von dem seligen Herrn; aber sie hatte ihn ja noch gekannt und der Sohn begriff, daß die dankbare Liebe zu einem Segenspender von Einem, der mit ihm gelebt hat, doch noch weit tiefer und wärmer, als von einem Nachgeborenen empfunden wird. Der Sohn ehrte ihre stillen Thränen, ohne deren besonderem Ursprung nachzuforschen, er wußte ja wol auch, daß sie noch einem anderen Heimgegangenen galten, den er selbst nicht gekannt.

Schweigend gingen sie darauf über den einsamen Schloßberg nach Hause; hatten sie aber endlich ihren Garten erreicht, da wehte frischer Lebensodem, da zauberte des Sohnes verdoppelte Zärtlichkeit die Blüthe der Freude auf die Wangen der Wittwe zurück. Sie hatte ja noch ihn und Alles in ihm! Und er fühlte sich ja so reich durch ihre Liebe, war so gut und frohgemuth, daß es auf der weiten, schönen Gotteswelt keinen glücklicheren Menschen als ihren Lorenz gegeben haben würde, wenn — ja wenn nicht seine Schwachheit gewesen wäre.

Ach, diese Schwachheit! Wer hatte sie denn nicht ausgespürt trotz seiner

Digitized by Google

zurückgezogenen Lebensweise? Und das war ja eben das Elend, daß alle Welt sie ausgespürt, daß er darob zum Kinderspott geworden! Als Geheimniß hätte das Kreuz sich allenfalls tragen lassen, wie so viele Menschen das ihre im Verborgenen tragen. Die Leute hätten wahrlich ja aber Schwachköpfe sein müssen, wenn sie nicht klärlich eingesehen hätten, weshalb der Junker hinter einem Drahtgeflecht wie ein Vogel im Käfig aufgezogen worden war? weshalb kleine Spielkameraden ihn wol besuchten, niemals hinwiederum er jedoch einen von ihnen? Der hochselige Herzog hatte treffliche Schulen und sogar ein Gymnasium in unserer Stadt errichtet, der kleine Lorenz aber war in keiner derselben, sondern von einem gelehrten Informator im Hause unterrichtet worden; die Mutter hatte ihn auch späterhin nicht, seinem Stande gemäß, in das churfürstliche Pagen- oder Cadettencorps einreihen lassen; da er jedoch brannte, Jugendblut und Muth zu documentiren wider Türken, Franzosen oder Preußen, trat er als Junker in ein Regiment. Türken, Franzosen, und sogar der Preuße verhielten sich aber leider zur Zeit ruhig wie die Lämmer, und nach dem ersten großen Friedenslager forderte und erhielt der Junker seinen Abschied. Er zog nunmehr auf die Universität, bald aber kehrte er wieder zurück; er ging auf Reisen, kaum aber fort, war er wieder heim, um hinter seinem umgitterten Blumengarten der Junker von Klösterley zu werden — und weiter nichts; ein guter Sohn, aber außerdem ein einsamer Mann, er, der so gern unter Menschen weilte, der die Menschen so lieb hatte, mit voller Hand in das Leben hätte greifen mögen und sich danach sehnte, die Welt in Nähe und Ferne anzuschauen.

Alles das weshalb?

Ach! — um nur das Nächstliegende in Betracht zu ziehen, — ach, welchem Jüngling, welchem Mann vergeht denn wol nicht die Lust, in eine Frühstücksstube zu treten und unter munteren Gästen einen Schoppen zu leeren — einer Damenvisite und sogar eines freundschaftlichen Besuches gar nicht zu gedenken —, wenn ein Diener ihm vorausschreitend erst erspähen muß, ob die Luft auch von Unholden rein, und wenn dann von lachenden Lippen ein „husch, husch!“ durch Flur und Zimmer schwirrt? Wem kann es Freude sein, bei einem Meßbesuch in Leipzig, bei einem Carnevalsbesuch in Dresden in keinen Laden, kein Gasthaus treten zu können, ohne daß das sorgliche Mütterchen zuvor Umschau, mit dem Kaufherrn, dem Wirth Rücksprache gehalten, dem Markthelfer, dem Kellner ein Douceur in die Hand gedrückt hat, um nur ja einem Schreck und Aergerniß vorzubeugen. Und so allerorten, allerwege, auf Schritt und Tritt das unvermeidliche „husch, husch!“ Die Schwachheit, die unselige Schwachheit, an welcher Doctoren und Philosophen zu Schanden wurden, gegen welche weder Eisen noch Gold, in den Lebenssaft geführt, ihre alte Kraft bewährten, welcher kein Mondeszauber, kein heimlicher Spruch, noch Amulet, nicht der bannende Strich einer Todtenhand, Nichts, Nichts am Himmel und auf Erden, nicht einmal Gewöhnung und vernünftiger Wille Einhalt thaten.

Alle Welt weiß heut zu Tage, daß diese Schwachheit keine außerordentliche ist, ja daß von allen sogenannten Idiosynkrasien keine häufiger gefunden und heftiger empfunden wird, als die unseres Junkers. Für dessen Mitbürger von dazumal aber war sie unerlebt und unerhört. Es gab Frauenzimmer, welche

Digitized by Google

Frösche, Raupen und Maikäfer nicht sehen konnten; andere, welche laut aufkreischten, wenn ihnen eine Maus über die Füße lief. Nun ja, Frauenzimmer! Allein einen Mann, einen kerngesunden, instruirten, in allem übrigen Thun und Leiden als tapfer erprobten Mann sich einsperren, Reißaus nehmen zu sehen, nicht etwa vor einer scheußlichen Widerwart, sondern vor der zierlichsten aller vierbeinigen Creaturen, dem gehätschelten Liebling Haus bei Haus, seine Manneswürde vor einem — Kätzchen verlieren zu sehen — —

Das Odium ist ausgesprochen, der Spottname erklärt: der Junker von Klösterley war ein Katzenfeind. Feind? Nein, Feind ist nicht das rechte Wort. Einen Feind haßt man: der Junker dachte nicht an Haß; er hätte die artigen Thierchen lieben mögen, insofern er sie nur nicht zu Gesicht bekam. Gegen einen Feind setzt man sich zur Wehr: der Junker brachte es gar nicht bis zur Wehr. Beim ersten Anblick that er einen gellen Schrei und dann verfiel er in Convulsionen. Hände und Zähne krampften zusammen, an seinem rechten Ohr entbrannte blutroth ein Mal, das zuvor nicht sichtbar gewesen war, die Lippen färbten sich blau, die gelben Löckchen, wenn sie nicht ganz fest im Haarbeutel zusammengebunden waren, sträubten sich in die Höh', eiskalter Schweiß tropfte von seiner Stirn und schließlich stürzte er, wo er eben ging oder stand, ohnmächtig zu Boden.

Männiglich und insonderheit weibiglich hat man den Ursprung des unheimlichen Wesens in einem „Versehen" der Mutter gesucht, als sie das Kind unter ihrem Herzen trug. Da Frau von Klösterley jedoch ihrer Muhme Haller — und durch deren Mund der gesammten Bürgerinnenschaft — betheuerte, daß sie von kleinauf eine Katzenfreundin gewesen sei und niemals einen Schrecken durch ihre Lieblinge erfahren habe, mußte man sich wohl oder übel, wie bei manchem anderen absonderlichen Schicksale, mit Gottes unerforschlichem Rathschlusse zufrieden geben. Man, das heißt die fremde, fernstehende Welt; nicht so jedoch das befreundete Mühmchen, das zwar nicht minder gottesfürchtigen Sinnes, aber von wissenschaftlichem Eifer und der Mutter der Weisheit höchlichst ergeben war. Bis in ihr letztes Stündlein hat sie über dem unergründlichen Spuk gegrübelt und nach seiner natürlichen Lösung sich den Kopf zerbrochen.

„Denn," so höre ich die Selige heute noch sagen, „denn einen bösen Finger kriegt ein Mensch wol aus heiler Haut; Schaden an seiner Seele nimmt er jedoch nur durch eine Verschuldung. Und einen Seelenschaden nenn' ich es, wenn ein mit Verstand und Christenthum begabtes männliches Wesen vor der artigsten Creatur, die Vater Noah in seiner Arche gerettet hat, dermaßen einen Schauder verspürt, daß er darob zum Kinderspott, und um selbigem zu entgehen, zum Muttersöhnchen und Hagestolzen, zum Versifex und schier zum Einsiedel wird."

Nun machte im fernerweitigen Redefluß die bedachtsame Frau sich zwar selbst den Einwand, daß der Herr Vetter diesen Schauder bereits als Wiegenkind verspürt, und daß bei einem Wiegenkinde von Verschuldung nicht füglich die Rede sein könne. Die Erbsünde selbstverständlich abgerechnet, die sich indessen nur durch Ungeberdigkeit und Geschrei ohne Anlaß kund thue. Stehe denn aber nicht geschrieben, daß die Sünde der Väter heimgesucht werde an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied? Der Katzenschauder war ein Erbstück, die

Buße für eine Elternsünde. Und da bei einer Mutter, welcher, was auch immer über ihre Vergangenheit gemunkelt worden sei, die helle Unschuld aus den Augen leuchte, an eine Versündigung nicht geglaubt werden dürfe, falle der dringlichste Verdacht auf den Vater, dessen Kalmäuserwesen von vornherein auf einen schaudererregenden Hintergrund schließen ließ.

Wahrlich! mein altes Großmütterchen, wahrlich, Du hattest eine Witterung, um welche ein Historiker Dich beneiden durfte. O, hättest Du doch nur ein halbes Jahrhundert länger gelebt, wenigstens zu einem der unterschiedlichen Lebensräthsel — sämmtlich von der Vettern- und Basenschaft aufgegeben — würdest Du den Schlüssel gefunden haben!

Die Mutter des Junkers in ihrer holden Kindlichkeit scheint dagegen diesen Schlüssel niemals gesucht zu haben. Nachdem sie die Heilung der krankhaften Zufälle zu erhoffen aufgegeben hatte, begnügte sie sich, die Anlässe derselben nach Möglichkeit aus dem Wege zu räumen. Ein Seelenschaden kam ihr nicht in den Sinn, und als Körperschaden war er ja der einzige des geliebten Kindes. Wo aber fände sich der Mensch, der ohne jegliches Gebrechen oder Gebresten durch das Leben und aus demselben gegangen wäre? Der Sohn wurde durch seine „Schwachheit" zweifach ihr Herzenskind.

Daß das Herzenskind selbst, bei aller Gemüthsheiterkeit, die es von seinem Mütterchen ererbt hatte, länger und schwerer als dieses gegen eine Nothwendigkeit gekämpft hat, die seiner Mannes- und Menschenwürde, das heißt dem Bewußtsein freien Willens so bedenklich Eintrag that, braucht wol kaum versichert zu werden. Nach Art mancher gebildeten Zeitgenossen, die den Mangel eines auswärtigen Freundes, in dessen Busen sie ihre Seele brieflich ergießen durften, zu beklagen hatten, hat er sich selbst in einem Tagebuche abgespiegelt, das auf mich überkommen ist. Da äußere Erlebnisse nur spärlich zu verzeichnen waren, Wohl- oder Gutthaten des Tageslaufs aber schamhaft übergangen wurden, beschäftigt die Jugendhälfte dieser Memorabilien sich fast ausschließlich mit dem räthselhaften Spuk seiner Aversion. Die Aufzählung seiner Befreiungsversuche, seiner Selbstschmähungen in Scherz und Ernst, seiner Auslegungen und Traumgespinnste — zum Beispiel dessen von einer glückseligen Insel voller Palmen, weißer Lämmchen und lauter guter Menschen, von welcher jedoch jegliche Art oder Abart des friedenstörenden Geschlechts unerbittlich verbannt sein würde — soll dem Leser nicht zugemuthet werden und nur eine Herzens- und Stilprobe vorgeführt, weil sie curioser Weise, als wäre plötzlich der Gedankenstrom in ein neues Bett gedrängt worden, den Abschluß der langen Reihe quälerischer Deutungsversuche bildet.

„Das," so schreibt er, „das ist in der That eine merkwürdige Abhandlung, die der Rector mir im Vertrauen mitgetheilt hat. Die Lehre von der Seelenwanderung ist mir ja so obenhin bekannt; aber die Auslegung, die Moral! „„Einem künftigen höheren Zustande kann der Mensch hienieden durch Weisheit und Tugend in die Hand arbeiten; von seinem niedrigen Ursprung erlöst ihn kein Wille, kein Gesetz und keine That. Gott selbst kann nicht wider die Natur, sein Werk."" Ob der Mann wirklich ein Freimaurer ist? Ob sich wirklich

Digitized by Google

in dieser Secte Ueberlieferungen aus dem tropischen Morgenlande durch die Jahrtausende gezogen haben?

„Ich las heute Abend meiner lieben Mutter aus dem Hefte vor. Sie schüttelte langsam den Kopf; der Glaube schien ihr nicht zu gefallen. Nun freilich, diese Engelsseele wird ihren Ursprung sicher nicht aus niederen Ordnungen zu leiten haben. Vom Himmel hoch kam sie herab. Aber wie Viele gibt es denn ihr gleich? Sie sah ernsthaft, ja traurig aus, wie sonst nur, wenn auf ihre lieben Todten, meinen armen Vater und unseren fürstlichen Wohlthäter die Rede kommt. Um sie zu zerstreuen, suchte ich das Thema in das Scherzhafte zu ziehen. „Ei!" so rief ich, meiner Laune den Zügel schießen lassend, „ei, so wäre ja auch auf einmal meine verwunderliche Aversion in der natürlichsten Weise erklärt. Ich bin ein Mäuschen gewesen, von dessen Naschhaftigkeit Kater Murr, oder Kätzin Mietz Deine Speisekammer, Mama, befreit hat."

Ich konnte vor Lachen nicht weiter; das liebe Mütterchen aber fuhr in die Höh' mit purpurnen Wangen und einem entrüsteten Blick, wie ich ihn noch niemals aus ihren Augen leuchten gesehen. „Halt ein, Lorenz!" rief sie, „halt ein!"

Ich streichelte ihre Wangen und sie beruhigte sich nach und nach. „Ich, mein Lorenz," fuhr sie nach einer Weile, freundlich wie allezeit, fort, „sollte ich als ein Gleichniß, wie Ihr Dichter es ja liebt, Dein Sonderwesen aus dem alten Heidenglauben erklären, würde ich mir Dich als eine Lerche vorstellen, die Tagesbotin, die sich von allen Singenden am höchsten schwingt, und die unversehend von einer grausamen Tatze bedroht ward, als sie friedsam ihr Nest in die Furche baute." Sie schlang ihre Arme um meinen Kopf und warme Thränen rieselten auf meine Stirn, aber ihre Lippen lächelten, als sie mit folgenden Worten ihre Rede schloß: „Und dieses Gleichniß tröste Dich, mein Sohn. Die da singen und sich schwingen, haben es auf der Thierstufe am höchsten gebracht, und die auf der Menschenstufe singen und sich schwingen, werden nur noch wenige Sprossen der Himmelsleiter zu erklimmen haben."

Der Junker hat, wie bereits angedeutet, hinter dieses Gleichniß ein Punktum und einen dicken Strich gemacht; keinen ferneren Deutungs- oder Befreiungsversuch in seinen Memorabilien verzeichnet, sich niemals wieder einen Feigling, einen Hansnarren und Sklaven gescholten, niemals wieder über seinen Unstern geklagt. Er hielt sich, seiner Art gemäß, an das Singen und sich Schwingen. Und auch seiner Zeit gemäß.

Denn wie viel glücklicher war er daran, als sein Vater, der Kalmäuser, in dessen öder Jugendepoche, da die seine in eine Strömung fiel, in welcher das Jahrhunderte lang schlummernde deutsche Gemüth, wie eine reife Blüthe über Nacht ihre Knospenhülle sprengt, singend und sich schwingend der Welt verkündete: „Ich lebe noch, und ich werde leben!"

Sang er selbst auch nur zwitschernd mit, hinter seinen Tagebuchblättern versteckt, so hörte er es doch schwirren und schallen von allen Zweigen des deutschen Waldes; eine Freudigkeit, von welcher — aller künstlichen Trübsal zum Trotz — kein Heutiger sich eine Vorstellung macht, zog aus den Dichterherzen schwellend in das seine, und so ward er und blieb er in seinem blumigen Käfig, an der Hand seines Mütterchens zwar der letzte Klösterley, aber, seiner Schwachheit unerachtet, ein glückseliger Mann.

Digitized by Google

Beide wurden alt. Daß aber der Naturlauf sich rechtmäßig an ihnen vollziehe, mußte die Mutter zwei Jahrzehnte vor dem Sohn aus dem irdischen Frieden in den himmlischen scheiden. Sie entschlummerte lächelnd, wie sie gelebt, nachdem sie am Morgen noch einen Geburtstagskranz auf den Sarg des hohen Herrn, den sie ihren Wohlthäter nannte, gelegt hatte.

Bei dieser so natürlichen und doch so ungeahnten Trennung hatte es nun freilich den Anschein, als ob man des Sohnes Namen gleichzeitig mit dem der Mutter in den Marmor der Pyramide über ihrem Hügel werde graben müssen. Man zweifelte lange, daß er sein Herzeleid überstände, seinen ersten und letzten großen Schmerz.

Und da war es denn ein Segen, daß der brave Haller, wiewol ein Urgreis dazumal, doch noch so weit bei Wege war, um sich des Geschäftlichen anzunehmen, da sonst in dem blühenden Anwesen Alles darüber und darunter gegangen sein würde. Die Menschheit duldet nun einmal keine Betäubniß; dem Wehrlosen gegenüber erwacht der Räubertrieb.

Dieser neue, freiwillige Dienst, das Bedürfniß, Vertrauen zu hegen und Zuspruch zu empfangen, waren es nun recht eigentlich erst, welche aus der entfernten Vetternschaft eine nahe Freundschaft und einen fast täglichen Verkehr erwachsen ließen. Aber auch in allen anderen Häusern der Stadt, wenn man allmälig sich auch an des Junkers Schwachheit gewöhnt hatte, lernte man nun erst geflissentlich sie schonen, achtete genau des Stundenschlags, an welchem der trauernde Herr nicht mehr blos wie früherhin auf dem sonntägigen Kirchgange, sondern vor jedem Tagesschluß des Weges kam, um eine Blumenspende auf den Hügel zu legen, über welchem im letzten Sonnenstrahl die Worte leuchteten:

„Selig sind, die reinen Herzens sind.“

Der nämliche goldene Spruch war in ein Medaillon gravirt, das die Mutter bis nach dem letzten Athemzug auf ihrem Herzen getragen hatte, und das nun auf dem ihres Sohnes ruhte. Beiden kaum bewußt, war er der Regulator ihres Lebens gewesen. Welche besondere Bedeutung er für die Mutter gehabt, mag der Sohn nach ihrem Tode wol geahnt haben. Gesprochen darüber hat er nie.

So hatte die gesammte Gemeinde denn in der Stille den mütterlichen Wachtdienst bei dem alten Waisenkinde übernommen. Lange bevor der Junker sich nahte, war Haus bei Haus das unliebsame „husch, husch“ verhallt, die Luft von Unholden rein; der Junker durfte getrost auf dem Bürgerstiege schreiten. Wehe dem übermüthigen kleinen Schusterjungen, der ihn mit einem „Miau“ oder „hiez, hiez“ geneckt, oder gar einen bedrohlichen Schabernack in das Werk gesetzt hätte; er würde des Meisters Knieriemen im Leben nicht vergessen haben. Die Großen grüßten aus den Fenstern, die Kleinen sprangen aus den Thüren herbei, reichten eine Patschhand und ernteten aus des Junkers Tasche ein Zuckerbrod oder einen Bilderbogen. Aus dem Katzenjunker war Gutmann, der Kinderfreund, geworden; der lieblichste Wandel für Jeden, der sich dem Greisenalter naht. Der Lebensring schließt dort, wo er begonnen.

Nachdem er seine guten, alten Augen geschlossen, fand man über sein erhebliches Baarvermögen zu Gunsten milder Stiftungen verfügt; das vormalige

Digitized by Google

Kammergut aber hatte er der Haller'schen Familie hinterlassen, wohl wissend, daß in derselben das Gedächtniß beider Testatoren liebreich gewahrt werden würde. Und es ist Generationen hindurch dankbar in ihr lebendig geblieben. Allein wessen Spur verlöschte nicht die Zeit? Auch die des letzten Klösterley würde einem späteren Haller'schen Enkel entschwunden sein, hätte eine besondere Fügung sie in gegenwärtigem Enkel nicht wieder aufgefrischt.

Viele, viele Jahre blieb das Gut verpachtet, in Garten und Wohnhaus aber Alles unverändert und unverrückt, da beide nur anfänglich als Sonntagserholung, später als kurze Sommerfrische benutzt wurden. Neuerdings jedoch, wo eine zahlreiche Familie sich dauernd darin niederzulassen und auch den Wirthschaftsbetrieb in eigene Hand zu nehmen gedachte, wurde zum Zweck des Umbaues das Unterste zu oberst gekehrt und geschah es bei dieser Räumerei, daß ein mächtiges Schreibpult, noch von dem Vater des Junkers stammend, aus den Fugen ging und ein Geheimfach offenbar wurde, dessen künstlicher Federdruck länger als ein Jahrhundert unentdeckt geblieben war. Recht eigentlich ein Kalmäuserkasten!

Er enthielt ein Manuscript, das, unzweifelhaft für die nächsten Hinterlassenen bestimmt, diesem Zwecke — vielleicht zu Gunsten ihres heiteren Friedens — entzogen worden, dem Enkel des forschlustigen Mühmchens aber eine so willkommene Enthüllung war, daß er dieselbe einem weiteren Kreise mitzutheilen wagt, nachdem er ihr einleitend eine Skizze des Katzenjunkers vorangeschickt hat; obschon es gegen alle Erzählerregel verstößt, den Kiel aus dem Hafen nach der Quelle zurückzulenken.

Der Verfasser mag die Schrift in bangen Stunden seines letzten Jahres aufgesetzt, jedesmal sorgfältig verschlossen haben und, wie der harsche Abbruch bezeugt, vor dem letzten Wort vom Tode überrascht worden sein.

Sie ist ihrem Wesen nach ein Anklageact. Da er dem zuständigen heimlichen Gericht vorenthalten worden ist, sei er, wiewol verjährt, unter Rubrik und Titel:

Gedankensünden eines Kalmäusers

dem öffentlichen Tribunal von heute zu mildem Spruch empfohlen.

I.

Mein Vater war Kammerdiener bei Herzog Christian. Da sein Vater Schneider gewesen war, glaubte er es hoch gebracht zu haben; mit mir, seinem einzigen Sprossen, wollte er aber höher hinaus: in Amt und Würden. Bis in seine letzte Stunde träumte er von einem Geheimderath aus dem Stamme der Klösterley. Warum sollte sein Sohn im Herzoglichen nicht gradatim eine Carrière machen, wie er sie dessen Landsmann und ungefähren Altersgenossen, den Junker von Brühl, im Churfürstlich-Königlichen bei kaum sprossendem Bart eitel lustig von Sprung zu Sprunge machen sah?

Im Pagendienst wie das freiherrliche Hätschelkind allerhöchster Laune konnte der Enkel des ehrsamen Schneidermeisters seinen Glückslauf freilich nicht antreten; sein Weg führte weniger vergnüglich durch das Alumnat einer vormaligen Klosterschule, und wennschon er anjetzo ein Fürstenschüler hieß, begann er im philosophischen Umgang mit den freiheitsstolzen Alten, dem er alldort, vom

Hahnenruf bis das Talglicht ausgeblasen wurde, obzuliegen hatte, sich seines höfischen Ursprungs zu schämen. Ob er sich desselben auch geschämt haben würde, wenn sein Vater anstatt Kammerdiener eines Herzogs dessen Kammerherr gewesen wäre, soll ununtersucht bleiben; desgleichen der Beweggrund, welcher ihm die ehrsame Schneiderzunft seines Großvaters nicht weniger empfindlich machte als die väterliche Lakaienschaft. Ein römischer Bürger, nicht ein deutscher Bürgersmann war Christian Klösterley's jugendliches Traumgespinnst.

Ich habe ein Menschenalter vor Dir voraus, Du, mein Weib, aus dessen reiner Hand dieses Vermächtniß dereinst in die eines, will's Gott! Glücklicheren als ich übergehen soll; und ich blicke auf ein Jahrhundert zurück, das in deutschen Landen aus den Aschenhaufen einstiger Cultur wenig andere Blüthen treiben sah als die Giftblumen üppiger Hofeslust. Der Glaube an Fürstengröße und Fürstentugend hätte in unserem Volke ersticken müssen, wenn nicht — zugleich seine Schwäche und seine Stärke, — die Gewohnheit der Unterthänigkeit und der Trieb der Treue unausrottbar in ihm gewurzelt hätten. In mir waren Beide erstickt. Ich sollte aber nicht ausleben, ohne zu einem großen Fürsten, welcher der Feind meines Landes war, in Bewunderung aufzublicken und vor einem tugendhaften Fürsten, den ich als meinen persönlichen Feind haßte, in reuevoller Zerknirschung meine Augen niederzuschlagen.

Die Erfahrung dieser späten reuevollen Ehrfurcht ist es, welche ich diesen Blättern anvertraue, gleichzeitig als Beichte für eine schwere, heimliche Schuld und als Dankeszoll für eine köstliche Gottesgabe. Gibt es doch keine größere Wohlthat inmitten der Wehethaten des Lebens, keinen erhebenderen Trost für ein an Schöpfung und Schöpfer verzweifelndes Herz, als die Erkenntniß eines wahrhaft guten Menschen. Und ich weiß auch keine natürlichere Basis für die Verheißung unserer Unsterblichkeit. Denn, wenn man die Masse der Menschheit sich so unverdrossen im Schlamme der niedrigsten Bedürfnisse wälzen sieht, und jenes Bruchtheil von ihr, welches das glückliche heißt, mit so viel Behagen im Blüthenmoder seiner Lüste, da fragt man sich wol in höhnendem Grimm, was denn eigentlich von diesen aufrechtschreitenden Bestien im Jenseit weiterleben soll? Der aber, welcher ohne Ermatten nach der Gottähnlichkeit strebt und so weit es einem Irdischen gegeben ist, sie erreicht, er kann, nein er kann nicht im Grabe aufgehört haben. Du lebst, mein Edler, du lebst in Gott!

Ich war ein fleißiger Schüler gewesen, allein schon dazumal kein fröhlicher Gesell. Ein in mich gekehrter Sinn soll, wie mein Vater es erklärte, mir eingeboren worden sein in meiner ersten Lebensstunde, die meiner Mutter letzte gewesen. Trauriges Eingebinde, wenn es eines war, und nicht vielmehr die mälige Wirkung einer mutterlosen, liebelosen Kindheit; denn mein Vater war mit Hand und Sinn anderweitig zu viel beschäftigt, als daß ich mich ihm vertraulich hätte anschließen können.

Meiner Neigung nach hätte ich studirt, am liebsten Humaniora; allenfalls aber auch die Rechte, so kläglich es um das Recht jener Zeit bestellt war und leider heute noch ist. Mein Vater jedoch war keineswegs gewillt, Jahre lang schwere Unkosten zu bestreiten, um einen Rector oder Amtmann aus dem Ei der Wissenschaft kriechen zu lassen. Er hielt die Schnüre seines Säckels fest

Digitized by Google

und hatte manchmal wol mehr darin als der flottlebige Herr, dem er das Waschbecken füllte und die Perücke puderte. „Redet Geld, so schweigt die Welt", lautete eines seiner Worte. Der Gelehrsamkeit war kostenfrei im Alumnat genug gethan, die Praxis erlernte sich in der Kanzlei. Wer wie Christian Klösterley der Taufpathe eines Herzogs war und sich eines Fürsprechers erfreute, der Tags über wie zu nachtschlafender Zeit in jeglicher Leibesnoth und Lust alert auf der Lauer stand, um sein cæterum censeo zu Gehör zu bringen, der durfte wahrlich sich den akademischen Umweg und die Examina ersparen, ja er brauchte nicht einmal von Adel zu sein, um im Verwaltungswesen sich von Pöstchen zu Posten, von Söldchen zu Sold emporzuschwingen, allgemach als Herr Amtshauptmann dem Regimente näher und zu guter Letzt als Herr Geheimderath dem Throne am nächsten zu steigen. So mein Vater.

Ich entgegnete mit der Würde eines römischen Bürgers, daß Gunst nimmer Kunst ersetze, daß ich zum Höfling nicht das Zeug und nach Gnadenbrod kein Verlangen habe. Der Herr Vater lachte mich aus, oder schalt mich auch einen Querkopf, einen Alles Besserwisser, und, wenn er ernstlich böse ward, einen Republikaner. Für gewöhnlich begnügte er sich indessen mit dem Kalmäuser, der also, von väterlichen Lippen stammend, mein stehender Spitzname geworden ist, wie ich zugestehen muß, mit Grund. Wir unterhandelten. Mein Vater war bei aller Geschmeidigkeit in seinem Amt ein eisenfester Mann, obendrein mein Erzeuger und Ernährer, Eigenschaften, die ein Kalmäuser, wie überhaupt den Pflichtenpunkt, respectirt. Das Ende vom Liede demnach, daß der Zögling des Plutarch vor dem Meister der Toilettenkunst die Segel strich, froh genug für seine Lehrjahre das Forstfach durchzusetzen. Man wohnte im Freien und ich hatte in meiner wohlgelegenen Klosterschule die Natur lieben gelernt; man schaffte zumeist freilich am grünen Tisch, inzwischen doch aber auch im grünen Wald, regierte neben der Feder eine Waffe, hatte Muße, außer einem munteren Rößlein seinen Tacitus und Aeschylos zu tummeln und durfte in einsamer Freiheit die Schneider- und Lakaienabstammung vergessen. Bei meinem Vater mochte den Ausschlag die Betrachtung geben, daß von allen Allerhöchsten Passionen die Jagd die allerhöchste und deren Profession daher für eine Günstlingscarrière die ersprießlichste sei.

Ich schreibe nicht meinen Lebenslauf, sondern nur die Episode desselben, welche für Euch wie für mich selbst die einzige bemerkenswerthe ist. Es genügt daher zu sagen, daß ich ein Jahrzehnt hindurch, vom Schreiber bis zum Revisor aufwärts, in verschiedenen Oberforstmeistereien des Herzogthums, sonder Aufwand von Kunst noch Studium, mein Wesen trieb. Von Waldcultur war gar nicht, von Wildcultur wenig die Rede. Die Bäume wuchsen von selbst, die Thiere nährten sich auf dem bäuerlichen Acker, waren fruchtbar und mehreten sich. Meine Pflicht und Schuldigkeit beschränkte sich darauf, mit mehr oder minder gewissenhafter Buchung möglichst hohe Erträge von Holzschlägen und Wildhandel an die nimmersatte Hofkammer abzuliefern, den Wilddieben gehörig auf den Dienst zu passen, bei einem allerhöchsten Jagddivertissement den allerhöchsten Standort so ergibig wie ungefährlich auszuwählen und die treibenden Fröhner demgemäß zu dirigiren — sapienti sat.

Ob nun meine schreib- und rechenkünstlerische Beflissenheit darob zu rühmen ist oder lediglich das cæterum censeo meines väterlichen Cato: kurzum, nach einer zehnjährigen Schule im grünen Wald und am grünen Tisch wurde mir der Vorzug, an die Spitze der Hofkämmerei berufen zu werden; will sagen: bei dem Mißverhältniß der Durchlauchtigen Gemüthsfluth zu der constanten Ebbe von Dero Chatoulle auf einen schier desperaten Posten.

Warum ich ihn annahm? Warum Gracchus Sempronius sich zum Fürstendiener aus dem Grundtext erniedrigte? Aus geschmeichelter Eitelkeit ob Rangerhöhung und Titulatur? Aus dem für einen Römer so wenig wie für einen Deutschen unnatürlichen Verlangen, etwas mehr von der Welt als Wald und Wild kennen zu lernen? Ob aus hilflosem Erbarmen mit den unsinnig gefällten urwüchsigen Bäumen, meiner Herzenslust, und den verzweifelnd sich wehrenden jagdfrevelnden Bauern, meiner tagtäglichen Qual? Ob lediglich aus der Schwachheit eines Kalmäusers gegenüber väterlicher und landesväterlicher Autorität? — Gelten viele Gründe für einen Grund, — ich nahm an.

Der Forstrevisor Klösterley fungirte nunmehr als Serenissimi Geheimer Kämmerier, item Rechenknecht, schlug sich mit Advocaten und Juden herum, begleitete wie ein unentbehrlicher Pudel den Blinden, richtiger ausgedrückt als ein recht bärbeißiger Cerberus seinen durchlauchtigen Herrn Pathen auf Lust- und Vetternreisen, zu Revüen und Jagdpartien an diverse Höfe, die ein Klein-Versailles hießen, lernte alldort wie am heimischen Hofe von Klein-Dresden und Klein-Warschau „die Blüthe der deutschen Menschheit" aus dem ff kennen, will sagen, weil aus bürgerlichem Abstand just aus der richtigen Sehweite und wurde von Sonnenwende zu Sonnenwende immer gründlicher zum kalmäusernden Rebellen.

Ein Jahrzehent hielt ich auch diese dritte Lehrzeit aus, die unfruchtbarste von allen. Endlich aber schwollen Ekel und Galle bis zum Ueberlauf. Bei einem Anlaß, der nicht hierher gehört, setzte ich Serenissimus den Stuhl vor die Thür, das heißt meinen Stuhl vor die seine und als er mir zu bleiben befahl, wurde ich grob. Eine der trefflichsten deutschen Eigenschaften die Grobheit! Leider eignete sie mir nur bei einem hohen innerlichen Temperaturgrad. Ob aus Unverträglichkeit mit der eingepfropften classischen Würde, oder dem eingeborenen väterlichen Blut bleibe wiederum dahingestellt.

Das freie Amerika, in welchem die englischen Republikaner Zuflucht und ein neues Vaterland gefunden hatten, begann jener Zeit in Deutschland die mißvergnügten Köpfe zu locken. Auch den meinen. Besser im Urwald mich mit wilden Rothhäuten als in fürstlichen Prunkgemächern mit den Launen überfeiner, insolventer Schuldner und den Forderungen insolenter Gläubiger zu Tode zu hetzen!

Ich war allenfalls noch jung genug für solch abenteuerndes Unterfangen, ein Mann in seinen besten Jahren, will sagen das Schwabenalter kaum überschritten. Mein Vater, kürzlich verblichen, hatte mir aus fürstlichen Salairs und Douceurs einen Spar- und Heckepfennig hinterlassen, der ein Vermögen genannt werden durfte. Ohne Geschwister und nahe Anverwandte, ohne Freunde, fehlten mir sogar die Gewohnheitsnachbarn, welche der Reformator der Bitte

Digitized by Google

um das tägliche Brod einverleibt hat, welche aber für einen Schloßinsassen weiße Sperlinge sind. Vom Serenissimus abwärts bis zum Heyducken reckt man sich über die Köpfe der Unterstehenden hinweg zu den Zehenspitzen der Höherstehenden hinan, zu beiden Seiten ist kahler Raum. Ich für mein Theil war indeß noch übler daran als die allgemeine Kategorie; denn verkehrte ich nicht wie sie mit einem meines Gleichen, so streckte ich mich auch nicht wie sie zu einem Häuptling empor. Ich war ein einsamer Mann, ledig jedes Bandes, jeder Pflicht.

Es soll an dieser Stelle bemerkt sein, daß ein Kalmäuser nicht nothwendiger Weise auch ein Mysogin oder Ehefeind sein muß. Ich zum wenigsten war es keineswegs. Dennoch hatte ich an Heirathen bisher niemals gedacht. Während meines Waldlebens fehlte mir wie die Gelegenheit, so der geziemende Platz für eine Frau; ein Bürgerlicher im Hofdienst aber bleibt naturgemäß Junggesell, und das Jus Hagestolziatus, wo es überhaupt oder zur Zeit noch bestand, hätte für ihn außer Kraft gesetzt werden müssen. Die feinen Damen, die er stündlich vor Augen sieht, reizen sein Wohlgefallen nicht selten bis zum Verlangen; zum Weibe jedoch möchte er keines dieser Püppchen haben, selbst wenn es ihn als Nothbehelf, für seines Gleichen, achten wollte. Die dagegen, welche seines Gleichen sind, gefallen ihm nicht, weil ihnen das gebricht, was ihn an den zierlichen Püppchen reizt. Dachte ich bei einem Gemahl auch durchaus nicht als Römer an eine Cornelia oder Portia, sondern als deutscher Mann an ein deutsches Weib, wo fand ich das Traumbild eines holden Naturkindes verwirklicht, das häuslichen Sinnes, doch ohne küchenrothe Backen und aufgesprungene Hände seine Muttersprache in reinen Lauten redete? Um so besser, daß ich es nicht gefunden. Die Heimath im Urwald schickte sich für einen ledigen Mann, nicht für einen Familienvater.

Ueberaus verdrießlich wurde ich daher überrascht, als ich statt der Bestätigung meines Abschiedsgesuches — Notabene ohne Pensionsbeanspruchung — einen neuen Dienstantrag erhielt. Man bot mir den Aufsichtsposten über die weitläufige nördliche Haidestrecke, welche, abgetrennt vom Herzogthum, das Apanagengut des noch einzigen fürstlichen Bruders bildete. Mochte von letzterem auch indirect die Berufung ausgehen, direct stand sie dem Landesherrn zu, ein Zeichen, daß er mir meinen galligen Ausfall nicht nachgetragen hatte. Gutherzig war ja Pathe Serenissimus, wie die meisten leichtlebigen Leute es sind und mein Irrthum nur, daß ich zu ehren, wol gar zu bewundern verlangte, wo ich einfach hätte lieben sollen und ein Examen rigorosum anstellte, wo ich zum Richter nicht berufen war. Ich galt für einen moralischen Mann, item bei Hofe, nahezu bis zum Gespött, für einen weißen Raben, und ich galt mir selbst dafür. Ist Tugendstolz denn aber löblicher oder auch nur erträglicher als die Eitelkeit der Welt?

War es nun eine Anwandlung dieser bescheidenen Selbsterkenntniß, oder — wiederum ein Fragezeichen! — lediglich ein gesunder Instinct, der über meine Verstimmung den Obsieg errang? Ein Kalmäuser ist naturgemäß eines Abenteurers Gegensatz. Ein Stückchen Urwald, wenn es auch nur Kiefernhaide war, fand ich hier wie dort; die Klause in einem Jagdschlößchen paßte für Einen,

der seinen Plutarch in der Brusttasche trug und mit dem Aeschylos zu Bette ging, offenbar besser als die in einem Blockhause, zu dem ich mir die Stämme erst eigenhändig hätte fällen müssen. Blieb ich auch ein Fürstendiener, ich wurde auf einem abgelegenen, einsamen Revier so ziemlich mein eigener Herr. „Versuch's erst mit dem heimischen Amerika; das über dem großen Wasser läuft dir nicht davon," dachte ich. Und wie gedacht, so gethan.

Ich hatte meine neue Welt seit Jahren nicht betreten, kannte dieselbe aber gründlich von den Jagdfesten her, welche die seitdem verblichenen älteren apanagirten Prinzen ihrem herzoglichen Bruder alldort bereitet hatten, die Hauptjagden innerhalb seines gesammten Dominiums. Denn just weil Nichts weniger als ein Paradiesgärtlein, war sie für einen Nimrod deutscher Nation das erwünschteste Beuterevier. Hoch- und Schwarzwild, Roth- und Damwild tummelte sich darin nach Herzenslust; an Hasen, Dachsen und Füchsen war kein Mangel; die Vogelbirsch lohnte bis zur Trappe und dann und wann, freilich ganz ausnahmsweise zu dem verliebten Eremiten Auerhahn hinan und wenn man auch nicht mehr, wie der Allerhöchste Herr Vetter in Polen, mit Wölfen und Bären aufzuwarten vermochte, so gab es doch noch hinreichend Wildkatzen, deren Erlegung zu einem Kampf auf Tod und Leben ausarten konnte. Aus düsterem Schlupfwinkel in die Tageshelle gescheucht, wüthig von Ast zu Ast, von Wipfel zu Wipfel, und, bei einem verzweifelten Sprung, nicht selten auf des Jägers Leib gehetzt, galten der Ritz der Krallen, der Geifer des Bisses für kaum minder verderblich als der eines tollgewordenen Hundes. Mit dem kostbaren Augenlicht mindestens hatte schon Mancher seine wilde Jägerlust gebüßt. Aber was ist Jägerlust ohne Gefahr? In dem Vestibül des Haideschlößchens, meiner künftigen Residenz, mahnte ausgestopft mehr als ein Prachtexemplar dieser schönen Bestie, der einzigen unserer Zone, die sich einer Löwenverwandtschaft rühmen darf, — denn was bedeutet die civilisirte Sippe, mit welcher wir hausfreundlich verkehren? — an des Menschen Herrschaft auch über das adligste Thiergeschlecht.

Unter dem gegenwärtig einzigen Nutznießer der Domäne, meinem neuen Gebieter, hatten diese größeren Jagdfestlichkeiten aufgehört. Noch niemals, so viel mir bekannt, war er in seine Residenz, die kleine Stadt, nach welcher die große Haide ihren Namen trägt, und demzufolge in das benachbarte Jagdschlößchen zu längerem Aufenthalt eingekehrt; seine militärischen Functionen hielten ihn fern.

Als jüngster von fünf Brüdern, die sämmtlich mit Nachkommenschaft gesegnet waren, war seine Apanage gering und hatte er weise gethan, fast von Kindesbeinen an, sich mit Leib und Seele dem Waffenhandwerk zu ergeben. In verschiedenartigen deutschen wie außerdeutschen Herrendiensten stieg er gradatim zu Ansehen und Ehren, um schließlich im churfürstlich-königlichen die höchste kriegerische Würde zu erreichen. Von Jahr zu Jahr mehrte jedoch sich sein Erbtheil und die Aussicht auf das allerhöchste rückte nahe und näher. Die Brüder starben bis auf den regierenden Herrn, die Bruderskinder bis auf den jüngsten von des Letzteren Söhnen, unseren kleinen Erbprinzen.

Nun ja, es mag und wird ein Naturlauf gewesen sein, daß eine Reihe jugendkräftiger Männer rasch nach einander dahingerafft, daß ein nachfolgendes Geschlecht schon im Knöspchenalter geknickt worden ist. Rotten die schwarzen

Digitized by Google

Blattern denn nicht unseren jungen Nachwuchs aus in manchem Kirchspiel bis auf eines Jahrgangs letzten Sprossen? Fromme Seelenhirten nennen solches kindliche Sterben eine Geißel Gottes zur Strafe für elterliche Sündenschuld; aufgeklärte Volkswirthschaftslehrer nennen es eine weise Maßregel der Vorsehung, da ohne zeitweise Seuchenherrschaft die Kriegsgeißel geschwungen werden müßte, um die überhandnehmende Bevölkerung auf eine Ziffer herabzudrücken, für welche der Boden Nahrung gewährt. Und die misera plebs gibt sich mit dem Entweder-Oder dieser Geißelung zufrieden und schätzt, als nun einmal unvermeidliche Blutsteuer, die Pockenfurie ihrer Kleinen, deren Heranbringen Mühsal heischt für einen Gewinn gegenüber der Kriegsfurie der Herangewachsenen, welche die Mühsal erleichtern sollen. Für das Siechen und Sterben in unserem Prinzengeschlechte machte der Volksglaube nun aber eine greifbarere Geißel als irgend eine böse Seuche war, verantwortlich; und ich selbst, wenn ich in unserer Herzogsgruft die lange Reihe kleiner Särge, in welchen die wohlgenährtesten und wohlgewartetsten Kinder des Landes gebettet lagen, überblickte, ich konnte den schlimmen Volksglauben nicht verdammlich finden. Wäre es denn das erste Mal gewesen, daß man die unheilvollen Folgen einer schwächlichen Staatskunst, — und eine solche nannte ich die vielfältige Zerstückelung des gemeinsamen Stammlandes, — durch eine gewaltthätige Staatskunst zu heilen suchte, so wie man durch ein sengendes Eisen eine Wunde heilt, die als Vätererbe einen Körper auszehrt? Was aber die Hand anbelangt, welche die Landesgeißel schwang, ei nun, ein Macchiavell im Großen wird freilich nicht in jedem Jahrhundert geboren, aber an Macchiavelli im Kleinen hat noch keines Mangel gelitten. Als kalmäusernder Republikaner theilte ich übrigens, — dem natürlichen Mitleiden bei jedem Einzelfall zum Trotz, — in Betreff alles Prinzensterbens die Ansicht, welche Seelenhirten und Volksweise betreffs der gemeinen Kindheit verkündeten: für jede eingehende fürstliche Wucherpflanze fanden hundert darbende Nährpflanzen Raum und Bodenkraft. In gleichem Betracht erachtete ich es einen Landessegen, daß die Ehe des Prinzen, meines gegenwärtigen Herrn, kinderlos geblieben war, und daß er, vor Jahr und Tag verwittwet, an eine zweite bis jetzt nicht zu denken schien.

Ich kannte denselben wie Unsereiner einen Prinzen kennen lernt; von seinen Besuchen am brüderlichen Hofe, von Jagdpartien und Lustlagern her. Die Welt pries ihn als einen tapferen Soldaten, sogar als einen bewährten General. Ich war Zeuge gewesen der Ehrenpforten, welche man ihm errichtete, der Lorbeeren, welche man ihm entgegentrug; es gab schwerlich einen europäischen hohen Ordensstern, der nicht an dem Firmamente seiner Brust geglänzt — und den Neid seiner militärisch wenig berühmten Herren Brüder und Vettern erweckt hätte. Für die Gegenwart ist Kriegerruhm ja allemal der höchste. Aber derselbige ist kurzlebiger Natur. Eine letztliche Niederlage, oder der verfehlte Kampfespreis löschen hundert erfochtene Siege aus, und nur die Thaten der hehrsten Vaterlandsvertheidiger, wie die der Staatengründer und Welteroberer leben zu Segen oder Fluch in der Nachwelt fort. So großen Stils aber waren die Schlachten nicht, welche unser Herr als General und Generalissimus in dynastischem Interesse geschlagen hatte; keiner seiner Erfolge schwellte das Herz des deutschen Volks,

Digitized by

das nach seiner gräulichen Zerfleischung vor hundert Jahren noch immer Frieden brauchte, Nichts als Frieden. Schon das nächstfolgende Geschlecht würde wenig Redens und Rühmens von diesen Triumphen machen.

So dachte ich dazumal und, es soll gesagt sein, so denke ich heute noch über unseren Herrn als historische Person, heute, wo ich mich vor ihm wie ein Wurm im Staube krümme. Aber es ist ja auch nicht seine Feldherrnkunst, über welche ich in diesen Blättern zu berichten habe, sondern von einem Beispiel jener anderen, in welcher ich Zeuge seiner Meisterschaft geworden bin. Denn der Mensch ist kein so einfaches Gebilde, daß er lediglich wirke nach der Hauptseite hin, in welcher er mit Fleiß und Mühe seine Fähigkeiten zu entwickeln strebt. Wie die Blume ihr bestes Theil, den Duft, haucht er, kaum bewußt, stille Tugenden aus, die dem vorüberziehenden Wanderer das matte Herz erquicken.

Ich wußte von des Prinzen Privatcharakter so gut wie Nichts. Aber was brauchte ich auch von ihm zu wissen? Warum sollte er anders geartet sein als tutti quanti unserer deutschen Dynasten? Kleine Gerngroße, die ihre Ehre darein setzen, Kaisern und Königen schwelgerische Gastereien auszurichten, leichtherzige Lustigleber, die lachenden Muths ihre Völkerchen gleich einer Schafheerde scheren und den Kukuk danach fragen, ob sie mit dem das Credit täglich übersteigenden Debet ihrer Chatoulle ihren Seckelmeistern die Köpfe rauchen machen. Dem Aeußeren nach war Prinz Johann eine stattliche Erscheinung von rein germanischem Typus, ungefähr gleich viel Lustren zählend wie ich, das heißt, weil ein hoher Herr und General, noch in jungen Jahren. Seine Ehe hatte für keine glückliche gegolten. Was Wunder, wenn man weiß, wie solche Fürstenehen geschlossen und geführt werden. Ueberdies war sie, wie bereits erwähnt, kinderlos geblieben.

Gottlob, daß ich hinfort nicht länger als schlimmsten Falls ein paar Herbstwochen jedes Jahr dieses wurmstichigen Gleißens Zeuge zu sein brauchte und in der übrigen Zeit als ein natürlicher Mensch mir selber leben konnte inmitten von zahmen Hasen und wilden Säuen und Katzen, mit meinem Homer und Plutarch in einer Welt, die größere Menschen als die heutigen gezeitigt hat!

Den alten Spruch von dem Wohlleben dessen, der verborgen lebt, vor mich hinsummend, schwang ich mich an einem thaufrischen Julimorgen auf mein Rößlein und trabte, von meinem getreuen Nero umkreist, wollte es Gott, auf Nimmerwiedersehen! aus dem Thore meiner Vaterstadt, in welcher ich keinen Bluts- oder Herzensfreund, keinen Landsmann, welchen ich werth hielt, zurückließ, vorüber an blühenden Gärten, an dem gedeihlichen Thalhof, auf welchem der Hahnenschrei reges Tagestreiben erweckte, zur Linken den rasch bewegten Fluß, zur Rechten das buchenbewaldete Felsenufer, auf saftigem Rasenpfad in das fruchttragende Flachland hinein.

Und dieser frohe Muth beseelte mich während des ganzen ersten und zweiten Tagesritts. Als ich aber am dritten Morgen den Strom überschritt und nunmehr auf seinem rechten Ufer Tritt um Tritt meines Gaules Hufe tief und immer tiefer versanken in das Füllsel der heillosen Streubüchse des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, da wurde mir schwül um Sinn und Brust. Ich war in der Haide; nicht in der Haide des Nordens, die ich auf meinen litthauischen

Jagdtouren hatte kennen lernen, der correcten, wildlosen, baumarmen Haide, auf deren felsenharter Decke nur die rothe Erica und dann und wann ein Wachholderbusch treibt, deren einziger Wechsel jene seltsamen Hügel sind, die für Hünengräber gelten; nein, in dem urwüchsigen Kiefernwald, den wir im Mittellande Haide nennen, die aber in der Zeit, wo in der Aue die Linden blühen und ihre nordische Schwester ein rosiger Blumenteppich deckt, mehr als diese ein Reich der Trostlosigkeit ist.

Ich sah sie als Solches zum ersten Male, da ich sie bisher nur in ihrer winterlichen Glanzzeit hatte kennen lernen. Der letzte Halm, welcher nach dem schmelzenden Schnee in dem fußhohen Sande gesproßt, ist verdorrt, jedes Wasserfädchen eingetrocknet; aus kahlem Schaft streckt die Kiefer ihre staubgrauen Aeste, gleich Skelettenarmen, über Weg und Steg; von oben herab sengender Brand, von unten herauf sengender Brand, eine Aschenschicht über einem Vulkan, mit verkohlten Nadeln bestreut; der Dunst des Harzes, der in der Frühlingssonne würzig labt, beklemmt die Brust, ein Höllenqualm in der Höllengluth und außer ihm kein Hauch in der Luft, kein Laut unter einem Zweig, keine Schattenspende der hochragenden Wipfel; selbst das Wild hat sich geflüchtet in die Oasen, auf deren dichterer Bodenschicht, von einem Gerinne umsickert, die Birke gedeiht und die rothe und blaue Heidelbeere zwischen Moos und Farren an ein Labsal mahnen. Immer schleppender wird des Gaules Schritt, immer lechzender hängt der Dogge Zunge aus dem Schlund, immer schläfriger wird des Mannes Hirn.

Und in dieses Reich der Trostlosigkeit hatte ich freiwillig mich gebannt; in dieser Wüste sollte ich meine Zeit verleben; vielleicht beschließen, allein in dieser Oedigkeit ganz allein, — o nein! auch dieses Elend wurde mir erst nachträglich klar, — nicht einmal allein mit der redlichen Schlafmütze, meinem Diener, und dem alten Försterpaar, das als Umgang nicht zählte; nein, Gott sei's geklagt, porte à porte mit einer Hausgenossenschaft, einer weiblichen obendrein, höfischen Rudera, die mich auf Schritt und Tritt an die Welt, der ich entfloh, erinnerte und mir alle Ruhe rauben würde, mein eigener Herr zu sein. O, Schwachkopf, Thor, der ich gewesen, auf dieses Ansinnen einzugehen! Aus Menschenfreundlichkeit? Aus hofräthlicher Gewöhnung, mit dem Kopfe zu nicken, wenn das innerste Eingeweide sich krümmt? Ich hätte links abschwenken, stracks dem nächsten Hafenplatze entgegensprengen und mich im dicksten jenseitigen Urwald vergraben mögen, — ja, wenn ich ein Anderer als Christian Klösterley, der Kalmäuser, gewesen wäre! Christian Klösterley der Kalmäuser brummte, stöhnte, und ließ sich weiter schleppen durch die gluthdürre Wüstenei.

Ich hatte meinen Amtsvorgänger nicht persönlich gekannt. Er war vom churfürstlich-königlichen Jagd- und Kammerjunker zum herzoglichen Oberforstmeister avancirt. Der Adel des Mutterlandes und der verschiedentlichen Töchterländchen entstammte den nämlichen Sippen; man half sich bei seiner Versorgung freundvetterlich aus, wenn man in anderweitigem Betracht sich auch scheel genug auf die Finger sah. Das höhere Forstfach war eine seiner Domänen. Ein landläufiges Scherzwort sagt: auf jeden Hasen ein Oberforstmeister. Selbstverständlich ein Edelmann. Wir Bürgerlichen, denen weniger das Schießen als das Schreib- und Rechenwesen oblag, brachten es allenfalls bis zum Inspector

Digitized by Google

oder Revisor, und mußte der Hof- und Kammerrath Klösterley es sich als eine besondere Pathengunst anrechnen, daß ihm der Meister, wenn auch ohne Ober angehängt worden war und er nunmehr zwischen drei Titulaturen die Wahl hatte.

Von dem Jagd- und Kammerjunker von Leiseritz und seiner Gemahlin, einer von halbdeutschem Blut in Polen geborenen und erzogenen Hofschönheit, besagte die Fama nun, daß sie sich in dem residenzlichen Treiben finanziell stark übernommen hätten und die Oberforstmeisterei im abgelegenen Haideschlößchen daher als schicklicher Herstellungsposten erfunden worden sei. Kaum ein Jahr, nachdem sie in dasselbe eingezogen, war eines Tages der junge Herr todt, mit einer Kugel in der Brust in einem Dickicht gefunden worden. Ob durch eigene Hand, ob durch fremde? Vermuthlich das Letztere. Die Wilderer trieben es in diesem Bezirk arg und schlau. Ein jeglicher Haidegränzer stand in dem Verdacht, als Hüter des Hafers und Buchweizens seiner mageren Scholle, zum Diebe auszuarten und sich sonder Scrupel einen Sonntagsbraten zu erlegen. Einer borgte seinen alten Schießprügel dem Anderen; der, welchem er gehörte, konnte sein Alibi beweisen. Das Elend macht Kameraden; wollte man nicht Alle fassen, faßte man keinen; der neubackene Herr Oberforstmeister hatte überdies durch einen Diensteifer, der allerhöchsten Orts insinuirte, die gesammte Rotte gegen sich aufgebracht.

Jagd- und Bratenfreuden sind aber nicht für die misera plebs und der edle Wildstand ist der Serenissimi von Gottes Gnaden Lust und Stolz. Als daher während des Gnadenjahres der Wittwe ein junger interimistischer Stellvertreter, durch das Schicksal seines Vorgängers gewarnt, sich um so lässiger, als jener eifrig, erwiesen hatte, wurde der sauertöpfische, aber gewissenhafte Chatoullenrath zur Obhut auf den gefährlichen Posten berufen. Wer ahnte denn den posthumen Gracchus, der in dem unbequemen Kalmäuser sein Wesen trieb? Man versah sich von ihm, daß er für das landesväterliche, das ist vaterländische Recht und Plaisir sein Leben zwar nicht freudig, aber geziementlich in die Schanze schlagen werde; und man versah sich dessen mit Fug, wennschon nicht durchweg im herkömmlichen Sinne. Um dem unliebsamen Kalmäuser auch einmal etwas Löbliches nachzusagen: in erster Ordnung war es der Plan, vielleicht das Hirngespinnst, dem nach Unten mehr noch als nach Oben verderblichen Treiben von Grund aus Remedur zu schaffen, der Selbsthilfe zu steuern, aber ihr spornendes Motiv zu tilgen, welcher den posthumen Gracchus in die heimische Urhaide gelockt hatte. Hier war der zum Frevel treibende Beweggrund ja nur ein Hungerbissen in den leeren Topf. Aber im Kleinen wie im Großen, im Leiblichen, wie im Geistigen: das beste Regiment baut vor, das leidliche hilft nach, das schlechte verfällt dem Ruin, nachdem es den Ruin herbeigeführt hat.

Da im Mutter- wie Tochterstaat der nobelen Ausgaben zu viele waren, um mit Gnadenpfennigen splendid zu sein, hatte man als solchen der oberforstmeisterlichen Wittwe das freie Wohnungsrecht im Schlößchen zugebilligt; ein Merkmal, wie erbärmlich es um ihre Cassette bestellt sein mußte, da ohne harte Noth die erwähnte Dame es wol schwerlich in der unwirthlichen Haidenöde ausgehalten haben würde. Ich selbst aber war von einer Abmachung, die mich aus dem Regen

Digitized by Google

in die Traufe brachte, erst am Tage meines Aufbruchs unterrichtet worden. Hatte ich mich bisher in lachender Umgebung über eine lustige Hofgesellschaft zu Schanden geärgert, nun sollte ich in der trübseligsten Umgebung mich von der adligen Misère anwidern, ausbeuten und obendrein über die Achsel ansehen lassen. Ich that einen heiligen Schwur, taub und blind gegen jede Art von Zumuthung, mir alles verfängliche Schürzenwesen vom Leibe zu halten als ein richtiger Mann, erforderlichen Falls als ein Grobian.

Gott sei Dank! Raum genug, sich aus dem Wege zu gehen, war wenigstens vorhanden. Denn blieb auch das Obergeschoß herrschaftlichen Gästen vorbehalten, so trennte im Unterstock doch ein breiter Vestibül die Zimmerreihe in zwei Hälften. Mochte die Wittwe zur Rechten Trübsal und Hoffarth spinnen, ich hielt mich links; guten Tag und guten Weg! Auch im Wirthschaftswesen, das in Bürgerhäusern gewöhnlich zum Zankapfel zwischen Wirths- und Miethsleuten wird, konnten wir uns nicht in die Quere gerathen. Kochheerd wie Bükefaß blieben der gnädigen Frau überlassen nach Belieben und Verstehen; den Junggesellen sammt Adam und Nero versorgte die Frau des alten Unterförsters, dessen Wohnung in einem Seitenbau lag.

Ich hatte um das armselige Städtchen mit seiner stolzen, leerstehenden Prinzenresidenz, — allerorten meinen Augen ein widerwärtiger Contrast, — einen Bogen geschlagen und, so weit angänglich, auch die Dorfschaften vermieden, deren unsauberes Menschen- und Thiergezücht mich niemals dermaßen mit Ekel, Scham und Zorn erfüllt hatte, wie heute. Quer durch die Haide, auf Knüppelwegen, über Baumleichen, die der Wintersturm gefällt, in unmusterndster Laune, krampfhaft gähnend vor Langeweile und Hunger, — denn Aerger zehrt, — näherte ich mich meinem Ziel. Mein Bursche — bei einem wirklichen Oberforstmeister würde er Leibjäger geheißen, möglicher Weise aber nicht weniger ein Factotum für Garderobe, Tafel und Stall repräsentirt haben, — item Ehren-Adam mußte mit dem Packwagen bereits gestern eingetroffen sein. Ich fand meine Wohnung eingerichtet, den Tisch gedeckt. Einigermaßen ein Trost.

Und da lag denn auch endlich das Schlößchen vor mir, ein zierlicher Bau in holländischem Stil, mit seinen blutrothen Ziegeln und dem giftgrünen Metalldach, inmitten der grauen Kieferntrübsal immerhin ein lustiger Anblick. Die Haide umzog nach drei Seiten das Gehöft; in der Front jedoch war ein weiter Halbkreis gelichtet und linealgerecht durch geschorene Hecken zu einem Lustgarten angelegt. Da die Jagdzeit aber nicht mit der zusammenfällt, in welcher es zwischen den Hecken grünt und blüht, der Sold für einen Kunstgärtner folglich gespart werden durfte, hatten die Förster und vielleicht auch ihre Herren Principale die Zieranlage in eine nutzbringende umgewandelt, von welcher ihre Hausfrauen den Gemüsebedarf ernteten. Zwischen Göttergestalten von Sandstein, deren Nasen und Gliedmaßen verstümmelt waren, winzigen Fontainchen, deren Wasserfaden nicht mehr sickerte, zwischen bunten Porzellanperlen, die sich hier und dort noch als Einfaß hinter den Fragmenten des Bux erhalten hatten, rankten sich nun Bohnen und Erbsen so hoch, als der mager gedüngte Sand ihnen Kraft verlieh; machte unterschiedlicher Kohl, der von Natur ein anspruchsvoller Schmarotzer ist, den kümmerlichen Versuch, sich einen Kopf aufzusetzen,

Digitized by Google

während die genügsamen Plebejer der Scholle, rothe, gelbe und weiße Rüben, wie der erst kürzlich eingebürgerte Erdapfel, ein befriedigtes Dasein führten und hier und dort eine Königskerze oder Sonnenblume sich zwischen gemeinem Kraut und Unkraut blähte. In diesem Lustgarten würde nun auch ich fortan meinen Kohl bauen, der keine Köpfe trug.

II.

Mit diesem Stoßseufzer stieg ich nahe der Rampe ab, vergeblich nach einem Baum oder Pfahl suchend, an den ich meinen Gaul binden konnte, bis Ehren-Adam sich der schachmatten, triefenden Creatur erbarmen würde. Er mochte meinen Einzug von der Hofseite erwartet haben, oder auch seines Mittagsschläfchens pflegen. Ehren-Adam war ein gar ruhsamer, alter Knabe und sein Herr, der als ein nörgelnder Untergebener gescholten, dafür jedoch als gelassener Vorgesetzter geschätzt ward, gönnte ihm sein Behagen. Die Wahrheit zu sagen, fühlte ich mich den Menschen im Allgemeinen und meinem Menschen Adam im Besonderen, niemals gewogener, als wenn ich sie schlafend sah. Im Schlafe ist Unschuld und welche bessere Labsal haben wir armen Erdenknechte denn auch als die Stunden des Vergessens im Schlummer und seinen Traum. Für mich selbst waren leider diese Stunden kurz und häufig alpbedrückt; träumen aber that ich nur mit offenen Augen.

Eben hatte ich die Halfter um den Torso irgend eines weiland Ganz- oder Halbgottes geschlungen, als hinter seinem Sockel hervor ein helles Kindergesicht mich anlachte und gleich darauf ein Mädchen, seiner Größe nach etwa zehn Jahr, mir nickend entgegensprang. Es trug ein kurzes, schwarzes Röckchen und weißes Faltenhemd, das von einem dunklen Mieder zusammen gehalten ward, so wie wir auf Jahrmarktsbildern die Schweizermaidli dargestellt sehen. Vielleicht derzeitige Kindermode, oder ländliche Halbtoilette. Auch das goldblonde, wellige Haar hing nach Schweizerart in zwei dicke Zöpfe gebunden am Rücken hinab. Die Kleine hatte sich eine blühende Bohnenranke um den Kopf und eine zweite als Schärpe von Schulter zu Hüfte geschlungen; in der Hand hielt sie einen mächtigen Strauß von Kartoffelblüthen, wilden Kamillen, Schafgarbe, Thymian, Krausemünze und was sonst noch Blühendes oder Duftendes auf diesen Zierbeeten zu pflücken gewesen war; mit einem allerliebsten Knixchen streckte sie mir ihn entgegen.

Ich habe den Strauß zwischen den Blättern meines Theokrit getrocknet und angeordnet, daß er mir dereinst in den Sarg gelegt werde; ein Merkzeichen der ersten Stunde reinen Glücks in meinem grämlichen Leben.

Das Kind hatte eben die lachenden, rothen Lippen zu einem Willkommengruß geöffnet, als es jach einen Schrei ausstieß und mit einer Geberde der Angst auf ein weißes Kätzchen zusprang, das ihm vom Arme geglitten war und das mein Nero mit Hundelust zauste. „Miez, ach, meine Miez!" jammerte das Kind.

„Nero, los!" rief ich und das Miezchen war befreit.

Mit einem glückseligen Lächeln nahm die Kleine den Liebling wieder auf den Arm, drückte ihn an ihr Herzchen; sprang dann rasch zu mir zurück und

Digitized by Google

küßte meine Hand. Nach diesem Gefühlsausbruch aber wiederholte sie ihr Knixchen und sagte, indem sie mir ihr stolzes Bouquet überreichte: „Schön willkommen, Herr Forstmeister!“

Ich war bis dato Nichts weniger als ein Kinderfreund gewesen. Die Dressur der kleinen Hofpüppchen erregte meine Galle und das Geschrei sammt Ekelnäschen der flachshaarigen Straßenbrut widerte mich an; um den Nachwuchs in unseren Bürgerhäusern aber hatte ich mich so wenig gekümmert wie um dessen verehrliche Herren Papas und Frau Mamas. Dies Kind jedoch that es mir an auf den ersten Blick. „Wo solch holdselige Gottesgeschöpfe gedeihen, muß sich schon heimsen lassen,“ dachte ich und war auf einmal mit der unwirthlichen Haide im Sonnenbrand ausgesöhnt. Ich hob die Kleine unter beiden Armen in die Höh' und küßte sie auf die rundlichen Backen, was sie sich ohne Sträuben gefallen ließ, da doch sonst kleine Mädchen bei einem Manneskuß, aus Furcht einen Bart zu bekommen, strampeln und schreien. Ein Kind des alten Försterpaares konnte sie füglich nicht sein; vermuthlich also ein Enkelkind.

„Wie heißt Du, Herzchen?“ fragte ich.

„Lori von Leiseritz,“ antwortete sie. „Wenn ich aber groß werde, heiße ich Lorenza wie Mama.“

Ich wußte nicht, daß mein Vorgänger Nachkommenschaft hinterlassen habe. Der Mann wurde mir plötzlich interessant. In der einen Hand der kleinen Lori Willkommenspende, an der anderen die kleine Lori selbst, stieg ich die Rampe hinan.

„Wird Ihr großer Hund meinem Miezchen aber auch Nichts zu Leide thun?“ fragte sie, von Neuem ängstlich auf den Liebling in ihrem Arme blickend.

„Gewiß nicht, Kind,“ tröstete ich. „Nero wird Deinem Kätzchen ein so guter Freund werden, wie ich Dir.“

Als wir durch den Vestibül der Försterwohnung zuschritten, trat aus einer Thür zur Rechten eine Dame, unverkennbar von jenem Prinzessinnenschlag, von dem ich so Manche mit zornigem Wohlgefallen angeblinzelt hatte, aber von einer Schönheit, wie ich mich ihres Gleichen nur weniger erinnerte. Ein Bild von Weib, trotz der dreißig Jahre, die es zählen mochte und dem Gepräge von, von, — nun von ennui; ich finde keinen deutschen Ausdruck, der Sorge, Verdruß, Kummer und gleichzeitig Langeweile so kurzweg bezeichnete. Hoch und schlank gebaut; das Gesicht ein feines Oval von fleckenloser Marmorbleiche, langgewimperte Lider die großen lavendelbläulichen Augen halb bedeckend, so war meine künftige Nachbarin, so war Lori's Mutter, eine verblühte Schöne, aber heute noch weit, weit schöner als die Tochter, die mit keinem Zug an sie erinnerte, jemals aufblühen konnte. Obschon bereits im zweiten Jahre Wittwe, trug sie noch tiefe Trauer, vielleicht mehr aus lässigem als weheleidigem Beharren. Das Kleid war von elegantem Gemäch, aber vertragen, die Creppuffen zerknüllt, der Saum der langen Schleppe durchstoßen. Der unbequemen Wittwenschneppe hatte sie sich entledigt, das dichte blauschwarze Haar wellte sich, lose in einen Knoten zusammengefaßt, um den feingeschnittenen Kopf. Auch

Digitized by

der modische Panier, Puder und Schönpflästerchen fehlten. Für wen hätte sie sich auch aufbauschen, färben und interessant bekleben sollen?

„Mein Töchterchen ist mir zuvorgekommen, Herr Forstmeister," sagte sie mit einer leichten Verneigung. „Wir danken Ihnen das Zugeständniß einer Hausgenossenschaft, die vielleicht wenig nach Ihrem Geschmacke ist und verspreche ich, Störungen möglichst zu vermeiden."

Zu einem Bürgerlichen spricht eine hochgeborene Dame deutsch. Einen ihres Gleichen würde sie in den ihr mehr geläufigen Lauten einer feineren Mundart begrüßt haben. Redete sie doch selbst mit ihrer Tochter allezeit französisch. Auch stimmten der gleichgültige Ton und Blick, welche die Ansprache begleiteten, wenig zu dem Dankgefühl, das sie ausdrückte. Dennoch lautete meine Erwiderung nicht blos gewohntermaßen höflich, sondern durchaus ungewohntermaßen nahezu herzlich; denn die kleine Lori sah mit ihren großen goldbraunen Kinderaugen zu mir in die Höh', und ich las darin: „bitte, bitte, sei gut mit Mama!"

Die Dame zog sich in ihre Gemächer zurück; mich nahmen die Förstersleute in Beschlag, führten mich zur Orientirung durch mein Revier und dann zur Tafel in ihre eigene Behausung. Das kleine Fräulein, sein Kätzchen im Arm, hüpfte munter voran, nahm auch mit heller Lust meine Tischeinladung an, obschon sie bereits Mittag gehalten. „Aber nichts so Gutes," wie sie treuherzig gestand, „Grützbrei und Häring."

Grützbrei und Häring! Ich war kein Sybarit; aber mich schauderte.

Mutter und Tochter, ohne eigene Bedienung, theilten den Tisch des Försterpaares, welcher, dem Säckel und der Magengewöhnung der alten Leute entsprechend, von der einfachsten Art war. Für den neuen Herrn Kostgänger jedoch hatte Frau Michelin würdiglich ein Mahl bereitet. Da sie „ledigerweise" anfänglich Kindsmagd, später Wirthschafterin bei der Herzogin Wittwe gewesen, wußte sie, was feinen Leuten schmeckt und wie es schmecken muß, betheuerte auch ihr Vergnügen, in alten Tagen die Künste der Jugend noch einmal üben zu dürfen.

Die kleine Lori aß mit dem hungrigen Forstmeister wett. Im Umsehen war von dem goldgelben Fasan nur noch das Knochengerüst übrig und die Schüssel mit den zuckerig eingesottenen Waldbeeren bis auf den Grund geleert. Ich hatte an keiner Fürstentafel in so heiterer Laune und mit besserem Appetit Mittag gehalten.

Während desselben war mir nun aber durch die harmlosen Plaudereien meiner kleinen Tischnachbarin und die Unterhaltsamkeit meiner alten Wirthe das Interieur der vornehmen Hausgenossenschaft bis auf das Tz klar geworden. Adlige Wittwenmisère in ihrer Blüthe! Kein neues Bild für einen bei Hofe Bediensteten und von allen Elendsbildern der Menschheit das, bei welchem ich am wenigsten Erbarmen und häufig genug den Kitzel der Schadenfreude empfunden hatte. Die demüthig erbettelten paar jährlichen Gnadenthaler hätten in früherer Zeit der gnädigen Frau kaum für eine neue Courrobe zugereicht. Nun besticke sie freilich, ihre Umstände zu verbessern, Pantoffeln und Fächer mit Gold- und Silberfädchen, klöppelte Spitzen und mehr derlei Plunder, der herzbrechend an gute Tage gemahnte. Aber mit welcher Schamröthe auf den

Digitized by Google

Wangen! Um welchen Spottpreis wurde der Trödel unter der Hand in Leipzig oder Dresden abgesetzt und wie hätte bei solchem Budget von einer Befriedigung der lästig drängenden Gläubiger auch nur die Rede sein können.

Wer Wind säet, muß Sturm ernten! Was jedoch konnte das arme Kind für die Thorheit von cher papa und chere maman? Daß es sie werde büßen müssen, war ein natürliches Erbgesetz, welches der Herrgott gar nicht erst seinen Geboten hätte anzuhängen brauchen. So lange indessen Christian Klösterley im Haideschlößchen residirte, sollte die Buße für elterliches Schlemmen und Schwelgen mindestens nicht in Grützbrei und Häring und die für unbezahlte Brocatgewänder nicht in verwachsenen und verwaschenen Trauerfähnchen bestehen. An Allem, was sein Forst erzeugte, hatte der Forstmeister ein gebührend Theil für seinen Topf und dieser Topf brauchte nicht lediglich für einen Junggesellen bemessen zu sein; desgleichen brauchte der jeweilige Forstmeister, Gott sei Dank! nicht mit dem Kostgeld zu knausern, wenn selbiges auch statt für zwei, für vier Personen zu entrichten war. Die kleine Lori sollte fortan leckerer als bisher gespeist werden und an menus plaisirs, wenn just auch nicht in Batzenform, keinen Mangel leiden. Mit diesem Vorsatz legte ich mich am Abend zur Ruh' und schlief so friedsam, wie ich nur je meinen Adam hatte schlafen sehen.

Halb und halb gegen mein Erwarten bedurfte es durchaus keiner schlauen Ueberredungskünste, um diesen Vorsatz durchzuführen. Die schöne Wittwe ließ es sich huldreich gefallen, in ihren vier Pfählen, die gebührentlich die meinen waren, mich als Tafelgast zu empfangen und mit den Erzeugnissen meiner Küche zu bewirthen, wie sie denn auch ebenso huldreich sich die kleinen Cadeaux gefallen ließ, die ich ihrem Töchterchen zu machen mir erlaubte. Ob sie diese Erweisungen ebenso unbedenklich angenommen hätte, wenn ich statt Forstmeister Klösterley Oberforstmeister von Klösterley geheißen hätte, bleibe dahingestellt. Jedenfalls würde es dann nicht ohne Erröthen geschehen sein. Man schämt sich eben nur vor seines Gleichen, oder Solchen, zu denen man sich in die Höhe reckt.

Als Entgelt überließ sie mir ihre Lori. Gewiß, sie liebte das Kind; da sie ihm aber keine Bonne, oder Gouvernante halten konnte, wurde ihr seine Gegenwart, — nervös, wie sie nach Damenart war, — unbequem und dankte sie Gott, wenn sie es, ohne Schaden zu befürchten, draußen im Lustgarten oder bei den alten Förstersleuten untergebracht wußte. Indem sie auf diese Weise sich der einzigen angänglichen Zerstreuung beraubte, quälte der Gedanke, was aus ihrer kleinen Sauvage einmal werden solle, die Einsame dann aber doppelt; im Grübeln und Seufzen über deren Zukunft und die eigene entsanken Nadel oder Klöppel lange vor Dunkelwerden ihrer Hand, sie streckte sich auf ihre Causeuse und zwischen Erinnern, Sehnen und Sinnen stellte ein Halbschlummer sich ein, welcher der Nacht ihr Ruherecht verkümmerte. Wie hätte sie auch müde werden sollen? Weder die körperliche noch die geistige Arbeit kostete Anstrengung; in die Luft kam sie nicht. Zu Fuße gehen, ganz allein, oder was nicht mehr hieß, mit einem Kind, und in die Haide — Gipfel alles ennui! War dann die magere Abendsuppe ohne Appetit verzehrt, Mignonne zu Bett gebracht, dann belebten bei einbrechender Nacht sich die quälenden Nervengeister, dann wurde das Bewußtsein unverdienten Elends erst recht grell, dann

Digitized by

rannen die Thränen. Sie löschte das Licht, öffnete die Thüren ihrer Zimmerreihe und ging mit leisen Schritten, seufzend und händeringend, die Flucht hin und wieder, Stunden auf Stunden, bis endlich ermattet, lange nach Mitternacht sie ihr Lager suchte und der Freund der Kummervollen sie in glückliche Tage zurückführte, vielleicht auch wiederum in glückliche voraus. Erst wenn die Sonne hoch am Himmel stand und die kleine Sauvage sich seit Stunden nach Willkür umhertrieb, erwachte sie zu einem leidigen Tagewerk und Tageslauf.

In diesem Tageslauf trat vom heutigen ab nun mälig ein Wandel ein. Daß der alte Forstmeister in seiner einseligen Weltabgeschiedenheit sich die Zeit mit Mignonne vertrieb, den durch hartes Mißgeschick versagten Hofmeisterposten freiwillig bei dem Kinde übernahm, gewährte eine Herzerleichterung. Monsieur Klösterley war ein ungefährlicher Schutzherr; die Mutter durfte ohne Sorge träumen und sich grämen, sie nährte sich nach Geschmack und Bedürfen, was immerhin ein gesundheitlicher Anfang ist; sie wird, will's Gott, allgemach auch wieder rechtzeitig Schlummer finden, kann Klöppel und Nadel ohne Gewissensbisse rasten lassen und so gradatim weiter: Zeit und Behagen verbunden im Kampfe gegen das ennui.

In weit kürzerer Frist, als diese Wandlung der Mutter heischte, war ihr Kind nun aber das meine geworden. Aus freiem Antriebe, so als könnte es nicht anders sein, nannte Lori den Herrn Forstmeister schon nach wenig Tagen erst Meisterchen, dann Väterchen und Du, wich auf Schritt und Tritt ihm kaum noch von der Seite. Wenn Morgens Maman noch lange schlief, schlich sie sich aus dem Bett, ging an meiner Hand in den Wald, lernte sich mit mir darin auskennen wie ein junger Lehrling, und weil die Wege oftmals so weite waren, daß ich sie nur zu Pferde durchmessen konnte, hatte ich für sie ein Zwergenrößlein ergattert, auf welchem sie nun munter neben mir hertrabte durch Dick und Dünn. Das war eine Lust!

Waren wir dann aus dem Forste heimgekehrt und hatten unser wohlschmeckendes Mahl genommen, dann ging es an das Studiren; von Seiten der Schülerin freilich nicht mit allzulebhaftem Behagen, dem lehrenden Väterchen zu Liebe aber mit freundlichem Willen; das kleine Wesen, dem ich kaum zehn Jahre gegeben hatte, zählte zu meinem Staunen deren nahezu dreizehn, im Punkte des Wissens aber fand ich es im Stadium eines acht-, oder höchstens, seiner Leibesgröße angemessen, zehnjährigen. Man hatte die Kleine während ihrer frühesten Zeit, der elterlichen Glanzperiode, auf dem Lande in Polen zurückgelassen; die Großmutter ein müdes Weltkind, wie ihre Tochter dazumal ein munteres war, erzog sie, das heißt, sie erzog sie eben nicht. Ein Bischen französisch plappern lernte sich von der Wiege ab gleichsam als Mutterlaut; von eigentlichem Unterricht war keine Rede. Nach dem Tode der alten Dame, welcher ungefähr mit der Eltern Exilirung in die Haide zusammen fiel, wurde auch das Kind darein versetzt und machte der Vater nunmehr einen Anfang mit den Rudimenten der Sprache, die *seine* Muttersprache war: ein Anfang, welchem der Tod rasch ein Ende setzte. Die Wittwe war allzu melancholisch umgeschlagen, um die saure Aufgabe fortzuführen, würde aber auch sonder Melancholei und mit stärkerer Geduld in deutscher Grammatik schwerlich etwas

Digitized by Google

Erkleckliches geleistet haben, und, um gerecht zu sein, wie viel Damen oder Frauen ihrer Zeit und Zone mehr als sie? So blieb es denn bei einem stockenden Buchstabiren und dem kritzeligen Aneinanderreihen steifer Lettern.

Wie kläglich aber war es erst bestellt mit der Christenlehre, die ja überhaupt selten zur Blüthe kommt, wo sie nicht mit der Muttermilch eingesogen ist. Die Eltern empfanden, nach der meisten Weltleute Art, ein gar schwächliches religiöses Bedürfen; sie waren Freigeister, ohne sich so zu nennen, oder es auch nur zu wissen, der Vater Lutheraner, die Mutter Katholikin. Die Tochter, gesetzmäßig nach der Letzteren Ritus getauft, hatte man gelegentlich firmen lassen, als bei dem letzten elterlichen Besuche in Dresden ein böhmischer Bischof dieses Sacrament an etlichen Kindern des Hofkreises vollzog. Seitdem, also seit Lori's zehntem Jahre, hatten Mutter wie Tochter kein Gotteshaus betreten, hätten bei bestem Willen aber auch in ihrer stocklutherischen Umgebung eines ihres Cultus nicht betreten können.

Die Mutter vertröstete sich betreffs der geistlichen, wie weltlichen Bildung ihrer Tochter mit einem späteren Erziehungskloster, und würde den Platz in einem solchen auch jetzt schon angestrebt haben, wenn es in sächsischen Landen noch katholische Klöster gegeben hätte, oder eine Reise nach dem mit dergleichen Instituten gesegneten Polen zu ermöglichen gewesen wäre. Aber nicht blos als Uebergangsstadium, sondern als dauernde Zuflucht schwebte ihr, wenn auch unter Seufzen und Thränen, eine Nonnenzukunft für ihre Lori vor. Sie war, nach mütterlichem Maßstabe bemessen, nicht schön, würde es niemals werden; sie war blutarm, auf eine standesmäßige Verheirathung nicht zu zählen. So grausam die Vorstellung in das Herz schnitt, besser, anständiger mindestens, für eine geborene von Leiseritz verborgen hinter Klostermauern ihre Tage zu beschließen, statt, wie so Manche ihres Gleichen, als alterndes Fräulein von einem dürftigen Gnadenpfennig eine kleinstädtische Dachstubenexistenz zu führen, mit Laterndchen und Hausschlüssel im Strickbeutel am Morgen auszurücken, und als willkommene oder auch unwillkommene Klatschbase in adligen Familien ihren regelmäßigen Mittags- und Abendtisch zu suchen. Arme kleine Lori! So elendiglich stand deine Zukunft selbst den Augen der Mutter vorgezeichnet. Wohl dir, daß sie dem Kinde wenigstens ein paar letzte, freie Jahre gegönnt und sie ungehindert ihre „Sauvage" hatte werden lassen!

Denn wenn, wie es heißt, das Nämliche, das zwei Menschen thun, nicht das Gleiche ist, so wirkt das Nämliche, das zwei Menschen dulden, nicht selten einen Gegensatz. Die Noth, welche über die Wittwe einen zerstörenden Bann verhängte, gewährte der Waise die Freiheit, in welcher ihre Natur sich bis zu ihren Grenzen entwickelte. Unter der Dressur, sei es des Klosters, sei es des Weltlebens, würde diese holde Kindlichkeit verkümmert, oder zur Albernheit ausgeartet sein.

Lori hegte von der sichtbaren Welt außerhalb ihrer Haide nur eine schwache Vorstellung und die unsichtbare Welt der Offenbarung war in ihr ungeweckt; von einer Kirche hatte sie nur ein flüchtiges Kinderbild bewahrt, in welchem Weihwedel, weiße Schleier und Lilienstengel die haftendsten Eindrücke bildeten. Den Stegreifslehrer aber muthete es an, eine Schülerin zu erhalten,

Digitized by

auch in der heiligsten Heimlichkeit noch als ein unbeschriebenes Blatt, auf das er seine Runen zeichnen durfte. Das Gemüth eines halbfertigen Weltkindes aus- oder gar umzubilden, würde ihm widerstanden haben und mißlungen sein; dem unberührten Waldkinde durfte er ein Priester werden, und er ist es ihm so lange geworden, bis das Kind ihm zum angebeteten Leitstern ward. Auch die einförmige Haide hat in Licht und Sturm Momente, in welchen der Mensch einem allmächtigen Schöpfer sich näher spürt als sonst. In dem Schöpfer den Vater lieben zu lehren, in dem Menschenreiche ein Bruderreich, darauf beschränkte sich, sonder Katechismusformel, lediglich nach der knappen Satzung des göttlichen Menschensohnes sein Priesteramt und den Segen dieses Amtes hat er zurückempfangen reicher, als er ihn gespendet. In der Lehre eines unschuldigen Kindes ist der römische Bürger, so weit seine Kalmäusersucht es zuließ, ein Christ geworden; denn die Grundbedürfnisse, deren Stillung die Menschenseele nicht entrathen kann, sind eingeschränkter Art, und die unsichtbare Natur entwickelt sich wie die sichtbare aus kaum bemerkbaren Keimen.

So getheilt zwischen Bibel, Fibel sammt Orbis pictus und freier Bewegung, zu Fuß und Roß, mit Botanisirtrommel und Schmetterlingsschere, verlief voller Lust die sonst so trübselige Sommerzeit der Haide. Der Tag wurde kürzer, der Unterricht in die frühen Morgen- und Abendstunden noch bei Lampenlicht verlegt. Während ich meine Rechnungen und Eingaben ausarbeitete, leistete die Kleine mir gegenüber ihre Pensa mit wachsendem Eifer und, weil bemessen unter der Kraft ihrer Jahre, mit gründlichem Erfolge.

Der Prinz war aus dienstlichen wie vergnüglichen Gründen schon manches Jahr in seinem Dominium nicht eingekehrt und kehrte auch heuer nicht darin ein. Statt des versagten mündlichen Referats machte ich mich daher schriftlich an ein Memorandum, zum Zweck der Aufbesserung und allmäligen Hebung der verwahrlosten forstlichen, wie sittlichen Zustände in meinem Reviere. Ich that es mit Genauigkeit und mit Wärme, denn es handelte sich mir nicht blos um eine Kopfes-, sondern um eine Herzenssache.

Das Holz besaß, der Schwierigkeit, nein schlechthin der Unmöglichkeit des Transports durch die unwegsamen Sandwellen halber, so gut wie keinen Werth. Hatten Alter, Sturm oder Blitzschlag einen Stamm gefällt, verwitterte er am Boden; haufenweis sperrten die Baumleichen jeglichen Pfad, nur das Reisig wurde von Weibern und Kindern gesammelt und an dem Außenrande hier und dort von Köhlern ein Meiler angezündet. Ich entwarf nun Plan und Kostenanschlag für einen bestmöglich chaussirten Kreuzweg zum Anschluß an die der Haide benachbarten Ortschaften und von ihnen aus an die größeren Landstraßen. Die für diese Anlage zu fällenden Bäume wurden den fröhnenden, wie freien Bauern, neben einem bescheidenen Tagelohn, unentgeltlich überlassen, von ihrem mageren Hornvieh auf die eigene Feldflur geschleift, zu dem ausschließlichen Zweck, mit ihnen die zumeist vom Wild bedrohten Hufen zu umzäunen, bis es im Verlaufe gelungen sein werde, die Haide theilweise zu roden, den Boden zu melioriren und bei eingeschränktem Wildstand den Complex schützend zu umwallen. Das gab den Aermlingen der Gegend Anregung, Arbeit,

Digitized by Google

Winterlohn, wenn auch nur kärglichen und als Haupthebel: die Hoffnung auf gedeihlichere Zeiten.

Zum ersten Male in meinem Büreaudienst hatte ich die Feder unumwunden als Gracchus geführt und daß umgehend, brevi manu, mein Plan gebilligt, eine ansehnliche Summe als erste Rate zu seiner Ausführung angewiesen, aus freiem Antriebe sogar der Befehl gegeben wurde, zunächst wenigstens den Bestand des am verwüstendsten hausenden Schwarzwildes bis auf ein Minimum einzuschränken, trug zum Behagen meiner Gegenwart wesentlich bei; erweckte auch zum ersten Male eine ehrerbietigere Meinung von unserem fürstlichen Gebieter, wennschon dessen Opfer dem ungenügsamen Kalmäuser als ein ziemlich wohlfeiles erschien. Des Prinzen Sold als Generalissimus überstieg seine fürstliche Apanage, er war ein reicher Herr, die Anlage verhieß zukünftigen Ertrag und dem Plaisir der Sauhetzen ließ sich in fremden Revieren zur Genüge fröhnen. Aber ich hatte meinen Kopf durchgesetzt, es gab rüstige Anordnung, Aufsicht, Schaffensfreude, erquickende Bewegung in den Morgenstunden allein, nach Tisch in Begleitung meines lieblichen kleinen Anhängsels. Ich fühlte mich zum ersten Male einen glücklichen Mann.

So kam der Winter, die Glorienzeit der Haide. Ein dichter, weißer Teppich breitet sich über die grau=braune Bodenschicht, funkelnde Krystalle zittern an jeder Nadel der grünen Wipfel, die sich unter ihrer Schneelast zu Lauben neigen; schlankes, zierliches Wild dringt, Leben verbreitend und Leben verendend, bis an die Umhegung von Haus und Hof, Büchsengeknall und Schlittengeklingel hallen durch den Forst. Auch ich hatte mir solch ein leichtes Wintergefährt zugelegt, um meiner kleinen Kameradin willen schmucker, als ich es für mich allein gewählt haben würde. Es glich einem Schwan mit schlankem Halse. Eine warme Bärendecke hüllte uns ein; mein munterer Rappe trug ein wohlgestimmtes Geläut.

In dieser zierlichen Muschel fuhren wir nun selbander die Haide kreuz und quer, besichtigten Wegschaufler, Holzfäller und Kohlenbrenner, kehrten auch wol dann und wann zu einem Einkauf in der Stadt, oder zu einem erwärmenden Trunk in einer dörflichen Schenke ein und kamen erst bei Sternenschein zurück in unser Schlößchen, das in seiner bunten Färbung, unter einem silberflimmernden, weißen Schleier einem Zauberpalaste glich und in dem nun meine kleine Fee mit hochrothen Wangen und leuchtenden Augen von der offenbarten Weltherrlichkeit berichtete.

Die Kinderlust aber steckte an, und scheuchte für ein Paar Abendstunden das Consortium Ennui und Melancholie. Nach dem gemeinsamen Souper, das heißt, einer sämigen deutschen Suppe, saßen wir noch dreiselig bei einander, und lange verschlossene Ohren und Lippen thaten sich auf. An Berührungspunkten fehlte es nicht. Ich kannte, wenigstens Namen und Ansehen nach, die Mehrzahl der Cavaliere und Damen, zwischen denen die Jugend der Wittwe so heiter verflogen war, hatte von ihren galanten Abenteuern berichten, ihre Hühner und Gänse aufzählen hören. Meines Vaters weitcultivirteste Wissenschaft war die Genealogie fürstlicher und adliger Geschlechter gewesen und wessen der Kopf voll ist, davon geht der Mund über. So hatte ich manchen Stamm=

Digitized by Google

baum sich ausbreiten sehen, der jetzt in der winterlichen Haide den Schatten von Erinnerungen und vielleicht Hoffnungen über eine schmachtende Seele breitete. Die Dame lehnte hingegossen auf ihrer Causeuse, wiegte zustimmend oder aufklärend das schöne Haupt, und lispelte die Gegenrede in den vertrauten Lauten einer feineren Mundart als der, in welcher der neue Hausgenosse begrüßt worden war; die Tochter saß ihr gegenüber auf einem Schemelchen an meiner Seite, ihre Hand in der meinen, das Köpfchen an meine Knie geschmiegt; sie hatte sich Tags über müde studirt und geschaut, die Plauderei über allerlei unkindliche Gegenstände, die, Gott sei Dank, ihre Neugier nicht reizten, machten sie noch müder. Die lieben, hellen Augen fielen zu, ich schlang meinen Arm um ihren Hals, zog sie auf meinen Schoß und so an meiner Brust schlummerte sie, bis die gesetzte Stunde des Aufbruchs schlug und ich das Kind, ohne es zu erwecken, in das Schlafzimmer trug. Auf dessen Schwelle küßte ich der gnädigen Mama zur guten Nacht die Hand, verfügte mich in mein Compartiment und über Redouten und Schäferspielen, galanten Baronen und gefeierten Comtessen nicht weniger als meine kleine Freundin müde geworden, schlief ich den Schlaf des Gerechten bis zum Hahnenschrei.

Aber auch auf die nervenschwache Dame hatte der Erinnerungsaustausch am lodernden Kamin eine narkotische Wirkung geübt. Die nächtlichen Wandelgänge unterblieben, sie legte sich geziementlich zur Ruh und gestand mir eines Tages, daß sie allmälig wieder schlafen lerne, wie sie allmälig wieder mit einigem Appetit essen gelernt. Eines anderen Tages gewahrte ich, daß sie ihr Trauergewand mit einem farbigen aus heiteren Tagen vertauscht, bald danach, daß sie Puder in ihr Haar gestreut habe. Als ich mir jedoch die Bemerkung erlaubte, wie Schade es sei, die seltene Schöne eines solchen Rabenschwarz zu verhüllen, entgegnete sie: „Jedenfalls eine Thorheit; auch ist meine Puderbüchse leer," und trug fortan keinen Puder mehr, nur einen künstlicheren Lockenbau als bisher. Die Gegenwart eines Menschen, der ihrem Gesellschaftskreise nahe gestanden, der Eindruck auf einen Mann, wenn auch nur einen bürgerlichen Mann, hatte die Wittwe wieder zu einem Weibe gemacht.

Meinem Drängen nachgebend wagte sie sich denn auch endlich wieder an die Luft und spazierte regelmäßig in der Mittagsstunde an meinem Arme ein Paar Mal die Gänge unseres Lustgartens, auf denen Ehren-Adam säuberlich Bahn gekehrt hatte, hin und wieder. An einem fernerweiligen Tage — bei zwölf Grad unter Null! — überraschte die frileuse Dame mich sogar mit dem Geständnisse, daß Schlittenfahren eine ihrer Jugendpassionen gewesen sei und daß sie ein lebhaftes Verlangen empfinde, den altheimischen Reiz noch einmal auf sich wirken zu lassen.

Noch am nämlichen Tage, und fortan jeden folgenden, machten wir demnach eine Tour durch die Haide; Dame und Dämchen in der Muschel mit dem Schwanenhals, der galante Forstmeister als Lenker hinter ihnen auf der Pritsche; die rasch gleitende Bewegung, das goldene Mittagslicht, der frische Odem der Haide in ihrem reinen Winterkleide, frohe Heimathsbilder ähnelnder Natur färbten die bleichen Wangen der Wittwe mit einem Blüthenhauche; die müden Augen hoben sich in meerblauem Glanze; sie schien um zehn Jahre verjüngt:

Digitized by Google

„fürwahr ein schönes, ein königliches Weib!“ dachte ich bewundernd, ja entzückt nach jeder Heimkehr von unserer Fahrt. „Eines von denen, das man außer seinem Hause sehen muß, um ihm gerecht zu werden.“

Gegen die Weihnachtszeit war der neue Haideweg bis zur Stadtflur so weit abgeholzt, daß die angrenzenden Gutsbesitzer ihn bequem zu einem Rendezvous im städtischen „Weißen Hirsch“, dem einzigen reputirlichen Gasthofe der Gegend und zugleich Posthalterei, benutzen konnten. Ausnahmslos Edelleute. Nur der Forstmeister Klösterley war auch ohne die beiden schwerwiegenden Wörtchen „von“ und „Ober“ eine Standesperson, welcher die ritterschaftlichen Jagdschmarotzer die Erlaubniß, in seinem Revier zu birschen und Sauen ad libitum niederzuschießen, regelmäßig mit einer Einladung zu ihren Festivitäten belohnten. Machte er nun auch von solcher Gunst, deren persönlichen Werth er zu taxiren verstand, nur selten Gebrauch: eines schönen Nachmittags legte er seine goldgestickte, grüne Staatsuniform an, schnallte den Hirschfänger um den Leib und setzte den federbordirten Dreispitz über den Haarbeutel mit breiter, schwarzer Schleife, um seiner edlen Hausgenossin würdiglich als Cavalier zu dienen. Es galt, vor dem Abschluß der Jagdzeit und dem Beginne des Carnevals in der Residenz, ein Abschiedsfest im „Hirsch“, zu dem man das Haideschlößchen als Rendezvous erwählt hatte.

Unmittelbar hinter dem Musikschlitten, das heißt einem auf Kufen gesetzten, mit Tannenreis bekleideten Leiterwagen, der Alles was in der Pflege irgendwie zu blasen und zu fideln sich ermaß, beherbergte, eröffnete er, der Forstmeister nämlich, den Zug auf der Pritsche seines Schwans. Vor ihm saß neben dem Töchterchen, — das schicklicher Weise zu Hause gelassen worden wäre, wenn sein väterlicher Priester, Lehrer und Freund es über das Herz gebracht hätte, ihm ein lustiges Schauspiel zu versagen, — saß die schöne Wittwe in granatrothem Sammetrocke mit Zobel verbrämt, ein polnisches Pelzmützchen über dem hochgelockten, heute mit Goldstaub gepuderten Toupé; leidlich erhaltene Rudera einer unvergeßlich glorreichen Zeit! Daß es aber der nobelen Equipage an einem geziemenden Geleit nicht fehle, trabte auf dem alten Förstergaule Ehren-Adam — Pferdeknecht, Wichsier, Büchsenspanner, Tafeldecker, Kammerdiener in seiner Person vereinigend, — heute als Vorreiter dem Schwane voran, um bei der nächtlichen Rückfahrt mit einer Pechfackel heimzuleuchten. Schellenklingende Rosse, Schlittchen mit kostbaren Pelzdecken, aber auch manches ehrbare Familiengehäus aus Korb geflochten, folgten nach; junge, schmucke Reiterofficiere aus den nächstliegenden Garnisonstädten sprengten zur Seite. Ein stattlicher Zug!

Im „Hirsch“ wurde in Kaffee und Punsch geschwelgt, die Cour geschnitten, bei dem Souper nach Leibeskräften gezecht, darauf für das Alter „ein Tempelchen“, für die Jugend, — und meine Dame zählte reichlich zu der letzteren, — ein Tänzchen arrangirt. Mit einem Hoch auf die nächste Jagdsaison wurde der heurigen spät in der Nacht Valet gesagt.

Die Baronin hatte glänzendere Feste gefeiert, aber doch endlich wieder einmal ein Fest, das erste Vergnügen seit Jahren! Sie war in stolzeren Kreisen heimisch gewesen, immerhin aber doch wieder einmal unter ihres Gleichen. Aus einer so gut wie vergessenen, war sie eine neue Erscheinung geworden, als

Digitized by Google

Schönste der Schönen gefeiert, wie eine junge Blüthe von Faltern umschwärmt! So wie ihr mag es dem Gefangenen zu Muthe sein, der nach dunkler Kerkerhaft zum ersten Male wieder die Sonne aufgehen sieht.

Und als lange nach Mitternacht die Gesellschaft sich in alle Richtungen zerstreut hatte, glich bei unserer einsamen Heimfahrt die unwirthliche Haide einem Märchengarten. Der Schein der vorleuchtenden Fackel brach sich in Millionen Diamanten einen Augenblick; im nächsten glitt ein schwärzlicher Schatten über den weißen Teppich und über dem glitzernden Behang der Wipfel breitete sich der Baldachin der Nacht mit ihrem Goldgefunkel, und wiederum züngelte es oben und unten wie buntes Geschmeide, um im sausenden Fluge wie ein Blitz zu erlöschen. Hirsche und Rehe flüchteten aufgescheucht über die Bahn; Raben und Dohlen flatterten krächzend von den schneebeladenen Zweigen in die Höh'; aus einem Dickicht flimmerten die Lichter heimlich grausamen Waldgesindels.

Der alternde Melancholicus hatte nicht häufig eine Künstlerader in sich gespürt; heute aber, in dem schemenhaften Weben von Licht und Nacht, von sprühendem Leben über der Todesstarre, das Haupt des schönsten Weibes dicht an seiner Brust, da prickelte ein phantastischer Kitzel durch seine Poren; jeglicher Nerv, jegliche Fiber wirbelten eine Woge vom Herzen zum Hirn und vom Hirn zum Herzen zurück. Ein sanft berauschendes Arom, wie das des Jasmin, entquillt den üppigen Haarwellen, über welche sein Kopf sich neigt, das Antlitz einer Helena wendet sich ihm zu; der Laut versagt den lächelnden Lippen, aber unter den weit geöffneten Lidern sprühen elektrische Funken und ein heißer Odem haucht sichtbar einen Duft in die Winternacht und in ein lange winterliches Herz. Es ahnt, nein es spürt das Schlagen auch eines zweiten Pulses, ein heimliches Fieber auch in einer anderen Brust. Bei Gott! ein herrliches, ein begehrenswerthes Weib!

„Und warum nicht dein Weib?“ schoß es wie ein Funke durch mein Hirn. „Ist es in den Sternen geschrieben, daß du als klausnerischer Splitterrichter dein Leben beschließen sollst? Es steht in deiner Macht, dieses Weib wiederum auf den Platz zu stellen, der ihm gebührt, es in das Element zurückzuversetzen, für das es geboren ist, Noth und Sorge, die sein Herzblut aussaugen, zu bannen. Ermanne dich, ringe, wirb um sie; liebe sie; laß dich lieben, werde ihr Gatte, ihres Kindes — —“. Ein jacher Ruck, bevor ich das letzte Wort ausgedacht. Das Pferd stockte vor der Rampe. Ich hatte nicht gemerkt, daß wir dem Ziele so nahe waren. Die Fackel verlöschte, während der Vorreiter abstieg; es währte ein Paar Minuten, bis er das Portal geöffnet hatte. Tiefstille Nacht ringsumher.

Ich hatte die Dame aus dem Schlitten gehoben und hielt ihre Hand in der meinen. Zitterte sie, oder zitterte nur ich? Fühlte ich einen leisen Druck, oder gab ich ihn?

„Dank! Dank!“ flüsterte sie.

Der erste warme Dank für die erste warme Freude, die ich ihr bereitet!

„Du sollst mir mehr als diese erste Freude danken lernen, Lorenza,“ stammelte ich; vielleicht dachte ich es auch nur. Gehört mindestens hat sie mein Versprechen

Digitized by Google

nicht, denn rasch hatte sie ihre Hand aus der meinen gelöst und war im Dunkel des Vestibüls verschwunden.

Ich wendete mich nach dem Schlitten zurück, um Lori der Mutter nachzutragen. Schlafend hatte ich sie vor der Abfahrt hineingehoben, schlafend hob ich sie wieder heraus.

„Väterchen!“ lallte sie, halb im Traum, von meinen Armen umschlungen.

Väterchen! Unzählige Male hatte ich den zärtlichen Namen von ihren Lippen gehört. Heute durchzuckte er mein Eingeweide wie ein Stich. Unwillkürlich ergänzte ich den Satz, in welchem das Halt mich vor ein Paar Minuten unterbrochen hatte: „ihres Kindes Vater!“ Und jach hämmerte es aus tausend Pulsen: „Nimmer, nimmermehr!“

Hastig ließ ich das Kind aus meinen Armen; um ein Haar wäre es zu Boden gefallen. Ich stieß es in die Thür, welche die Mutter offen gelassen, — „offen auch für mich?“ — Mich schauderte! Ich schlug die Thür' in die Angel und stürzte in mein Zimmer; ja, ich stürzte, als würde ich verfolgt.

Was hatte ich denn? Woher dieser Aufruhr? Ich war kein Jüngling, kein Brausekopf; ein nüchterner, alternder Mann, Christian Klösterley, der Kalmäuser! War ich denn wahnwitzig geworden?

Die warme Stubenluft erstickte mich; ich riß das Fenster auf und starrte hinaus in das matte Licht der Nacht, das wir Dunkel, horchte auf das leise Geräusch der Nacht, das wir Stille nennen. Aber ich sah nur ein helles Kinderhaupt vor meinen Augen schweben, hörte nur ein süßes Kinderlispeln an meinem Ohr.

Ich legte mich nicht. Den Rest der langen Mitternacht schritt ich in meinem Zimmer auf und ab. Bevor es draußen Tag ward, mußte es drinnen Tag werden.

Und es ward Tag. Ja, es war schon Tag geworden, als das Kind den altvertrauten Namen lallte, und das grelle Licht hatte mich nur geblendet. Nein, nein, ich konnte des schönen Weibes Gatte nicht werden, weil ich nicht seines Kindes Vater werden konnte. Ich liebte nicht die Mutter, ich liebte — die Tochter.

Sie war ein Kind, und ich liebte sie als ein Kind; kein Reiz des Weibes umspann mich in ihrer unschuldsvollen Nähe. Ich wußte, daß sie niemals mein eigen werden durfte, des weltmüden Mannes, der längst ihr Vater sein und allezeit nur ihr Beschützer bleiben konnte. Aber dennoch, dennoch, ich wußte es seit dieser Nacht, — ich liebte sie nicht blos als das Kind, das sie war, ich liebte sie auch als das Weib, das in ihr schlummerte, das Weib, das ich geträumet, das ich ewig lieben würde, ewig, Lori, ewig! aber niemals besitzen.

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Digitized by Google

Städtewesen in Italien unter den römischen Kaisern.

Von

Prof. L. Friedländer in Königsberg.

Wer Pompeji gesehn hat, weiß, daß der Eindruck dieser „Stadt der Todten", wie Walter Scott sie nannte, sich mit Worten kaum wiedergeben läßt. Ein Stück einer versunkenen Welt ragt hier in wunderbarster Erhaltung in unsere Gegenwart hinein: und diese uns so fremd anmuthenden Reste einer längst untergegangenen Cultur sind überall von den Spuren eines Daseins erfüllt, das erst ganz vor Kurzem entflohen zu sein scheint. Wer hätte nicht hier, wo man sich vom Hauch des römischen Alterthums so unmittelbar angeweht fühlt, den Wunsch empfunden, wenn auch nur auf kurze Stunden das Leben zurückrufen zu können, das vor 1800 Jahren [1]) diese einsamen Säulenhöfe mit den ringsumliegenden kleinen Gemächern, diese todtenstillen Straßen und Plätze, diese leeren Tempel, Theater und Portiken erfüllte? Aber obwol, auch abgesehn von den unschätzbaren Einblicken, die uns die Wiederentdeckung der beiden verschütteten Städte in die Cultur jener Periode gewährt hat, ein reiches, hauptsächlich durch Tausende von Inschriftsteinen gebotenes Material uns in den Stand setzt, uns eine gewisse Vorstellung von dem Leben der Städte Italiens in der Kaiserzeit zu gewinnen, so fehlt doch viel daran, daß auch nur auf die Hauptseiten ihrer Zustände ein volles Licht fiele. Das davon zu entwerfende Bild muß daher nicht blos ein schattenhaftes, sondern auch ein lückenhaftes bleiben.

I.

Die Nähe einer Stadt kündigte sich dem Reisenden in Italien damals durch dreierlei an: durch Landhäuser, Gärten und Grabdenkmäler. Die Sitte, die heiße Jahreszeit auf dem Lande zuzubringen, war allgemein, und an Orten, die sich durch Gesundheit oder Schönheit der Lage auszeichneten, erhoben sich zwischen den Villen der Stadtbewohner auch Paläste römischer Senatoren und selbst der Kaiser, da die Großen und Reichen Werth darauf legten, so viele Landhäuser zu besitzen, daß sie jede Jahreszeit in einem besonders geeigneten Klima zubringen

[1]) Die Verschüttung Pompeji's erfolgte am 24. August 79 n. Chr.

Digitized by Google

konnten. Die Parke und Gärten, die diese Villen umgaben, glichen in ihrer Anlage, in ihrer Ausstattung mit geschorenen Wänden und Hecken, künstlich zugestutzten Bäumen, Wasserkünsten und Statuen, den modernen italienischen; doch fehlten ihnen mehrere Bäume und Pflanzen, die wir als charakteristisch für die Vegetation Italiens zu betrachten gewohnt sind, vor Allem die Citrone und Orange. Andere waren damals noch neu. Pfirsiche und Aprikosen waren erst im Laufe des ersten Jahrhunderts eingeführt worden, die Pistazie in dessen erstem Drittel, und um die Zeit der Verschüttung Pompejis erregten die ersten Melonen durch Duft und Gestalt in den Gärten Campaniens das Interesse der Naturforscher und Gartenfreunde. Außer diesen Lustgärten umgab jede größere Stadt ein ihrer Größe entsprechender Rayon von Handelsgärten, in welchem die Luft oft von übeln Gerüchen erfüllt war, da ihnen unterirdische Röhrenleitungen Dungstoffe aus den städtischen Kloaken zuführten. Daß in der Zeit der Verschüttung Pompeji's Ackerbau und Gartenwirthschaft, so wie die dazu gehörige Thierzucht, so gut wie ganz aus der Stadt verdrängt war, ergibt sich aus der geringen Zahl der dort gefundenen Thiergerippe, da doch, mit Ausnahme der Hunde, fast alle Thiere in jener Katastrophe umgekommen sein müssen. In den zwölf Jahren von 1861—1872 fand man in Pompeji außer 93 menschlichen Skeletten 3 von Hunden, 7 von Pferden, 11 von Hühnern, 2 von Schildkröten, 1 von einem Schwein. In jenen Gärten vor den Thoren wurden auf großen Feldern Lilien, Rosen und Violen (d. h. Levkoien und Goldlack) theils zur Fabrikation wohlriechender Essenzen, theils zur unmittelbaren Verwendung gezogen. Der Blumenluxus des römischen Alterthums bestand hauptsächlich in einem massenhaften Verbrauch dieser drei und einiger anderer Gattungen zur Bekränzung, zum Bestreuen von Ruhebetten und Fußböden bei Festen, zum Schmuck der Wohnungen und Gräber. Oel-, Wein-, Obst- und Gemüsegärten versorgten oft nicht blos die Märkte der Stadt, zu welchen sie gehörten, sondern auch entferntere: aus Pompeji wurden z. B. Wein, Kohl, Feigen und Zwiebeln ausgeführt. Gemüse war neben dem fast ausschließlich aus überseeischen Ländern, namentlich Afrika und Aegypten, eingeführten Weizen die Hauptvolksnahrung, wie Wein das allgemeine Getränk, und Oel vertrat auch in der antiken italienischen Küche die Stelle der Butter, welche die Alten nur als Medicament verwendeten. Auch die Grabdenkmäler, welche so gut wie überall außerhalb der Städte zu beiden Seiten der Landstraße lagen (obwol in manchen Stadtrechten das Begraben der Todten innerhalb der Mauern dem allgemeinen Gebot zuwider gestattet war, bis Hadrian dies durch ein Rescript aufhob), waren oft von gartenartigen Anlagen eingefaßt.

Zwischen solchen Umgebungen gelangte man, etwa durch eine von kleinen Leuten, wie Maulthiertreibern und Fuhrleuten, bewohnte Vorstadt, zu einem Thor der inneren Stadt. Auch die früher befestigten Städte waren damals offne. Seit der allgemeine Friede durch das römische Weltreich für immer gesichert schien, und der Gedanke an eine Bedrohung seines Centrallandes Italien vollends fern lag, waren die zinnengekrönten und thurmbewehrten Mauern, wie auch Pompeji sie hat, zwecklos geworden und wurden eingerissen, wo sie dem wachsenden Verkehr hinderlich waren; wie sie auch in Pompeji auf der ganzen

Digitized by

Strecke vom Forum Triangulare bis zum Herkulanerthor durch dreistöckige Häuser ersetzt sind.

Die Straßen glichen denen der heutigen orientalischen Städte: wie hier gab es Straßen mit und Straßen ohne Läden. Die letzteren waren die vornehmeren, wie z. B. die jetzt so genannte Mercurstraße in Pompeji mit einer Reihe sehr stattlicher Häuser mit Recht als strada della Signoria bezeichnet worden ist. Diese Straßen waren überaus still und todt; ihren Fronten fehlten die Reihen von Fenstern, die wir als deren belebendes Element zu betrachten gewohnt sind. Man ging hier wie zwischen Gartenmauern, die von Zeit zu Zeit durch verschlossene Thüren unterbrochen waren, und sah in den oberen Stockwerken nur hier und da mit Holzläden verschlossene Fenster und erkerartige Vorbauten. Im römischen Wohnhause lagen die Zimmer rings um innere Höfe, von denen aus sie ihr Licht empfingen (eine Bauart, die sich in Europa nur noch in den Patios von Sevilla erhalten hat); Fenster auf der Straßenseite wurden im Erdgeschoß gar nicht, in den oberen Stockwerken vereinzelt und unregelmäßig angebracht. Es ist die (um 1330 in Frankreich gemachte) Erfindung des weißen durchsichtigen Glases gewesen, die mit dem Hausbau auch das Aussehen der Straßenfronten allmälig völlig umgestaltet hat. Doch sind die Glasfenster, die in Deutschland seit dem 16. Jahrhundert in Bürgerhäusern Eingang gefunden haben, in Italien erst sehr viel später allgemein geworden: noch im vorigen Jahrhundert sah man dort in den größten Städten, wie Florenz und Mailand, die Fensteröffnungen vielfach mit Papier verklebt.

So still und einsam in den antiken Städten die Straßen ohne Läden waren, so sehr waren die eigentlichen Verkehrsstraßen von Geräusch und Getümmel erfüllt. Hier waren die Mauern der Erdgeschosse durchweg von Vorbauten verdeckt, die, in ihrer ganzen Breite auf die Straße öffnend, den freiesten Einblick in ihr Inneres gestatteten, falls sie nicht durch Vorhänge geschlossen waren. Sie dienten als Läden, Werkstätten, Geschäftslocale und Restaurationen. Da reichte der Händler in losgegürteter Tunica dem Kunden die Waare über den gemauerten Ladentisch; da arbeiteten Handwerker aller Art in Kappe und Schurzfell auf ihrem Schemel; da nahmen kleine Leute ihre Mahlzeiten in rauchgeschwärzten Garküchen und ließen sich einen Trunk aus der an den Pfeiler geketteten Weinflasche einschenken; da rasirten die Barbiere ihre Kunden halb auf offener Straße. In solchen Localen arbeiteten auch Maler und Bildhauer und stellten ihre fertigen Arbeiten zur Schau; ertheilten Aerzte ihren Rath, schröpften und operirten; ließen Schullehrer ihre Kinder im Chor buchstabiren, und nahmen Züchtigungen vor den Augen des Publicums vor. In den Localen der Aerzte und Barbiere kam man, wie jetzt an kleineren Orten in den Apotheken, zur Unterhaltung zusammen.

Die Straßen waren verhältnißmäßig schmal, was man wegen des reichlichen Schattens mit Recht für gesünder hielt; in Pompeji sind die fünf durchlaufenden Hauptstraßen noch nicht 8 Meter, die Nebengassen etwa 4, die schmalsten Gäßchen 2½ bis 3 Meter breit. Aber trotz dieser Schmalheit und der Verengung durch Vorbauten war das Gedränge lange nicht so gefährlich, als z. B. auf dem Toledo zu Neapel. Denn erstens hatten die Straßen Trottoirs, die in

Digitized by

Pompeji zusammengenommen die Breite des Fahrdammes haben; sodann war das Reiten und Fahren von Personen, mit Ausnahme der letzten Tagesstunden, in welchen der Verkehr schon sehr abgenommen hatte, verboten, und Reisende passirten daher die Städte oft bei Nacht. Das Pflaster war überall vortrefflich, wenn möglich aus Lava, wie in Pompeji, welches annähernd eine Million Quadratfuß Lavapflaster besitzt; die Fahrdämme bestanden aus genau aneinander gepaßten polygonen Platten. Im Mittelalter ist (abgesehen von dem arabischen Spanien) die Straßenpflasterung zuerst in Paris (zu Ende des 12. Jahrhunderts) begonnen worden und hat sich in den Städten Mittel- und Nordeuropa's sehr langsam verbreitet. Dresden hat erst im 16., Berlin erst im 17. Jahrhundert Straßenpflaster erhalten. Straßenbeleuchtung ist dagegen im Alterthum eben so unbekannt gewesen, wie im Mittelalter. Die Vorbauten der Häuser wurden Nachts durch Bretterwände geschlossen, durch Riegel und Ketten gesichert; die Inhaber schliefen theils darin, theils in darüber befindlichen Wohnräumen, die ihnen von den Hausbesitzern mitvermiethet waren.

Wie in Pompeji Häuser von mehr als einem Obergeschoß zu den Ausnahmen gehörten, so wahrscheinlich auch in der Mehrzahl der Städte Italiens. Denn die Gründe, welche in Rom das Aufsetzen zahlreicher Stockwerke herbeiführten, der hohe Werth des Bodens und eine stetige Zunahme der Bevölkerung, können dort, wenn überhaupt, nur ausnahmsweise eingetreten sein.

Die Hauptstraßen führten von den Thoren zum Mittelpunkt der Stadt, dem Forum, das zugleich Piazza und Markt, mit Fliesen gepflastert, von den schönsten säulengetragenen öffentlichen Gebäuden, namentlich Tempeln umgeben, mit Statuen (besonders auch verdienter Bürger) reich geschmückt und für den Wagenverkehr wol immer ganz abgesperrt war.

Die Straßenmauern der Häuser sah man vielfach mit Anzeigen bedeckt, die in Pompeji mit Mennig angemalt sind. Etwas einer Zeitung Aehnliches hatte nur die Stadt Rom, wo täglich auf einer geweißten Holztafel ein amtlicher Bericht über die städtischen Ereignisse von allgemeinem Interesse ausgestellt wurde: zahlreiche Abschriften desselben gingen fort und fort in das ganze Reich, und wurden in den Provinzen mit Begierde gelesen, oft mit Spannung erwartet. Um so mehr muß dieser römische Tagesanzeiger in allen Städten Italiens seine Abonnenten gehabt haben, da man dort Alles, was in der Hauptstadt geschah, mit größtem Interesse verfolgte, und die römischen Moden und Einrichtungen nachzuahmen bemüht war. In Ermangelung einer solchen Tageszeitung bediente man sich in diesen Städten zum Anschreiben von Anzeigen der Häusermauern und der Mauern der Grabdenkmäler. Dies zu verbieten hatten die Besitzer offenbar kein Recht; sie konnten es nur verbitten, was zuweilen durch Inschriften geschieht, oder man ließ zwei Schlangen malen, die, als Bilder der Schutzgottheiten des Hauses, jede Verunstaltung desselben verhindern sollten. Das Schreiben der Anzeigen war ein Gewerbe; in Pompeji zeigen die den letzten Jahren der Stadt angehörigen durch die Gleichförmigkeit der Schriftzüge, daß sie von denselben Händen herrühren. Es sind (außer Anzeigen bevorstehender Schauspiele, zu vermiethender Wohnungen, gestohlener Sachen) fast ausschließlich Aufrufe und Empfehlungen zu den Wahlen für die städtischen Aemter. Unter mehr

Digitized by

als tausend solchen bereits von den Mauern Pompeji's copirten überwiegen in der letzten Zeit die auf die Wahlen der Aedilen bezüglichen, da die Amtsbefugnisse derselben, als der Polizeibeamten, am meisten in das Leben der kleinen Leute eingriffen. Neben allgemeinen Empfehlungen der Candidaten als ehrenwerther, höchst ehrenwerther, würdiger junger Männer, finden sich auch speciellere: „Wählt den Gajus Julius Polybius: er schafft gutes Brod! Wählt den Bruttius Balbus (zum Duumvirn): er wird die Stadtcasse in Ordnung halten!" Unterzeichnet sind diese Aufrufe nicht blos von Stimmberechtigten, denn hier und da stehen auch Frauennamen darunter. Theils gehen sie von Einzelnen aus, theils von mehreren in Gemeinschaft (z. B. von einem Kaufmann mit seinen Kunden, von einem Meister „mit seine Lehrlinge"); hauptsächlich aber von Vereinen, Gilden und Genossenschaften, und auch hier zeigt sich, welche Bedeutung das Vereinswesen für das städtische Leben hatte. Bei der Wahlbewegung in Pompeji finden wir betheiligt oder berücksichtigt: die Innungen der Holzfuhrleute, Salinenarbeiter, Maulthiertreiber, Sackträger; ferner der Färber, Walker, Mantelhändler, Parfümerie- und Fruchthändler, Bäcker, Gastwirthe, Barbiere, Goldschmiede; einen Ballspielclub, endlich zwei religiöse Brüderschaften, die Verehrer der Isis und der Venus. Die letztere war die Stadtgöttin von Pompeji, das auch officiell „Venusstadt" genannt wird. Wahrscheinlich sind übrigens alle derartigen Vereine ursprünglich religiöse, d. h. zum Zweck des Cultus einer bestimmten Gottheit zusammengetretene gewesen, wie auch im Mittelalter die Innungen und Zünfte ihre bestimmten Heiligen verehrten. In den Städten Italiens scheinen Vereine „der jungen Männer" oder „der Jugend" sehr gewöhnlich gewesen zu sein, die öfter den Herkules als Schutzgott verehrten; ihre mehrfach erwähnten Spiele mögen zu den beliebtesten städtischen Lustbarkeiten gehört haben. Auch sonst veranstalteten die Vereine Feste und Aufzüge, bei welchen letzteren ohne Zweifel die Bilder ihrer Schutzheiligen in Procession getragen wurden. Das ganze Vereinswesen war streng beaufsichtigt, zur Bildung neuer Vereine bedurfte es besonderer Erlaubniß des Kaisers oder des Senats, die offenbar nur sparsam und mit großer Vorsicht bewilligt wurde: ohne eine solche waren nur die Sterbecassenvereine der kleinen Leute gestattet, die ohne Zweifel nirgend fehlten. In manchen Städten gab es Veteranenvereine, deren im Dienst ergraute Mitglieder jahrelang am Rhein oder am Euphrat gestanden haben mochten, und nun den Rest ihres Lebens an ihrem Heimathsort verbrachten.

II.

Die städtische Verfassung war im Wesentlichen unverändert aus der republikanischen Zeit in die monarchische übergegangen, in deren erster Periode die Städte die vollste Freiheit der Selbstverwaltung behielten; das Recht, ihre Beamten zu wählen, haben sie auch später behalten. Die Wahlen erfolgten stets auf ein Jahr, und die regelmäßig wiederkehrenden Wahlbewegungen erregten, wie sehr sie auch Stürmen im Glase Wasser gleichen mochten, zuweilen die Bevölkerungen auf's tiefste: so kamen z. B. im Jahr 4 n. Chr. in Pisa wegen der Wühlereien der Bewerber überhaupt keine Wahlen zu Stande. Das höchste Amt war das der beiden Duumvirn oder Gerichtsherren, mit deren Namen, wie

Digitized by Google

mit denen der Consuln in Rom, in der städtischen Zeitrechnung das Jahr bezeichnet wurde. Sie führten den Vorsitz im Senat und in der Bürgerschaft, und übten die Civilgerichtsbarkeit bis zu einer gewissen Höhe des Streitobjects, aber keine Criminalgerichtsbarkeit. In Zwischenräumen von je fünf Jahren stellten die gerade im Amt befindlichen Duumvirn den Etat der städtischen Einnahmen und Ausgaben auf, und wegen dieser erweiterten Competenz, zu welcher auch die Feststellung der Senats- und Bürgerlisten gehörte, hatten diese sogenannten Quinquennalen einen höheren Rang als die sonstigen Duumvirn. Den letzteren im Range zunächst standen die beiden Aedilen oder Polizeiherren. Zu ihrer Competenz gehörte die Aufsicht über die Straßen (deren Verkehrsfreiheit sie vor der Benutzung durch Anwohner zu schützen hatten, mit Ausnahme der Stellmacher, die ihre Räder herauslegen und der Walker, die ihre Zeuge heraushängen durften); ferner über öffentliche Gebäude, Bäder und Märkte, namentlich die Sorge für die Zufuhr und die Controlle der Maße und Gewichte; auch hatten sie ein gewisses Züchtigungsrecht gegen die Marktbesucher. In manchen Städten gab es auch besondere Cassenbeamte (Quästoren), aber nicht in allen.

Die Ehrenrechte der städtischen Beamten waren: die Tracht der römischen Magistrate (eine Toga mit einem Purpursaum) und der curulische Stuhl (ein Klappstuhl ohne Lehne); auch traten ihnen Lictoren voraus, die aber nur Stöcke, keine Beile führten, da sie ja nur eine unblutige Gerichtsbarkeit zu üben hatten. Es ist daher ein kleiner Verstoß gegen das Costüm, wenn es in Schiller's Gedicht „Herculanum und Pompeji" heißt: „Traget Lictoren die Beile voran, den Sessel besteige Richtend der Prätor" u. s. w.; auch sind die Duumvirn von Pompeji niemals Prätoren genannt worden, welcher Titel allerdings in anderen Städten für die obersten Beamten vorkommt.

Die Bedingungen der Wählbarkeit zu den städtischen Aemtern waren: freie Geburt, Unbescholtenheit, ein Alter von 25 Jahren, der Nachweis eines gewissen Vermögens; endlich durfte der zu Wählende kein unanständiges Gewerbe betreiben. Zu diesen gehörten nicht blos diejenigen, die nach römischem Recht bürgerliche Ehrlosigkeit zur Folge hatten, wie das des Kupplers, des Schauspielers und Gladiators, sondern auch das des Auctionsausrufers (vermuthlich weil es dem des Spaßmachers verwandt war), des Leichenbesorgers und Ordners von Leichenzügen. Die Aemter mußten in der gesetzlichen Reihenfolge bekleidet werden, so daß man vom untersten zum obersten aufrückte; und eine zweimalige Bekleidung desselben Amts konnte nur nach einem Zwischenraum von fünf Jahren erfolgen. Das nachzuweisende Vermögen betrug an mehreren Orten, z. B. in Como, etwa 20,000 Mark, in größeren Städten ohne Zweifel mehr; in Padua, der damals bedeutendsten Stadt Oberitaliens, gab es unter August 500 Familien, die das vierfache Vermögen und darüber besaßen. In Wirklichkeit war wol überall mehr erforderlich, als der gesetzliche Census. Denn die städtischen Aemter waren nicht blos unbesoldet, sondern auch mit erheblichen Kosten verbunden. Das Herkommen verpflichtete die Gewählten zu Leistungen für die Commune, namentlich Aufführung öffentlicher Bauten und Veranstaltung von Schauspielen; außerdem hatten sie an die Stadtcasse eine gewisse Summe

als „Ehrengeld" zu zahlen, die nach der Größe der Stadt und dem Range des Amtes verschieden normirt war; in Pompeji betrug sie für das höchste Amt etwa 2000 Mark. Ausnahmsweise konnte sie, um Jemanden besonders auszuzeichnen, erlassen werden. Sehr häufig wurde mehr gezahlt als die gesetzliche Summe, oder es wurden Leistungen an die Stelle der Zahlung gesetzt, die viel größere Kosten erforderten.

Der Senat oder Stadtrath, gewöhnlich die Curie genannt und mit einem stehenden Prädicat (splendidissimus, etwa „der Hochansehnliche") bezeichnet, bestand in der Regel aus 100 lebenslänglichen Mitgliedern, den Decurionen, deren Liste wie gesagt in Intervallen von fünf Jahren von den Quinquennalen festgestellt wurde. Alle gewesenen Beamten gehörten als solche zum Senat. Wir besitzen noch auf einer Steintafel eine Senatsliste von Canossa vom Jahre 223 n. Chr., in welcher (außer 39 Ehrenmitgliedern) die 100 Decurionen nach den Rangclassen aufgeführt sind, zu welchen sie gehörten, und nach denen sich die Reihenfolge ihrer Sitze und ihrer Stimmabgabe im Senat richtete. Es sind 7 gewesene Quinquennalen, und 4, denen diese höchste Rangclasse durch Senatsbeschluß verliehen war, ohne daß sie das Amt bekleidet hatten; 29 gewesene Duumvirn, 19 gewesene Aedilen, 9 gewesene Quästoren, und 32, die noch kein Amt bekleidet hatten. Am Schlusse stehen die Namen von 25 unerwachsenen Söhnen von Decurionen, welche (wie die Söhne der römischen Senatoren) das Recht hatten, den Sitzungen als Zuhörer beizuwohnen, in die Senatsliste aber nur auf besonderen Beschluß aufgenommen wurden. Dies geschah namentlich beim Tode von Decurionen, deren Familie der Senat die Würde zu erhalten wünschte; oder auf den ausdrücklichen Wunsch der Väter, oder aus Dankbarkeit für eine von denselben der Gemeinde erwiesene Munificenz. Ihre oft noch in sehr zartem Alter stehenden Söhne (oder Neffen), die dann in die Liste eingetragen wurden, nahmen fortan an den Ehrenrechten der Decurionen Theil, erhielten Sitz und Stimme aber erst mit dem Alter von 25 Jahren.

Die Ehrenrechte der Decurionen waren gewisse, bei den verschiedenen Rangclassen verschiedene, doch nicht näher bekannte Abzeichen der Tracht, mit welchen sie auch bestattet wurden; Ehrenplätze bei allen öffentlichen Festen und Schauspielen, wobei ihnen der Gebrauch eines besonderen Sitzes, des Bisellium, (einer breiten Bank ohne Lehne mit Schemel) zustand; Anspruch auf höhere Antheile bei Bewirthungen und Geldvertheilungen; endlich (in späterer Zeit) das ehrende Prädicat Wohllöblich (Laudabilis), das auch den Mitgliedern ihrer Familien zukam. Die Bedingungen der Wählbarkeit waren dieselben wie bei den städtischen Aemtern; auch die Decurionen zahlten bei ihrem Eintritt in den Senat ein Ehrengeld, dessen Erlaß auch bei ihnen als besondere Auszeichnung eintreten konnte. Vielleicht hatten sie das Recht, die städtische Wasserleitung unentgeltlich zu benutzen; vielleicht erfreuten sie sich (wenigstens an einzelnen Orten) noch anderer Bevorzugungen.

Obwol nun die städtischen Aemter keine materiellen Vortheile gewährten, sondern erhebliche Opfer auferlegten, und auch die mit dem Decurionat verbundenen Vortheile schwerlich eine auch nur nennenswerthe Compensation für dieselben gewährten, so waren doch Decurionat und Aemter eifrig erstrebte und

Digitized by Google

deshalb oft nicht leicht zu erreichende Ziele des municipalen Ehrgeizes. Was Cicero gesagt hat, es sei leichter in Rom Senator, als in Pompeji Decurio zu werden, galt auch für eine spätere Zeit. Allerdings hatte ohne Zweifel der Wunsch, über seines Gleichen emporzusteigen, ihren Neid und ihre Eifersucht zu erregen, an kleinen Orten einen noch prickelnderen Reiz, als an den größten. Doch darf man auch etwas Anderes nicht vergessen. Von der Theilnahme an der politischen Gestaltung des römischen Reiches waren die Municipalen völlig ausgeschlossen; eine solche wäre nur bei einer Repräsentativverfassung möglich gewesen, und diese hat das Alterthum nicht gekannt. So reichte denn ihr Horizont wol in der Regel nicht über das Weichbild ihrer Stadt hinaus; sie war ihre Welt, und die volle Freiheit der Selbstverwaltung eröffnete in der früheren Kaiserzeit, wo die Staatsgewalt nicht einmal Vertreter bei den Communen hatte, ein Feld, auf dem nicht nur Eitelkeit und Ehrgeiz, sondern auch Talent und Tüchtigkeit Befriedigung finden konnten.

Im Laufe des zweiten Jahrhunderts ist dann aber ein Verfall des städtischen Wesens eingetreten. Hauptsächlich scheinen Unordnungen in den Finanzen der Städte, zum Theil ohne Zweifel (wie jetzt in Florenz und an anderen Orten Italiens) durch Ueberschreitung der verfügbaren Mittel zu Verschönerungsbauten hervorgerufen, zu Deficits und Bankerotten geführt zu haben. Die Kaiser sahen sich veranlaßt, die städtischen Haushalte, deren Ordnung bisher den Quinquennalen allein überlassen gewesen war, ihrer Controle zu unterziehen und eigene Commissare (Curatoren) zur obersten Leitung der städtischen Verwaltungen zu ernennen, die niemals aus dem Orte gewählt wurden, wo sie zu fungiren hatten, sondern entweder aus einer anderen Stadt, oder aus den beiden höchsten Ständen des Reichs, dem Ritter- und Senatorenstande; öfter führte ein solcher Commissar die Aufsicht über den Haushalt mehrerer Städte zugleich. Nachdem einmal diese Einmischung der Regierung in die Communalangelegenheiten erfolgt war, lag es in der Natur der Sache, daß die Staatsgewalt je länger, je mehr um sich griff, und ihre Vertreter die städtischen Beamten und den Senat zu einer immer abhängigeren Stellung herabdrückten, während sie zugleich ihre Verantwortlichkeit für die finanziellen Leistungen der Commune steigerten. Während so die communalen Stellungen einen großen Theil ihrer Anziehungskraft einbüßten, bot seit dem Anfang des zweiten Jahrhunderts der Staatsdienst sehr viel reichere und günstigere Aussichten als bisher. Damals wurde durch Hadrian eine allmälig die ganze Verwaltung umfassende Beamten-Hierarchie geschaffen, ein vielgegliederter, höchst complicirter Organismus, der eine sehr große Anzahl von Kräften in Anspruch nahm, und glänzende Laufbahnen eröffnete. Der Zudrang zum Staatsdienst nahm zu, während der Zudrang zum städtischen Dienst abnahm. Immer größer wurde die Zahl Derjenigen, die, aus Furcht zum Decurionat und den städtischen Aemtern herangezogen zu werden, ihr Vermögen verheimlichten. Vielleicht schon im zweiten Jahrhundert mußten die Curien aus der Zahl der Besitzer des erforderlichen Census zwangsweise ergänzt, und mit der Zeit immer strengere Maßregeln zu ihrer Erhaltung getroffen werden. In Folge derselben wurde das Decurionat ein im Mannesstamme erblicher Stand, welchem die Söhne der Decurionen als solche vom 18. Jahre ab angehörten.

Digitized by Google

Erforderlichen Falles erfolgte eine Ergänzung aus der übrigen Bürgerschaft, bei welcher nur Sclaven, Freigelassene und Bescholtene nicht herangezogen wurden. Im vierten Jahrhundert sind die Curien sogar als Strafanstalten benutzt worden, in welche man wegen eines Vergehens eingestellt wurde.

III.

Unter dem städtischen Patriziat, welches die Decurionen bildeten, nahmen die zum zweiten Stande des Reiches, dem ritterlichen, gehörenden Familien die erste Stelle ein. Oft wurde damals der Ritterstand durch Militärdienst erworben. Wer in einer Legion bis zu der obersten unter den 60 Centurionenstellen, dem Primipilat, aufgerückt war, wurde bei seiner Entlassung häufig in den Ritterstand erhoben. Diese sogenannten Primipilaren und andere ehemalige Officiere von ritterlichem Range, namentlich die Tribunen der Legionen und Cohorten, finden wir oft in den Städten Italiens mit den höchsten Aemtern und Priesterthümern bekleidet, auch zu Patronen der Gemeinde erwählt: so war der Dichter Juvenal, der als Tribun eine Hilfscohorte befehligt hatte, in seiner Vaterstadt Aquino Duumvir, Quinquennal und Priester des vergötterten Kaisers Vespasian. Aber auch schon die ehemaligen Centurionen erscheinen öfter als tonangebende Personen und genossen allem Anschein nach nicht weniger Ansehn, als sie durch Wichtigthuerei und breitspuriges Auftreten beanspruchten. Sie sahen auf gelehrte, besonders philosophische Bildung, verächtlich herab, und waren des Beifallsgelächters ihrer Zuhörer gewiß, wenn sie die Nutzlosigkeit derselben demonstrirten, und sich in schalen Späßen darüber ergingen.

Daß zwischen der städtischen Aristokratie und der übrigen Bürgerschaft nicht immer Eintracht herrschte, würde auch ohne ausdrückliche Zeugnisse anzunehmen sein. Wie es scheint, wurde den Beamten und Senaten vorzugsweise Eigennutz (bei der Verwaltung der städtischen Einkünfte), auch Bestechlichkeit vorgeworfen, und man verklagte sich dann gegenseitig beim Senat in Rom. Zuweilen führten die Streitigkeiten der Gemeinden auch zu Tumulten. Ein solcher brach in Pozzuoli im Jahr 58 n. Chr. aus; es kam zu Steinwürfen und Drohungen von Brandlegung; Bürgerschaft und Curie schickten Gesandtschaften nach Rom, von welcher die eine über Habsucht der Beamten und Vornehmen, die andere über die Gewaltthätigkeit der Menge klagte. Dem ersten von Rom dort hingesandten Commissar gelang die Unterdrückung der Unruhen nicht, erst nachdem die Stadt mit einer prätorischen Cohorte (1000 Mann) besetzt und einige Hinrichtungen erfolgt waren, wurde die Eintracht wieder hergestellt.

Den Decurionen zunächst an Rang und Ansehen, wenn auch durch eine große nicht zu überschreitende Kluft von ihnen getrennt, standen in der Gesellschaft der Städte die Corporationen der Augustalen, zu welchen diejenigen gehörten, die durch unfreie Geburt, ein zu geringes Vermögen, oder ein unanständiges Gewerbe vom Decurionat ausgeschlossen waren, jedoch eine Stellung über dem Niveau der Menge beanspruchen durften. Die Augustalen waren religiöse, zum Zweck des Kaisercultus gebildete Genossenschaften; auch zu diesen

Digitized by Google

war der Zudrang in der Zeit der Blüthe der Städte groß. Die Mitgliedschaft einer Corporation gewährte nicht nur manche Vortheile, sondern vor allem auch Ansehn: bei Geldvertheilungen wurden die Vereine bevorzugt, erhielten eigene Plätze in den Theatern u. dgl. Unter allen Corporationen war aber die der Augustalen bei weitem die hervorragendste, nicht blos durch ihr Vermögen und die Ansehnlichkeit ihrer Mitglieder, sondern auch durch ihre Leistungen für die Commune, und ihre Bestimmung für den Kaisercult. Sie werden in der Regel wie die Decurionen als ein Stand bezeichnet, und standen als solcher zwischen den Herren und kleinen Leuten in der Mitte.

Wie in Rom schon unter Augustus der Genius des regierenden Kaisers Gegenstand eines Cultus war, der officiell von den Vorstehern der Stadtbezirke, außerdem aber von zahlreichen, zu diesem Zweck zusammengetretenen Privatvereinen geübt wurde, so setzten auch außerhalb Roms vielfach religiöse Vereine den Kaisercultus an die Stelle der früher von ihnen geübten Göttercults, wie in Pompeji die Diener des Merkur und der Maja diesen beiden Gottheiten zuerst den Namen des August hinzufügten, seit dem Jahr 2 n. Chr. aber seinen Namen allein führten; außerdem entstanden auch in den Städten Süditaliens zahlreiche neue Vereine für diesen Zweck, die sich von Anfang an Augustalen nannten. Ihre jährlich wechselnden Vorstände, die sogenannten Sevirn (Sechsmänner) wurden von den Decurionen ernannt. Anders in Norditalien, dessen Bevölkerung noch zu sehr mit barbarischen (keltischen), nicht hinlänglich romanisirten Elementen vermischt war, als daß überall die erforderliche Anzahl zur Bildung solcher Corporationen vorhanden gewesen wäre. Hier, namentlich in der Lombardei, bildeten sich für den Kaisercult Collegien von Sechsmännern (die Sechszahl ist die gewöhnliche der Collegiatpriester), aus denen sich mit der Zeit Corporationen entwickelten.

Auch mit dem Sevirat waren erhebliche Lasten verbunden; die Sevirn hatten an den zahlreichen dem Kaisercult geweihten Tagen Opfer zu bringen und andere Festlichkeiten zu veranstalten; auch sie zahlten ein Antrittsgeld an die Stadtcasse und setzten eine Ehre darin, mehr als die gesetzlich normirte Summe (durchschnittlich etwa 400 Mark) zu entrichten. Dafür durften auch sie bei ihren Functionen die purpurumsäumte Toga anlegen (in welcher sie auch nach Ablauf ihres Amtsjahres bei Kaiserfesten erschienen, und bestattet wurden), hatten Lictoren zur Verfügung, erhielten bei Schauspielen Ehrenplätze und bei Geldvertheilungen größere Antheile. Außerdem konnte den Augustalen durch Senatsbeschluß ein Antheil an den Ehrenrechten der Decurionen zuerkannt werden, und dies scheint das höchste Ziel ihres Ehrgeizes gewesen zu sein. Ihre zahlreich erhaltenen Ehren- und Grabdenkmäler melden der Nachwelt in prunkenden Worten: daß der eine das Recht erhalten habe, bei Schauspielen auf seinem eignen Bisellium unter den Augustalen zu sitzen, bei öffentlichen Mahlzeiten aber unter den Decurionen Platz zu nehmen; daß einem anderen die Abzeichen der Duumvirn ertheilt, einem dritten das Ehrengeld beim Antritt des Sevirats erlassen sei; daß ein vierter den Titel „der Erste der Augustalen“ erhalten habe, u. dgl. mehr. Uebrigens konnten die Rechte der Augustalität auch Nichtaugustalen verliehen werden. Es war also kaum irgend Jemand von

Digitized by Google

der Möglichkeit ausgeschlossen, unter seinesgleichen eine hervorragende Stellung einzunehmen, und von dieser wieder zu einer höheren aufzusteigen. Auch abgesehn von den Opfern, die für diese Auszeichnung gebracht wurden, beweist schon allein das mit einem wahrhaft erfinderischen Scharfsinn ersonnene System der so zahlreichen, mannigfach abgestuften und genau begrenzten Titel, Würden, Rangstufen und Decorationen, in wie hohem Grade die Sucht des far figura alle Schichten der Bevölkerung durchdrang.

Die Corporationen der Augustalen, die in der Regel zahlreicher gewesen sein werden als die der Decurionen, waren in derselben Weise organisirt, als die übrigen Genossenschaften. Wie diese wählten sie ihre Beamten, besaßen in größeren Städten Versammlungslocale, Speisesäle für die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, Weinkeller, Grundstücke, von deren Erträgen die Kosten ihrer Feste bestritten wurden, und wo die Mitglieder Begräbnißplätze erhalten konnten. Sie erhielten von Mitgliedern und Gönnern Vermächtnisse, sie erließen theils selbständig, theils in Gemeinschaft mit anderen Vereinen oder den Decurionen, Adressen und Ehrendecrete an Personen, die sich um sie verdient gemacht hatten, und errichteten denselben Statuen.

Die Augustalen waren ausschließlich oder größtentheils Freigelassene, besonders Händler und Handwerker, Gewerbtreibende oder Kaufleute, zuweilen sehr vermögend, und dann auch wol bestrebt, durch ihre Freigebigkeit für die Commune die Decurionen in Schatten zu stellen. Ueberhaupt scheint das kleinstädtische Geldprotzenthum in diesen Kreisen seine hervorragendsten Vertreter gehabt zu haben. Einen solchen hat Petronius, der unter Nero lebende Verfasser eines, uns leider nur bruchstückweise erhaltenen Romans, in seinem Trimalchio mit unnachahmlicher Meisterschaft dargestellt. Trimalchio, ein durch Handel sehr reich gewordener Freigelassener, Sevir der Augustalen in einer Stadt am Golf von Neapel, bestellt bei einem mit derselben Würde bekleideten befreundeten Marmorfabrikanten sein eigenes Grabdenkmal, auf welchem als ruhmvollste That seines Lebens eine von ihm auf eigene Kosten veranstaltete Bewirthung der ganzen Gemeinde dargestellt sein soll. Ihn selbst soll man auf einer erhöhten Bühne sitzen sehn, mit der purpurumsäumten Toga angethan, fünf goldene Ringe an den Fingern, wie er aus einem Beutel Gold unter das Volk streut, ringsumher Tafeln, an denen die ganze Bürgerschaft sich gütlich thut. In seiner Grabschrift soll man lesen: ihm sei der Sevirat während seiner Abwesenheit übertragen worden, er habe klein angefangen und sei groß geworden, er habe 6 Millionen (Mark) hinterlassen, und nie einen Philosophen gehört. Man darf dies nicht für komische Erfindungen halten: Alles ist hier aus dem Leben genommen, nicht blos die selbstverständliche Verachtung des Emporkömmlings für höhere Bildung, sondern auch die genaue Angabe der Summe der Hinterlassenschaft auf dem Grabstein, die zuweilen den Erben zur Pflicht gemacht wurde; auch existirt noch ein Grabstein eines Sevirn in Assisi (eines freigelassenen Arztes) mit einer solchen. Es hat sich auch der Grabstein eines Sevirn der Augustalen in Brescia erhalten, mit Darstellungen, die den von Trimalchio bestellten ganz ähnlich sind. Man sieht diesen Sevir, einen kleinen dicken Herrn, sich mit seinen fünf Collegen, unter dem Vortritt zweier Lictoren auf das

Digitized by Google

Forum begeben; sodann dort breit und selbstgefällig auf einer erhöhten Bühne auf dem Bisellium sitzen, wie es scheint mit einem Beutel in der Hand; auch ein Opfer und Spiele, die er veranstaltet hatte, sind abgebildet oder angedeutet.

Neben den Bürgern wohnten in jeder Stadt auch Insassen, d. h. solche Fremde, die am Orte ihren dauernden Aufenthalt genommen hatten, ohne das Bürgerrecht ihrer Gemeinde verloren zu haben. Zur Uebernahme der Gemeindelasten waren auch sie verpflichtet, zur Bekleidung von Aemtern in älterer Zeit nur die Bürger berechtigt; erst in der Zeit des Verfalls der Städte wurden zur Erleichterung der Bürger auch die Insassen herangezogen. Die Zahl dieser angesiedelten Fremden wird in großen Städten überall beträchtlich gewesen sein. Jüdische Gemeinden scheint es in mehreren derselben schon sehr früh gegeben zu haben, und da bei diesen die Missionäre des Christenthums den ergibigsten Boden für die Verbreitung der neuen Lehre fanden, wird es auch an Bekennern derselben, wenigstens in den unteren Volksschichten, schon im ersten Jahrhundert nicht gefehlt haben. In Pompeji ist in einer, leider bald wieder verlöschten Inschrift, doch noch der Name der Christen mit Sicherheit zu entziffern gewesen.

Daß die Massen der städtischen Bevölkerungen oft übermüthig bis zur Frechheit waren, bestätigen einige gelegentlich berichtete Thatsachen. Im Jahre 71 war in Siena ein römischer Senator (angeblich sogar auf Antrieb der Magistrate) gemißhandelt und durch eine über ihn gehaltene Todtenklage und die Nachäffung sonstiger Begräbnißceremonieen verhöhnt worden; auch hatte man Beschimpfungen und Schmähungen gegen den römischen Senat ausgestoßen. Dieser forderte die Schuldigen vor, zog sie zur Strafe und ließ der Stadt Siena eine Ermahnung und Rüge zugehen.

IV.

Eine Besteuerung der Bürger zu communalen Zwecken ist in Italien in den ersten Jahrhunderten schwerlich vorgekommen. Die Bestreitung der erforderlichen Ausgaben lastete ausschließlich auf den Wohlhabenden, welche die städtischen Einnahmen, insofern dieselben nicht hinreichten, durch ihre freiwilligen Leistungen ergänzten, und so ohne Zweifel einen viel größeren Theil ihres Vermögens opferten, als es bei der höchsten Einkommensteuer der Fall gewesen wäre. Diese Opfer wurden ihnen allerdings dadurch erleichtert, daß die an den Staat zu entrichtenden Abgaben verhältnißmäßig gering waren. An diesen zahlten die in Italien wohnenden Bürger weder Vermögens- noch Grundsteuer, sondern nur eine Erbschaftsteuer (5 Procent von allen Erbschaften und Legaten über 20,000 Mark, mit Ausnahme der von den nächsten Blutsverwandten herrührenden) und einige indirecte Steuern. Um so schwerer drückte die Steuerlast auf die Bevölkerung der Provinzen. Erst Diocletian setzte Italien durch Aufhebung der Grundsteuerfreiheit völlig auf das Niveau der unterthänigen Länder herab.

Die regelmäßigen städtischen Einnahmen flossen erstens aus einem oft sehr bedeutenden Grundbesitz, der zuweilen auch außerhalb des städtischen Weichbildes in Italien und selbst in den Provinzen gelegen war, wie z. B. die Stadt Capua Besitzungen auf der Insel Kreta hatte. Dies Grundeigenthum, das nicht blos

Digitized by Google

in Acker, Weideland und Wäldern, sondern auch in Seen und Bergwerken bestand, wurde in Zeit- oder Erbpacht gegeben. Hierzu kamen die Einkünfte aus städtischen Anstalten, für deren Benutzung ein Zins gezahlt wurde, wie Buden, Läden und Bäder, wol auch Gasthäuser (wie das von der Stadt Spello an der vielbesuchten Quelle des Clitumnus errichtete), vor Allem die Wasserleitungen, aus denen Haus- und Grundbesitzer das Wasser in ihre Häuser und auf ihre Felder leiten ließen, und deren außerdem besonders gewisse Handwerker, namentlich die Walker und die Besitzer von Privatbadeanstalten bedurften; auch wurden von manchen Städten Chausseegelder erhoben. Eine dritte Einnahme waren die bereits erwähnten Ehrengelder der Beamten, Decurionen, Augustalen, Priester und Priesterinnen. Endlich besaßen die Städte in der Regel ein aus Vermächtnissen und Legaten (seit der Kaiser Nerva ihnen gestattet hatte, solche anzunehmen) entstandenes Capitalvermögen. Bei Unglücksfällen und Calamitäten, wie Erdbeben und Feuersbrünsten, erfolgten überdies stets reichliche kaiserliche Unterstützungen (z. B. erhielt die Stadt Bologna nach einem großen Brande im Jahre 53 über zwei Millionen Mark); auch berücksichtigten die Kaiser bei ihren großartigen Bauunternehmungen und Anlagen vorzugsweise die Städte Italiens.

Auf der anderen Seite hatten dieselben nicht alle Ausgaben zu tragen, welche die Haushalte unserer Städte belasten. Der Cultus war auch dort besonders fundirt. Für Verpflegung von Truppen war nicht zu sorgen, da in keiner Stadt Italiens außer Rom Soldaten standen. Die Communalverwaltung kann keine großen Kosten verursacht haben, da die höheren Aemter, wie gesagt, unbesoldet waren, und für den Subalterndienst gewiß immer eine große Anzahl von Gemeindesklaven zur Verfügung stand. Das Unterrichtswesen blieb anfangs ganz und später zum großen Theil der Initiative der Privaten überlassen; vom Medicinalwesen wissen wir sehr wenig. Die regelmäßigen Hauptausgaben waren: für Ausführung und Instandhaltung der städtischen Bauten, Anlagen und Anstalten; für Vergnügungen und Festlichkeiten; endlich für Ankäufe von Mehl und Oel. Man überließ den Vertrieb dieser beiden Hauptvolksnahrungsmittel nicht der Privatspeculation allein, sondern überwachte und leitete dieselbe (wie es scheint auch durch Ansetzung fester Marktpreise); außerdem aber hatte jede Stadt ihre, von den Aedilen oder eigenen Commissaren verwalteten Korn- und Oelcassen, um beides, namentlich in Theuerungszeiten, reichlich und wohlfeil liefern zu können.

Auf allen diesen Gebieten nun wurden die Bestrebungen der Communen durch die freiwilligen Leistungen der wohlhabenden Bürger in wahrhaft staunenswerther Weise unterstützt. Als beste Erbschaft aus der republikanischen Zeit hatte sich in den Communen ein opferbereiter Gemeinsinn erhalten, der die höchste Anerkennung verdient. Auch erwartete, ja forderte die öffentliche Meinung nach wie vor große Leistungen für die Gemeinde von den Reichen und Angesehenen, die sich dadurch ohne Zweifel oft gegen ihren Willen zu bedeutenden Opfern bestimmen ließen. Die Bestrebungen der Municipalpatrioten waren vor Allem darauf gerichtet, nach Kräften und zuweilen über ihre Kräfte, ja bis zu ihrem völligen Ruin zum Glanz und Ansehn ihrer Vaterstadt beizutragen. „Bauen und Schenken“ ziemte nach damaliger Ansicht dem reichen Manne vor Allem;

Digitized by Google

durch die Nichtachtung des Geldes, welche man dabei bewies, erwarb man den höchsten Ruhm. Eine besondere gesetzliche Bestimmung verbürgte die Unvergänglichkeit von Inschriften, in denen die Erbauer öffentlicher Gebäude sich genannt hatten. Der leidenschaftliche Wetteifer der Städte, deren jede es den Nachbarstädten gleich oder zuvor zu thun mit äußerster Anstrengung bemüht war, rief auch nicht selten Bauunternehmungen Einzelner in's Leben. Dies wird ausdrücklich dadurch bestätigt, daß für öffentliche Bauten aus Privatmitteln, die in der Regel einer kaiserlichen Erlaubniß nicht bedurften, eine solche eingeholt werden mußte, wenn sie durch Rivalität gegen eine andere Stadt veranlaßt waren. Welchen Werth auch die kaiserliche Regierung auf den Glanz der Städte legte, beweist das in dem lateinischen Stadtrecht erhaltene Verbot des Abbruchs von Häusern, außer zum Zwecke eines baldigen Neubaus. Vielleicht haben die Städte Italiens in keiner Zeit einen so stattlichen Anblick geboten, als damals, wo ein großer Theil ihrer Bürger mit dem Staate und der Gemeinde zu ihrer Verschönerung zusammenwirkte. Zahlreiche Inschriften bezeugen noch heute die Errichtung der größten öffentlichen Gebäude, wie Tempel, Portiken, Theater, Amphitheater, Brücken durch Einzelne aus eigenen Mitteln. Andere Inschriften zeigen, daß auch minder Wohlhabende zur Wohlfahrt und Behaglichkeit der Städte beizutragen bemüht waren, indem sie z. B. Straßen pflasterten, die öffentlichen Spielplätze ebnen und einfassen, Sonnenuhren aufstellen, auf den Märkten Buden für die Verkäufer und Steintische für die Waaren errichten ließen, für Normalmaße und Gewichte sorgten u. dgl.

Ganz besonders waren die Bemühungen der Communen wie der Einzelnen auf reichliche Versorgung der Städte mit Wasser zum Trinken und Baden durch Wasserleitungen, Brunnen und Quellen gerichtet. Die Allgemeinheit der Wasserleitungen im römischen Reiche ist für das neunzehnte Jahrhundert beschämend. Durch Nichts unterschieden sich die Städte des damaligen Italien von den heutigen so sehr zu ihrem Vortheil, als durch den Luxus der Reinlichkeit. Bäder, theils Privat-, theils Communalanstalten (für deren Heizung das Holz im Stadtwalde gefällt wurde), fehlten nirgend, selbst an dorfartigen Orten gab es mehr als eine. In wie hohem Grade auch die kleinsten Communen es als ihre Pflicht anerkannten, ihren Angehörigen gute und wohlfeile Bäder zur Verfügung zu stellen, ergibt sich noch deutlicher als aus früher bekannten Thatsachen, aus der vor Kurzem entdeckten Gemeindeordnung eines Bergmannsdorfes im südlichen Portugal [1]). Der Pächter des dortigen öffentlichen Bades mußte dasselbe von Tagesanbruch bis zur ersten Nachmittagsstunde für Männer, von da ab bis zur zweiten Nachtstunde für Frauen geöffnet halten; die ersteren hatten ein Eintrittsgeld von etwa drei, die letzteren von etwa sechs Pfennigen zu zahlen (das Doppelte der in Rom üblichen Sätze); frisches fließendes Wasser mußte in den kalten und warmen Bassins Vor- und Nachmittags vorhanden sein und bis zu einer bestimmten Höhenmarke reichen; die Kessel mußten monatlich gereinigt und frisch mit Fett eingerieben werden. Was in einem Bergmannsdorf in einer entfernten Provinz geleistet wurde, darf auch für die kleinsten Orte Italiens

---

[1]) Vgl. Hübner, Römische Bergwerksverwaltung, Deutsche Rundschau, Bd. XII, S. 196 ff.

Digitized by Google

vorausgesetzt werden. Für keinen Zweck sind hier Stiftungen und Vermächtnisse häufiger bezeugt, als für die Erbauung und Ausstattung von Bädern und ihre Freistellung zu unentgeltlicher Benutzung, und zwar zuweilen nicht blos für Insassen und Bürger, sondern auch für Fremde, Sklaven und Sklavinnen. In Bologna vermachte z. B. Jemand ein Capital von etwa 87,000 Mark, damit Männer und Kinder beiderlei Geschlechts ein bestimmtes Bad unentgeltlich benutzen konnten; ein Bürger von Tivoli legte seinen Erben die Verpflichtung auf, eine mit seinem Hause zusammenhängende Badeanstalt zum allgemeinen Gebrauche geöffnet zu halten; ein Communalbeamter von Miseno schenkte dem dortigen öffentlichen Bade 400 Fuder hartes Holz unter der Bedingung, daß seine Nachkommen (ohne Zweifel bei Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen) städtische Aemter erhalten sollten. Beamte mietheten Bäder für die Dauer ihres Amtsjahres zu allgemeiner unentgeltlicher Benutzung. Mit der Gewährung freier Bäder wurde zuweilen auch die des Oels zum Salben an Feiertagen verbunden. Der Vater des jüngeren Plinius, L. Cäcilius Cilo, vermachte der Stadt Como 8 bis 9000 Mark, von deren Zinsen jährlich am Neptunsfeste das Oel zum Salben bei den gymnastischen Uebungen auf dem Spielplatze, in den Thermen und allen Bädern in Como verabfolgt werden sollte.

Die Sitte des täglichen Bades machte übrigens, bei der noch heute fortdauernden Vorliebe der Südländer, zur Unterhaltung an öffentlichen Orten zusammenzukommen, die hohen, weiten, hellen und geschmückten Räume der Bäder (wie sie auch Pompeji aufweist), zu den besuchtesten Localen, wo man sich auch einfand, um Bekannte zu sehen, Neuigkeiten zu hören, müßige Stunden zu verplaudern. In dieser Beziehung vertraten die hauptsächlich in den Nachmittagsstunden, wenn die Geschäfte ruhten, gefüllten Bäder, in denen sich gewöhnlich auch Restaurationen befanden, durchaus die Stelle der Café's.

Wie auf dem Gebiete der öffentlichen Anstalten und Bauten, so ging auch in der Sorge für die Ernährung des ärmeren Theils der Bevölkerung die Freigebigkeit der Wohlhabenden mit den Maßregeln der Communalbehörden Hand in Hand. Stiftungen und Vermächtnisse zu Ankäufen von Oel und Mehl zur unentgeltlichen Vertheilung oder Lieferung für Durchschnittspreise in Theuerungszeiten waren häufig. Aber dabei blieb die Privatwohlthätigkeit nicht stehen. Auch Stiftungen, durch welche arme Eltern in den Stand gesetzt werden sollten, ihre Kinder bis zum erwerbsmäßigen Alter zu erziehen, waren offenbar nicht ungewöhnlich. So vermachte z. B. eine vermögende Frau in Terracina ein Capital von mehr als 200,000 Mark, von dessen Zinsen hundert Knaben und Mädchen monatlich das zum Ankauf hinlänglicher Mehlrationen erforderliche Geld erhalten sollten, die ersteren bis zum Alter von sechzehn, die letzteren von dreizehn Jahren; in diesem Alter heiratheten die Mädchen schon zum großen Theil. Bei einer anderen derartigen Stiftung zu Atina erhielten die Kinder bei der Entlassung noch ein Geldgeschenk von mehr als 200 Mark. Seit Nerva begannen auch die Kaiser Kapitalien zur Erziehung armer freigeborener Kinder zu fundiren; Trajan dehnte diese sogenannten „Alimentationsinstitute“ über ganz Italien aus; deshalb stellt ein im Jahr 1872 auf dem Forum zu Rom gefundenes Relief die Italia mit ihren Kindern vor diesem Kaiser dankend dar. Doch

Digitized by Google

wurden bei den kaiserlichen Stiftungen vorzugsweise Knaben berücksichtigt; so sollten in einer für die untergegangene Stadt Veleja (bei Parma) bestimmten Stiftung Trajan's 246 Knaben und nur 35 Mädchen Theil nehmen.

Es gab nicht blos wohlthätige Stiftungen für das Kindes-, sondern auch für das hilflose Greisenalter. Von der Fürsorge der Commune für die Kranken wissen wir sehr wenig; doch scheint es seit dem Anfange des zweiten Jahrhunderts bereits an den meisten Orten Communalärzte gegeben zu haben, welche aus der Stadtcasse besoldet wurden. Galenus erwähnt auch, daß in vielen Städten den Aerzten geräumige Säle mit großen, reichliches Licht einlassenden Thüröffnungen zur Behandlung der Kranken zur Verfügung gestellt waren. Bedenkt man, über wie viele im Alterthume weit verbreitete Institutionen wir nur durch dürftige, zufällig erhaltene Notizen unterrichtet sind, so kann man die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, daß Armen- und Krankenpflege auch im heidnischen Alterthume in viel umfassenderer Weise organisirt gewesen sind, als man bisher angenommen hat. Daß auch die unentgeltliche Verabreichung von Arzneien wenigstens ein Gegenstand der Privatwohlthätigkeit war, beweist das Vermächtniß eines Droguenhändlers an einem Orte in der Nähe Rom's, der seinem Schwiegersohn und Geschäftsnachfolger ein Capital und 300 Büchsen mit süßem Eingemachten mit der Verpflichtung hinterläßt, armen Kranken Honigwein und Medicamente ohne Bezahlung zu geben. Endlich ist hier noch zu erwähnen, daß Begräbnißplätze für Arme nicht blos von den Communen, sondern auch von Einzelnen angelegt wurden. So schenkte z. B. in Sassina in Umbrien Jemand einen Begräbnißplatz, auf dem zehn Quadratfuß für jedes Grab bestimmt waren, für Bürger und Insassen, mit Ausnahme derer, die sich zu dem schimpflichen Gewerbe der Gladiatoren vermiethet, oder als Selbstmörder die für schimpflich geltende Todesart des Erhängens gewählt haben würden. In Bergamo stiftete Jemand ein Capital, mit welchem die an die Gemeinde zu entrichtenden Abgaben für Bestattungen auf immer abgelöst, und diese so für alle Bürger unentgeltlich werden sollten.

Auch in der Sorge für das Unterrichtswesen wurden die Communen durch den Gemeinsinn Einzelner unterstützt. Staatliche Unterrichtsanstalten gab es im römischen Reiche nur an den Hauptcentren des wissenschaftlichen Lebens, wie Rom, Alexandria, Athen und später Constantinopel. In den übrigen Städten gab es nur städtische Schulen. Auch diese entstanden erst nach und nach; anfangs war das Unterrichtswesen, wie gesagt, ganz der Privatthätigkeit überlassen, welche jedoch überall dadurch gefördert wurde, daß die Lehrer (ebenso wie die Aerzte) von städtischen Lasten befreit waren. Diese Bestimmung enthält selbst die erwähnte Gemeindeordnung des Bergmannsdorfes in Portugal; auch dort war also eine Schule vorhanden oder wenigstens in Aussicht genommen. Und so werden auch an den kleinsten Orten Italiens wenigstens Elementarschulen nicht gefehlt haben, während nur die größeren und größten Schulen für den wissenschaftlichen Unterricht und dessen höchste Stufe, den Unterricht in der Beredsamkeit, besaßen. Aus kleineren Orten schickten daher die Eltern oft ihre Kinder, denen sie eine höhere Bildung zu geben wünschten, nach einer größeren Stadt oder nach Rom. Die Schule, die der ältere Statius in Neapel hielt,

Digitized by Google

wurde von Knaben aus Lucanien und Apulien besucht. Horaz sagt, daß die Schule eines Flavius in seiner Vaterstadt Venosa, in welche die großen Jungen großmächtiger Centurionen mit ihren Tafeln und Pennalen am Arme gingen, seinem Vater nicht genügte; trotz seiner beschränkten Mittel schickte er den Sohn nach Rom, und ließ ihm eine Bildung ertheilen, wie sie die Söhne von Rittern und Senatoren erhielten. Um das Jahr 100 n. Chr. gab es in Como noch keinen Lehrer der Beredsamkeit, und die jungen Leute, die sich darin ausbilden wollten, mußten in dem freilich sehr nahen Mailand studiren. Der jüngere Plinius schlug den betheiligten Familien vor, die Besoldung für einen Lehrer durch gemeinschaftliche Beiträge aufzubringen; er selbst zeichnete, obwol kinderlos, den dritten Theil der erforderlichen Summe. Sie der Stadt ganz zu schenken, hielt ihn nur die Furcht vor Wahlumtrieben ab, die auf die Besetzung der Lehrämter an Orten, wo sie durch die Gemeinden vergeben und besoldet wurden, häufig einen üblen Einfluß übten. Wie in diesem Falle, wendete man sich wol häufig nach Rom, um eine geeignete Kraft zu gewinnen, und die Bewerber um das zu vergebende Amt stellten sich, mit Empfehlungsschreiben dortiger Notabilitäten versehen, vor, und legten auch öffentliche Proben von ihrem Wissen und ihrer Unterrichtsgabe ab. Gellius wohnte in Brindisi einer solchen öffentlichen Probelection eines von Rom verschriebenen Lehrers bei. Dieser trug eine Stelle aus Virgil sehr ungeschickt und fehlerhaft vor und forderte dann die Zuhörer auf, Fragen über das Gelesene an ihn zu stellen. Bei der Beantwortung einer von Gellius an ihn gerichteten Frage verrieth er vollends seine Unwissenheit. Verdiente Lehrer erhielten außer ihrem Gehalt auch Ehrenbezeugungen, so z. B. ein Lehrer des Lateinischen in Verona, der dem Stande der Augustalen angehörte, die Abzeichen der Decurionen; manchen wurden (wenigstens nach ihrem Tode) Statuen errichtet. Da übrigens Plinius der Stadt Como auch eine Bibliothek von bedeutendem Werthe schenkte und ein Capital zur Unterhaltung und Vermehrung derselben hinzufügte, darf man annehmen, daß die Freigebigkeit der Municipalpatrioten nicht selten auch für die Lehrmittel sorgte.

V.

War nun die Fürsorge der Communen wie die Liberalität der Einzelnen so vielfach auf die besten und edelsten Zwecke gerichtet, so erhält man doch allerdings den Eindruck, daß auf öffentliche Vergnügungen und Festlichkeiten noch mehr verwandt wurde, namentlich von Reichen, welche sich die Gunst ihrer Mitbürger zu erwerben wünschten. Von diesen forderte überdies die Sitte, daß sie auch bei ihren Privatfesten einen großen Theil der Gemeinde zuzogen. Jedes freudige und feierliche Ereigniß in ihrer Familie wurde auf diese Weise für sie sehr kostspielig. Feierte ein reicher Mann seinen Geburtstag, ließ er seinen Sohn mit der Männertoga bekleiden, richtete er die Hochzeit einer Tochter aus, trat er ein städtisches Amt an, weihte er einen auf eigene Kosten aufgeführten öffentlichen Bau ein: in allen solchen Fällen mußte er in der Regel den Gemeinderath, oft auch noch einen großen Theil der Bürgerschaft, im Ganzen viele hundert, ja tausend Personen und darüber zu Gast laden, oder ihnen statt der Bewirthung eine Gabe in Geld verabreichen.

Die öffentlichen Lustbarkeiten waren hauptsächlich Bewirthungen der ganzen Gemeinde und Schauspiele. Bei den ersteren wurden oft Tafeln im Freien aufgeschlagen (in Ostia einmal 217) und die Bewirthung war ohne Zweifel nicht selten eine vollständige; so wurden in Amiterno am 29. Juni 338 n. Chr. außer Brod und Wein zwei Ochsen und fünfzehn Hammel verzehrt. Doch oft wurde bei solchen Gemeindespeisungen nur Brod und Wein gereicht und Geld zum Einkauf der übrigen Speisen, auch wol Geldvertheilungen mit vollständigen Bewirthungen verbunden. Das Gewöhnlichste war, daß hierbei die Decurionen je drei, die Augustalen je zwei, die übrigen Bürger je einen Denar (ein Denar = 88 Pf.) erhielten. Zuweilen fand auch eine Art von Lotterie statt; so ließ in Benevent einmal der höchste Beamte Loose unter das Volk werfen, die Gewinne bestanden in Gold-, Silber- und Kupfermünzen, Wäsche, Kleidern und anderen Dingen. Sehr beliebt scheint die Bewirthung mit Gebackenem und Honigwein gewesen zu sein. Die noch erhaltene Anzeige einer solchen in Ferentino lautet in Hendekasyllaben:

Honigwein und Gebacknes wird hier Jedem
Auf Verlangen verabfolgt bis zum Mittag.
Wer erst später sich meldet, hat das Nachsehn.

An solchen Festmahlzeiten nahmen in der Regel nur die Männer Theil, die auch bei den Geldvertheilungen meistens allein (oder doch mit größeren Gaben als die Frauen) bedacht wurden. Zuweilen aber wurden auch die Bürgerinnen allein von den Honorationenfrauen bewirthet. Eine Inschrift in Veji meldet, daß eine dortige Dame den Müttern, Schwestern und Töchtern der Decurionen (die Frauen sind wol nur aus Versehen ausgelassen) und den Frauen von jedem Stande ein Mahl, an den Tagen aber, an welchen ihr Mann Spiele und ein Mahl veranstaltete, ein Bad mit unentgeltlichem Oel gegeben habe. Man sieht aus dieser Inschrift, daß bei solchen Mahlzeiten die dem Decurionenstande angehörigen Frauen nicht weniger streng von den übrigen Bürgerinnen geschieden waren, als ihre Männer von der übrigen Gemeinde. Zuweilen wird auch erwähnt, daß bei derartigen Festlichkeiten Nüsse unter die Kinder (einmal sogar die Sklavenkinder mit einbegriffen) vertheilt worden seien; auch wurden die überhaupt sehr beliebten Beleuchtungen damit verbunden. Es gab auch reiche Leute, welche die Gemeinde jährlich (etwa an ihrem Geburtstage oder dem des Kaisers) bewirtheten, und durch Stiftungen und Vermächtnisse für die jährliche Wiederholung solcher Feste nach ihrem Tode sorgten.

Noch kostspieliger als diese Bewirthungen waren nicht selten die Schauspiele. Die in Rom so leidenschaftlich begehrten Spiele des Circus (Wagenrennen) lassen sich in den übrigen Städten Italiens so gut wie gar nicht nachweisen, und es ist daher kürzlich die Vermuthung ausgesprochen worden, daß August diese Schauspiele, die zu Parteiungen und Tumulten der schlimmsten Art führten, auf Rom beschränkt habe. Von den übrigen Schauspielen waren die des Amphitheaters, d. h. Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe, bei Weitem beliebter als die des Theaters. Schon die Verhältnisse der für beide Gattungen bestimmten Gebäude in Pompeji lassen dies erkennen: das große Theater faßte dort 3- bis 4000, das kleine (auch zu concertartigen Aufführungen bestimmte) etwa 1500,

das Amphitheater nach der niedrigsten Schätzung gegen 13,000, wahrscheinlich aber 20,000 Personen. Mögen auch in Campanien die Gladiatorenspiele am beliebtesten gewesen sein, so ist das Verhältniß doch schwerlich irgendwo ein wesentlich anderes gewesen. Auch die griechischen Schauspiele der Athleten verbreiteten sich aus der Griechenstadt Neapel in die übrigen Städte, und musikalische Aufführungen wurden gelegentlich von umherziehenden griechischen Künstlergenossenschaften veranstaltet. Uebrigens ließen sich auch Vorleser, Rhetoren und Dichter zuweilen in den Theatern hören.

Die Schauspiele, vor allen, wie gesagt, die amphitheatralischen, waren im damaligen Italien eine ebenso allgemein begehrte Belustigung, wie jetzt eine Tombola und ein Feuerwerk. Es war daher eine sehr harte Strafe, wenn einer Stadt für eine gewisse Zeit alle Schauspiele untersagt wurden: der römische Senat verhängte dieselbe über Pompeji nach einer blutigen Schlägerei, welche dort bei einem Schauspiel im Amphitheater zwischen der Stadtbevölkerung und den zahlreich herbeigekommenen Bewohnern von Nocera im J. 59 stattgefunden hatte. Die Einrichtung neuer, regelmäßig zu wiederholender Schauspiele bedurfte kaiserlicher Erlaubniß. Diese wurden an Götterfesten und anderen Feiertagen durch Beamte oder eigens ernannte Curatoren ausgerichtet, theils auf Gemeindekosten oder aus den Zinsen von Stiftungen, die zu diesem Zweck gegründet waren, wobei aber die Veranstalter wol immer erhebliche Zuschüsse zu machen hatten; theils von Beamten und Priestern in Anerkennung der ihnen durch die Gemeinde erwiesenen Ehre auf eigene Kosten. Sehr häufig jedoch wurden auch Schauspiele von Reichen, die sich Gunst erwerben wollten, gegeben; besonders liebten Emporkömmlinge, wie es scheint, mit ihrem Reichthum gerade in dieser Weise zu prunken. Martial spottet, daß ein Schuster in Bologna, ein Walker in Modena (wo dies mit der Wollproduction zusammenhängende Gewerbe blühte) ein Gladiatorenspiel gegeben habe. Menschen, die einst von Stadt zu Stadt gezogen waren, um sich als Hornbläser bei Fechterspielen zu vermiethen, und dann durch anrüchige Geschäfte Geld erworben hatten, veranstalteten solche nun selbst und gaben, in herablassender Weise den Wünschen der Zuschauer entsprechend, das Zeichen, besiegten Fechtern den Gnadenstoß zu ertheilen. Auch zur Gedächtnißfeier für Verstorbene und bei Leichenbegängnissen wurden die Spiele des Amphitheaters oft gegeben. Der jüngere Plinius lobt einen Freund, daß er der Stadt Verona ein Fechterspiel versprochen habe, da er dort so allgemeine Liebe und Achtung besitze und überdies dem Andenken seiner verstorbenen Frau, einer Veroneserin, eine solche Feierlichkeit schuldig gewesen sei. Freilich habe man auch so allgemein in ihn gedrungen, daß er es nicht abschlagen konnte; doch verdiene seine Freigebigkeit in der Ausstattung noch besonderes Lob, denn in solchen Dingen zeige sich ein großer Sinn. Unter Anderem war zu diesem Schauspiel eine Anzahl von Panthern aus Afrika verschrieben worden. Nicht selten scheint die Veranstaltung solcher Spiele durch die nichts weniger als blöde geäußerten Volkswünsche geradezu erzwungen zu sein. Unter Tiberius ließ einmal in einer Stadt im Genuesischen der Pöbel den Leichenzug eines Primipilaren nicht eher den Marktplatz überschreiten, als bis er den Erben das Versprechen eines Fechterspiels abgetrotzt hatte; Tiberius, der davon Anzeige erhielt,

Digitized by Google

legte Militär in die Stadt und ließ einen großen Theil des Senats und der Bürgerschaft in's Gefängniß werfen. Auch zur Veranstaltung von Schauspielen wurden sehr oft Vermächtnisse gemacht. So vermachte z. B. in Pesaro ein gewesener Duumvir ein Capital von 226,000 M. mit der Bestimmung, daß die Zinsen von zwei Fünfteln desselben zu einem jährlich am Geburtstage seines Sohnes auszurichtenden Festmahl verwendet, von den Zinsen der übrigen drei Fünftel in jedem fünften Jahr ein Gladiatorenspiel gegeben werden sollte. Ueberhaupt wurden für diese Spiele ungeheure Summen verschwendet. Sie dauerten oft zwei, drei, auch vier Tage; an den größeren Orten traten 20, 30, ja 50 Paare von Fechtern auf, zuweilen in kostbaren Rüstungen; außer Hirschen, Hasen, Stieren, Ebern und Bären wurden auch Panther und Strauße gehetzt. Je mehr Blut floß, desto mehr wurde der Festgeber gepriesen, auch die scheußlichen Hinrichtungen Verurtheilter durch wilde Thiere wurden als ein Theil des Schauspiels angesehen. Uebrigens blieben neben den Spielen des Amphitheaters theatralische Aufführungen, wenn auch weniger begehrt, doch schon wegen ihrer geringeren Kostspieligkeit immer häufig, und auch Athletenkämpfe waren nicht selten. Unter August gab in Pompeji der Duumvir Aulus Clodius Flaccus am Apollofest (6.—13. Juli) auf dem Forum einen Aufzug, einen Stierkampf, griechische und römische Faustkämpfe, und im Theater eine Aufführung mit Musik und Ballet, wobei der berühmte Pantomimentänzer Pylades aus Rom auftrat. Als derselbe zum zweiten Mal Duumvir und zugleich Quinquennal war, wiederholte er am ersten Tage des Apollofestes den größten Theil des früheren Schauspiels; am zweiten gab er für eigene Rechnung 30 Paar Athleten und 5 Paar Gladiatoren, gemeinschaftlich mit seinem Collegen aber 35 Paar Gladiatoren und eine Thierhetze von Stieren, Ebern, Bären und anderen Thieren.

Die wohlhabenden Municipalen, die durch solche Leistungen für den Nutzen und das Vergnügen ihrer Mitbürger einen großen Theil ihres Vermögens opferten, ja sich zu Grunde richteten, ernteten oft nicht einmal Dank; auf eine materielle Entschädigung hatten sie so gut wie gar nicht zu rechnen. Höchstens ließ hin und wieder ein Senat aus der öffentlichen Wasserleitung eine fingerbreite Röhre in das Haus eines verdienten Mannes leiten; doch wird auch einmal die Schenkung eines Grundstücks erwähnt. In der Regel aber belohnte man den opferbereiten Gemeinsinn durch Uebertragung städtischer Aemter- und Priesterthümer, oder Ehrenbezeugungen, von welchen die Errichtung einer Statue die hauptsächlichste war. Die hohe Ausbildung des Kunsthandwerks, der fabrikmäßige Betrieb desselben und die Sklavenarbeit machten eine äußerst wohlfeile Herstellung von Sculpturarbeit möglich. Diese Ehre konnte daher eine so allgemeine sein, wie wir es uns jetzt kaum vorzustellen vermögen. Wollte man also Jemanden besonders auszeichnen, so votirte man ihm mehrere Statuen (fünf auf einmal für dieselbe Person werden erwähnt) oder eine Reiterstatue, eine Statue auf einem Zweigespann, eine Statue aus vergoldeter Bronze u. s. w. In Brescia ließ der Senat einmal einem im Alter von sechs Jahren verstorbenen Sohn eines Decurionen eine Reiterstatue aus vergoldeter Bronze errichten. Auf den zu hunderten erhaltenen Postamenten von Statuen liest man nun aber äußerst häufig den Satz: „mit der Ehre zufrieden, hat er die

Kosten erlassen." Man kann daher nicht zweifeln, daß die Statuen in der Regel erst votirt worden sind, wenn man sich vergewissert hatte, daß der zu Ehrende die Kosten selbst tragen werde. Außerdem mußte er dann noch bei der Enthüllung ein Fest geben. Und so muß in guten Zeiten in diesen Städten ein Kreislauf von Schenkungen, feierlichen Einweihungen, Adressen, Ehrenbezeugungen, Festmahlen, Geldvertheilungen und Schauspielen stattgefunden haben, wobei der vermögende Theil der Einwohnerschaft die Ehre, die übrigen den Genuß hatten. Auch der Tod eines reichen Mannes war eine Veranlassung zu Ehrenbezeugungen und Festlichkeiten. Der Senat votirte eine Beileidsadresse an die Familie, schenkte die Erde zum Begräbniß, bezahlte die Kosten desselben aus der Stadtkasse (einigemal wird erwähnt, wieviel Pfund Weihrauch verwandt worden seien), ordnete an, daß die Bürgerschaft vom Forum aus das Geleit geben solle, und ließ dem Verstorbenen eine oder mehrere Statuen errichten. Die Familie trug die Kosten derselben und gab überdies ein Fest oder Schauspiel.

Von dem mit dem bürgerlichen auf's innigste zusammenhängenden religiösen Leben in den Städten Italiens wissen wir äußerst wenig. Wenn auch im Großen und Ganzen überall gleichartig, bewahrte es doch an vielen Orten sehr abweichende Eigenthümlichkeiten. Neben den Culten der allgemein verehrten Götter hatten sich aus vorrömischer Zeit manche uralte Localculte erhalten, die meist auf ein enges Gebiet beschränkt waren: so in Oberitalien keltische (z. B. die der von den Römern „Mütter" oder „Matronen" genannten Gottheiten), im Gebiet von Verona rätische, in Toskana altetruskische, wie die der Schicksalsgöttin Nortia in Bolsena u. a. Manche altitalische Culte erstreckten sich nicht über das Weichbild einer Stadt hinaus: so war die Verehrung der Valentia auf Otricoli, der Hostia auf Sutri, der Ancharia auf Ascoli beschränkt u. s. w. Auch sehr eigenthümliche Feste und Gebräuche bestanden an verschiedenen Orten fort. Bei dem in den Hochsommer fallenden Fest der Diana von Aricia, deren Tempel am Abhange des Sees von Nemi, unterhalb des jetzigen Ortes stand, glänzte Nachts der ganze See von Fackeln. Bei dem Fest der Juno in Falerii (in der Gegend von Civita Castellana) zog eine feierliche Procession aus dem altehrwürdigen Haine der Göttin zur Stadt. Flöten gaben das Zeichen zum Auszuge. Zuerst kamen schneeweiße Kühe und andere Opferthiere, voran ein auserlesener Stier mit gewundenen Hörnern. Ein Zug von Jungfrauen im höchsten Schmuck folgte, Gold und Geschmeide in den Haaren, nach griechischer Weise verhüllt, in langen weißen Kleidern und goldgestickten Schuhen, Heiligthümer auf dem Kopfe tragend; dann die Priesterinnen, zuletzt das Bild der Göttin selbst. Ueberall wo der Zug sich nahete, breiteten Knaben und Mädchen Teppiche über die Straßen aus. Bei solchen Festen strömten Wallfahrer und Schaulustige von weit und breit zusammen. Ueberdies zog zu allen Zeiten eine große Menge alter und berühmter Heiligthümer Pilger von nah und fern herbei; vor Allem die Tempel der Heilgötter, in denen zahlreiche Votivtafeln und -gaben wunderbare Heilungen von Krankheiten aller Art meldeten, und die Orakeltempel, besonders der der beiden Fortunen zu Porto d'Anzo, und der der Fortuna zu Palestrina, wo das Orakel durch Lose ertheilt wurde, die ein Knabe mischte und zog.

Digitized by Google

Mit Götterfesten wurden oft Messen und Märkte (zu deren Abhaltung eine Erlaubniß des römischen Senats nöthig war) verbunden. Auch diese zogen selbstverständlich Menschen von allen Seiten herbei: bei einer mehrtägigen Messe in Cremona im J. 69 war „ein großer Theil von Italien zusammengeströmt“. Auf solchen Märkten sah man ohne Zweifel die anerkanntesten Erzeugnisse der italischen Industrie beisammen: grobe Wollstoffe und Tuche von der genuesischen Küste, feine aus Parma und Modena, Zeuge aus braunrother Wolle zu Soldatenmänteln und Livreen aus Canossa, Purpurkleider aus Tarent, kostbare Teppiche und Frieszeuge aus Padua, rothes und schwarzes Thongeschirr aus Arezzo und Cuma, Eisenwaaren aus dem in den Werkstätten von Pozzuoli verarbeiteten Eisen von Elba, Bratwürste aus Lucanien, Fischbrühe aus Pompeji, Oel und Oliven aus Venafro, Umbrien und den Marken, Wein aus den verschiedensten Gegenden; denn Italien war das Hauptweinland des Alterthums, das von den 80 berühmten Sorten, die im Handel waren, etwa zwei Drittel lieferte.

Zu Rom müssen alle Städte Italiens zahlreiche und mannigfache Beziehungen schon deshalb gehabt haben, weil viele ihrer Angehörigen sich zeitweilig oder auf die Dauer dort aufhielten, um an den Genüssen der Hauptstadt theilzunehmen, der Studien halber, in Geschäften aller Art, besonders Proceßangelegenheiten, im Staats- und Militärdienst. Die durch hohen Sold, kürzere Dienstzeit und auch sonst bevorzugte Kaisergarde der Prätorianer wurde (9000 bis 10000 Mann), wie auch die Stadtwache von Rom (3000 Mann), vorzugsweise in Italien recrutirt, dessen waffenfähige Jugend sich zu diesem vortheilhaften und glänzenden Dienst drängte; als Severus die Garde durch Aufnahme von Veteranen der Legionen neu organisirte, wandte sich ein großer Theil der jungen Mannschaft Italiens dem Gladiatoren- und Räuberhandwerk zu. Aber auch um in den verschiedensten bürgerlichen Berufsarten ihr Glück zu machen, strebten die Ehrgeizigsten und Talentvollsten aus ganz Italien nach Rom, und Vielen gelang es, sich zu hohen Stellungen aufzuschwingen. Fort und fort wurden Municipalen nicht blos in den Ritterstand erhoben, sondern stiegen auch zum Senatorenstande empor. Als Mitglieder des letzteren schieden sie aus dem Gemeindeverbande ihrer Vaterstadt aus, denn der erste Stand des Reiches gehörte der Hauptstadt allein an. Die Ritter, die an ihren Heimathsorten blieben, waren dort die Ersten und Angesehensten; aber auch von ihnen verließen viele die Vaterstadt für immer, um im kaiserlichen Dienst oder im Heer, theils in Rom, theils in den Provinzen, von einer einflußreichen Stellung zur anderen aufzurücken. Daß jede Stadt auf die hervorragenden Männer stolz war, die sie hervorgebracht hatte, ist selbstverständlich. Ueber die glänzende Laufbahn Cicero's und seines Bruders freuten sich, wie er selbst sagt, „selbst die Berge und Felder von Arpino“; traf man mit einem Arpinaten zusammen, so bekam man sicher etwas von Marius, vielleicht auch von Cicero zu hören, was übrigens auch jetzt noch der Fall ist, wo Jedermann dort die Namen Beider kennt, ihre Geburtshäuser gezeigt werden, und ihre Büsten das Stadthaus schmücken. Sicherlich unterließ im Alterthum keine Stadt, denjenigen ihrer Angehörigen, auf die sie stolz sein konnte, Statuen zu errichten, wie Herkulaneum der Familie des Nonius Balbus. Aber auch ihrerseits bewiesen die aus dem Municipaladel

Digitized by Google

hervorgegangenen Männer des Ritter- und Senatorenstandes ihre Anhänglichkeit an die Heimath, vor Allem durch Bauten und Schenkungen. Die beiden Brüder Stertinius, die als Leibärzte des Kaisers Claudius und durch ihre sonstige ärztliche Praxis in Rom Reichthum erworben hatten, erschöpften denselben durch große Bauten zur Verschönerung ihrer Vaterstadt Neapel. Von einigen Zuwendungen des jüngeren Plinius für die Stadt Como ist schon die Rede gewesen; er schenkte ihr auch ein Capital zur Alimentirung freigeborener Knaben und Mädchen, und vermachte ihr ein anderes zur Erbauung, Einrichtung und Instandhaltung von Thermen; von den (mehr als 24,000 M. betragenden) Zinsen eines dritten, das zunächst zur lebenslänglichen Versorgung von hundert seiner Freigelassenen bestimmt war, sollte nach deren Ableben jährlich eine Bewirthung der ganzen Gemeinde veranstaltet werden. Eine unter Trajan im Alter von 80 Jahren verstorbene sehr vornehme Frau, Ummidia Quadratilla, war aus Casinum (San Germano, unterhalb Monte Cassino) gebürtig. Eine kurze Inschrift meldet dort, daß sie der Stadt einen Tempel und Amphitheater erbaut habe; die Ruine des letzteren ist noch vorhanden.

In fortwährender Beziehung zu ihrem Geburtsort blieben die Männer der beiden ersten Stände, die das Patronat desselben und damit für sich und ihre Nachkommen die Verpflichtung übernahmen, die Stadt und im vorkommenden Fall auch einzelne Mitglieder derselben in Rechtsangelegenheiten und sonst zu vertreten, und überhaupt auf jede Weise für ihr Bestes zu sorgen. Zu Patronen wurden zwar auch angesehene Mitglieder der Gemeinde ernannt, namentlich Primipilaren; aber besonders Ritter und Senatoren, und zwar zunächst gewiß überall solche, welche der Stadt durch Geburt angehörten oder durch Familienbeziehungen nahe standen. Die oben erwähnte Senatsliste von Canossa führt vor dem Verzeichniß der Decurionen die Namen von 39 Patronen der Stadt auf, von denen 31 Senatoren und 8 Ritter waren. Daß überhaupt jede Stadt sich bemühte, sich in hohen Kreisen, vor Allem am Hof und im Senat Gönner zu erwerben, ist selbstverständlich. Wie sehr man sich in der Regel beeiferte, jeden Wunsch eines Senators zu erfüllen, beweist folgende Thatsache. Der sehr reiche und einflußreiche Senator Aquilius Regulus versandte (unter Trajan) einen Nekrolog, den er für einen im Knabenalter verstorbenen Sohn verfaßt hatte, in 1000 Exemplaren in die Städte Italiens und der Provinzen, mit der Aufforderung, daß die Decurionen denselben überall durch einen aus ihrer Mitte zu wählenden mit besonders guter Stimme begabten Vorleser öffentlich vortragen lassen sollten: und es geschah.

Die römischen Autoren sprechen von den Städten Italiens nur selten und beiläufig; doch wissen wir, daß die dortigen Zustände den Bewohnern der Hauptstadt manchen Stoff zur Belustigung boten. In dem älteren römischen Lustspiel waren die Kleinstädter oft auf die Bühne gebracht worden; leider kennen wir nur noch die Titel solcher Stücke: die Frauen von Brindisi, die Frau von Sezza, die Frau von Velletri. Oefter wird die gespreizte Würde und Wichtigthuerei der Municipalbeamten verspottet. Die strenge Miene und steife Haltung, mit der z. B. ein Aedil von Arezzo das falsche Maß eines Händlers zu zerbrechen befahl, oder ein anderer ein Gericht Fische, für welches ein zu hoher Preis gefordert war, durch seinen Amtsdiener zerstampfen ließ. Gelegentlich

Digitized by

wird bemerkt, daß kleinlicher Neid und Uebelwollen Weniger sich in der Enge und Beschränktheit des kleinstädtischen Lebens ganz anders fühlbar mache, als in der Weltstadt Rom. Auf der anderen Seite erkannte man an, daß in den Städten Italiens mehr Ehrbarkeit, Zucht und Sitte zu finden war, als in der Hauptstadt: in besonders gutem Ruf standen in dieser Beziehung die Städte der Lombardei, namentlich Padua und Brescia. Nach der Zwanglosigkeit, Stille und Wohlfeilheit einer kleinen Stadt sehnten sich Viele, denen sich die Schattenseiten des aufreibenden, theuren und zwangvollen Lebens in Rom besonders fühlbar machten. An einem kleinen Ort konnte man auch mit geringen Mitteln im Ueberfluß leben. Man speiste dort von Thon und kleidete sich in einen groben blauen Kapuzenmantel; die Toga, die lästige und kostspielige Staatstracht der römischen Bürger, legte man dort vielleicht zwei Mal im Monat an, und Mancher wurde zum ersten Male damit bekleidet, wenn er auf der Bahre lag; ein Anzug für die Tafel hielt zehn Jahre vor. Wenn in einer kleinen Stadt an Feiertagen in dem grasbewachsenen Theater eine oft gesehene Gespensterkomödie zur Aufführung kam, und ländliche Kinder im Schreck über die bleiche Maske des kinderfressenden Gespenstes mit aufgerissenem Maule sich in den Schoß der Mutter flüchteten, dann sah man Senat und Bürgerschaft in derselben Tracht, und selbst die hohen Aedilen begnügten sich an solchen Tagen mit weißen Tuniken. In Capua, in Neapel konnte man ungestört von lästigen Zerstreuungen und Verpflichtungen seine Zeit zwischen Arbeit und Erholung theilen. In Palestrina, Bolsena und anderen schön und gesund gelegenen Orten brauchte man nicht, wie in Rom, in schlecht gebauten Miethcasernen zu wohnen, die immer den Einsturz drohten und wo es bei Feuersgefahr kaum eine Möglichkeit des Entrinnens gab. Dort oder in Sora, in Frosinone konnte man ein vortreffliches Haus für eine Summe kaufen, die man in Rom für eine finstere Wohnung als Jahresmiethe zahlte. Man zog dann seinen Kohl in seinem eigenen Gärtchen, das aus einem wohlgefüllten Brunnen bewässert wurde; es war doch Etwas, in welchem Winkel auch immer, ein Stückchen Land sein eigen zu nennen, wenn auch nur eine Eidechse darauf Raum hatte. Aus solchen Gründen läßt Juvenal (in einer in der letzten Zeit Trajan's verfaßten Satire) einen Freund, dem das Leben in Rom unerträglich geworden ist, nach dem damals sehr stillen und einsamem Cuma übersiedeln.

Cuma ist wahrscheinlich der Ort, an welchem Petronius in dem oben erwähnten (etwa 50 Jahre früher geschriebenen) Roman seinen Trimalchio auftreten läßt: ein von demselben veranstaltetes Gastmahl ist das größte Bruchstück, das sich von diesem Buche erhalten hat. Der geistvolle Autor hat hier seine, offenbar mit großem Behagen gemachten, Studien der italischen Kleinstädterei zu einem Bilde von vollendeter Ausführung verwerthet; wobei nicht zu vergessen ist, daß das Ganze eine locale, süditalische Färbung hat. Er führt uns aber nicht in die aristokratischen Kreise von Cuma; die Gäste seines Trimalchio sind, wie dieser selbst, Freigelassene, kleine Geschäftsleute und Gewerbtreibende. Die Unterhaltung wird in einer Sprache geführt, die von vulgären Ausdrücken und Wendungen, Sprachfehlern und Idiotismen wimmelt. Das Gespräch kommt bald auf die städtischen Angelegenheiten, wobei, wie zu erwarten ist, die Communal-Verwaltung einer herben Kritik unterzogen wird. Doch läßt er

Digitized by Google

nach dem Pessimisten, welcher der Meinung ist, daß früher Alles in der Stadt viel besser war, auch einen wohlwollend urtheilenden Spießbürger sich vernehmen. Die Reden dieser Beiden lauten, mit unerheblichen Auslassungen, etwa wie folgt:

„Ihr schwatzt," sagt der Erstere, „von Dingen, nach denen kein Hahn kräht; aber darum kümmert sich Niemand, was die Kornpreise so in die Höhe treibt. Ich habe, so wahr ich lebe, heute nicht einen Bissen Brod auftreiben können. Und wie hält die Dürre an! Schon seit einem Jahre ißt man sich nicht mehr satt. Hole der Henker die Aedilen, die mit den Bäckern unter einer Decke stecken! Wie Du mir, so ich Dir. Darum müssen die kleinen Leute leiden, denn jene großen Kinnbacken haben immer Feiertage. Oh, wenn wir noch jene Kerlchen hätten, die ich hier vorfand, als ich zuerst aus Asia ankam! Das nenne ich ein Leben! Ich besinne mich noch auf den Safinius; er wohnte damals am alten Bogen, als ich ein Knabe war. Das war Euch ein Mensch wie reiner Pfeffer. Wo er ging, versengte er den Boden. Aber schlecht und recht, aber zuverlässig, ein Freund für seine Freunde, mit dem man dreist im Finstern Morra spielen konnte. Und in der Curie, wie beutelte er da die Herren; und er sprach nicht mit solchen schönen Redensarten, sondern immer grade heraus. Und wenn er auf dem Forum auftrat, dann schwoll seine Stimme wie eine Posaune. Und nie gerieth er beim Reden in Schweiß, noch spuckte er aus. Und wie freundlich grüßte er wieder, nannte Jeden bei Namen, wie einer von uns. Darum war auch damals das Korn spottwohlfeil. Ein Brod, das man für einen As kaufte, konnten ihrer Zwei nicht verzehren: jetzt sind sie noch nicht einmal so groß wie ein Ochsenauge. Ach ja, es wird alle Tage schlimmer. Die Stadt geht rückwärts wie ein Krebs. Aber warum haben wir auch einen Aedilen, der keinen Groschen werth ist, der lieber selbst einen As einnehmen will, als daß wir unser Leben behalten sollen? Daher lacht er sich zu Hause in's Fäustchen und nimmt an einem Tage mehr Geld ein, als Mancher im Vermögen besitzt. Ich weiß recht gut, von wem er tausend Golddenare bekommen hat. Aber wenn wir Haare auf den Zähnen hätten, würde ihm nicht so wohl in seiner Haut sein. Jetzt sind unsere Bürger zwischen ihren vier Wänden Löwen, wenn sie herauskommen, Hasen. Was mich betrifft, ich habe bereits aufgegessen, was ich auf dem Leibe trage, und wenn diese Kornpreise fortdauern, bleibt mir Nichts übrig, als meine paar Häuserchen zu verkaufen. Was soll auch geschehn, wenn weder Götter noch Menschen mit dieser Stadt Erbarmen haben? So wahr ich an meinen Kindern Freude erleben will, ich glaube, daß das Alles von den Göttern herkommt. Niemand glaubt ja mehr an eine Vorsehung, Niemand beobachtet eine Fastenzeit, Niemand fürchtet Jupiter; sondern Alle rechnen, ohne rechts oder links zu sehen, nur nach, was sie im Beutel haben. Wenn sonst Dürre war, dann gingen die Frauen in langen Kleidern barfuß in Procession auf den Berg, mit aufgelösten Haaren und reinem Gemüth, und beteten zu Jupiter um Regen: und dann goß es auf der Stelle wie mit Eimern, entweder dann oder niemals, und alle kamen naß wie Pudel zurück."

„Ich bitte dich," fällt hier der Optimist ein, „rede nicht so übel. Einmal so, einmal so, wie der Bauer sagte, als er sein geflecktes Schwein verloren hatte. Was heute nicht ist, kann morgen sein; so geht das Leben immer vorwärts.

Digitized by Google

Wahrhaftig, es könnte gar keine bessere Stadt geben, wenn die Leute nur Vernunft haben wollten. Jetzt ist sie freilich übel daran, aber andere doch auch. Wir dürfen es nicht so genau nehmen, es wird überall mit Wasser gekocht. Wenn Du anderswo gewesen sein wirst, wirst Du sagen, daß hier die Ferkel gebraten herum laufen. Und gebt Acht, nächstens werden wir ein extrafeines Gladiatorenspiel bekommen, drei Tage lang, in den Feiertagen: nicht eine Bande von einem Unternehmer, sondern sehr viel Freigelassene. Und unser Titus ist nicht der Mann, der sich blamirt; er ist ein Hitzkopf, ich kenne ihn genau. Wir werden kaltes Eisen zu sehen bekommen, kein Davonlaufen, auf dem Platz müssen sie Blut lassen, so daß es das ganze Amphitheater mit ansehn kann. Und er hat die Mittel, er hat sechs Millionen (Mark) geerbt, sein Vater ist gestorben, schade! Wenn er auch hundert Tausend daran wendet, wird es seine Kasse noch gar nicht spüren. Er hat schon einige Kerle, und eine Frau, die auf einem britannischen Streitwagen fechten wird, und den Kassirer des Glyko, der betroffen wurde, als er seine Herrin amüsirte. Da wird man in dem Publicum den Streit zwischen den Parteien der eifersüchtigen Ehemänner und der verliebten jungen Herrchen sehen. Aber daß Glyko, dieser Esel, seinen Kassirer für die wilden Thiere hergegeben hat! Das heißt ja, sich selbst an den Pranger stellen! Was hat denn der Sklav für Schuld, der thun mußte, was ihm befohlen wurde? Vielmehr das Weib hätte verdient, von einem Stier auf die Hörner genommen zu werden. Freilich man schlägt den Sack und meint den Esel. Wie konnte aber auch Glyko sich einbilden, daß eine Tochter des Hermogenes jemals gut einschlagen würde? Der war ja im Stande einem Habicht im Fluge die Klauen zu beschneiden, und der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Glyko, Glyko ist der Geprellte; so lange er lebt, wird er ein Brandmal tragen, und das wird erst der Orkus auslöschen. Aber Jeder begeht seine Thorheiten zu seinem eigenen Schaden. Doch was ich sagen wollte, ich habe eine Witterung, daß Mammäa uns eine Bewirthung geben wird, ich und unsere Leute werden jeder zwei Denar bekommen. Wenn er das thut, wird er den Norbanus ganz ausstechen, das könnt ihr glauben. Und es ist auch wahr; was hat der denn Großes für uns gethan. Er hat Gladiatoren gegeben, die gar nichts werth waren, alte abgelebte Kerle; hätte man sie angeblasen, wären sie umgefallen. Einer war noch von besserem Kaliber, der Thracier; der faht auch schulmäßig, die Anderen rissen ja gleich aus. Und dann sagt er noch: ich habe Dir doch ein Fechterspiel gegeben. Und ich habe dafür geklatscht: rechne nach, so wirst Du finden, daß Du mehr erhalten, als gegeben hast."

In diesen Reden cumanischer Spießbürger erinnert Manches an den ungeheueren Abstand zwischen der Cultur jener Zeit und der unseren: die Erwähnung der Sklaverei, der Fechterspiele, des Götterglaubens. Und doch ist auch so Vieles darin, was unter ähnlichen Verhältnissen gestern und heute ganz ebenso gesprochen worden sein könnte. In ihrem innersten Wesen bleibt die menschliche Natur trotz der ungeheuersten Umwälzungen der Cultur dieselbe, und ohne Zweifel wird die Culturgeschichte eines späteren Jahrtausends bei ihren Betrachtungen der heutigen Zeit dasselbe Resultat zu verzeichnen haben.

Digitized by Google

Münchener Bilderbogen.

Von

Franz Dingelstedt.

III. Der Anfang des Endes.

Um die Mitte der fünfziger Jahre war die Fremden-Colonie dergestalt an Zahl gewachsen, im Bestande befestigt, daß sie als eigenes Element in der Bevölkerung gelten durfte, als solches auch bereits sich wirksam erwiesen hatte. Die meisten der neuen Ankömmlinge gruppirten sich um die Universität: Liebig, der Chemiker, — Jolly, der Physiker, — Siebold, der Zoologe, — Bischoff, der Anatom und Physiologe, — Pfeufer, der Therapeut, — Sybel, der Geschichtsschreiber, nach seinem frühen Abgang ersetzt durch Giesebrecht, — die Culturhistoriker Riehl und Löher, — Bluntschli, der Staatsrechts-Lehrer, — Carrière, der Philosoph und Kunsthistoriker, — der Pandektist Windscheid, — also Männer aller wissenschaftlichen Fächer und aller akademischen Facultäten, mit Ausnahme der theologischen. Der ehrwürdige Thiersch, der beinahe um fünfzig Jahre früher, gleichfalls in Folge einer königlichen Berufung, nach München gekommen war und die Reform der Gelehrtenschulen in Baiern gegen vielseitige Anfechtungen durchgesetzt hatte, verhielt sich zu dem jüngeren Ansiedler-Geschlechte wie ein Patriarch. Er pflegte, wenn die Rede auf die Kämpfe zwischen Altmünchen und Neumünchen gerieth, sein dichtes, schneeweißes Haar aus dem Nacken zu streichen und zum Beweise, daß damals noch mit ganz anderen Waffen gefochten wurde als mit Zungen und Federn, auf eine breite Narbe zu zeigen, welche ihm als Andenken an einen nächtlichen Mordanfall zurückgeblieben war. Zwei wackere Söhne Vater Thierschens, der eine ein berühmter Chirurg geworden, der andere Maler, schlossen sich naturgemäß dem Kreise Neumünchens an. Von Dichtern besaß derselbe ein glänzendes Vierkleeblatt: Geibel, Heyse, Bodenstedt, Schack; dann und wann hospitirten Zuzügler von draußen, oder auch eingeborene, wie Hermann Lingg, welchen Geibel auf dem deutschen Parnaß eingeführt, Melchior Meyr, Julius Große. Ein einziger Autochthone, er aber ein urwüchsiges, ächt- und altbaierisches Talent, Poet und Professor zugleich, Franz von Kobell, ward als Ausnahme völlig heimisch

unter uns Fremden, wie wir es in seinem Hause wurden, das eine liebenswürdige Frau und drei holde und kluge Töchter schmückten. Auch aus König Ludwig's Künstlerkreis trat nur Einer, der größte freilich, Wilhelm Kaulbach, offen und entschieden zu uns herüber, während andere, Schwind, Voltz, Rugendas, Kreling, Teichlein, Seybert, nur vereinzelt und gelegentlich eine gesellige Gastrolle gaben. Am nächsten hielt sich noch Ernst Förster, mit welchem ich mich später im Verwaltungsrath der deutschen Schillerstiftung oft und gern wieder zusammenfand. Im Uebrigen blieb Neumünchen in gesellschaftlicher Richtung so ziemlich auf sich allein angewiesen und, bis auf die officiellen, so zusagen obligatorischen Begegnungen in den Salons der Aristokratie und der Diplomatie, von Altmünchen streng abgesondert. Ein einziges Haus, das der Grafen Tascher de la Pagerie, selbst fremden Ursprungs und darum neutraler Boden, machte zu Gunsten der Fremden eine Ausnahme; aber der Windstoß des zweiten Empire trug dasselbe aus der Prannerstraße plötzlich in die Tuilerieen, wo ich nach Jahr und Tag dessen Herren und Damen in ansehnlichen Stellungen am Hofe der ihnen nahe verwandten Napoleoniden, aber ebenso heiter und herzlich wie an unseren Münchener Abenden, wiedersah. Die Paläste der baierischen Standesherren und des einheimischen Adels, ebenso die Häuser des Beamten- und des Bürgerstandes sind den Einwanderern, die auf König Maximilian's Ruf herbeigeeilt, verschlossen gewesen und geblieben, — wenigstens so lange, wie ich mit ihnen in München verweilte. Später hat wol Einer oder der Andere in der dortigen Scholle Wurzel gefaßt; aber die Mehrzahl ist, sei es nach kürzerem, sei es nach längerem Aufenthalt, wieder davongegangen, so daß heute, nach Verlauf von zwanzig Jahren, der ganze, in seiner Zusammensetzung so interessante Kreis für aufgelöst gelten kann, obgleich der Tod verhältnißmäßig nicht viele der bedeutungsvollen Namen ausgelöscht. Sind die Uebriggebliebenen verschmolzen mit dem allerdings merklich veränderten heutigen München, dem gegenwärtigen Bayern? Haben die Folgen des Siebziger Jahres allseitig verwirklicht, was seit Beginn der Fünfziger von einer Seite her angestrebt worden? Ich weiß es nicht. Aber ich erinnere mich nur, daß, als ich in den Zeitungen las, König Ludwig der Zweite habe Namens der Reichsfürsten die deutsche Kaiserkrone dem König von Preußen dargeboten, das Bild meiner Münchener Vergangenheit in eigenthümlicher Beleuchtung wieder vor mir auftauchte. Quantum mutatus ab illo!

Wenn ich jetzt, durch eine lange Reihe von Wintern gereift und bereift, durch schwere Erfahrungen zwar weder müde noch mürbe gemacht, wol aber mild im Urtheil gegen Andere und streng gegen mich, — wenn ich jetzt mich auf's Gewissen frage, wer oder was die traurige Kluft zwischen Altmünchen und Neumünchen verschuldet hat, so kann ich keinen Theil unbedingt anklagen, keinen unbedingt freisprechen. Mich selbst eingeschlossen. Gastfreundschaft gegen Fremde, entgegenkommende Höflichkeit im geselligen Verkehr, freiwillige Theilnahme an wissenschaftlichen oder künstlerischen Bestrebungen, Versuchen, Neuerungen, alle diese Eigenschaften liegen bekanntlich nicht im angeborenen Stammcharakter des Altbayern. Er neigt vielmehr zum Particularismus, zur Abgeschlossenheit gegen außen, entschiedener noch als sein Nachbar gen Westen, der Schwabe, und in

Digitized by Google

diesem Bezuge fast ein Gegensatz zu dem Nachbarn gen Osten, dem Oesterreicher, welcher zuthunlich, neugierig, empfänglich für fremde Einflüsse und Erscheinungen ist, welcher den Begriff des Fremden eigentlich gar nicht kennt, da sein ganzes Volksthum einer Völker-Mosaik, seine Reiches-Hauptstadt einer internationalen Redoute gleicht. Demnach war es nicht zu verwundern, daß die öffentliche Stimmung in München zu den Berufungen des Königs Max sich von vorn herein kühl, mißtrauisch, ablehnend, im besten Falle gleichgültig verhielt. Sie soll bei der Ankunft der Maler, Steinmetzen und Bildhauer, die König Ludwig herbeizog, nicht wärmer sich betheiligt haben, obwol deren Thätigkeit der Residenz unmittelbare Vortheile versprach. Daß die berühmten neuen Lehrer einhundert Studenten mehr nach München zogen, als vor ihnen schon anwesend waren, ohne Lieblinge der Bevölkerung geworden zu sein, wie in kleinen Universitätsstädten, — daran lag der Münchener Bürgerschaft blutwenig, der Münchener Gesellschaft gar nichts. Welche Aufnahme würde ein Mann wie Liebig — von Paris und London zu geschweigen, — in Berlin gefunden haben, wo, und das nicht blos seit heute, sondern seit geraumer Zeit, die „Fürsten der Wissenschaft" in der Gesellschaft rangiren, bei Hof ausgezeichnet werden, Gemeingut des Volkes sind, an welchem jeder Eckensteher sein eigen Theil hat! Ob ein solcher in Wahrheit stolz ist auf „seinen" Humboldt, oder nur „dicke mit ihm thut", — das kommt in der Wirkung auf Eins hinaus. Für die Wissenschaft erweist sich der Berliner Boden als entschieden günstig; viel weniger für die Kunst. Weder Cornelius noch Rückert hat sich in demselben acclimatisirt, und selbst echte Berliner Pflanzen, Meyerbeer und Mendelssohn, gediehen besser in der Fremde als daheim. Ein dunkles Capitel in der Völkerpsychologie, der Widersprüche und der Räthsel voll, dieses Capitel der internationalen Wahlverwandtschaften und Wechselwirkungen in der geistigen Atmosphäre, welches seines Lazarus noch harrt.

In München kam zu angeborenen Abneigungen und Stimmungsverschiedenheiten noch ein wichtiges Moment: das confessionelle. Der Ultramontanismus hat seiner Zeit in Bayern schärfer und strenger regiert als der Clericalismus in Oesterreich. Es war mehr als zufällig, daß nicht in Wien, sondern in München das wissenschaftliche Hauptquartier der Partei aufgeschlagen war, die „historisch-politischen Blätter", aus welchen die populären Zeitungen, nicht blos in Bayern, sondern auch in Tirol, am Rhein, im Münsterlande ihre Directive, Waffen und Munition empfingen. Grundsätzlich schaltete und waltete die kirchliche Politik Metternich's milder, als diejenige Abel's, welche jener, bewußt oder unbewußt, durch Experimente gleichsam in anima vili diente. Da nun die Mehrzahl der Maximilian-Colonie zum Protestantismus sich bekannte, — nicht Einer freilich zum streitbaren Muckerthum, — und außerdem von jenseits der Mainlinie ihre Abstammung herleitete, so wurden wir insgesammt, von vornherein als Preußen und als Ketzer angesehen, mithin zur Minorität gezählt, als Opposition gehaßt. Daraus flossen Conflicte, die wir keineswegs herausforderten, denen wir aber auch nicht ausweichen durften, die wir ausfechten mußten, wollten wir nicht uns selbst und unserer Aufgabe untreu werden. Dafür nur ein paar Beispiele aus meinem besonderen Wirkungskreise, dem Theater.

Digitized by Google

„Nathan der Weise“, den das Wiener Burgtheater seit einem halben Jahrhundert gibt, mit verhältnißmäßig geringen Auslassungen, stand auch in München nicht auf dem Index, wol aber bei Hof und bei der Curie in üblem Geruch, als ein antikatholisches Stück, eine Apotheose des Judenthums. Bei König Max, dessen methodische Denkweise sich gern an Kategorien, an geflügelte Worte hielt, hatte man, wie die Minna von Barnhelm als ein „Preußenstück“, so den Nathan als ein „Judenstück“, oder auch als „die Komödie des religiösen Indifferentismus“ zu discreditiren gewußt. Dies Vorurtheil, das sich für ein Urtheil ausgab, konnte mich nicht abhalten, für den Tag der Eröffnung der Industrie-Ausstellung, Sonnabend, 15. Juli 1854, „den mit falschen Ringen handelnden Hebräer“ (dritte Variante der Inquisition), auf das Repertoire zu setzen. Ich dachte dabei an keinerlei Demonstration gegen die Widersacher; Lessing's Meisterwerk schien mir durch seinen Charakter reinster Humanität und kosmopolitischer Universalität eben auf diesen Tag zu passen. So drang ich denn auch in höchster Instanz damit durch, daß „Nathan“ stehen blieb; aber, um den frommen Seelen wenigstens ein Zugeständniß zu machen, — der König neigte, seiner Natur nach, zu Compromissen, — mußte das Bild des Patriarchen, welchen unser Jost in allerdings grellen Farben und scharfen Zügen, aber ungemein wahr und wirksam darstellte, wesentlich abgetont werden, in der Maske, im Accent, im Vortrag. Darauf dann großes Ach und Weh über mich in den Coulissen und im liberalen, im eigenen Lager.

Laube's Lustspiel „Roccocco“ war von mir zur Aufführung angenommen worden, nachdem dasselbe im Burgtheater, mit Dawison in der Rolle des Abbé, nicht nur Zulaß, sondern Erfolg gefunden; freilich nicht auf die Dauer, und unter Dissens und Protest der allarmirten oder allarmirenden Zionswächter. Nach Gewohnheit machten letztere von Wien aus einen Heidenlärm, der die guten Christen in München selbstverständlich schwer beunruhigte. Das königliche Ministerium für Cultus und Unterricht nahm davon Anlaß, die Intendanz zu interpelliren, und diese, — es war in den Honigmonaten meiner Ehe mit der Bühne, — antwortete in einem Ton, der ebensowenig berechtigt wie schicklich war, obgleich ich, unter keiner Censur des Staates oder der Kirche stehend, formell die Befugniß hatte, jede Intervention von der einen wie von der anderen Seite abzuweisen. Nun entspann sich eine gereizte Correspondenz zwischen Minister Ringelmann und mir, die keinen anderen Erfolg in der Sache hatte, als den leicht vorauszusehenden: das Stück wurde durch königlichen Cabinetsbefehl verboten. Daß ich als Erwiderung darauf die Cabinetsfrage stellte, erwähne ich hier nur, um zu beweisen, wie — grün ich dazumalen noch gewesen bin. Ich erhielt darauf von oben gar keine Antwort, wol aber eine zornige Strafpredigt von Dönniges, dem König Max mein Entlassungsgesuch mitgetheilt hatte, während ich dasselbe ohne Wissen des Freundes eingereicht. „Merken Sie sich,“ so schloß er, „daß unser Einer seine Entlassung niemals gibt; daß er sie sogar nicht annimmt, wenn sie ihm gegeben werden will. Sie wissen ja, was Goethe, Ihr Goethe gesagt hat: Eine Schanze ist nur ein Haufen Dr. —; aber der Soldat vertheidigt sie mit seinem Leben, weil seine Fahne darüber weht. So sprach er, der große Goethe, vom kleinen Weimarischen Theater. Das Mün-

Digitized by Google

chener Theater ist Ihre Schanze. Darauf todtschießen lassen dürfen Sie sich; sie verlassen, nicht. Ihr Gesuch ist zu Ihrem Personal-Act gegeben worden. Nun kann es geschehen, daß man, über Jahr und Tag, wenn Sie gar nicht mehr daran denken, zu gehen, ja wenn Sie um jeden Preis bleiben möchten, daß Sie alsdann gegangen werden, daß man Sie gehen heißt, unter Anknüpfung an Ihre jetzige Uebereilung. Noch einmal: Wir stehen hier auf Posten, Sie, ich, wir alle; vielleicht auf verlorenem Posten. Aber des ungeachtet: Ein Hundsfott, wer ausreißt!" Darauf antwortete ich ungefähr in gleichem Tone, so daß wir hart aneinander geriethen, Dönniges und ich, auf acht Tage sogar auseinander. Doch kostete es Kaulbach nicht viel Mühe, uns auszusöhnen.

Für den Abend des Fronleichnamstages, des höchsten Festes im katholischen Kirchenjahr, hatte ich, vom Anfang meiner Intendanz an, Meyerbeer's Propheten angesetzt und wiederholt gegeben. Die Oper war neu, glänzend ausgestattet, gut besetzt und also sicher, ein übervolles Haus zu machen, selbst unter Aufhebung des Abonnements. Daran dachte ich zunächst, genöthigt auf reiche Einnahmen in erster Linie zu sehen, hingegen entfernt nicht an ein Aergerniß, welches aus dem Umstande erwachsen könnte, daß die Abendprocession auf der Bühne an die Morgenprocession auf der Straße allenfalls erinnerte. Die ultramontanen Blätter ermangelten nicht, diese Aehnlichkeit mit augenscheinlicher Gehässigkeit aufzustechen, die „Judenoper" gerade an diesem Tage heftig zu perhorresciren und deren Wahl als eine grobe Tactlosigkeit zu verdammen, welcher nur ein protestantischer Intendant sich schuldig zu machen im Stande sei. Die Folge einer solchen Agitation, so durchsichtig die Absicht auch am Tage lag, war abermals ein Verbot, gegen das ich vergeblich mich wehrte. Mein Vorschlag, das Hoftheater am Fronleichnamstag zu schließen, wie es in Oesterreich Sitte ist, wurde abgelehnt. Gespielt mußte werden, nur der „Prophet" durfte es nicht sein. Eine abermalige öffentliche Niederlage also, abgesehen von dem nachweisbaren Verluste, welchen die Theatercasse erlitt, von der Schädigung des Ansehens der Intendanz und von der Verdächtigung ihrer Gesinnungen gegen das Publicum.

Wer wüßte nicht aus eigener Erfahrung oder vermöchte es nicht nachzuempfinden, daß solche unausgesetzte Angriffe und Verfolgungen mit Nadelstichen böseres Blut machen, als offener Kampf, sei's auch auf Tod und Leben? Zumal wenn sie aus der Oeffentlichkeit in das Innere des Hauses dringen, von sachlichen Interessen in giftige Persönlichkeiten abschweifen! Bei Liebig war einmal während der Fastenzeit Nachts getanzt worden; ein paar Tage darauf brachten die Zeitungen die gehässigsten Denunciationen dieses Frevels. Eine Landpartie auf Leiterwagen, die wir aus der Sommerfrische in Tegernsee in das nahe Bad Kreuth gemacht, gab Veranlassung zu der Anklage: Das wilde Heer der „Fremden" habe die Ruhe der Kranken gestört, die, so zu sagen, doch Gäste des Prinzen Karl seien, als des hohen Eigenthümers von Bad Kreuth. Ein Revolver-Journalist der niedrigsten Gattung verunglimpfte die weibliche Ehre meiner Frau in seinem Sudelblatte, und als ich die einzig mögliche Genugthuung an ihm genommen durch einige Streiche mit meinem Spazierstöckchen, verfolgte der Staatsanwalt durch drei Instanzen diesen Act strafbarer Selbsthilfe, den ich,

Digitized by Google

allerdings wohlfeil genug, durch dreitägigen Polizeiarrest abbüßen mußte. Keine Gelegenheit, zu schaden, zu wecken, zu reizen, ließen die Gegner ungenützt vorübergehen; fehlte es daran, so ward der Anlaß vom Zaun gebrochen. Der „Volksbot'" sammelte einmal für einen Kirchenbau oder irgend ein anderes frommes Werk; siehe da, unter den Sprüchlein, welche die Beiträge begleiteten, fanden sich die erbaulichen Versus memoriales:

A duobus D. (Dönniges, Dingelstedt)
Et ab uno T. (von der Tann)
Libera nos, Domine! . . . . . .

Zum Teufel! Wir Alle waren ja längst über die Flegeljahre hinaus, in welchen Uebermuth für Muth gilt, und die Rauflust des ehemaligen Corpsburschen juckte nur Einen oder den Anderen unter uns zeitweise in der Faust. Allein zu verwundern ist's denn doch am Ende nicht, wenn uns die Geduld zuweilen riß und wir auch einmal dreinschlugen durch gesunde, wohlgezielte Seitenhiebe: in unseren öffentlichen Vorlesungen in Liebig's Hörsaal, durch einen gewürzten Trinkspruch bei irgend welchem Zweck- oder Festessen; durch gelegentliche Expectorationen im Salon; niemals aber mit den Waffen unserer Gegner, anonym in der Tagespresse, niemals durch Reclamationen und Recriminationen an oberster Stelle, niemals durch Ausschreitungen in unserer eigentlichen, amtlichen Wirksamkeit. Immer und überall standen wir unseren Mann, zahlten wir mit unserer Person. Hätten wir aber nicht im Grunde ein Recht gehabt, zu klagen, Schutz zu suchen für uns und die Unsrigen, an denjenigen zu appelliren, der uns gerufen? Niemand von uns allen war als Bewerber, als Bittsteller nach München gekommen. Sichere Stellungen aufgebend, dem Worte des Königs vertrauend, nahmen wir an, was uns geboten wurde: für einen bestimmten Lohn eine bestimmte Arbeit. Das bayrische Brot, welches wir aßen, — oft genug ist es uns vorgeworfen worden, — wir haben es verdienen müssen, und was wir daneben beburften (denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein), ging aus dem Eigenen. Und den Boden, den wir urbar machen sollten, zog man uns, sammt unserer bürgerlichen Existenz, unter den Füßen weg. Nein, nein! Es war ein harter, ein ungleicher Kampf, in dem keine Seite ohne Schuld, aber auch keine Seite Sieger geblieben, und nicht alle Wunden aus demselben sind vernarbt. Noch bluten manche von ihnen nach, obgleich ein Vierteljahrhundert darüber hingegangen, und nicht in mir allein.

König Maximilian blieb neutral. Konnte er, durfte er anders? Auch er mag der bitteren Stunden viele gehabt, sich oftmals Zwang genug auferlegt haben, um das Gleichgewicht in seinem Inneren und nach Außen aufrecht zu erhalten. Ihm war es voller, heiliger Ernst mit seinen Absichten auf Förderung der Wissenschaften und der Dichtkunst in seinem Reich, seiner Hauptstadt. Die Stiftung der historischen Commission, die Ausschreibung von Preisen für die Lösung wissenschaftlicher Aufgaben, auch eines für das beste Schauspiel, Subventionen für die Drucklegung kostspieliger Werke, der großartig gedachte Plan des Maximilianeums, die Fürsorge für Archive, Sammlungen, Denkmäler, die Restauration des Residenztheaters, — das sind lauter Acte eines echten, eines augusteischen Herrschersinnes, dem ein offener Blick und eine offene Hand gleicher

Digitized by

Maßen zu Gebote gestanden. Das persönliche Bedürfniß des Königs, sich selbst mit ausgezeichneten Dichtern und Gelehrten zu umgeben und einen anregenden Verkehr mit ihnen zu pflegen, — wirklich ein Bedürfniß, nicht blos ein äußerlicher, zur Schau getragener Schein oder eine effectvolle Decoration, — stand unzweifelhaft zurück hinter dem allgemeinen, dem öffentlichen Interesse. Wo seine eigene Person in Frage kam, pflegte König Max mit gewissenhaftester Unparteilichkeit zu verfahren, Gnaden und Auszeichnungen auf der Goldwage, nach allen verschiedenen Seiten gleich, zuzumessen und sich, namentlich in Conflicten, vollkommen zurückzuhalten. Ueber die Einladungen zu den sogenannten „Billard-Abenden", — zwanglose Herren-Gesellschaften in den Privatgemächern des Königs, wo Gespräche wissenschaftlichen Inhalts geführt, dann und wann kurze Vorlesungen eingestreut, nebenbei auch Cigarren geraucht und nach des Königs frühzeitigem Rückzuge kurze Soupers eingenommen wurden, — führte der König eigenhändig Buch, wie der jüngste der Stammgäste, Paul Heyse, den jedesmaligen Gesprächsstoff in protokollarischen Niederschriften für Se. Majestät aufzubewahren hatte. Die Dichter von Gottes Gnaden erschienen immer bei diesen, wenigstens einmal wöchentlich veranstalteten „Symposien"; die Gelehrten nach einer bestimmten Reihenfolge, gelegentlich auch mit Elementen aus Alt-München gemischt; endlich „meine Wenigkeit" in äußerst seltenen Ausnahmsfällen, im Ganzen drei oder vier Male in sechs Jahren. Man hatte dem König begreiflich gemacht, daß ich nicht als Dichter an seinen Hof berufen worden sei, sondern als Theater-Intendant, und daß die Vorstände der übrigen Stäbe und Intendanzen mein Heranziehen zu den Billard-Abenden übel vermerken müßten. So blieb ich denn weg, und um die ängstliche Unparteilichkeit auch in dieser Richtung zu documentiren, wurde in den paar Ausnahmsfällen unmittelbar vor oder nach mir der Hofmusik-Intendant Graf Pocci eingeladen. Dieselbe Gerechtigkeit ward geübt bei Verleihung des Maximilians-Ordens, welchen König Max im Jahre 1853 an seinem Geburtstage, 28. November, mit zwei Classen, für Wissenschaft und Kunst, gestiftet hatte, vielleicht nach dem Vorbilde der Friedensclasse, die König Friedrich Wilhelm IV. dem Orden pour le mérite unlängst hinzugefügt. Wenn man die Münchener Namen abzieht, die das erste Verzeichniß, Regierungs-Blatt vom 28. November 1853, enthält, so stehen Alt-München und Neu-München fast arithmetisch gleich und zwar ebensowol unter den Dichtern, wie unter den Gelehrten.

Bei dieser Gelegenheit sei eines schönen Wortes des Königs Max gedacht. Uhland war, so zu sagen: selbstverständlich, für den Maximilians-Orden in Vorschlag gebracht worden. Der König äußerte das Bedenken, ob nicht der Dichter, nachdem er sich weit links engagirt und im Stuttgarter Rumpfparlament gesessen habe, ablehnen werde; doch unterzeichnete er bereitwillig das Diplom. Uhland lehnte wirklich ab. In einem, übrigens durchaus verbindlichen Privatbriefe an mich, der ich ihn zu seiner Ernennung beglückwünscht hatte, wendete er ein, daß er unlängst den preußischen Orden pour le mérite nach Berlin zurückgeschickt habe und nun, um nicht inconsequent und zugleich unartig zu erscheinen, mit dem Maximilians-Orden ebenso verfahren müsse, den er, unter anderen Umständen, zuverlässig und gern angenommen haben würde. Damit König Max

Digitized by Google

auf die officielle Ablehnung vorbereitet werde, erhielt ich den wenig dankbaren Auftrag, Se. Majestät zu prävenieren. Ich that es, an demselben Abend, an welchem ich Uhland's Schreiben empfangen, während ich den König in das kleine Interims-Theater im Odeon einführte. Er blieb stehen, sah mich lächelnd an und sprach in völlig ruhigem Tone: „Sie sehen, Herr Intendant, daß Vorurtheile nicht allein bei uns Fürsten zu Hause sind." Daß er mich mit meinem Titel anredete, statt, wie gewöhnlich, beim Namen, war das einzige Zeichen einer leisen Verstimmung, die sich übrigens weder gegen Uhland noch gegen seine Münchener Freunde wendete. Im Gegentheil, und höchst bezeichnend für des Königs Sinnesart: nicht lange danach fragte er mich, wie ich über die Aufnahme des Schauspiels von Uhland „Ludwig der Bayer" in unser Repertoire denke? Die Aufführung des Stückes schwebte ihm vielleicht vor als eine königliche Duplik auf die Replik des Dichters. Ich rieth ab, überzeugt von der Erfolglosigkeit des Versuches.

Um die Mitte der fünfziger Jahre begann die Wendung einzutreten, welche, im Anfang langsam, dann — genau nach den Gesetzen des Falles, — mit verdoppelter Geschwindigkeit, die Auflösung der Colonie Neu-Münchens herbeiführen sollte. Das erste Opfer war Dönniges, ich das zweite. Natürlich. Wir standen am meisten ausgesetzt, er auf seinem politischen Posten, ich im offenen Feldlager des Theaters, während die Dichter verhältnißmäßig die am wenigsten angefochtenen blieben, und die Gelehrten in ihrem Katheder einen festen Boden unter den Füßen hatten. So namentlich Liebig, den kein Sturm und keine Wühlerei von seiner sicheren Höhe herabzuwerfen vermochte, obwol er seinen Grundsätzen und seinem Streben niemals etwas vergab, Mißbräuchen, wo er sie fand, schonungslos entgegentrat, Reformen durchsetzte in der Universität wie in der Akademie, und bald auch Resultate erzielte, zum Beispiel in der jährlichen Wahl des Rector magnificus, aus welcher eines schönen Tages, zu aller Welt Erstaunen, ein homo novus hervorging, Jolly. Dönniges war in die Dienste des Königs Max gekommen, da dieser noch als Kronprinz in Bamberg residirte. Von ihm stammte die seiner Zeit viel besprochene Denkschrift gegen die Jesuiten in Bayern, welche unter dem Ministerium Abel dem König Ludwig vom Kronprinzen vorgelegt worden war. Nächst Wendland, später bayerischem Gesandten in Paris, galt Dönniges für den vertrautesten Rathgeber seines Herrn. Obwol geborener Preuße, — irr' ich nicht, sogar ein Pommer, — bekannte er sich nicht zu der Lehre von der preußischen Spitze in Deutschland, auch nicht zu dem unitarischen Programm des jungen National-Vereins. Seine Politik gipfelte in der Trias-Idee, die, vielleicht ganz, gewiß zum großen Theil sein Werk, in den Dresdener Conferenzen durch ihn lebhaft vertreten wurde. Auch später, in den Bamberger Conferenzen, versuchte er aus den deutschen Mittelstaaten eine dritte Macht im Bundestage zusammenzusetzen, die, zwischen Oesterreich und Preußen gestellt, in kritischen Fällen den Ausschlag gebend, von großer Bedeutung gewesen sein und namentlich Bayern zu solcher verholfen haben würde. Dies sein Adoptiv-Vaterland liebte Dönniges wirklich und warm; er glaubte an eine hohe Sendung, eine schöne Zukunft Bayerns in und mit Deutschland. „Oesterreich die Zölle und den Handel, — Preußen das Heer und die Vertretung nach Außen, — Bayern

Digitized by

Wissenschaft und Kunst“: so theilte er, wenn wir dann und wann aus Bowlen- und Cigarrendämpfen politische Gesichte lasen, die Rollen aus in dem welthistorischen Drama, dessen Exposition sich eben vorbereitete, während die Peripatie und die Katastrophe, die er als Zuschauer allerdings noch erlebt hat, aber nicht mehr mithandelnd, ganz anders ausgefallen sind, als er es sich gedacht. Was er im Cabinet des Königs schrieb und trieb, war gewiß ebenso oft bayerische Politik wie persönliche Politik des Königs Max, welche beide Dönniges sich nicht getrennt denken konnte. Des ungeachtet aber begab es sich, und das nicht selten, daß diese Politik sich im Widerspruch befand mit derjenigen, welche das Staatsministerium am grünen Sitzungstisch machte und vor den Kammern vertreten mußte. Daher denn die Mißverständnisse, die Hetzereien, die stillen Intriguen, die offenen Kämpfe, und endlich der Zusammensturz einer Stellung, die in ihrer Unverantwortlichkeit freilich wider alle constitutionellen Usancen verstieß, aber doch des Guten viel vermittelte und erschuf. Diese Stellung zu regularisiren, zu corrigiren, dadurch, daß Dönniges aus dem Dienste des Königs in den Staatsdienst, in das Ministerium, gar an dessen Spitze getreten wäre, — daran dachte er selbst niemals, bei allem Ehrgeiz und Wirkungsdrang, die ihm eigen. Es war auch undenkbar.

Da wir im Herbst 1855 aus den Sommerferien nach Hause und wieder zusammen kamen, fehlte Einer in unserem Kreise, der Mittelpunkt: Dönniges. Er war in's Exil gegangen, ... geschickt worden und hatte sich, in einen losen, wol nur der Form zu Liebe erfundenen Zusammenhang mit der bayerischen Gesandtschaft zu Turin gebracht, in Nizza niedergelassen. Dort fand ich ihn noch drei Jahre später, in einem weitläufigen, unheimlichen Hause, dem letzten in der rue de France, am Saume der Stadt, zwischen Meer und Gebirge gelegen. Auf dem flachen Dache des Steinhaufens hatte er sich eine primitive Sternwarte gebaut und betrachtete durch eine alte lederne Hutschachtel, welcher der Boden ausgeschnitten worden, den Vollmond.

Von Nizza war damals Dönniges, nach kurzer Rast, von innerer Unruhe getrieben, nach Sardinien gegangen, das classische Verbannungsland in alter Römerzeit. Aus Sassari schrieb er mir, am 19. Februar 1856, einen langen Brief, der zwar noch nicht ganz mittheilbar ist, aus dem ich aber, als höchst charakteristisch sowol für die Situation wie für die Personen, einige Stellen hier wörtlich einrücke.

„ . . . Allerdings war dieses Jahr, 1855, ein sehr schweres für mich, und ich kann mich noch immer nicht trösten, aus dem Kreise meiner Freunde und aus meinem alten Verhältnisse geschieden zu sein, nach denen ich mich manchmal, trotz aller Freuden der göttlichen Natur und des wundermilden Klimas hier sehr — sehr zurücksehne. Bisweilen will es mir scheinen, als wenn eine einzige mündliche Unterredung mit Sr. Majestät Alles ausgeglichen hätte, indessen ich konnte keine Schritte weiter thun, als ich gethan habe. Ich habe versucht, Sr. Majestät in meiner letzten Eingabe alles Bittere zu nehmen, was die Sache für ihn haben konnte. Sollte meine Entfernung, wie ich aus anderen Freundesbriefen schließe, wirklich als die Entfernung eines Hindernisses angesehen werden,

Digitized by Google

so bleibt Sr. Majestät stets der königliche Ausweg, mich anderweitig angemessen zu beschäftigen und mich dann zurückzurufen, wenn es an der Zeit erscheint."

„Was mich am meisten hier aufrichtet, ist die Gewißheit, daß meine Freunde mich nicht vergessen haben. Ich lebte ja doch nur in den Intentionen, die ich für die des Königs nehmen mußte, in meinen Freunden, in der Natur und in meiner Familie. Anders werde ich nirgends leben, wo ich auch sein werde. Nur den Gedanken mag ich nicht aufgeben, daß ich noch immer Vieles zum Ruhme, zum wahren Ruhme des Königs in Deutschland und selbst in Europa hätte beitragen können. Denn selbst hier in Italien, hier in dieser unbekannten, halb barbarischen Insel habe ich Leute getroffen, die schon etwas von dem aufblühenden Leben in Bayern vernommen hatten. Meine Freunde in Turin können die Sache gar nicht begreifen, um so weniger, da man in Italien, namentlich in Piemont am geringsten Scheu vor der ultramontanen Partei hat. Nirgendwo hat das Concordat Oesterreichs Oesterreich so viel geschadet als in Italien selbst."

. . . . Mit dem einen D war man also fertig geworden. Nun kam die Reihe an das zweite. Das dritte, das harte T, hat sich härter, besser gehalten.

Für mich stand die Gnadensonne des Roi Soleil im Zenith zur Zeit des Gesammtspiels. Licht und Wärme hielten sogar noch ein ganzes Jahr vor, bis zum Herbst des kritischen 1855. Da trat die erste Verfinsterung ein, fiel der frostige Frühreif eines Allerhöchsten Signates, welches der Intendanz, statt der bisher üblichen huldreichen Anerkennung, das Befremden Sr. Majestät aussprach über die ungünstigen Resultate des Verwaltungsjahres 1854 auf 1855. Dasselbe, beginnend am 1. October 1854, wies zum Schlusse, 1. October 1855, zum ersten Male seit meiner Verwaltung, ein Deficit auf, den Passivrest von Gulden 19,985 8¼ Kreuzer Reichswährung. Im Vorjahre konnte durch den Reinertrag des Gesammtgastspiels der Ausfall an den Einnahmen während der Cholera-monate August, September 1854 noch gedeckt und ohne Deficit abgeschlossen werden. Im Jahr 1854/55 aber, welches, eben der Cholera wegen, anfing mit dem Wegfall des, für die Theatercasse sehr fruchtbaren Octoberfestes, darauf in Folge Ablebens der Königin Therese einen vierzehntägigen Theaterschluß brachte und durch die lange Hoftrauer den Theaterbesuch während des ganzen Winters empfindlich beeinträchtigte, kam, was kommen mußte: das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben, nicht ohne Mühe so lang aufrecht erhalten, war gestört, das Deficit da, und mit demselben der Punkt, an welchem der Hebel zu meinem Sturz erfolgreich eingesetzt werden konnte.

König Max hatte, wie die meisten großen Herren, von dem wahren Werth des Geldes keinen rechten Begriff. Ich habe erfahren, daß er dreitausend Gulden Jahresgehalt für einen ersten Schauspieler eine enorme Summe fand, wogegen ihn die Forderungen unterschiedlicher Projectemacher und Phantasie-Architekten für die Restauration des sogenannt alten Residenztheaters, auch wenn sie sich bis zur Höhe einer halben Million verstiegen, nicht im Mindesten erschreckten. Ein Deficit von zwanzigtausend Gulden ihm als etwas Unerhörtes darzustellen, war keine Kunst, obwol in Wahrheit bei einem Jahresbudget von nahezu 230,000 Gulden, — so hoch hatte ich es von übernommenen 200,00 Gulden gebracht, — und in einem, von tausenderlei Zufälligkeiten abhängigen, schwan-

Digitized by

kungsreichen Haushalt, wie er im Theater natürlich ist, der Ausfall von 20,000 Gulden fast ein verschwindender genannt werden kann. Abgesehen davon, daß, wenn irgendwo, gewiß hier der Fall einer höheren Gewalt, so zu sagen: eines Elementar-Schadens, vorlag, und daß durch den bestimmten Befehl, unter allen Umständen das Theater offen zu halten, meine persönliche Verantwortlichkeit gedeckt sein mußte. Alle diese Momente hatte ich in meinem Jahresberichte klar dargelegt, zur Erläuterung der Sache, nicht zu einer Rechtfertigung meiner Person, deren ich nicht zu bedürfen glaubte. Umsonst. Das befremdende „Befremden" kam schwarz auf weiß. Es verdroß mich tief. Ich hatte meine Schuldigkeit gethan, vielleicht mehr als sie; auch in meinem Finanz-Exposé, das nichts vertuschte, bemäntelte, schönfärbte, verschleppte. Der Ausweg lag ja nah genug, und er wurde mir von zweifelhaften Freunden noch näher gelegt: die unbezahlten Rechnungen einstweilen secretiren, auf ein kommendes Jahr übertragen, durch geschickte Ziffern-Gruppirung einen Abschluß erzielen, der nicht einmal als ein geradezu falscher erscheinen konnte. Dieser heimlichen Falle wich ich aus, fiel aber in die offene Grube hinein. Der König, von Natur ohne jede Ader von Geiz, war in seiner Hofhaltung von peinlichem Ordnungssinn, den liebedienerische Sparmeister in seiner Umgebung zu benützen wußten, um sämmtliche Stäbe und Intendanzen mit einer eisernen Elle zu controliren, zu corrigiren, zu terrorisiren. So klang dann jedes allerhöchste Signat, auch das schmeichelhafteste, immer aus in den Refrain: „Aber mehr gebe Ich nicht; unter keiner Bedingung!" Nun war allerdings eine Dotation des Theaters mit jährlichen 78,000 fl., — neben 76,000 fl. für die Hofcapelle, welche unter einer eigenen Intendanz ressortirte, — im Verhältniß zu einer Civilliste von nicht ganz fünf Millionen jährlich, an sich genug, in des Königs Augen sogar viel, und doch in der That und in der Sache zu wenig. Denn diese Dotation, seit dreißig Jahren dieselbe geblieben, hatte sich entwerthet und abgenützt, wie jedes Capital im Geschäft sich abnützt, und reichte, gegenüber den in fortwährendem Steigen begriffenen Ansprüchen, die von allen Seiten an das Theater gemacht wurden, nur unter der Voraussetzung aus, daß auch dessen eigene Hilfsquellen, die Einnahmen sich steigern und auf einer vergleichsweise ungewöhnlichen Höhe erhalten ließen. Trat darin ein Rückgang oder ein Stillstand ein, so war das Deficit da, unvermeidlich, unabwendbar, in Dauer oder gar Wachsthum unabsehbar.

Diesen Zustand dem König und seinen Rathgebern ausführlich, ziffernmäßig, unverhüllt darzulegen, schickte ich im October 1855 meinem Rechenschaftsbericht für 1854/55 eine umfangreiche Denkschrift nach, illustrirt durch die saubersten, sorgfältigsten statistischen Tabellen, worin das Budget des königlich bayerischen Hof- und National-Theaters von Anno 1800 bis — zum Wendepunkt des Krebses, 1855, mit der behaglichen Breite und untrüglichen Sicherheit eines englischen Lord-Schatzmeisters vorgelegt und erläutert wurde. Ich besitze sie noch, diese Denkschrift, die mein Testament geworden ist. Manche liebe (das heißt: nicht liebe) Nacht habe ich daran gearbeitet, meinen braven Vater, damals noch am Leben, segnend, wie ich ihn seither oft im Grabe gesegnet habe. Er zwang mich in meiner grünen Gymnasiastenzeit, seine Kämmereirechnungen der Stadt

Digitized by Google

Rinteln und der Klostervoigtei Möllenseck abzuschreiben, gegen ein Honorar von zwei Hessen-Albus ($1^1/_2$ guten Groschen) per Bogen, die Belege zu ordnen, die Bilance zu ziehen, „immer hübsch Zahl unter Zahl." — „Denn du kannst nicht wissen, Franz," setzte er hinzu, „wozu du es 'mal im Leben brauchst. Der Mensch lernt nichts umsonst; das merke dir." Und wenn ich mich in einem Einnahme- oder Ausgabe-Titel vergriffen, in der Numerirung der Belege geirrt, einen falschen Abschluß gemacht, so wurde das große, mit Linien und Ziffern bedeckte Blatt vor meinen überquellenden Augen ruhig zerrissen, mit den sanften Worten: „Na, nun fang' von vorne wieder an, bis du's triffst" .... Guter, lieber, strenger Vater! Wie tief habe ich dich gehaßt in solchen Augenblicken, wo mein ganzes Herz brannte nach dem Ivanhoe, dessen vorletztes Heft ich, in einer scheußlichen Uebersetzung und noch scheußlicheren Ausgabe auf Löschpapier in kaffeebraunem Umschlag in der Brusttasche meines verwachsenen Alltagsrockes trug, einen heimlichen Schatz, für dessen Genuß ich mir die Minuten stehlen mußte!

Ja, so ... ich besinne mich. Ich stehe ja nicht in den zwanziger Jahren, sondern in den fünfzigern, in der Denkschrift des verhängnißvollen 55. Aber, ohne Ruhm zu melden, vortrefflich war sie, diese Denkschrift. Jahr für Jahr, durch mehr als ein halbes Säculum, hatte ich Einnahmen, Ausgaben, Abschlüsse verzeichnet und namentlich bei denjenigen kritischen Stellen, wo, damals schon, und zwar wiederholt, ein Deficit herausgekommen war, mit dem Zaunpfahl darauf hingewinkt, daß in solchen Fällen bald die Staatscasse, bald die Cabinetscasse Seiner Majestät zu außerordentlichen Zuschüssen sich herbeigelassen. Einmal, nach dem Theaterbrande im Jahre 1823, steuerte sogar der Magistrat der Stadt München volle 80,000 Gulden zur Ausstattung des von ihm erbauten Hauses und zur Beschaffung der Garderobe. Dergleichen Hinweise auf rühmliche Beispiele der Vergangenheit erschienen mir heilsam, wenn nicht gar nöthig. Was aber durchaus nicht nöthig, vielmehr überflüssig, also vom Uebel gewesen, waren die Fingerzeige auf die Zukunft. Die Denkschrift zeigte dieselbe in einer keineswegs rosigen Perspective, demonstrirte durch ungeschickte Probabilitäts-Berechnungen, daß von nun an das Deficit zur Regel, somit entweder eine Erhöhung der Subvention oder ein regelmäßiger Beitrag des Staates, der Stadt, der Prinzen des königlichen Hauses zur Theatercasse gefordert werden müsse, wenn die Hofbühne nicht herunterkommen und zu dem finanziellen Bankerott ihren künstlerischen fügen solle. Dieser Schuß ging über sein Ziel hinaus; abgesehen davon, daß ich, wie schon die nächste Folgezeit nachwies, zu schwarz gesehen, oder zu schwarz gemalt hatte. Vielleicht beides. Der König fühlte sich beunruhigt, faßte Mißtrauen. Nun hatten meine Gegner gewonnenes Spiel.

Die Denkschrift ging ab, und — ohne Antwort ad acta. Das beredte Schweigen verdroß mich noch tiefer, als das ausgesprochene „Befremden". Ich kam, fest und entschieden auftretend, mit dem Ansuchen ein: aus der Cabinetscasse Seiner Majestät das Deficit von 20,000 Gulden zu decken, das nun einmal vorhanden sei, unverschuldeter Weise, wie nachgewiesen worden, und gedeckt werden müsse, um nicht, nach der unwürdigen Gepflogenheit in früheren Fällen, von Jahr zu Jahr sich fortzuschleppen und die ganze Gebahrung der Rechnung

Digitized by Google

zu alteriren. — Nein. — Also wenigstens ein unverzinslicher Vorschuß aus Allerhöchster Cabinetscasse, in der Höhe jenes Betrages, rückzahlbar in fünf Jahren. — Nein. — Mit jeder neuen Note wurde der Ton schärfer; das Echo auch. Endlich, nach fast sechsmonatlichem Hin- und Herzerren, am 15. März 1856, genehmigte Seine Majestät: „daß die Hoftheater-Casse zur Deckung der Zahlungsrückstände des Etatsjahres 1854/55 ein Anlehen von 20,000 Gulden bei der Nürnberger Bank aufnehme, verzinslich mit 3%, in fünf Jahren rückzahlbar."

Das hieß: Theater, hilf dir selbst. Und es hat sich geholfen. Aber dem Intendanten war nicht mehr zu helfen. An des Märzen Idus, mit derselben Feder, welche das Allerhöchste Anlehens-Signat unterzeichnete, wurde der erste Dolchstoß auf den unglücklichen Bühnen-Cäsar geführt. Doch war es ihm, — leider, leider, — nicht beschieden, auf der Stelle zu fallen und, sein Antlitz vor den wohlbekannten, zu spät erkannten Casca's oder Brutussen schmerzlich verhüllend, am Fuße der Bavaria malerisch niederzugleiten. Er sollte stückweise verenden, fast noch ein volles Jahr zwischen Leben und Sterben ein elendes Dasein fristen . . . Allein, die lehrreiche Geschichte dieses traurigen Finales gehört nicht mehr zum „Anfang des Endes"; sie bildet ein eigenes viertes Münchener Bild, einstweilen das letzte meiner Galerie, „das Ende des Anfangs", und wird im nächsten Hefte, so Gott will, die Leser der „Deutschen Rundschau" erbauen. Hier möchte ich nur, wie man auf dem Höhepunkt der Straße, nicht am Abgrunde, die Warnungstafel aufstellt mit der Inschrift: „Radschuh oder Strafe", vorgreifend, mit der Grabschrift schließen, die mir mein lustiger Freund Glaßbrenner seiner Zeit gesetzt:

> Merkt es euch, ihr Geibel, Heyse, die der Wind beLiebig dreht,
> Hofgunst ist ein Dingel-, das auf einem schwachen Boden - steht.

Friedrich II. und Jean-Jacques Rousseau.

Rede zur Feier des Jahrestages Friedrich's II.
in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 30. Januar 1879 gehalten
von
E. du Bois-Reymond[1].

.... He knew
How to make madness beautiful, and cast
O'er erring deeds and thoughts a heavenly hue ..
Childe Harold, C. III. St. 77.

Das Val-de-Travers ist ein hochgelegenes, von steilen Bergen eingeschlossenes Längenthal des Neuchateler Jura, dessen schmale, sumpfige Sohle die Reuse in ihrem kurzen, abenteuerlichen Lauf von der Papiermühle bei St. Sulpice, wo sie als starker Bach entspringt, bis zum grünen Neuenburger See durcheilt. Unter dem wetterbrauenden Felsencircus des Creux-du-Vent, neben einem mittelalterlichen Schloß und einer weit in's Kalkgebirge dringenden Höhle liegt Motiers-Travers, eines der dem Thal entlang verstreuten fleißigen Uhrmacherdörfer. In halber Höhe der linken Thalwand braust auf einer der verwegensten Bahnen der Zug nach Les-Verrières, wo am 1. Februar 1871 die französische Ostarmee auf Schweizer Boden übertrat.

Stiller ging es im Sommer 1762 in Motiers zu, doch weilte auch damals in diesem Thale weltgeschichtliches Unglück in Gestalt eines französischen Flüchtlings. Aus einer der schindelgedeckten rauchigen Hütten konnte man eine seltsame Erscheinung treten sehen. Der braune pelzverbrämte Kaftan, Pelzmütze und Schärpe schienen einen Armenier zu verkünden, den der Uhrenhandel hergelockt hatte, aber die Gedankenspur im beweglichen Antlitz, der kurzsichtige unsichere Blick paßten nicht zum Orientalen. Der Fremde im Kaftan, der hier einem ihm nachstaunenden Kinde ein Schmeichelwort zurief, dort zu einer Orchidee sich bückte, dem jetzt ein Bauer scheu auswich, dann ein städtischer Herr tief grüßend sich neigte, es war, wie er selber am liebsten sich nannte, der Bürger von Genf, Jean-Jacques Rousseau. Auf der Höhe seines Ruhmes, während die

[1] Aus den Monatsberichten der Akademie mitgetheilt vom Verfasser.

Digitized by Google

ganze gebildete Welt sein jüngstes Werk, den „Emile", verschlang, und durch ihn eine der größten socialen Umwälzungen sich vorbereitete, hatte er Frankreich meiden müssen, um der vom Pariser Parlament wider ihn verhängten Haft zu entgehen. Auch auf Berner Gebiet, in Yverdun, duldete man ihn nicht, und so beschloß er bei Adrast, dem König der Daunier, Zuflucht zu suchen. Unter dieser gehässigen Charaktermaske aus Fénélon's „Télémaque" hatte Rousseau im „Emile" den König von Preußen eingeführt,[1] unter Friedrich's Bildniß in seinem Gartenhause zu Montmorency aber schrieb er:

Il pense en philosophe et se conduit en roi.
La gloire, l'intérêt, voilà son dieu, sa loi.[2]

Rousseau zweifelte nicht — beiläufig eine ganz grundlose Beschuldigung[3] — daß d'Alembert ihm den Freundschaftsdienst erwiesen habe, dem Könige dies Epigramm zu hinterbringen; doch zweifelte er auch nicht an Friedrich's Großmuth. „Wenn Jean-Jacques sich neben Coriolan erhebt, könnte da Friedrich unter dem Feldherrn der Volsker bleiben?" fragt er, mehr pomphaft als zutreffend, in den „Confessions".[4]

Gouverneur von Neuchâtel war damals Friedrich's vertrauter Freund, der greise Lord Erbmarschall oder Marischal von Schottland, George Keith, dessen Bruder, der preußische Feldmarschall Jakob Keith, vier Jahre vorher bei Hochkirch fiel. Rousseau zeigte seine am 10. Juli erfolgte Ankunft in Motiers dem Gouverneur an, und bat um seinen und des Königs Schutz. Der Lord nahm Rousseau mit der ruhigen Milde eines vielerfahrenen Weltmannes auf. Als der Sonderling aus einer seiner unbegreiflichen Grillen die ihm wol von Venedig her bekannte armenische Tracht anlegte[5] und sich zuerst darin ihm vorstellte, rief ihm der Lord den türkischen Gruß „Salamaleki" aus dem „Bourgeois Gentilhomme" zu, und Alles war gut. Mit der gewohnten Maßlosigkeit seiner ersten Bewegungen hing sich Rousseau an den Gouverneur. Alle vierzehn Tage ging er auf einen Tag zu ihm nach Colombier, und eine verfallene Hütte auf dem Wege dahin, in der Schlucht zwischen Tourne und Montagne-de-Boudry, nennt das Volk noch heute Refuge de Jean-Jacques Rousseau. Der fünfzigjährige Philosoph bestand darauf, zu dem siebzigjährigen Jacobiten in eine Art von kindlichem Verhältniß zu treten, und der Lord war, wie es scheint, so gutmüthig, auf diese Spielerei einzugehen, ja so ernst nahm er es mit der ihm zugemutheten Rolle eines Adoptivvaters, daß er durch Codicill Rousseau eine Leibrente aussetzte.[6] Ergötzlich liest sich in den „Confessions" die Schilderung der glühenden Freundschaft zwischen Rousseau und dem Gouverneur, wenn man dabei aus Friedrich's Antworten auf des Lords Berichte ersieht, wie kühl und sachgemäß, bei allem Wohlwollen, diese gehalten waren.

Denn freilich war der Fall zu eigener Art, der fliehende Mann, der die Hörner des Altares gefaßt hielt, zu bedeutend, um nicht dem Könige gemeldet zu werden. Rousseau selber schrieb Friedrich: „Sire, ich habe viel Uebles von Ihnen geredet, ich werde es vielleicht noch ferner thun. Dennoch, aus Frankreich, Genf, dem Canton Bern verjagt, suche ich Zuflucht in Ihren Staaten. Vielleicht war es ein Fehler, daß ich nicht damit anfing; dies Lob ist eines derjenigen, deren Sie würdig sind. Sire, ich habe von Ihnen keinerlei Gnade ver-

Digitized by Google

dient, und verlange keine, allein ich glaubte Eurer Majestät erklären zu sollen, daß ich in Ihrer Macht sei, und darin sein wollte; Eure Majestät kann über mich verfügen wie es Ihnen beliebt."[7]

Friedrich hatte in jenen Tagen wahrlich an Anderes zu denken, als an Rousseau's Sticheleien im „Emile", den er übrigens erst später las.[8] Der Sommer 1762 war der letzte des siebenjährigen Krieges. Gerade jetzt, im Juli des Jahres, ging die entscheidende, für Friedrich so erschütternde Handlung vor sich, welche den Hubertsburger Frieden vorbereitete. Elisabeth von Rußland war gestorben; Peter's III. begeisterte Freundschaft hatte Friedrich kurze Zeit an eine wahrhaft zauberische Wandlung seines Geschickes glauben lassen; da plötzlich stürzt ihn Katharina's Gewaltthat wieder von der Höhe seiner Hoffnungen. Der Macht seiner Persönlichkeit gelingt es, den russischen Befehlshaber, der einige Wochen sein Verbündeter gewesen war, so lange, wenn auch nur als unthätigen Zuschauer, bei sich festzuhalten, bis am 21. Juli seine Grenadiere die von Daun besetzten Höhen bei Schweidnitz gestürmt haben. Acht Tage später, am 29. Juli, beantwortet Friedrich aus Dittmannsdorf des Lord Marischals Brief über Rousseau.

„Geben wir, mein theurer Lord, Zuflucht dem Unglücklichen. Dieser Rousseau ist ein eigener Geselle, ein Cyniker, der Nichts besitzt als den Zwerchsack. Man muß ihn so lange wie möglich verhindern zu schriftstellern, weil er bedenkliche Gegenstände behandelt, welche in Euren Neuchateler Köpfen zu lebhafte Empfindungen erregen, und das Geschrei aller Eurer streitsüchtigen und fanatischen Priester hervorrufen könnten."[9] Und am 1. September schreibt Friedrich aus Peterswaldau an den Lord: „Ihr Brief über Rousseau aus Genf, mein theurer Lord, hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich sehe, daß wir Einer Meinung sind; man muß dem Unglücklichen zu Hilfe kommen, der nur darin fehlt, daß er sonderbare Meinungen hat, von deren Richtigkeit er aber überzeugt ist. Ich werde Ihnen Einhundert Thaler zahlen lassen, von denen Sie die Güte haben werden, ihm geben zu lassen, was er braucht. Ich glaube, daß er Naturallieferungen eher als Geld annehmen wird. Hätten wir nicht Krieg und wären wir nicht ruinirt, ich ließe ihm eine Einsiedelei in einem Garten bauen, wo er leben könnte, wie er sich vorstellt, daß unsere ersten Väter lebten. Ich gestehe, daß meine Ideen von den seinigen so verschieden sind, wie das Endliche vom Unendlichen; er würde mich nie überreden, Gras zu weiden und auf allen Vieren zu gehen. Es ist wahr, daß all der asiatische Luxus, die Tafelfreuden, das Wohlleben, die Verweichlichung für unsere Erhaltung nicht wesentlich sind, und daß wir einfacher und enthaltsamer leben könnten; warum aber den Genüssen entsagen, wenn man sich ihrer erfreuen kann? Die wahre Philosophie, meine ich, besteht darin, den Mißbrauch zu verdammen, ohne den Gebrauch zu untersagen; man muß Alles entbehren können, aber auf Nichts verzichten. Ich gestehe Ihnen, daß viele neuere Philosophen mir durch ihre Paradoxa mißfallen. Sie wollen neue Wahrheiten sagen, und bringen Irrthümer vor, die dem gesunden Menschenverstande zuwider sind. Ich halte mich an Locke, meinen Freund Lucrez, meinen guten Kaiser Marc-Aurel; diese Leute haben uns Alles gesagt, was wir wissen können, und Alles, was uns mäßig, gut und weise

machen kann. Danach ist es lächerlich, daß man uns predigen kommt, daß wir Alle gleich sind, und daß wir daher leben müssen wie die Wilden, ohne Gesetze, ohne Gesellschaft und ohne Polizei, daß die schönen Künste den Sitten geschadet haben, und andere ebenso wenig haltbare Paradoxa."[10]

Der Lord Marischal kam Friedrich's Befehl nach, indem er Rousseau in möglichst schonender Form Korn, Wein, Holz und Kohlen anbot,[11] auch sagte er ihm, wie Rousseau in den „Confessions" erzählt, daß der König ihm an einem Orte seiner Wahl ein Häuschen nach seinem Geschmack bauen wolle. Letztere Angabe Rousseau's beruht wol auf einem Gedächtnißfehler, oder auf Mißverständniß der Stelle in Friedrich's Brief, wo der König sagt, daß er Rousseau gern eine Einsiedelei bauen würde. Daß Rousseau die ihm vom Könige bestimmte Geldunterstützung auf nur zwölf Louisd'or beziffert, erklärt sich vielleicht aus der damaligen Münzverschlechterung in Preußen. Auf alle Fälle nahm Rousseau weder Geld noch Naturallieferungen an, sondern schrieb am 30. October 1762 an Friedrich folgenden unglaublichen Brief:

„Sire, Sie sind mein Beschützer und Wohlthäter, und mein Herz ist für Dankbarkeit geschaffen; ich komme Ihnen, wenn ich es vermag, meine Schuld bezahlen. Sie wollen mir Brod geben? Ist denn aber unter Ihren Unterthanen keiner, dem es fehlt? Entfernen Sie aus meinen Augen jenes Schwert, das mich blendet und verletzt; es hat nur zu sehr seine Schuldigkeit gethan, und der friedliche Herrscherstab ist verlassen. Die Bahn ist groß für Könige Ihres Schlages, und noch sind Sie weit vom Ziel: aber die Zeit drängt, und wenn Sie es erreichen wollen, haben Sie keinen Augenblick zu verlieren. Könnte ich Friedrich den Gerechten und Gefürchteten seine Staaten mit einem zahlreichen Volke bedecken sehen, dessen Vater er wäre! Dann ginge Jean-Jacques Rousseau, der Feind der Könige, auf den Stufen Ihres Thrones sterben."[12]

„Ich habe," antwortet Friedrich dem Lord am 26. November aus Meißen, „Ihren Brief und den des philosophischen Wilden erhalten. Man muß gestehen, daß man die Uneigennützigkeit nicht weiter treiben kann als er; das ist ein großer Schritt zur Tugend, wenn nicht die Tugend selber. Er will, daß ich Frieden mache; der gute Mann weiß nicht, wie schwer es ist, dazu zu gelangen, und wenn er die Politiker kennte, mit denen ich zu thun habe, würde er finden, daß mit ihnen noch viel schwerer auszukommen ist, als mit den Philosophen, mit welchen er sich überworfen hat."[13]

In den „Confessions" stellt Rousseau die Sache so dar, als habe er jenen Brief dem König erst nach dem Hubertsburger Frieden geschrieben. Er feierte diesen Frieden in Motiers durch eine, wie er sagt, sehr geschmackvolle Erleuchtung seines Hauses, die er, zur stolzen Sühne für den seiner Meinung nach ihm angethanen Schimpf, sich fast soviel kosten ließ, wie das ihm vom Könige zugedachte Almosen betrug. „Da ich sah, daß er nicht entwaffnete," fährt Rousseau fort, „fürchtete ich, er werde seinen Vortheil schlecht verstehen und nur halb ein großer Mann sein. Ich wagte, ihm hierüber zu schreiben, und indem ich den vertraulichen Ton anschlug, der Männern seines Schlages gefällt, die heilige Stimme der Wahrheit zu ihm gelangen zu lassen, die so wenig Könige zu hören im Stande sind."[14] Das Datum von Rousseau's Brief beweist aber, daß seine

Digitized by Google

Erzählung falsch ist, und daß er Friedrich zum Niederzulegen der Waffen aufforderte am Tage nach der Schlacht bei Freiberg, in welcher Prinz Heinrich Oesterreicher und Reichsvölker besiegte, also während die Feindseligkeiten noch in vollem Gange waren. Damit stimmt des Königs Antwort an den Lord Marischal. Uebrigens zeigen gleichzeitige Briefe Rousseau's an dritte Personen, daß er Friedrich's Benehmen gegen ihn zu würdigen wußte, und einsah, wie er ihm früher Unrecht gethan.[15]

Rousseau blieb nicht lange ruhig in Motiers. Im April 1763 verließ der Lord Marischal das Land. Zuvor schickte er zwar Rousseau ein Naturalisationspatent, und die Gemeinde Couvet im Val-de-Travers schenkte ihm sogenannte Lettres de Communier, so daß der Flüchtling, in aller Form Unterthan des Königs geworden, vor weiteren Verfolgungen hätte sicher sein sollen. Er gerieth aber in wachsende Schwierigkeiten mit Genf und, obschon er sich zu äußeren Zeichen kirchlicher Gesinnung herbeiließ, mit der unduldsamen Neuenburger Geistlichkeit, und die berühmten „Lettres de la Montagne", die Antwort auf die im Genfer Sinne verfaßten „Lettres de la Campagne", brachten die Lauine aller der kleinlichen gegen ihn verschworenen Kräfte in's Rollen. Der Aufenthalt in Motiers endete damit, daß nächtlicher Weile ein Hagel von Steinen gegen die Fenster seiner Wohnung geschleudert wurde, von denen einer, nachdem er das Küchenfenster zerschlagen hatte, die Thür seines Schlafzimmers sprengte und bis an sein Bett flog. Doch glaubt man allgemein, daß dieser Angriff das Werk der unwürdigen Thérèse Le Vasseur war, welche sich in Motiers langweilte, und dies Mittel ersann, auf Rousseau's leicht erregte Phantasie zu wirken. In Motiers wurde mir als Knabe erzählt, daß der angeblich bis an Rousseau's Bett gedrungene Stein nicht durch das Loch in der Scheibe ging, welches er gemacht haben sollte.[16]

Wie dem auch sei, der Aufenthalt in Motiers war Rousseau verleidet. Er schwankte zwischen England, wo ihm mehrere Zufluchtstätten offen standen, Corsika, dessen Wortführer Matteo Buttafuoco ihn um den Entwurf einer Verfassung für die nach Vertreibung der Genuesen dort zu gründende Republik ersucht hatte, und Potsdam, wohin er durch den Lord Marischal in Friedrich's Auftrage geladen war, mit der Absicht, ihn in dem von Réfugiés bewohnten Dorfe Französisch-Buchholz bei Berlin unterzubringen.[17] Schließlich zog er die St. Peters-Insel im Bieler See vor, wurde aber auch von dort durch die Berner Herren vertrieben und wollte nun wirklich nach Berlin. Bis hieher reicht der zweite Theil der „Confessions"; Rousseau verspricht im dritten Theile, der nicht erschien, zu erzählen, wie er im Herbste 1765 in der Absicht, nach Berlin zu reisen, sich nach Straßburg begab, hier aber sich bestimmen ließ, nach England zu gehen, wohin David Hume ihn zog. Das nächste Jahr verlebte er im Landhause eines Mr. Davenport in Wootton bei Ashbourne in Derbyshire, bis er, gepeitscht von den Furien seines Verfolgungswahnes, auch mit seinen englischen Freunden brach. Aus Wootton schrieb er am 30. März 1766 an Friedrich den letzten, in seiner Geschraubtheit kaum verständlichen Brief:

„Sire, ich schulde dem Unglück, das mich verfolgt, zwei Güter, die mich darüber trösten: des Lord Marischals Wohlwollen und Eurer Majestät Schutz.

Digitized by Google

Genöthigt fern von dem Staate zu leben, wo ich unter Ihren Völkern eingeschrieben bin" (Rousseau spielt an auf seine Naturalisation im Fürstenthume Neuenburg), „bewahre ich die Liebe zu den dort von mir übernommenen Pflichten. Gestatten Sie, Sire, daß Ihre Wohlthaten mir mit meiner Dankbarkeit folgen, und daß ich stets die Ehre habe Ihr Schützling zu sein, wie ich stets Ihr getreuester Unterthan sein werde."[18]

Damit endeten Friedrich's und Rousseau's persönliche Beziehungen. Friedrich hat nie an Rousseau geschrieben. Der von Horace Walpole verbreitete Brief des Königs an Rousseau war eine boshafte Fälschung.[19] Dagegen kanzelte der König die Neuenburger Geistlichkeit in einem eigenhändigen Schreiben weidlich ab wegen der gegen Rousseau bewiesenen Unduldsamkeit.[20]

Friedrich zeigt sich im Verkehre mit Rousseau, wie wir ihn sonst im Privatleben kennen, gerade, tactvoll, wohlwollend, großmüthig; Rousseau dem Könige gegenüber wie bei jeder Gelegenheit als großes, verzogenes Kind: tactlos, empfindlich, anmaßend. Es schien mir nicht unangemessen, heut an diese Episode im Leben des großen Königs zu erinnern, weil im vorigen Jahre seit Rousseau's Tod ein Jahrhundert verfloß, und bei diesem Anlaß seine merkwürdige Gestalt wieder vielfach die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat. Wollte man einwenden, daß, noch weniger als Voltaire und La Mettrie, Jean-Jacques Rousseau zur Besprechung in einer Akademie der Wissenschaften sich eigne, so hätte ich einen starken Gegengrund bereit. In der dieser Sitzung entsprechenden Sitzung der Akademie am 27. Januar 1772, welcher Friedrich's Schwester, die Königin-Wittwe Ulrike von Schweden, beiwohnte, ließ der König selber an diesem Tisch eine von ihm verfaßte Widerlegung der Rousseauschen Lehre von der durch Kunst und Wissenschaft bewirkten Sittenverderbniß verlesen.[21]

Auch sonst hat sich Friedrich wiederholt über Rousseau's Lehren ausgesprochen, und stets als deren unverhohlener Gegner. Rousseau's Tod wird in Friedrich's gerade im Jahre 1778 sehr lebhaftem Briefwechsel mit d'Alembert nicht erwähnt, während er sich eine ausführliche Erzählung von Voltaire's Ende schreiben läßt. Es kann kein Zweifel sein: Friedrich hielt wenig von Rousseau; er empfand mit ihm nicht mehr Sympathie als mit jedem wegen seines Unglaubens Verfolgten, und ahnte nicht die unermeßliche, Rousseau's Schriften vorbehaltene Wirkung. Man könnte in dieser Stellung Friedrich's zu Rousseau den Einfluß Voltaire's vermuthen, welcher sich früh mit Rousseau verfeindete; richtiger wird es sein, Friedrich's und Voltaire's Abneigung, soweit nicht bei Voltaire persönliche Gründe im Spiele waren, auf denselben Quell, einen tiefen Gegensatz der Naturen und Richtungen, zurückzuführen.

Es ist anziehend, sich auszumalen, wie Friedrich und Rousseau wol mit einander fertig geworden wären, hätte Rousseau, wie er behauptet, daß seine Absicht war, nach Potsdam zu Friedrich sich begeben, statt nach England zu David Hume. Einen Berührungspunkt hätten sie gehabt: die Musik.

Rousseau hat in der Geschichte der Musik keine tiefe Spur hinterlassen, doch war er melodisch begabt, und wie unsicher seine selbsterworbene Kenntniß der Compositionslehre auch sein mochte, das in Motiers verfaßte „Dictionnaire de Musique" zeugt von strengeren theoretischen Bestrebungen, als man bei seinem

Digitized by Google

sonstigen Wesen erwarten würde. Er rühmt sich ja auch als Gesandschafts-Secretär in Venedig guter Chiffreur gewesen zu sein.[22] Unter den durch die Natur in ihm gehäuften Widersprüchen scheint sich also auch der befunden zu haben, daß er, der sonst die Zerstreutheit selber war, auch die Anwendung von Algebra auf Geometrie nie begriff,[23] doch vermochte, seine Aufmerksamkeit auf abstracte Combinationen, wie die von Noten und Zahlen, dauernd zu richten. Rousseau hatte in Venedig die Vorzüge der italienischen vor der damaligen französischen Musik eingesehen, und als der Streit zwischen den Anhängern beider Schulen in Paris ausbrach, nahm er in der „Lettre sur la Musique française" nachdrücklich Partei für die Buffoni. Als Opern-Componist hat er ein neuerlich wieder erstrebtes Ideal erreicht, Text- und Tondichter in Einer Person zu sein. Ueber seine Werke sind dann freilich die Wogen der Gluck'schen Musik zusammengeschlagen, deren überlegene Herrlichkeit er selber noch erlebte und anerkennend genoß.[24]

Rousseau's Ansichten über das Wesen der Musik wurzeln im Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts, zu dessen Ausbildung er selber so viel beitrug. Wie Diderot sucht er das Wesen der Melodie darin, daß sie die Sprache der Leidenschaft nachahme, was höchstens das Recitativ thut.[25] Die tiefere physiologische Einsicht und entsagungbereite Naturbetrachtung unserer Zeit gehörte dazu, um einzugestehen, daß wir von der Wirkung der Melodie auf unsere Seele so wenig wissen und wissen werden, wie von der eines uns verbrennenden glühenden Eisens.[26] Zu rühmen wäre das Gewicht, welches Rousseau auf den Rhythmus als auf das eine der beiden Elemente der Melodie legt, wenn er nur nicht im Rhythmus wieder die ungleich accentuirte, bald gedehnte, bald hervorgestoßene Sprache der Leidenschaft suchte. Mit diesen Meinungen hing sein Urtheil über die französische Musik zusammen, insofern nach ihm Accent und Rhythmus der französischen Sprache fehlen. Sonderbar ist Rousseau's Vorschrift, daß nie zwei Melodien zugleich erklingen sollen, während wir gerade den Gipfel musikalischer Erfindung darin erkennen, daß die Begleitung wieder eine Melodie für sich wird. Don Juan's Ständchen hätte Rousseau grundsätzlich für schlechte Musik erklären müssen.[27]

Rationalistisch war auch der Versuch einer Reform der Notenschrift, mit welchem Rousseau früh vor die Académie des Sciences trat. Rousseau wollte unter anderem die Höhe der Töne durch auf derselben Zeile stehende Zahlen ausdrücken. Rameau setzte diesem Vorhaben die Bemerkung entgegen, daß der neuen Schreibweise die Anschaulichkeit fehle, welche das dem Auf und Ab der Töne in der Tonleiter entsprechende Auf und Ab der Noten auf den Notenlinien unmittelbar der alten Schreibweise verleiht;[28] derselbe Vorzug, wie wir sagen würden, den Darstellung der beobachteten Werthe einer Function durch eine Curve vor deren Darstellung durch eine Zahlentabelle besitzt. Doch hat mit Unrecht dieser Punkt in Rousseau's Vorschlage fast ausschließlich die Aufmerksamkeit erregt. Wichtiger ist, daß Rousseau die Tonhöhe nicht absolut, sondern im Verhältniß zur jedesmaligen Tonica angibt. Wie der englische Biograph Rousseau's, Mr. Morley, bemerkt, stimmt in beiden Punkten seine Schreibweise überein mit der neuen Tonic Sol Fa Notation der Engländer, nur daß diese statt Zahlen

die etwas veränderten Guidonischen Silben verwendet. Da die Solfeggisten im volksthümlichen Singunterrichte Großes leisten, dürfte für Vocalmusik Rousseau's Vorschlag im Wesentlichen ein ganz guter gewesen sein.[29]

Hrn. Helmholtz' Lehre von den Tonempfindungen hat gezeigt, warum Friedrich's Lieblingsinstrument, die Flöte, seitdem mit Recht an Gunst verlor.[30] Friedrich's Leidenschaft dafür war so stark, daß ein Mitglied seiner Capelle meinte, der König liebe gar nicht die Musik, sondern nur die Flöte, und auch nur seine eigene.[31] Ich stelle mir gern vor, wie Friedrich und Rousseau in dem von Hrn. Adolph Menzel mit seinen weltgeschichtlichen Figuren wiederbelebten Concertsaale von Sanssouci miteinander musicirt haben würden. Aber hätte wol Friedrich ein Ohr gehabt für Rousseau's etwas süßliche Weise aus drei Tönen: „Que le jour me dure“? Jean-Jacques für den etwas wilden tyrtäischen Schwung in Friedrich's Hohenfriedberger Marsch, bei dessen Klängen ein Jahrhundert später die Düppeler Schanzen erstürmt wurden?

Schwerlich; bald jedoch hätten zwischen ihnen ernstere Meinungsverschiedenheiten sich geltend gemacht. Bei Erwägung ihres Verhältnisses lasse ich außer Acht Rousseau's Persönlichkeit, welche er noch nicht selber durch seine „Confessions“ in den Koth gezerrt hatte. Während in „Wahrheit und Dichtung“ Goethe anmuthig und bescheiden seine Jugend so zu verklären gewußt hat, daß die Wirkung seiner Werke dadurch sehr erhöht wurde, hat Rousseau eine fast ebenso große Kunst der Darstellung daran gewendet, sich unerträglich erscheinen zu lassen, und die Bewunderung, die wir mehreren seiner Werke nicht versagen können, zu einer widerwilligen zu machen. In unbegreiflicher Verkennung aller Gesetze der Schönheit und Sittlichkeit hat er die schmachvollen Verirrungen seiner Jugend, die widrigen Schwächen seiner reiferen Jahre mit Behagen geschildert. Kein Zauber der Sprache kann dies Gefallen am Schmutz, dies Aufdecken garstiger Geschwüre am eigenen Leibe beschönigen, und auch der in der Literatur des vorigen Jahrhunderts abgehärtete Leser fühlt sich angeekelt. Durch die immer wiederkehrende Beschreibung seiner lächerlichen Unbeholfenheit, albernen Blödigkeit, gemeinen Lüsternheit, unverschämten Dummdreistigkeit, kindischen Leichtgläubigkeit guckt überall, wie durch die Löcher im Mantel des Antisthenes, seine Eitelkeit hervor. Die oft seine wichtigsten Entschlüsse beherrschende bösartige Eigenwilligkeit und seine Alles um ihn her verdächtigende Menschenfeindlichkeit vervollständigen das widerwärtige Bild, welches er selber von sich entworfen hat: um so muthwilliger, als man nicht sagen kann, daß gerade hieraus besondere Klarheit über die innere Geschichte seiner Werke sich ergösse, oder daß jene unangenehmen Erinnerungen und Eigenschaften mit den Schönheiten und Wahrheiten in seinen Schriften nothwendig verknüpft seien.

Vor dem Erscheinen der „Confessions“ ruhte über dem Allen heilsames Dunkel. Daß Rousseau nach einer unregelmäßigen Jugend und unvollständigen Erziehung in wilder Ehe lebe mit einer halbblödsinnigen Person, deren fünf Kinder er ohne Erkennungszeichen in's Findelhaus gesteckt habe; daß er es nie zu einem anständigen bürgerlichen Dasein brachte, die Religion zweimal wechselte, und aus falschem Stolze mit Notenabschreiben sein Leben friste, obschon er schließlich, weit mehr als die von ihm unfreier Gesinnung bezichtigten Ency-

Digitized by Google

klopädisten, in die Botmäßigkeit vornehmer Herren und vorzüglich Damen gerieth: dies und vieles Andere Gehässige und Verächtliche war freilich längst über ihn in der Welt verbreitet. Allein die Ansprüche an einen geregelten Lebenswandel, die Forderung dessen, was heut als erste Grundlage einer geachteten Persönlichkeit erscheint, waren damals weniger strenge, und Friedrich hatte sich schon einigermaßen gewöhnt, bei französischen Schriftstellern über solche Kleinigkeiten fortzusehen.

In ihren Meinungen über die letzten Gründe der Dinge würden Friedrich und Rousseau sich wol verständigt haben. Die berühmte Profession de foi du Vicaire Savoyard, die vielleicht Goethe zu den „Bekenntnissen einer schönen Seele" die Idee gab, angesichts des Alpenkranzes und der lombardischen Ebene vorgetragen, erscheint uns heut als harmlose Darlegung eines auf Teleologie gegründeten Deismus, der den bestehenden Religionen schon recht weit gehende Zugeständnisse macht. Zu solchem Deismus bekannte sich im Wesentlichen auch Voltaire; Friedrich trat ihm mindestens nicht feindlich entgegen, wenn er auch die Erörterung mancher haiklen Frage vermied, über welche Rousseau ungezwungen abspricht. Das Glaubensbekenntniß beginnt ab ovo mit der Unterscheidung des Ich und Nicht-Ich, und läßt sich anfangs leidlich tief und folgerichtig an. Der Vicaire weiß — eine damals weit verbreitete Einsicht — daß geistige Vorgänge aus keiner Bewegung und Anordnung der Materie je begriffen werden können.[32] Bald aber zeigt sich die Unzulänglichkeit des Rousseau'schen Philosophirens. Unter eigenmächtiger Hintansetzung der Bedenken Anderer wird das subjective Meinen als maßgebend hingestellt, gefühlvolle Schwärmerei tritt an Stelle von Induction und Deduction, und Declamation soll die sinnfällige Blöße der Ableitung verdecken. Wie unsicher im Besitze der Gemüther der Menschen muß die damalige Geistlichkeit, katholische wie protestantische, sich gefühlt haben, daß sie für nöthig hielt, wegen dieses Glaubensbekenntnisses den „Emile" durch Henkershand verbrennen zu lassen.

„Wollt Ihr nicht im Park, in den Gewächshäusern ein wenig botanisiren gehen? Ich höre, Ihr seid ein Verehrer des großen Kräuterkenners da drüben bei meiner Schwester von Schweden, des Monsieur Linné" — könnte eines Morgens auf der Terrasse von Sanssouci Friedrich zu seinem trüben Gaste gesagt haben. Ach! Rousseau haßte die Gartenkunst seiner Zeit mit ihren Buchsbaumpyramiden und marmornen Najaden. Sein Umgang mit den Pflanzen war eigentlich nur eine Art, der Menschen zu vergessen, und in freier Einsamkeit, in Begleitung seines zärtlich geliebten Hundes,[33] spielend sich zu beschäftigen. Rousseau's Neigung für Botanik verleugnete nie ihren subjectiven Ursprung aus Madame de Warens' Freude am Wintergrün; wie verschieden von Goethe's strengem Forschen nach der Urpflanze![34]

Nun aber denke man sich, daß Friedrich und Rousseau, der Feind der Könige, auf Politik und Staatswissenschaft zu sprechen kommen. Um die Unhaltbarkeit der Rousseau'schen Lehren aufzudecken, bedurfte es keines Friedrich's. Doch waren Wenige so wie Friedrich in der Lage, diese Lehren allgemein zu verdammen, und zugleich persönlich sich von ihnen herausgefordert und abgestoßen zu fühlen. Der Regent und Held, der das Regieren und Kriegführen nicht blos aus Büchern

Digitized by

kannte, hatte dem theoretischen Staatskünstler gegenüber etwas von der Empfindung, welche heute praktische Staatsmänner gegenüber Parlementariern und Journalisten haben. Mit dem Instinct des geborenen Herrschers verband Friedrich den geübten Blick des in Regierungsgeschäften gereiften Monarchen. Er übersah die Menschen und die Triebfedern ihres Thuns, ihre tausendfache Eigenart wie ihre gemeinsamen Züge, die Leidenschaften der Einzelnen wie die Trägheit der Massen, und rechnete mit ihnen in weltgeschichtlichen Augenblicken wie mit gegebenen Größen. Die Wechselfälle der Fürstenhäuser und Reiche, die Wandlungen der Völker und Verfassungen standen ihm vor Augen wie ein lebendiges Gemälde. Die zahllosen einander bekämpfenden Rechtsansprüche und Gewohnheiten der Vergangenheit, Bedürfnisse und Strebungen der Gegenwart, die Verschiedenheiten der Lage, des Himmelsstriches, des Naturreichthums der Länder schwebten ihm vor wie ebensoviel Wirklichkeiten, welche seine eigenen Staatshandlungen bestimmten. Wie mußte ihm des voreiligen Schwärmers Utopien erscheinen, ein schematisches Land ohne Grenzen und Nachbaren, ohne bestimmte Bedingungen des Lebens und Verkehrs; mit seinen zehntausend wesenlosen, aber tugendhaften Drahtpuppen, die bei aller naturwüchsigen Unschuld und Vollkommenheit doch gerathen finden, einen Socialvertrag einzugehen! Wie die Lehre von der Volkssouveränetät ihm, dem höchsten Vertreter des patriarchalischen Königthumes, der mit dem ernstesten Pflichtgefühle, von Jugend auf, im Kriege wie im Frieden, sein ganzes Dasein für des Vaterlandes Wohl eingesetzt hatte! In welchem Licht endlich ihm, dem Erneuerer dieser Akademie, der ein Doppelleben als Fürst und Feldherr, und als Dichter und Denker führte, des gefährlichen Rhetors wahnwitzige Doctrin, daß Kunst und Wissenschaft das Unglück der Menschheit seien, die, um alle Uebel loszuwerden, wenn möglich nur zu jenen Urzuständen, dem goldenen Zeitalter der Unwissenheit und Einfalt, zurückzukehren brauchte! Friedrich hatte Berlin eine Oper geschenkt: Rousseau's Brief an d'Alembert über die Verderblichkeit des Schauspiels führte zu seinem Bruch mit Voltaire. Friedrich bemühte sich durch Gründung der Porzellanmanufactur und Förderung der Seidenzucht das Kunstgewerbe zu heben; Rousseau predigte eine an Cynismus grenzende Verachtung der Civilisation.

Der Fehler in Rousseau's Denkweise, welcher bei allem Scharfsinn, Fleiß und gutem Willen — denn trotz Grimm's Verdächtigung[35] wollen wir letzteren nicht bezweifeln — ihn in seinen Speculationen irreleitete, war der Radicalismus; so nennen wir den Rationalismus in der Politik, Verwaltung, dem Unterrichtswesen und ähnlichen praktischen Gebieten. Hier äußert er sich als Neigung, bei dem Urtheil über verwickelte menschliche Verhältnisse ideale Voraussetzungen zu machen und abstracte Schemata anzuwenden, anstatt die wirklichen, theils natürlichen, theils geschichtlichen Bedingungen, die menschliche Natur mit ihren Leidenschaften, Eigenheiten, Gewohnheiten und Schwächen in Rechnung zu ziehen, und den versteckten psychologischen Triebfedern der menschlichen Handlungen nachzugehen.[36]

Zum Theil entsprang dieser Fehler bei Rousseau aus seinem unregelmäßigen, autodidaktischen Bildungsgange. Seinem ungeduldig vordringenden Geiste fehlte systematische Schulung und das nöthige positive Wissen. In den Naturwissen-

Digitized by Google

schaften, besonders den theoretischen, schadet bei ausreichendem Talente solcher Zustand manchmal nicht. Ja, er kann, wie wir an amerikanischen Erfindern sehen, dadurch nützen, daß er Kühnheit der Gedanken und Frische des Blickes begünstigt. Aber in den Geisteswissenschaften, welche geschichtliche Kenntniß voraussetzen, ist mangelhafte Bildung um so bedenklicher. Die Beispiele und Erläuterungen Rousseau's in seinen politischen Schriften bewegen sich innerhalb eines sehr engen Kreises. Er kommt kaum hinaus über Sparta und die römische Republik, welche seine Phantasie ganz erfüllen; allenfalls werden auch noch Genf, Venedig, Tlaskala, das fabelhafte Kreta unter König Minos und die jüdische Theokratie herangezogen. Von der englischen Verfassung scheint er wenig,[37] von der norwegischen Nichts gewußt zu haben. Im Vorübergehen sei bemerkt, daß zwar Friedrich's Schwert ihn „blendet und verletzt“, daß er aber den Glanz der Trophäen der Römerhelden gut verträgt, die doch sicher nur auf Krieg und Eroberung sannen; wahrscheinlich weil sie tugendhaft waren. Ich habe schon bei früherer Gelegenheit hervorgehoben, wie durch diese Leidenschaft Rousseau's für Römergröße, welche ihn in der Jugend beim Anblick des Pont-du-Gard ergriff, die Physiognomie der französischen Revolution wesentlich beeinflußt wurde.[38] Rousseau hatte sodann eine gewisse Belesenheit in Reisewerken und in Schilderungen fremder Länder; aber Ethnographie, Anthropologie waren erst im Entstehen, von Sitten und Staatenbildung außereuropäischer Völker, von den Racen und Anfängen des Menschengeschlechtes besaß man nur beschränkte und durch die erregte Einbildungskraft der Reisenden vielfach entstellte Kenntniß. Zum Glück hatte Cook noch nicht die Kunde von den sanften blumenbekränzten Kanaken auf den seligen Eilanden des Stillen Meeres gebracht; das wäre Wasser auf Rousseau's Mühle gewesen.

So schöpfte Rousseau, indem er über Staatswesen und Naturrecht zu philosophiren begann, fast nur aus seiner eigenen Brust; es verlangte ihn aber kaum nach etwas Anderem. Die menschliche Gesellschaft war für ihn nur da, um sie zu schmähen, sich darin unglücklich zu fühlen, und um seinem Pharisäerstolze Maßstab und Folie für die eigene Tugend zu geben. Nun führte er nach einigen mit großer Kraft gegebenen Definitionen auf einigen mit überredender Sicherheit niedergelegten Axiomen ein logisches Gebäude auf, welches die Stuckverzierungen seiner Beredsamkeit ansehnlich und zum Eintritt ladend erscheinen lassen, und dem nur fehlt, daß diese Axiome trüglich sind. Der von ihm vorweggenommene, in immer neuen Wendungen vorgebrachte Satz ist der, daß der ursprüngliche Zustand des Menschen Unschuld, Tugend und friedliches Glück im beschränkten Kreise patriarchalischen Lebens gewesen sei. Die Gesellschaft in ihrer geschichtlich gewordenen Form ist Rousseau ein Erzeugniß der Bosheit der Menschen, eine verabscheuungswürdige Einrichtung, und einiges Heil nur auf dem von ihm theoretisch ersonnenen, ohne irgend eine praktische Erfahrung empfohlenen Wege zu finden. Wer, ohne die Trüglichkeit des Fundamentes zu erkennen, sich verleiten läßt, die Schwelle des Gebäudes zu überschreiten, mag sich hüten. Bequeme Treppen, wohlangelegte Gänge locken ihn weiter in's Innere, in falschem Glanze schimmernde Gemächer halten ihn be-

Digitized by Google

wundernd fest, bis der schwanke Bau zusammenstürzend den unvorsichtigen Wanderer unter den Trümmern des ungeheuren Sophisma's begräbt.

Durch ein hübsches Zusammentreffen ist gerade unweit der Petersinsel im Bieler See, der Rousseau's Nachen oft schaukelte, eine der ergibigsten Pfahlbaustationen entdeckt worden. Ob Rousseau wol in seinen vorgeschichtlichen Träumereien irre geworden wäre, wenn der verstorbene Oberst Schwab in Biel ihm mit Hilfe der Feuersteinwaffen, Horngeräthschaften und halbverbrannten Pfähle des Nidauer Steinberges ein Bild des elenden Lebens jener Urmenschen entworfen hätte, wie es wirklich war, ihres Kampfes um das Dasein mit Kälte, Hunger, wilden Thieren, und vorzüglich mit anderen Menschen? Wie wir ihn kennen, hätte Rousseau eine Weile zugehört und dann beweint, daß er nicht lieber vor Jahrtausenden in solchem tugendhaften Pfahldorfe geboren sei, anstatt verurtheilt zu sein, im achtzehnten Jahrhundert in der verderbten Hauptstadt der Civilisation Voltaire's Ruhm zu verdunkeln.

Wie wenig übrigens Rousseau eine Ahnung davon hatte, was zu erfolgreichem Nachdenken über die schwierigen Aufgaben des Staates und der Gesellschaft und zum Beglücken eines Volkes gehört, beweist die Naivetät, mit welcher er unternahm, der Gesetzgeber der Corsen zu werden, und die polnische Wirthschaft nach Lykurgischem Recepte zu ordnen.

Der Radicalismus in seiner Einfachheit und Voraussetzungslosigkeit ist leider für die meisten Menschen ungleich verständlicher und einleuchtender, als die verwickelte geschichtlich-genetische Betrachtungsweise. Die Jugend besonders zeigt sich stets den Idealen geneigt, die auf dem Boden des Radicalismus rasch welkend emporschießen. Nie aber war die Culturmenschheit im Ganzen dieser Art Täuschung mehr hingegeben, als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Gegenwirkung gegen die tausendjährige Knechtung durch die Kirche äußerte sich überall in dem unwilligen Anstürmen auch gegen die von der Natur unserem Geist, unserer Voraussicht gesetzten Schranken. Noch hatte die Erfahrung diese Schranken nicht kennen gelehrt; noch glaubte man, die in Ewigkeit verschleierten Geheimnisse unseres Wesens durch einige rationalistische Redensarten abthun zu können; und noch schien Nichts natürlicher, als das in der Theorie für richtig Erkannte in Staat, Erziehung, Kunst, Sitte auch flugs zu verwirklichen.

Bei solcher mehr und mehr um sich greifenden Denkart kannte die Popularität des verfolgten Philosophen bald keine Grenzen mehr. Schloß, Werkstatt, Hütte rissen sich um die verpönten, in unerhörten Auflagen verbreiteten Werke. Nicht blos in Frankreich wuchs dergestalt Rousseau's Herrschaft über die Geister. Verhielt sich Friedrich ablehnend gegen ihn, so hatte er einen desto leidenschaftlicheren Verehrer am Prinzen Heinrich. Jenseit des Weltmeeres klangen seine Gedanken wieder in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Es wäre nutzlos, noch weiter hier Bekanntes zu wiederholen. Friedrich schloß die Augen, vielleicht zu seinem Glück, ehe die von ihm in ihrer Bedeutung unterschätzten Rousseau'schen Schriften auf das entzündliche französische Volkselement ihre verhängnißvolle Wirkung übten, nicht ganz drei Jahre vor Einnahme der Bastille. Napoleon's I. Ausspruch, daß es ohne Rousseau keine fran-

zösische Revolution gegeben hätte, ist sicher übertrieben.[39] Ebenso sicher ist, daß mehrere der gräßlichsten Züge der Revolution mittelbar seinem Einfluß zuzuschreiben sind. Die Jacobiner, Robespierre, Saint-Jüst, standen auf dem Boden des Socialvertrages, und der arme Jean-Jacques, der beim Botanisiren keine Blume unnütz knickte, ist der Geschichte mit verantwortlich für das durch das Fallbeil vergossene Blut.[40]

Bei der Schließung des neuen Socialvertrages wußte Napoleon, der auch als Rousseau's Schüler begann, sein Brennusschwert in die Wagschale zu legen. Unter den Trümmern der alten Staatsordnung aber glomm noch immer der unheimlich drohende Funke, welchen der Discours sur l'Origine de l'Inégalité parmi les Hommes in die in ihren Grundlagen aufgewühlte Gesellschaft geworfen hatte. Babeuf, Fourier, Proudhon entwickelten nur Rousseau's Gedanken weiter und schritten kecker und rücksichtsloser in derselben Bahn fort. Ist es nöthig, es auszusprechen: von dieser Schrift Rousseau's läßt sich in den labyrinthischen Tiefen des modernen Völkerlebens ein blutrother Faden verfolgen bis zu den Verbrechen, welche das Jahr der hundertjährigen Erinnerungsfeier von Rousseau's Tode für Deutschland zu einem so trüben machten.

Ueber den „Emile" schreibt Friedrich aus Leipzig am 10. Februar 1763, während der Verhandlungen über den Hubertsburger Frieden, an die Herzogin von Sachsen-Gotha: „Ich habe einstweilen, bis dieser Friede geschlossen wird, ein Buch von Rousseau aus Genf zu lesen angefangen. Das Buch führt den Titel „Emile", und wahrhaftig, Madame, es bringt mich ganz zu Ihrer Meinung: alle diese neueren Erzeugnisse taugen nicht viel; es werden darin Dinge wiedergekäut, die man längst weiß, mit einigen dreisten Gedanken untermischt und in ziemlich elegantem Stile vorgetragen. Dabei nichts Originelles, wenig solides Raisonnement und viel Unverschämtheit."[41] Friedrich's eigener Brief über Erziehung, vom Jahre 1769, enthält keine Anspielung auf den „Emile", wenn es nicht eine sein soll, daß der König unter der Maske eines anonymen Genfers an den verstorbenen Genfer Professor Burlamaqui schreibt.[42]

Friedrich's Urtheil über den „Emile" ist an sich nicht unrichtig, wenn auch zu hart. Er konnte hinzufügen, daß ein Mann, der seine Kinder in's Findelhaus steckt, nur einen zweifelhaften Beruf zum Erziehen der Menschheit an den Tag lege. Rousseau ist im „Emile" nicht minder radical, als in seinen politischen Schriften. Auch als Pädagog bevölkert er eine eingebildete Welt mit Schemen, welche der Eigenart ermangeln. Doch theilt er diesen Fehler mit allen Pädagogen. Die Pädagogik ist grundsätzlich genöthigt, sich ein Durchschnittskind als Gegenstand ihrer Bemühungen zu denken. Diese Unwirklichkeit schadet hier weniger, als in der Politik, weil das wirkliche Kind vom Durchschnittskind im Mittel weniger abweicht, als der wirkliche Erwachsene vom Durchschnittserwachsenen. Allein obschon Rousseau in seinen idealen Zöglingen Emile und Sophie sich Durchschnittskinder denkt, sind doch nur wenige seiner Vorschriften allgemein anwendbar, weil er besondere Umstände voraussetzt, die freilich das Erziehen erleichtern. Wäre die Aufgabe, einen gesunden Waisenknaben von guten Anlagen, reich und von Adel, durch einen Freund des verstorbenen Vaters, der sonst Nichts zu thun hätte, so erziehen zu lassen, daß

by Google

daraus kein Taugenichts, sonst nur ein Mensch von sehr untergeordneter Bildung würde, wie nach unseren Begriffen Emile schließlich ausfällt, so bedürfte es keines vierbändigen Tractats. Die Schwierigkeit ist, ganze Geschlechter nachwachsender Knaben zu körperlich tüchtigen, wohlgesinnten, wohlunterrichteten und somit nützlichen Bürgern zu bilden; und diese Schwierigkeit wird im „Emile" kaum erwähnt.

Dennoch ist, wie gesagt, Friedrich's Urtheil diesmal zu hart. Wie er die bedenkliche Tragweite von Rousseau's politischen Schriften übersah, so verkannte er auch, durch diese Schriften gegen ihn eingenommen, den segensreichen Einfluß, welchen der „Emile" üben sollte.

Die Schwächen und Fehler der Menschen hängen, wie schon oft bemerkt, in der Tiefe zusammen mit dem, was sie in ihrer Art stark und bedeutend macht. Rousseau's Radicalismus, sein autodidaktisches Werden, seine Widerspenstigkeit gegen jeden herkömmlichen Zwang, seine Verachtung des Qu'en dira-t-on befähigten ihn, Vieles mit anderen Augen zu sehen, als seine Zeitgenossen, Vorurtheile und Mißbräuche zu erkennen, wo diesen Alles in Ordnung schien. So machte sein unmäßiger Unabhängigkeitssinn es ihm leicht, für seine Person mit der Zopfzeit zu brechen und gleichsam zum Herold einer neuen Culturepoche zu werden. Wie er in Motiers, als es ihm einfiel, seelenruhig sich armenisch kleidete, so hatte er früher in Paris den Degen abgelegt, den noch jeder zur guten Gesellschaft zählende Herr trug: eine aus den Zeiten des ritterlichen Faustrechtes stammende Sitte, welche, im modernen Polizeistaate sinnlos, allgemein erst durch die Revolution beseitigt ward.[43]

Rousseau war in kleineren Städten und auf dem Lande, frei von jedem ernsteren Zwange, groß geworden. Er hatte aus eigener Erfahrung die für Geist und Körper gleich heilsamen Wirkungen des Landlebens, dessen einfache Genüsse, die Freuden kennen gelernt, welche bei mäßigen Ansprüchen und gesunden Sinnen Jedem bereitet sind, dem Natur ihre unverfälschten Köstlichkeiten beut. Unleidlich däuchte ihm stets der Aufenthalt in den engen Gassen der Großstadt, wo er kein Grün sah; er fühlte sich erst wieder heimisch, als in Montmorency die Nachtigall vor seinem Fenster schlug.[44] Wahnsinnig erschien ihm das gekünstelte Leben der höheren Stände, als Gipfel der Verkehrtheit deren Kinderzucht. Der Tracht wie dem Wesen nach kaum Kinder zu nennen, Ammen, roher Dienerschaft, Gouvernanten, Hofmeistern, Hausgeistlichen preisgegeben, wuchsen Herrchen und Dämchen auf ohne frische Luft, ohne passende leibliche und geistige Nahrung, ohne Uebung des Körpers und der Sinne, ohne Spiele im Freien und ohne jede Vorstellung vom wirklichen Leben, von productiver Arbeit, Handwerk und Ackerbau: schlimmer als Treibhauspflanzen, denen die Kunst des Gärtners die natürlichen Bedingungen ihres Gedeihens doch möglichst zu ersetzen sucht. Auf solche Kindheit folgte für die Mädchen dann noch meist Aufenthalt im Kloster bis kurz vor der von Anderen für sie geschlossenen Conventionsheirath.

Je mehr Rousseau selber das in der Jugend genossene Glück vermißte, um so lebhafter wünschte er künftigen Geschlechtern ähnliche Segnungen zu bereiten. Jenen unnatürlichen Zuständen ein Ende zu machen, war eines der vornehmsten

Digitized by Google

Ziele, welche er im „Emile“ sich steckte. Unstreitig ist dies Buch vielfach durch Thorheiten und Gemeinplätze entstellt, auch ist es voll von unausführbaren Vorschriften gleich der, daß jeder Knabe ein Handwerk lernen solle, welche aber doch mehrfach befolgt wurde.[45] Bei dem Allen hat der „Emile“ zur Verbesserung der Kinderzucht mächtig beigetragen.

Wenn unsere Frauen es so natürlich finden, selber unsere Kinder zu stillen, wie dies den geschminkten, gepuderten, verschnürten Damen in Rousseau's Umgebung abgeschmackt vorkam; wenn in unseren Kinderstuben früher unbekannte Grundsätze der Gesundheitspflege von selber sich verstehen; wenn unsere Knaben und Mädchen turnen und schwimmen, und um die Insel im Thiergarten, welche der Pappelinsel im Park von Ermenonville gleicht, in diesen Wintertagen eine rüstige Jugend auf dem Eis ihre Curven zieht; wenn wir allsommerlich darauf bedacht sind, daß unsere Kinder ihre Lungen in See-, Wald- und Bergluft vom Schlamme des städtischen Dunstkreises reinwaschen; genug, wenn vom Geist des antiken Gymnasiums, von Juvenal's Mens sana in corpore sano Etwas in unsere Pädagogik wieder einkehrte: so ist solcher Umschwung des Erziehungswesens freilich nicht allein Rousseau's Werk. Wie vor ihm Rabelais und Locke, so haben mit und seit ihm geistvolle und wohlmeinende Männer auf das gleiche Ziel hingearbeitet. In England, wo Nobility und Gentry nie aufhörten, ihre Landsitze als ihr eigentliches Heim anzusehen, ging die Entfremdung von der Natur wol überhaupt nie so weit, wie auf dem Festlande. Deutschland nahm Rousseau's Naturevangelium[46] so bereitwillig auf, daß man sieht, wie sehr dort ähnliche Ideen gleichsam in der Luft schwebten. Schon hatte Klopstock's „schlüpfender Stahl . . . weit hinab weiß an dem Gestade gemacht den bedeckenden Krystall“.[47] Aber wie wir vorher von Rousseau's politischen Schriften bis zu Greueln unserer Tage den von Mine zu Mine fortglimmenden Zünder aufdeckten, so läßt eine aus Kinderfreuden, Jugendlust und häuslichem Glück geknüpfte Kette sich hinauf verfolgen bis zu seinem Erziehungsroman. Statt eines Robespierre und seiner hirnverbrannten Nachfolger stehen hier als Vermittler in der Zeit für uns da ein Basedow, Pestalozzi, Guts Muths, Jahn. Mit dem Degen legte Rousseau das letzte Zeichen der Wehrhaftigkeit des freien Mannes ab, der, wo es darauf ankommt, sich auf seine körperliche Tüchtigkeit verläßt. Es ist bemerkenswerth, daß durch den von ihm gegebenen Anstoß zu besserer leiblicher Ausbildung Rousseau zugleich der europäischen Culturmenschheit eine neue Schule körperlicher Tüchtigkeit öffnete. Friedrich selber würde irre an seinem Urtheil über den „Emile“, wenn er einer Uebung kaiserlich deutscher Truppen beiwohnend erführe, daß die seinen Kennerblick entzückende Gewandtheit unserer Plänkler zuletzt auch auf jenen Anstoß sich zurückführen läßt.

Aber nicht blos zur Reform der körperlichen Erziehung gab Rousseau einen Anstoß, er trug auch viel dazu bei, den Unterricht zur Wirklichkeit hinzuleiten, ihn gegenständlicher und anschaulicher zu machen. Einer der Ersten warf er in die Pädagogik jene Gedanken, welche für die frühen Altersstufen in den Kindergärten lebendig sind, und, was höhere Unterrichtszwecke betrifft, in dem Streit zwischen gelehrter und Realschule gegenwärtig lebhafter als je die betheiligten Kreise bewegen.

Digitized by Google

Am meisten fällt bei Betrachtung des Verhältnisses Friedrich's zu Rousseau auf, daß der in stetem Umgange mit den Musen lebende König an Rousseau die rein schriftstellerische Seite nicht würdigte. Unmöglich konnten Rousseau's schlechte Theorien Friedrich für dessen Verdienst als Dichter und Redner blind machen. Vergötterte Friedrich doch Voltaire als Schriftsteller, dem er als Menschen nicht über den Weg traute. Aber gerade in dieser Unfähigkeit Friedrich's, Rousseau's schriftstellerische Größe zu verstehen, spricht sich diese Größe am klarsten aus.

Friedrich, als literarische Persönlichkeit, und Voltaire gehören noch der Periode der französischen Literatur an, welche man die classische nennt, aber die gallo-römische nennen sollte, so stark wiegt der Romanismus in ihr vor. Seit Franz I. wich die volksthümliche Literatur in Frankreich vor dem Romanismus und den Einflüssen der italienischen Renaissance mehr und mehr zurück. Die Motive und der poetische Apparat der gallo-römischen Literatur, als deren Blüthezeit das Zeitalter Ludwig's XIV. erscheint, waren bekanntlich auf den engen Kreis beschränkt, welchen der Geschmack des Hofes und der vornehmen Pariser Gesellschaft abgesteckt hatte. Für den in den goldenen Gemächern und verschnittenen Laubgängen Versailles' sich drängenden Adel gab es weder Natur, noch Natürlichkeit, noch wahre Herzensempfindung. Für parnaßfähig galten nur heroische Gefühle, in Alexandriner gekleidet, verbrämt mit mythologischen Allegorien und auf dem Kothurn einherstolzirend. Auf den Brettern, die die Welt bedeuten, mußte den aristokratischen Zuschauern ihre Welt immer durch mindestens ein Paar rother Absätze vertreten sein. Erkühnt sich doch Boileau, der Gesetzgeber dieser kleinlichen Aesthetik, Molière zu verunglimpfen, weil er zuweilen den Pegasus weiden läßt, des Pomps vergessen seiner Neigung für das Volksthümliche fröhnt, und in derber aus dem Leben gegriffener Komik sich ergeht.[48] Boileau selber kam es freilich nicht darauf an, den Rhein aus einem Schilfdickicht entspringen zu lassen.[49]

Diese classische Literatur war, gegen Ende des zweiten Drittels des vorigen Jahrhunderts, in einen Zustand bedenklicher Abgelebtheit gerathen. Drei Menschenalter hindurch war das von ihr eingefriedigte Feld auf das Eifrigste gebaut worden. Jetzt begann der Boden Zeichen von Erschöpfung zu geben. Längst war in jeder Gattung das Höchste geleistet. Jede Combination der gegebenen Elemente war schon dagewesen, jede Wendung innerhalb der hergebrachten Schranken versucht, jede Saite des nicht sehr ausgibigen Instrumentes angeschlagen. Die gebildete Welt, literarisch genommen damals weit über die Hälfte französisch, fing an, sich herzlich zu langweilen. Es bedurfte, um ihr die gewohnte Kost genießbar zu machen, schon der stärksten, sittlich nicht immer zu lobenden Würze. Man war nachgerade der seidenen Conventionen müde, in welche eingesponnen man lange ein Scheinleben geführt hatte. Man verlangte nach neuen Gedanken, Bildern, Empfindungen, und theils instinctmäßig, theils bewußt mühten zahlreiche Talente jeden Ranges, von denen wir meist nur aus Grimm's Berichten noch wissen, sich vergeblich ab, dem alten Stoff in den alten Formen neue Seiten abzugewinnen.

Obenan Voltaire. Zwar seine Trauerspiele, sein ernstes und sein komisches

Digitized by Google

Heldengedicht, seine Lehrgedichte und Episteln verlassen kaum das alte Gleis, wenn er auch nationale Vorwürfe wählt, und in der Henriade, statt der Mythologie, der Newton'schen Farbenlehre Gleichnisse entlehnt.[50] Dagegen können seine philosophischen Romane für eine Erweiterung und Bereicherung der herrschenden literarischen Formen gelten, von der aber die Engländer, wie Swift und Mandeville, schon das Beispiel gegeben hatten. Voltaire war bei aller Begabung nicht der Mann, den Bann zu brechen, der auch ihn gefangen hielt. Kraft der geschlossenen Einheit, der Abrundung und Klarheit seines Wesens, war und blieb gerade er sein Leben lang derselbe in seinen Stärken und Schwächen, Idealen und Antipathien. Das noch im siebzehnten Jahrhundert, im „großen Zeitalter" geborene Pariser Kind konnte sich selber nicht, also auch nicht seine Zeit, hinausheben über die literarischen Ueberlieferungen und Vorurtheile jener in seinen Augen unfehlbaren Epoche. Mit dem Deismus waren deren ästhetische Grundsätze vielleicht das Einzige, woran seine Zweifelsucht nie rüttelte. Nicht ohne tiefen Sinn geschah es, daß Voltaire in Paris sterben ging. Für Paris hatte er gelebt, und seine ländlichen Verstecke in Cirey, Les-Délices, Ferney, Tourney hatten mit Landleben und Naturgenuß wenig zu schaffen: sie dienten ihm nur, um aus sicherer Ferne seine Geschosse nach Paris zu entsenden.

Diderot hätte schon eher ein Erneuerer der französischen Aesthetik werden können, und ward es wirklich nach gewissen Richtungen. In seiner ergreifenden Realistik, seinen Scenen aus dem Leben der Bauern und Schmuggler riecht man frischgepflügten Acker, wittert man Morgenluft. Aber er steckte zu tief in der philosophischen Bewegung und verfolgte zu mannigfaltige Interessen, um diese Seite seines Talentes nachhaltig auszubeuten.

Woher es so wenig erwartet wurde, wie Gutes von Nazareth, von da kam das Heil. Denn, was nicht das feine Kritikerpaar Grimm und Diderot, nicht d'Alembert und die Holbach'sche Clique, endlich nicht Friedrich und Voltaire sich hatten träumen lassen, ja, was sie sammt und sonders nicht merkten, geschweige verstanden, als es vor ihren Augen vor sich ging: der verlorene Sohn aus der Schweiz, der hergelaufene Musiker, welcher nie eine Classe de Rhétorique durchgemacht hatte, der theoretische Querkopf, welcher Kunst und Wissenschaft ächtete, Jean-Jacques Rousseau war es, der jetzt den Franzosen, und mit ihnen einem großen Theile der Culturmenschheit, neue geistige Welten erschloß. Rousseau ward in seiner Art ein Columbus des inneren Sinnes.

Vergeblich sucht man in der antiken, mittelalterlichen, neueren Literatur bis zum vorigen Jahrhundert nach dem Ausdruck dessen, was wir Naturgefühl nennen. Zwar hat Alexander von Humboldt den Zeugnissen für früheres Vorkommen von Naturgefühl einen Abschnitt des Kosmos gewidmet.[51] Hätte es aber ehemals Naturgefühl gegeben, wie heute, so wäre die Thatsache offenbar und bedürfte keinen Beweises. Dagegen steht fest, daß von Cäsar bis Lessing unzählige geistvolle und gebildete Männer die Alpen überschritten, und, ohne eine Wort für deren landschaftliche Schönheit, nur über schlechte Wege klagten. Die ganze französische Literatur der gallo-römischen Periode enthält nicht mehr Naturbeschreibung als jetzt in einem halben Dutzend Bänden des Charpentier'schen oder Michel-Lévy'schen Verlages verbraucht wird. Allerdings

Digitized by

kommen Naturbeschreibungen vor bei Homer und Sophokles, Vergil und Horaz, Boccaccio und Tasso, bei den Minnesingern, in der Heiligen Schrift, und noch anderswo vor der angegebenen Zeit. Allein diese bezwecken meist nur Nebensächliches, die Oertlichkeit zu veranschaulichen, wo die Handlung vor sich geht, oder die Macht zu preisen, welche die unbegreiflich hohen Werke schuf. Wo die Beschreibungen um ihrer selber willen da sind, beziehen sie sich nur entweder auf das Schreckliche und Bedrohliche oder auf das Förderliche und Angenehme der Natur, woran unsere Naturschilderung jedenfalls erst in zweiter Linie denkt.

In seiner anziehenden Schrift: „Ueber die Entstehung und Entwickelung des Gefühls für das Romantische in der Natur"[52] faßt Hr. Ludwig Friedländer in Königsberg die Sache so auf, als hätte der Culturmenschheit früher nur der Sinn für die Schönheit der Natur in ihrer wilden Größe und grausigen Erhabenheit gefehlt, welche er das Romantische in der Natur nennt, während der Sinn für die Schönheit lieblicher, genußbietender Landschaft immer schon da war. Ich gestehe, daß ich mir das Verhältniß etwas anders denke. Man kann nämlich auch sagen, es fehlte der Menschheit die Fähigkeit, überhaupt die Natur auf sich wirken zu lassen, und durch deren verschiedene Ansicht verschieden gestimmt zu werden. Die Schönheit von Armidens Gärten empfand sie wie wir, weil in diesem Falle die sinnliche Wirkung, welche sie allein erfuhr, mit der Stimmung sich deckt, in welche wir überdies versetzt würden. Für die Eindrücke des Hochgebirges war die Menschheit früher unzugänglich, weil ihr hier die erhebende Stimmung ausblieb, welche uns über Grauen, ja über wirkliche Gefahr hinweghilft. Auch in der Malerei ist ja die Stimmungslandschaft vergleichsweise sehr jung. Man sieht in Pompeji niedliche Bildchen, welche Villen, Schiffe auf blauem Meer, ein Stück Vorgebirge zeigen; Landschaftsmalerei in unserem Sinne, welche nicht unmittelbar durch die abgebildeten Gegenstände wirkt, sondern in schwer zu zergliedernder Weise mittelbar durch deren Zusammenstellung, Beleuchtung, Beziehungen, gab es erst seit Claude Lorrain und Salvator Rosa, Ruysdael und Hobbema.

Eine andere Frage ist, warum die Stimme der Natur, die heute wie Musik zu unserem Herzen spricht, einst unverstanden blieb. Im Mittelalter war es, wie Petrarca's Fall beweist,[53] die scholastisch-asketische Weltanschauung, seit der Renaissance die dem Humanismus entspringende ausschließliche Beschäftigung mit den Geisteswissenschaften, welche die Menschheit für die Außenwelt, wie die neuere Hirnphysiologie es nennt, gleichsam seelenblind machte. Was die französische Gesellschaft der gallo-römischen Literaturperiode betrifft, so wundert man sich bei ihrer Bildungs- und Lebensweise kaum, daß sie, in langer Entwöhnung vom Umgange mit der Natur, fast alles Naturgefühl einbüßte. Hofjagden waren so ziemlich das letzte Band, welches die tonangebende vornehme Welt noch mit der Natur verknüpfte. Zum Vergnügen reiste Niemand. Aufenthalt in der Provinz war Verbannung. Doch erklärt es vielleicht den Reiz, welchen seltsamerweise La Fontaine's Fabeln für diese Gesellschaft hatten, daß das darin geschilderte Leben in Wald und Flur einen oder den anderen stolzer Gesinnten unter den Höflingen im Oeil-de-Boeuf mit einem verstohlenen

Digitized by Google

Seufzer an sein verlassenes Väterschloß, fern im damals noch waldreichen Gallien, zurückdenken ließ.[54]

Zwischen der unter französischer Geistesherrschaft stehenden Culturmenschheit und der Natur als ästhetischem Object hing also ein Schleier. Rousseau zog ihn hinweg. Die Encyklopädisten, mit Einschluß von Voltaire, blieben, wie wir sahen, auch auf dem Lande Pariser, eingenommen von ihren literarischen Interessen, und in ihre persönlichen Intriguen verstrickt. Mitten im Pariser Strudel blieb Rousseau der Sohn des Jura's, und bewahrte in seinem Inneren, Jenen verborgen und, selbst wenn er es sie hätte sehen lassen wollen, unverständlich, ein Heiligthum sonniger Bilder aus seinen Wanderjahren, besonders aber aus seinen Blüthetagen in Les-Charmettes. Lange vor Goethe's jugendlichen Streifereien, vor Seume's „Spaziergang" würdigte er die Freuden der Fußreise. Da gab er sich rückhaltlos und doch nicht unbewußt dem Zauber hin, welchen Pracht und Stille, Hoheit und Anmuth der Natur auf ihn übten. Nun plötzlich, im reiferen Alter, fern von den Scenen jenes Jugendglückes, ergriff ihn die Erinnerung daran mit leidenschaftlicher Sehnsucht, und in flammender Beredsamkeit ergoß sich der lange aufgestaute Strom seiner Empfindungen. Seit der Nouvelle Héloise haben die Franzosen Naturpoesie; doch noch frischer sind die Schilderungen in den „Confessions", weil man weniger Absicht merkt.

Rousseau zuerst pries auf Französisch die Herrlichkeit himmelanstarrender beeister Bergzacken und tosender Wasserfälle. Er zuerst sprach von nebelumwobenen Fichtenhöhen und duftigen Fernen; von Sonnenglitzern und Vogelzwitschern im thauigen Gebüsch. Er zuerst streckte sich an schattiger Halde in Ginster und Haidekraut, und ergötzte sich an Gräsern und Gewürm um sich her, Wipfeln und Wolken über sich, oder lauschte, am Ufer des Sees, den zu seinen Füßen ausrauschenden Wellen. Doch ließ der Anblick des Meeres auf der Fahrt von Toulon nach Genua und bei Venedig Rousseau unbewegt.[55] Ueberhaupt hat die Lagunenkönigin auf ihn nicht den Eindruck gemacht, den man erwarten würde. Sie war damals noch nicht, wie in Childe Harold's Tagen, eine thränenreiche Wittib, und Architektur war für Rousseau so wenig da, wie, trotz seinem „Pygmalion", die übrige bildende Kunst.

Wie den reifenden Knaben plötzlich eine Schönheit rührt, die ihm früher entging, und es ihm gleich Schuppen von den Augen fällt, so erhielt die französische Welt nun auf einmal einen Blick für die früher übersehene Schönheit der Natur. Bei den Franzosen selber brauchte der neue Sinn sichtlich nur geweckt zu werden, um gleich zu großer Regsamkeit und Schärfe zu erstarken. Merkwürdig genug, kaum hatte dieser Sinn begonnen, nach Rousseau's Beispiel die heimathliche Natur zu genießen, so schweifte er auch schon in's Weite und Ungemessene fremder Zonen. Bernardin de Saint-Pierre als Naturschilderer folgt unmittelbar auf Rousseau, mit dem ihn eine tiefe Sympathie verband.[56] Ohne Rousseau's Vorgang wäre die ewig schöne Beschreibung der Ile-de-France schwerlich entstanden, wie ohne sie wiederum Chateaubriand seine farbenreichen Bilder aus den Urwaldungen am Mississippi schwerlich entworfen hätte.

Aber noch an einer anderen literarischen Neuerung hat Rousseau entscheiden-

Digitized by Google

den Antheil gehabt. Obschon die Pariser Zustände ihn als hervorragenden Schriftsteller in stete Berührung mit vornehmer Gesellschaft brachten, erhielt er sich Einfachheit der Sitten und bürgerlichen Sinn, eines Schweizers würdig. Von Familienleben freilich war bei ihm keine Rede. Jene Vorzüge entsprangen vielleicht mehr seiner wider jeden Zwang, jedes Herkommen läckenden, bärenhaften Laune, als einem sittlichen Boden. Auch gehörte plebejische Lebensart zu der von ihm übernommenen Rolle eines Volkstribuns. Uebrigens war er fast vierzig Jahre alt, als er zuerst, durch die Preisschrift über den Einfluß der Wissenschaften und Künste auf die Sitten, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Aber gleichviel. Während Voltaire ein großer Herr ward, und die Encyklopädisten es nicht ungern geworden wären, empfand sich Rousseau stets als Kind des Volkes, und behielt Fühlung namentlich mit dem Landvolke, dem er wundersame Tugenden andichtete. Es ist ein Zeichen jener Zeit, daß er dennoch seine Lieblingsheldin zur Tochter eines Barons macht und sie mit einem Edelmann von hoher Geburt vermählt.

Mit jenen Zügen Rousseau's im Leben hängt nun zusammen die Natürlichkeit in seinen poetischen Schöpfungen, d. h. die Darstellung der natürlichen Zustände von Menschen der mittleren und niederen Gesellschaftsclassen im Gegensatz zu den künstlichen Zuständen der vornehmen Gesellschaft und zu den Conventionen der gallo-römischen Poesie. Aehnliches war längst versucht. Aus dem Streben nach Natürlichkeit entstanden, mit Hinblick auf antike, italienische und spanische Muster, die als Schäferromane bekannten abgeschmackten Zerrbilder. Molière, Lesage, Prévôt, Diderot, Voltaire selber erfaßten dann freilich das wirkliche Leben, jedoch mehr von seiner charakteristischen, als von seiner liebenswürdigen Seite. Von den Herrschaften, deren Treiben und Sprache man bis zum Ueberdruß kannte, aus den Salons und Boudoirs der Hôtels, stiegen sie zur Abwechselung nieder in verrufene Häuser und Spielhöllen, in die Gesellschaft von schurkischen Bedienten und Wucherern, Kupplerinnen und Theaterprinzessinnen. Wo Diderot natürlich sein will, wird er leicht gemein und roh. Ueberdies verloren diese Schriftsteller Paris und den Hof nie aus den Augen.

Rousseau lebte in einer anderen Welt. Als gäbe es kein Paris, kein Versailles, entführte er seine Leser nach einem Städtchen am Fuß der Alpen,[57] oder gar nach der Heimath der kleinen Gassenkehrer und der Murmelthiere. Unbedeutenden Vorgängen des häuslichen Lebens, unschuldigen Freuden der Kindheit und Jugend verlieh seine Darstellung einen unbegreiflichen Zauber, der nicht blos damals sich bewährte, wo Neuheit und Gegensatz ihm zu Hilfe kamen, sondern noch heut empfunden wird.

Am mächtigsten wirkt dieser Zauber wieder in den ersten Büchern der „Confessions“. Sie verbreiten einen Duft gleich dem verblichener Andenken, welcher uns in Tage vergangenen Glückes versetzt. Rousseau erzählt Knabenstreiche, wir hören zu, als wären es Heldenthaten. Er pflückt Kirschen mit zwei hübschen Dirnen, wir möchten mit dabei gewesen sein. Er zigeunert umher mit leerem Beutel, aber desto vollerem Herzen, wir tadeln seinen Leichtsinn, aber beneiden ihn. Er theilt mit Bauern und Winzern ihr durch Hunger gewürztes Mahl, wir möchten uns mit zu Tische setzen. Wehmüthig brütet er, nach langen

Digitized by Google

Jahren, über seiner Tante Suzon halbvergessenem alten Lied, und fast zerdrücken auch wir eine Thräne.

Mit Erstaunen erfuhr die französische Welt, daß in Dichters goldenem Munde selbst das Alltagsleben der einfachsten Menschen poetisch wird, folglich ästhetischer Behandlung werth ist. Wenn also Rousseau der französischen Literatur die Stimmungslandschaft schenkte, so schuf er auch in ihr eine Genremalerei, wie in unserem gegenwärtigen Kunstleben etwa Friedr. Eduard Meyerheim, Hr. Knauß und Hr. Vautier sie vertreten. Der Stammbaum von Geisteswerken, welche im Wechsel der Geschlechter das eine aus dem anderen sich entwickeln, ist so schwer zu verfolgen, wie der von Sprachen. Aber wie viel Glieder und Zufälligkeiten auch dazwischen liegen, sichere Merkmale verrathen in George Sand's Dorfgeschichte einen Abkömmlung der „Confessions".

Wir kommen jetzt zu Rousseau's dritter Neuerung auf literarischem Gebiete, durch welche die beiden ersten, die des Naturgefühles und die der Natürlichkeit, erst ihre Bedeutung und ihren Werth erhielten. Es ist die der Empfindsamkeit.

Rousseau's großer Fehler war, daß er, bei heftigen und rasch wechselnden Empfindungen, der inneren Richtschnur entbehrte. Wie die meisten seiner Zeitgenossen spricht er fortwährend von Tugend. Die Kategorien „tugendhaft" und „böse" spielen in seinen Vorstellungen die wichtigste Rolle. Seine erste Frage über einen Menschen ist, ob er tugendhaft sei. In späterer Zeit pflegte er seinen Briefen, entsprechend Voltaire's Écrasons l'infâme, einen auf die Bosheit der Menschen bezüglichen Wahlspruch vorzusetzen.[58] Sich selber hielt er für den besten der Menschen, was ihn nicht hinderte, einen nach unseren Begriffen höchst fragwürdigen Lebenswandel zu führen.

Wie hat doch der Begriff der Tugend, der den Menschen des vorigen Jahrhunderts, auch in Deutschland, von solcher Wichtigkeit war, so in Vergessenheit gerathen können, daß wir uns des Wortes nur noch geschichtlich oder spöttelnd bedienen? Daß, während der Durchschnittsmensch heute gewiß nicht schlechter ist als vor hundert Jahren, auf die Moral als Doctrin kein Werth mehr gelegt, von ihr kein Heil mehr gehofft wird? Jeder sucht eben einfach seine Schuldigkeit zu thun. Sitte und Strafgesetz hemmen ungezügelte Ausbrüche von Leidenschaft. Böses mit Vorbedacht, aus Vergnügen am Bösen zu thun wird als Zeichen von Psychose betrachtet. Gutes zu thun wird nach Gefühl, Mitteln, Gelegenheit Jedem anheimgestellt. Schon in meiner Studie über La Mettrie bemerkte ich, daß Friedrich, wie französisch er auch in der Literatur dachte, nicht viel von Tugend redete, denn in seinem Staate regierte die Pflicht.[59]

Pflichtgefühl war das, was Rousseau fehlte. Kein kategorischer Imperativ legte ihm die Hand auf die Schulter und brachte ihn zu sich in seinen Verirrungen. Tasso's „Erlaubt ist, was gefällt", war ihm aus der Seele gesprochen, und mit der Prinzessin Rath wäre bei seiner weiblichen Umgebung nicht viel gewonnen gewesen. So ließ er sich völlig gehen, und sein von Kindheit an übertriebenes Gemüthsleben überwog bald in ihm alle übrigen, auf Erkenntniß und Thätigkeit gerichteten Strebungen. Träumerischen, menschenscheuen Sinnes, ohne bestimmte Beschäftigung, achtete er auf jedes Gekräusel

Digitized by

an der Oberfläche seines Gefühlsmeeres. Aus den mit schmerzlicher Wonne gehegten Empfindungen, die der Anblick der Natur, der Schönheit oder dessen, was man damals eine schöne Handlung nannte, ihm erregte, wob er den Schleier der Empfindsamkeit, mit welchem er die Gebilde seiner Phantasie verklärend umgab. Unaufhörlich auf sich zurückkehrend, in dem von gekränkter Freundschaft, nicht erhörter Liebe wunden Herzen wühlend, seine Wünsche und Enttäuschungen, Fähigkeiten und Unzulänglichkeiten selbstquälerisch zergliedernd, ward er einer der ersten Verkünder des Weltschmerzes, des Schmerzes der Werther und René, dem Byron und Heine dann noch die Selbstverspottung hinzufügten.

Rousseau's Nachgibigkeit gegen sich selber widerspricht seltsam seiner Vorliebe für Römertugend und für Lykurg's Gesetzgebung. Für uns, die harten Kinder einer Zeit straffer Zucht, ernster Arbeit und allgemeiner Wehrpflicht, liegt in seinem Treiben eine so maßlose Selbstsucht, solche Ueberschätzung des eigenen Werthes, solcher Mangel an innerem Gleichgewicht, eine so knabenhafte Auflehnung gegen die ewige Ordnung in Familie, Staat, Natur, daß wir Mühe haben, uns nicht entrüstet wegzuwenden. Doch vergesse man nicht, was Tasso zuletzt Antonio sagt. Das trübe Wogen eines überreizten Gemüthes, welches dann und wann ein Lichtblick mit wunderbarem Farbenschmelz verschönt, machte Rousseau zum Dichter. Ohne seine Empfindsamkeit hätte Natur nicht stimmend auf ihn gewirkt, hätte er das Poetische im Natürlichen nicht wahrgenommen. Aus dunkler Tiefe der Gefühle schöpfte er eine in der französischen Literatur noch nie gehörte Sprache. Der sittliche Unwerth des Mannes darf also in unseren Augen das Verdienst des Schriftstellers nicht verkleinern: beide waren durch Naturnothwendigkeit mit einander verbunden.

Wie es in Wissenschaft und Technik zu gehen pflegt, so auch im Gemüthsleben der Völker. Rousseau sprach nur zuerst oder am besten aus, was im Stillen Viele bewegte. Die Aufgeregtheit, auch ein Erzeugniß der Reaction gegen frühere Zeitrichtungen, fand noch keinen Ausweg in der Politik, und suchte ihn um so eifriger auf religiösem und auf literarischem Gebiete. Daher zum Theil Rousseau's ungeheure Wirkung. In der halben gebildeten Welt versetzte er gleichgestimmte Saiten in Mitschwingung, und lockte überall Thränenfluthen hervor, von denen wir uns, bei der jetzt so geringen Thätigkeit unserer Thränendrüsen, gar keine Vorstellung machen können. Diderot und seine Genossen hatten sich auch zu hoher Empfindsamkeit hinaufgeschraubt, und die Thränen saßen ihnen sehr lose. Doch waren dies mehr Theaterthränen; Diderot's Sentimentalität fehlt die Innigkeit, welche Rousseau's Ergüssen die dauernde Theilnahme zarter Seelen sichert.

Mit Rousseau's schöpferischem Auftreten ging die gallo-römische Literaturperiode zu Ende. Gleich herniederrauschendem Gewitterregen am schwülen Sommernachmittage wirkten seine Gaben wiederbelebend auf die damals, wie wir sahen, etwas durstigen Fluren des französischen Parnasses. Die nächste Entwickelung ward aber durch die Revolution, das Kaiserreich und die von Chateaubriand ausgehende christlich-mittelalterliche Reaction so verworren und vielgestaltig, daß sie sich nicht mit wenig Worten schildern läßt.

Trotz der durch Rousseau bewirkten Verjüngung der französischen Literatur

Digitized by Google

erscheint die Zeit nach ihm als Zeit des Verfalls. In der begeisterten Aufnahme seiner politischen Schriften sprach sich zuerst die nationale Schwäche der Franzosen aus, die auf ihrer lebhaften Empfindung für Schönheit beruht, Unwahres in schönem Gewande leicht durchgehen zu lassen.[60] Den declamatorischen Ton, in welchen Rousseau gern verfällt, hörte man seitdem nur zu oft in der Presse, und, bei manchem schrecklichen Anlaß, von der Rednerbühne. Rousseau arbeitete nicht leicht. Schlaflos wälzte er seine Perioden bis zur Glättung aller Rauhigkeiten im Kopf umher, und hatte sie oft am Morgen wieder vergessen.[61] So lange er schildert oder erzählt, ist seine Schreibart von unübertroffener Leichtigkeit und Anmuth; wo er reflectirt, kann sein Stil gesucht erscheinen, ja in Folge der Ueberladung mit Gegensätzen, Prosopopöen und anderem rhetorischen Zierrathe zu dunklem Schwulste neigen. Solcher Stil — in's Kraut gewachsen nannte ihn Diderot[62] — ließ sich freilich besser nachahmen als der Voltaire's, welcher sich selber an geringer Tiefe, aber auch an Klarheit und rieselnder Lebendigkeit einem Gebirgsbächlein vergleicht.[63] Bei nachahmenden Schülern werden des Meisters kleine, nur zuweilen bemerkbare Schwächen bekanntlich oft unleidliche Manier. So wenig es daher Michel Angelo schadet, daß die verrenkten, von unmöglichen Muskeln strotzenden Rococo-Statuen etwas Michelangeleskes haben, so wenig würde es Rousseau schaden, wenn minder lobenswerthe Züge der späteren französischen Literatur als Rousseauisch sich erwiesen. Ohnehin nahm mit dem Durchbrechen der in der gallo-römischen Periode die Literatur einengenden Schranken die jene Periode auszeichnende Sicherheit des Geschmackes natürlich ab: denn äußeren Satzungen folgen ist leichter als selber sich richtig führen.

Während in Frankreich Rousseau Naturgefühl, Natürlichkeit und Empfindsamkeit zur Geltung brachte, thaten Aehnliches in England Richardson, Sterne, Goldsmith, Macpherson. Auch mischte sich hier jenen drei Elementen noch ein viertes, Rousseau unbekanntes bei, der Humor, der doch oft allein die Empfindsamkeit genießbar macht. „Clarissa Harlowe" erschien nur zehn Jahre vor der „Héloïse", „Tristram Shandy" im selben Jahre wie Rousseau's Roman, der „Vicar of Wakefield" und der „Fingal" erst einige Jahre später. Die Geister schlugen also in beiden Ländern fast genau gleichzeitig die gleiche Richtung ein, wenn auch nicht ganz unabhängig von einander, doch gewiß selbständig. Vielleicht hat die „Clarissa" die äußere Form der „Héloïse" beeinflußt. Doch verstand Rousseau kein Englisch. Obschon er in der „Héloïse" einem Lord die Rolle des edelsten Freundes zuertheilt, blieb ihm auch nach seinem Aufenthalt in England das Land mit seinen Bewohnern unsympathisch und fremd, während Voltaire's Hedschra diesem den Sinn für Wissenschaft erschloß und zum Quell der reichsten Belehrung ward.[64] Ueberhaupt erhielt Rousseau außerhalb der französischen Literatur starke Eindrücke nur von den römischen und italienischen Schriftstellern, unter letzteren, nach häufigen Citaten zu urtheilen, besonders von Petrarca, Tasso und Metastasio. Den Plutarch las er mit nie verlöschender Begeisterung für seine großen Männer, denen er so wenig glich, in Amyot's Uebersetzung, nach welcher später Paul-Louis Courier seinen archaisirenden Stil bildete.

Digitized by Google

Auch in der deutschen Literatur regten sich damals Frühlingsempfindungen. Schon Albrecht von Haller verband wie Rousseau Naturgefühl mit Liebe zu den Pflanzen. Bei der Jugend unserer Literatur, bei unserer Sprachenkenntniß und Empfänglichkeit für fremde Einflüsse konnte nicht fehlen, daß die gleichzeitigen Engländer stark auf uns wirkten. Dazu gesellten sich das hohe Vorbild Shakespeare's, den wir sogleich uns aneigneten, daß er wurde wie der Unseren Einer; die Völkerstimmen, welche Herder uns vernehmlich machte; und vor Allem die Lehren, die wir im vertrautesten Umgang mit den Vätern der Schönheit, den Hellenen, schöpften.

Wenn nun aber auch die deutsche Literatur vorzüglich bei der englischen und bei der antiken Muse in die Schule ging; wenn sie von Macpherson Naturgefühl, von Sterne Humor mit Empfindsamkeit verbinden, Natürlichkeit von Homer und Goldsmith lernte; so wäre es doch Undank, die unermeßliche Wirkung zu verkennen, welche seinerseits Rousseau auf uns übte. Unzählige Fäden führen auf ihn zurück. Man spürt seinen Einfluß überall in der Sturm- und Drangperiode,[65] bei Goethe vom Werther bis zu „Wahrheit und Dichtung", bei Schiller von den Räubern bis zum Wilhelm Tell, bei Matthisson und bei Jean-Paul. Zuletzt verwischt sich die Fährte im Dichterwalde der christlich-mittelalterlichen Romantik, obgleich die Schwärmerei eines Novalis im Grunde auch nur eine Erscheinungsweise Rousseau'scher Empfindsamkeit war.

Was insbesondere Goethe betrifft, so ist die Behauptung, daß ohne die „Héloïse" der Werther nicht geschrieben worden wäre, so übertrieben, wie die vorher angeführte Aeußerung Napoleon's über Rousseau als Urheber der Revolution. Mr. Morley bemerkt, Werther würde nicht Lotte beim Brodschneiden für die Kinder getroffen haben, hätte nicht St. Preux Madame de Wolmar zu einem ländlichen Mahle begleitet, bei welchem sie ihre Kinder und Frauen mit Kuchen und Milch bewirthet.[66] Wahrscheinlich hat einmal Goethe Lotte so getroffen; sollte er nicht von selber darauf gekommen sein, solch ein Motiv dichterisch zu verwerthen, so wäre ihm der „Vicar", wie wir wissen, ein näherliegendes Muster von Natürlichkeit gewesen als die „Héloïse". Auffallender ist, daß, wie Julie ihren Geliebten, Lotte Werther vor zu vielem Weingenuß warnt.[67] Die Frage, ob Selbstmord erlaubt sei, wird in der „Héloïse" erwogen. Goethe selber vergleicht sich St. Preux bei Schilderung seines Verhältnisses zu Lotte in „Wahrheit und Dichtung".[68] Immerhin mag man also in der „Héloïse" das Vorbild vom Werther sehen. Aber so weit übertroffen sind das Vorbild und dessen übrige Nachahmungen, daß, wie Athene von Odysseus' Wurf bei den Phäaken sagt, auch wol ein Blinder Goethe's Zeichen tastend herausfühlen würde; „so wenig vermischt liegt solches der Menge, sondern bei Weitem voran!"

Als Goethe den jugendlichen Schiller neben sich aufsteigen sah, faßte er sich zusammen und zeigte, in jedem Werke neu, erst recht seine Kraft, während die edelste Freundschaft ihn dem unerwarteten Nebenbuhler verband. Nichts Aehnliches gewahren wir bei Voltaire, als Rousseau, neben ihm sich erhebend, die Hand nach dem Lorbeer streckte. Der Altersunterschied Beider war kleiner als zwischen den deutschen Dioskuren, doch war Rousseau zur Zeit seiner ersten Erfolge doppelt so alt wie der Dichter der Räuber. Das Verhältniß war etwa so, als seien die Räuber in Schiller's Todesjahr erschienen. Schiller

Digitized by Google

fand also Goethe ungleich jünger und minder an Hegemonie gewöhnt, als Rousseau Voltaire. An Leichtigkeit und Schlagfertigkeit im Hervorbringen, Mannigfaltigkeit der beherrschten Literaturgattungen, Sicherheit des Geschmackes durfte sich Voltaire Rousseau weit überlegen fühlen, und er sah wol kaum in ihm einen ernstlichen Nebenbuhler im Dichterruhm, da er nur Verse für Poesie hielt. Um so empfindlicher mußte ihm der beispiellose Erfolg sein, welcher den ihm innerlich fremden und ungenießbaren Schriften des späten Emporkömmlings zu Theil ward. Ohne sich durch Rousseau merklich beeinflussen zu lassen, fuhr Voltaire rastlos fort in seiner Art zu wirken; bei ihren Meinungen, ihrem Charakter, den Genfer Verhältnissen, konnte es indeß nicht fehlen, daß bald bittere Feindschaft im Leben die Männer schied, deren Namen im Tod unzertrennlich wurden, und deren Asche erst derselbe Gipfel von Ehre, dann derselbe Gipfel von Schmach vereinte.

Legen wir an beide Männer den Maßstab einer bekannten Xenie, so war Voltaire, der verkündete, was die Epoche besaß, das Talent, Rousseau, der schaffend hervorbrachte, was ihr fehlte, das Genie. Und nun erscheint auch Friedrich's Geringschätzung Rousseau's als Schriftsteller in ihrem wahren Lichte. Friedrich, in Einem Jahre mit Rousseau geboren, gehörte, wie gesagt, gleich seinem literarischen Idol Voltaire, noch ganz der gallo-römischen Periode an. Die Gedanken- und Gefühlssphäre dieser Periode paßte zu seinem, wenn der Ausdruck erlaubt ist, etwas hartem und trockenem Sinn. In dieser Sphäre war er literarisch aufgewachsen, in diesen Formen hatte er, als Geschichtschreiber, Essayist, Briefsteller es zur Meisterschaft gebracht, welche einzelne Flecken noch heller strahlen ließen, weil sie an die Schwierigkeiten erinnerten, die er auf seinem Bildungsgange zu überwinden gehabt hatte. So wenig Friedrich den Aufschwung der deutschen Literatur begriff, und ahnte, „daß jene Morgenröthe den Horizont schon küßt;" so wenig vermochte er die Art von Schönheit zu empfinden, die bei Rousseau zuerst sich offenbarte, und den Anbruch einer neuen Zeit verrieth. Als literarischer Jünger Voltaire's war er zu eingewurzelt in der classischen Tradition, um Rousseau's Flug in andere Regionen zu folgen. Sein Begriff von Poesie war ganz verschieden von dem, welcher Rousseau's Schöpfungen unbewußt zu Grunde lag. Ihm fiel nicht ein, sich um die unbestimmten Regungen eines kranken Gemüthes zu bekümmern, von Klagen über eingebildetes Herzeleid sich erweichen zu lassen, mitzuschwelgen in landschaftlicher Schönheit, oder an der bloßen Naturwahrheit in Schilderungen aus dem gemeinen Leben Gefallen zu finden. So versteht man, daß diese ganze Seite Rousseau's für ihn nicht da war. Die Heldennatur in Friedrich war es nicht, welche diesen Widerstand leistete, denn der General Bonaparte nahm den Werther und den Ossian mit nach Aegypten. Man sieht aber jetzt, in welchem Sinne Friedrich's Unvermögen, Rousseau als Dichter zu würdigen, diesem vollends den Kranz auf die Stirne drückt.

Längst hat Genf sein Vergehen gesühnt, und durch ein ehernes Standbild das Andenken seines berühmtesten Sohnes geehrt. Wo beim Eintritt zwischen die stolzen Façaden des modernen Genf die seegeborene Rhône ihre

Digitized by Google

blauen Arme stürmisch um eine Insel schlingt, sitzt, nach See und Alpen gewendet, Griffel und Foliant in Händen, auf curulischem Sessel Pradier's Rousseau: als Gesetzgeber, einem Ulpian oder Tribonian ähnlich, und an den verhängnißvollen Social-Vertrag gemahnend.

Das ist mein Rousseau nicht.

Ich hätte ihn in jungen Jahren, mit fliegendem Haar, in leichter Reisetracht dargestellt, neben ihm Hut, Wanderstab und ärmliches Reisebündel, wie er sich in den „Confessions" beschreibt. Auf eine felsige Brustwehr sich lehnend, stützt er mit der Hand das schwermüthig geneigte Haupt, und das feuchte Auge schaut aus weit über seinen geliebten See, wo um die Klippen von Meillerie die holden Geschöpfe seiner Einbildung schweben, so lange es eine französische Sprache gibt.

Anmerkungen.

[1] (S. 242.) Émile, ou de l'Éducation. L. V. Des Voyages. „Adraste, roi des Dauniens, n'est pas non plus introuvable." (Oeuvres complètes de J. J. Rousseau, Paris, Hachette et Cie, 1873. t. II. p. 439.)

[2] (S. 242.) In den „Confessions" (P. II. L. XII.) führt Rousseau nur den ersten Vers an, und sagt, daß dessen tadelnder Sinn durch den vorhergehenden Vers des Distichons verdeutlicht worden sei. Die neueren Ausgaben von Rousseau's Werken geben die Verse, wie sie im Texte stehen, mit der Bemerkung, daß der zweite Vers auf der Rückseite des Bildes zu lesen war. (Oeuvres etc. t. VI. p. 28.)

[3] (S. 242.) In den vorhandenen Briefen d'Alembert's an den König kommt, soviel ich finde, Rousseau's Name überhaupt nicht vor. Der Ton von d'Alembert's damaligen Briefen schließt ohnehin solche Angeberei aus (Oeuvres de Frédéric le Grand. t. XXIV. XXV. Berlin chez Rod. Decker). Was auch d'Alembert sonst und namentlich später im Éloge de Milord Maréchal (A Paris et à Berlin 1779. p. 68 et suiv.) gegen Rousseau verschuldet haben mag, die hier von Rousseau geäußerte Verdächtigung ist doppelt ungerecht, insofern d'Alembert es war, der Rousseau bei seiner Flucht von Montmorency rieth, sich nach Neuchâtel unter den Schutz Friedrich's und des Lord Marischals zu begeben, wobei er ihm seine Vermittelung anbot (J.-J. Rousseau, ses Amis et ses Ennemis; Correspondance publiée par M. G. Streckeisen-Moultou etc. Paris 1865. t. I. p. 270. 271).

[4] (S. 242.) L. c. P. II. L. XII. (Oeuvres etc. t. IX. p. 36.)

[5] (S. 242.) Lettre sur la Musique française. Oeuvres etc. t. VI. p. 178.

[6] (S. 242.) Des Lord Marischal's Briefe finden sich bei Streckeisen-Moultou etc. t. II. p. 63 bis 157. — Vergl. dort über das Codicill zu Rousseau's Gunsten p. 130.

[7] (S. 243.) Correspondance, No. 372. Oeuvres etc. t. X. p. 348.

[8] (S. 243.) Ibidem. t. XVIII. p. 216 (Correspondance de Frédéric avec la Duchesse de Saxe-Gotha). — Vergl. weiter unten im Text, und Anm. 41.

[9] (S. 243.) Ibidem, t. XX. p. 288.

[10] (S. 244.) Ibidem, p. 288. 289.

[11] (S. 244.) Streckeisen-Moultou etc. L. c. p. 70. 75. — Confessions, P. II. L. XII. (Oeuvres etc. t. IX. p. 40.)

[12] (S. 244.) Correspondance, No. 403. Oeuvres etc. t. X. p. 380. 381. — In der Kladde dieses Briefes, welche sich erhalten hat, ist ein noch weniger passender Ton angestimmt.

[13] (S. 244.) Oeuvres de Frédéric etc. t. XX. p. 291.

[14] (S. 244.) L. c. L. XII. (Oeuvres etc. t. IX. p. 40. 41.)

[15] (S. 245.) Correspondance, No. 397. 404. Oeuvres etc. t. X. p. 372. 381.

[16] (S. 245.) Eine ähnliche Erzählung findet sich bei Jules Levallois, Introduction etc. zu Streckeisen-Moultou's Sammlung, l. c. p. XXXI.

[17] (S. 245.) Mit einem von Berlin eine Meile entfernten, großentheils von Franzosen bewohnten Dorfe kann nur Französisch-Buchholz gemeint sein, wenn es auch nicht genannt ist. Streckeisen-Moultou, l. c. p. 137. 138.

Digitized by Google

[18] (S. 246.) Correspondance, No. 768. Oeuvres etc. t. XI. p. 322.

[19] (S. 246.) Man findet ihn bei (Musset-Pathay), Histoire de la Vie et des Ouvrages de J.-J. Rousseau, Nouv. Éd. Paris 1822. t. II. p. 562.

[20] (S. 246.) Streckeisen-Moultou, l. c. p. 147. — Vergl. auch Éloge de Milord Maréchal par Mr. d'Alembert etc. p. 71. 72.

[21] (S. 246.) Oeuvres de Frédéric etc. t. IX. p. XVII. p. 169.

[22] (S. 247.) Confessions, P. II., L. VII. (Oeuvres etc. t. VIII. p. 211.)

[23] (S. 247.) Ibid., P. I., L. VI. „Je n'ai jamais été assez loin pour bien sentir l'application de l'algèbre à la géométrie." (Oeuvres etc. t. VIII. p. 170.)

[24] (S. 247.) (Musset-Pathay), Histoire etc. t. I. p. 258. 289.

[25] (S. 247.) Vergl. E. du Bois-Reymond, Leibnizische Gedanken in der neueren Naturwissenschaft. Monatsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften. 1870. S. 849; — Besonders erschienen bei Dümmler, Berlin. 1871. S. 31.

[26] (S. 247.) Vergl. E. du Bois-Reymond, Ueber die Grenzen des Naturerkennens. Leipzig bei Veit u. Comp. 4. Aufl. 1876. S. 30.

[27] (S. 247.) S. den Artikel: Unité de Mélodie, im Dictionnaire de Musique: „L'Unité de Mélodie exige ... qu'on n'entende jamais deux mélodies à la fois." (Oeuvres etc. t. VII. p. 338.)

[28] (S. 247.) Confessions, P. II., L. VII. (Oeuvres etc. t. VIII. p. 201.)

[29] (S. 248.) Vergl. John Morley, Rousseau. London 1873. Vol. I. p. 303 sqq. — Ueber die Solfeggisten findet man Auskunft in: Helmholtz, Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik. 4. Aufl. S. 664 ff.

[30] (S. 248.) A. a. O. S. 338.

[31] (S. 248.) Fétis, Biographie universelle des Musiciens et Bibliographie générale de la Musique. 2me Éd. t. III. Paris 1862. p. 328. (Article Frédéric II. etc.)

[32] (S. 249.) „Il n'y a ni mouvement, ni figure qui produise la réflexion." Émile etc. L. IV. (Oeuvres etc. t. II. p. 251.)

[33] (S. 249.) In London war einst Rousseau nur mit äußerster Mühe dahin zu bringen, daß er nicht seines Sultans willen, der heulte, wenn er allein blieb, den Hof und Garrick im Stiche ließ. Morley, l. c. vol. II. p. 222.

[34] (S. 249.) Ueber das durch Rousseau in der französischen Literatur so berühmte Wintergrün s. Confessions P. I., L. VI. (Oeuvres etc. t. VIII. p. 161.) — Rousseau selber sagt von der Botanik: „La botanique est l'étude d'un oisif et paresseux solitaire ... C'est la chaine des idées accessoires qui m'attache à la botanique." Les Rêveries d'un Promeneur solitaire. VIIme Promenade. (Oeuvres etc. t. IX. p. 379. 382.)

[35] (S. 250.) Correspondance littéraire, philosophique et critique par Grimm, Diderot etc. Revue ... par Maurice Tourneux. Paris 1878. t. V. p. 114: „Le grand défaut de M. Rousseau, c'est de manquer de naturel et de vérité; l'autre, plus grand encore, c'est d'être toujours de mauvaise foi." Aus der Anzeige des „Emile". Ein starkes Wort wider den Mann, der zu seinem Wahlspruch gewählt hatte: Vitam impendere vero.

[36] (S. 250.) Vergl. E. du Bois-Reymond, Ueber Universitätseinrichtungen. Rede gehalten beim Antritt des Rectorats u. s. w. Berlin bei Hirschwald, 1869. S. 17.

[37] (S. 251.) Morley, Rousseau etc. vol. II. p. 160.

[38] (S. 251.) Vergl. E. du Bois-Reymond, Ueber das Nationalgefühl. Monatsberichte u. s. w. 1878. S. 233. — In „Nord und Süd". Eine deutsche Monatsschrift. Bd. V. S. 314.

[39] (S. 253.) Aeußerung Napoleon's gegen Stanislas Girardin. Holland's Foreign Reminiscences. London 1850. p. 261. (Nach Buckle, History of Civilisation in England. London 1858. vol. I. p. 767. Note 13.)

[40] (S. 253.) Eine der Sectionen, in welche Paris während der Schreckenszeit getheilt war, hieß Section du Contrat social. A. Bachelin, Iconographie de J.-J. Rousseau. Publié par le Comité du Centenaire (2 Juillet 1878.) Paris 1878. p. 21. No 137.

[41] (S. 253.) Oeuvres de Frédéric etc. t. XVIII. p. 216. — Vergl. oben Anm. 8.

[42] (S. 253.) Ibidem, t. IX. p. XIV. p. 113.

[43] (S. 254.) Confessions, P. II., L. VIII. (Oeuvres etc. t. VIII. p. 258.)

[44] (S. 254.) Ibidem, L. IX. (Oeuvres etc. t. VIII. p. 288.)

Digitized by Google

[45] (S. 255.) Ibidem, L. XII. (Oeuvres etc. t. IX. p. 51.) — Ein junger Officier, Séguier de St. Brisson, quittirte den Dienst und lernte, wie Emile, das Tischlerhandwerk.

[46] (S. 255.) Vergl. Goethe, Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Gesammtausgabe in dreißig Bänden. Stuttgart und Tübingen, 1851. Bd. XVIII. S. 142.

[47] (S. 255.) Die Reihe von Klopstock's Oden zum Preise der Eisbahn beginnt zwar erst mit dem Jahre 1764, und die angeführte Stelle insbesondere ist vom Jahre 1766. Vergl. Klopstock's Oden u. s. w. von J. G. Gruber. Leipzig 1831. Ode LIX. LXV. LXXIX. LXXXIV. CXCVI. Doch steht fest, daß Klopstock schon in Schulpforta leidenschaftlich Schlittschuh lief.

[48] (S. 256.) „Dans ce sac ridicule où Scapin s'enveloppe,
Je ne reconnois plus l'auteur du Misanthrope."
Art poétique, Chant III. Oeuvres de Boileau, Nouvelle Édition. Paris 1860. p. 207. Dabei irrt sich der correcte Boileau; Scapin hüllt sich nicht in einen Sack, sondern er steckt Géronte hinein, um ihn zu prügeln. Molière hätte Boileau antworten können: La raison dit Virgile, et la rime Quinault. (Satire II. Ibidem p. 30.)

[49] (S. 256.) Ibidem, Épître IV. p. 136.

[50] (S. 257.) Vergl. E. du Bois-Reymond, Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft. Monatsberichte u. s. w. 1868, S. 50. 51. 62. — Besonders erschienen bei Dümmler, Berlin. 1868. S. 18. 19. 29.

[51] (S. 257.) A. a. O. Bd. II. Stuttgart und Tübingen 1843. S. 3 ff.

[52] (S. 258.) Leipzig bei Hirzel. 1873.

[53] (S. 258.) E. du Bois-Reymond, Culturgeschichte und Naturwissenschaft u. s. w. Diese Zeitschrift. November 1877. IV. Jahrgang. S. 225. — Besonders erschienen bei Veit und Comp. Leipzig. 1878. Erster und zweiter unveränderter Abdruck. S. 24 ff.

[54] (S. 259.) Ich finde mit Genugthuung, daß schon Sainte-Beuve La Fontaine als Vorläufer Rousseau's bezeichnet. Causeries du Lundi. 3me Éd. t. III. Paris, 1858. p. 89.

[55] (S. 259.) Vergl. Morley, L. c. t. I. p. 101.

[56] (S. 259.) Essai sur J.-J. Rousseau in: Oeuvres posthumes de Jacques-Henri-Bernardin de Saint-Pierre mises en ordre par Aimé-Martin. Paris, 1840. p. 454.

[57] (S. 260.) Rousseau war sich der Bedeutung dieser That wohl bewußt. Der Titel seines Romans lautete ursprünglich: Julie, ou la Nouvelle Héloise, ou Lettres de deux Amans, Habitans d'une petite Ville au pied des Alpes, recueillies et publiées par J.-J. Rousseau.

[58] (S. 261.) „Pauvres aveugles que nous sommes!
Ciel, démasque les imposteurs,
Et force leurs barbares cœurs
A s'ouvrir aux regards des hommes."
(Musset-Pathay), Histoire de la vie et des ouvrages de J.-J. Rousseau etc. t. I. p. 506.

[59] (S. 261.) Vergl. E. du Bois-Reymond, La Mettrie. Monatsberichte u. s. w. 1875. S. 103. 106. — Besonders erschienen bei Hirschwald, Berlin. 1875. S. 27. 28. 31.

[60] (S. 263.) Vergl. E. du Bois-Reymond, Ueber eine Akademie der deutschen Sprache. Monatsberichte u. s. w. 1874. S. 262. — Besonders erschienen bei Dümmler, Berlin. 1874, S. 17. 18.

[61] (S. 263.) Confessions, P. II., L. VIII. (Oeuvres etc. t. XIII. p. 248.)

[62] (S. 263.) „Feuillu" war Diderot's Ausdruck. Ibidem, L. IX. (Oeuvres t. VIII. p. 330, wo das Wort verdruckt ist.)

[63] (S. 263.) Sainte-Beuve, Causeries du Lundi etc. t. III. p. 78.

[64] (S. 263.) Vergl. E. du Bois-Reymond, Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft a. a. O. S. 40. — Besondere Ausgabe, S. 8.

[65] (S. 264.) Goethe erzählt, daß der „Emile" das Haupt- und Grundbuch Klinger's war, nach dessen Stück die Periode heißt. Aus meinem Leben u. s. w. A. a. O. S. 142.

[66] (S. 264.) L. c. Vol. II. p. 37. — Mr. Morley meint die Schilderung im X. Briefe (von St. Preux an Lord Bomston) des IV. Theiles. (Oeuvres etc. t. IV. p. 314. 315.)

[67] (S. 264.) Es ist der Brief vom 8. November (1772): „Sie hat mir meine Excesse vorgeworfen! u. s. w. — Vergl. Héloise, P. I., Lettre L, LI, LII (Oeuvres etc. t. IV. p. 92—96.)

[68] (S. 264.) Goethe spielt an auf den Schluß des VII. Briefes des V. Theiles der „Héloise". (Oeuvres etc. t. IV. p. 428.)

Digitized by Google

Wissen und Schaffen.

Aphorismen zu
Friedrich Vischer's „Auch Einer"
von
Berthold Auerbach.

Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft von Friedrich Theodor Vischer. 2 Bände. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1879.

„Wenn ich Poetisches gelesen habe, z. B. Jamben, und komme nachher zu Prosaischem, so meine ich einige Minuten lang es auch in Jamben lesen zu müssen," heißt es (II. 372) in Einhart's Tagebuch. Ueberaus lustig wird dann ein Regierungsschreiben skandirt.

An diese psychologische Thatsache knüpfe ich an und gebe meine Betrachtungen zu dem wesentlich in Aphorismen gehaltenen Buche in der gleichen lockeren Form. Hoffentlich stellen wie in dem vorliegenden Werke auch diese abgerissenen Gedanken sich einheitlich heraus.

Aphorismen erscheinen bequem, sind aber gefährlich für Autor und Leser. Diesem muß zugemuthet werden, Bindung und Zusammenhang selbstthätig zu finden, während Einzelnes leichthin betrachtet, nicht als organischer Theil eines Ganzen, sondern für sich als Selbstzweck erscheint. Hier liegt auch die Gefahr für den Autor. Eine charakteristisch scharf gefaßte Wahrnehmung aus der äußeren und inneren Welt, eine mühsam errungene Erfahrung und Lehre dünkt ihm neu und bewahrenswerth und wird nun stillschweigend oder mit geflissentlicher Deutung zu einer Besonderheit der vor Augen stehenden Gestalt, oder des gewählten Themas gemacht.

Ich glaube, daß Vischer selten — aber doch manchmal — in diesen Fehler verfallen ist, und ich will oder kann es nicht besser machen; ich muß mir sogar gestatten, diese Aphorismen in alphabetische Ordnung zu bringen.

Angeklagter ist bei uns in Deutschland ein Autor bei einer neuen Veröffentlichung, wenn er bereits anderweit sich einen Namen errungen hat, und nun dem Publicum Etwas zumuthet, statt als Gefälligkeitsdichter ihm das herkömmlich

Digitized by Google

Anmuthende zu bieten. Er erscheint als Störenfried, wenn er sich ernst gibt und ernst genommen sein will, und wenn er — und das thut Vischer in diesem Buch — die Mittelmäßigkeit aufrüttelt und nicht nur das Gewohnte in neuer Herrichtung zu sagen hat, sondern geradezu mehr und ganz Anderes zu sagen hat, als man eben gewohnt ist.

Wer will heute noch die Entwickelungsgeschichte eines Geistes im Auge halten, der unablässig an sich arbeitet und Gleiches von Anderen heischt? Ein Gebietender im Reiche der Wissenschaft wendet sich, nicht zur Ferienspielerei, sondern mit der vollen Schwere seiner Kraft in die dichterische Formgebung.

Das heischt den Dank treuen Nachgehens, zumal bei doch noch herrschendem Kathederstolz, der alles Schöngeistige — wenn es nicht aus dem Alterthum stammt — für geringfügig ansieht.

Die Kritik macht sich gern breit im Negativen und hält sich in der Regel knapp, wo nachzuweisen wäre, welche Mittel der Dichter angewendet, und welche Wirkung er damit erzielt hat; wie er den Aufbau gefügt und geschlossen.

Ich habe an und aus diesem Buche viel gelernt, vielleicht auch Etwas, das einen kleinen Beitrag zum Verhältniß von Wissenschaft und Kunst gibt.

Gerade solch ein Autor wie Vischer, der in der Theorie der Kunst eine gesetzfindende Autorität ist, kann das Sprüchwort zum Wahrwort machen: von einem goldenen Rad fällt ein silberner Nagel.

Belehren soll die Kritik. Wen? Den Autor oder den Leser? Man sagt, Beide zugleich. Vischer wird schwerlich nach Ausschüttung solcher Ueberfülle von Anschauungen und Gedanken ein zweites Buch ähnlicher Art schreiben.

Der Dichter kämpft theoretisch und dichterisch gegen das Verkünstelte, gegen die Affectation, gegen das Forcirte und für den Geschmack der Leser Arrangirte.

Das ist kein Buch für die Müden und Abgespannten, denen man mit stürmischer Hast und gewaltiger Aufregung und Spannung, mit Funkensprühen aus dem künstlich bereiteten Feuerwerk beizukommen sucht. Dieses Buch verlangt Sammlung und Stille, um die zartesten Töne und Uebergänge vernehmlich werden zu lassen.

Vischer macht den Leser ständig kritisch, er reflectirt über den Helden und über das, was er von ihm der Oeffentlichkeit zu übergeben hat. Es gibt keine Restriction, die der Dichter nicht selbst inmitten des Buches macht, so z. B. II. 5., wo die Composition der Pfahldorfgeschichte motivirt ist.

Unsere größten Dichter haben das deutsche Volk daran gewöhnt, mit der Aufnahme eines dichterischen Kunstwerks zugleich auch die Gesetze seiner Production und seines Bestandes zu erkennen. Lessing, Goethe und Schiller waren zugleich auch theoretisch die Gesetzeskünder. Hat das eine zweite Nation außer uns Deutschen?

Es läßt sich aber vielleicht überhaupt die Wissenschaft der Aesthetik minder an der systematischen Theorie, als an Werken der Dichter lernen, wobei auch das Verfehlte sich erweisen ließe, denn auch Goethe ist nicht unfehlbar. So ergeben sich reichlich Gesetze der Aesthetik an der Dichtung des Aesthetikers Vischer.

Digitized by Google

Wie kommt der Mann der ästhetischen Wissenschaft zur dichterischen Production?

Gleichwie in der Naturwissenschaft aus der Erkenntniß der mechanischen und physikalischen Kräfte die Bewegung des organischen Lebens sich nicht finden läßt, sondern Geheimniß bleibt, und Lebenskraft und dgl. genannt wird, so auch verhält sich die philosophische Erkenntniß zur künstlerischen Gestaltung. Der Enthusiasmus, das tief geheimnißvolle numine afflatus wirkt eigenartig bei einem Dichter wie Vischer, der das feinste Geäder künstlerischer Organismen bloßzulegen weiß, unter der taghellen gewohnten Betrachtnahme der Gesetze. Schon Schiller klagt einmal, nach seinen strengen philosophischen Studien, daß ihm nun bei den Operationen der Phantasie die theoretische Betrachtnahme zuschaue. Die immanente Führung des Gesetzes herrscht auch im schrankenlosen Walten der Phantasie, sie stört nur, wenn sie als Wächter daneben steht.

Die logische Schrittmäßigkeit, die auch in der Schaffung des Kunstwerkes vernehmbar ist, wird plötzlich aufgehoben; Pegasus steigt mit seinem Flügelpaar in die Lüfte, aber auch der Flug der Phantasie hat seine Bewegungsgesetze.

Ich will den Gesammteindruck aus der Dichtung Vischer's hier vorweg bezeichnen. Nach meiner Ansicht — und ich sage ein für allemal nach meiner Ansicht — hat Vischer alle gegebenen Situationen dichterisch durchempfunden und bis in die äußersten Grenzen ausgestaltet, aber dieser Durchempfindung des Gesetzten entspricht nicht die Erfindung; diese erscheint auf kaltem Wege ausbedacht und in Gewaltsamkeiten verfangen.

Es gilt hier der dunkel scheinende Ausspruch II. 295: „Ein Dichter ist immer gescheuter als er selbst; freilich auch dümmer, als er selbst."

Composition. Eine Hypothese sei gestattet.

Ich betrachte die Pfahldorfgeschichte als die eiserne Säule, um welche der Thon zur Figurenbildung gelegt wurde.

Es ließen sich Lagerungsschichten in der Composition dieses Werkes abblättern.

Der erste Anreiz zur Pfahldorfgeschichte kann wol in dem Worte Erzketzer gelegen haben, woraus dann ein Apostel der Erzperiode als Ketzer in der Steinzeit sich bildete. Die Blutwelle rollte mächtig und machte die Wangen des Dichters glühen in dem Gedanken, eine Parallele zu schaffen in Erfindung einer Religion, eines Cultus und der Religionskämpfe für die vorgeschichtlichen Menschen der Steinzeit. An dieses allgemein sinnbildliche ergibige Motiv schoß dann in der Dichterseele ein Motiv an, das echt dichterisch ist, weil es in jede Zeit zu versetzen und in jedem Gemüth zu erregen ist. In die vorgeschichtliche Ketzerverfolgung kommt die Angeberei aus Eifersucht. Während „A. E." in Venedig diese Pfahldorfgeschichte schreibt („das Wässrige und auch Ufergeruch, Stimmung zum Seebild") und uns das Gedankenbild zu seiner Phantasie gibt, sieht er die Inschrift an der Kirche St. Martin. Das Wort Dononcie rc. wird stoffwechselnd zur Hebkraft eines ganz andern. In Band II, S. 333 ff. sind Geheimnisse der Production so schlicht als wahr aufgedeckt. — Die Pfahldorfgeschichte ist bei aller Buntheit, die ihr der Dichter gegeben, doch innerlich so wohl gefugt, daß sie als rundes Kunstwerk dasteht, weit mehr als das, was der Dichter mit seinem

Digitized by Google

„A. E." gestaltet hat. Und das kommt daher, weil der erste Ansatz zur Composition von der Gestaltung ausging. Aber bald — und wer vermag im Reiche der Phantasie die Schnelligkeit zu ermessen — gesellte sich die Idee hinzu. Der Dichter weiß ganz genau den Punkt zu bezeichnen, wann die Knospe ansetzte, wann sie aufsprang. Nun war die Pfahldorfgeschichte da, aber die Worte „das darf ich doch nicht in eigener Person, nicht direct thun, muß doch als Poet verfahren" (II, 335) wende ich auch auf Vischer an. Die Pfahldorfgeschichte wurde einem Romanhelden zugedichtet und jetzt erst fand sich ein Odysseus der Gedankenwelt, und für ihn war in der Seele des Dichters überreiches Material vorhanden. Odysseus steuert unter Abenteuern einer Heimath zu, wo aber ist die Heimath für „A. E."?

Der Dichter zerschlug die Fabel in drei Theile: zuerst Begegnung mit dem Helden, dann Nacherzählen von Vater Eriks, Reise in den Wohnort des Helden, und schließlich dessen Tagebuch.

Der Dichter wollte uns den Helden nahe bringen, der uns zunächst mit seinen Wunderlichkeiten in Betracht seiner Ideen ansprechen soll. Das Persönliche wird uns so lange verhüllt und verschoben, und es ist sinnbildlich, daß der Held uns erst persönlich aus seinen Tagebüchern heraus nahe gebracht wird, wenn er todt ist. Die Fabel ist an sich nicht ergibig, was sich sofort zeigen würde, wenn man sie vom Gedankengehalt ablöste.

Der Held ist tüchtiger Beamter, reist nach dem Norden, erlebt das Abenteuer mit Goldrun, kämpft nach der Genesung mit in Schleswig-Holstein (das wird nur gesagt, nicht geschildert), reist nach der Schweiz, schreibt die Pfahldorfgeschichte, reist nach Italien, wo Kordelia stirbt, kehrt heim und erleidet den Tod.

Aehnlich wie die Fabel zerschlagen ist, gibt sich auch die Darstellung des Helden an sich; er wird in drei verschiedenen Gesichtspunkten gesehen: vom Dichter mit Ich erzählend, vom Bekanntenkreis und schließlich, wie er sich selbst ansieht in dem Tagebuch. Da ist bald Oberlicht, bald Seitenlicht hüben und drüben und Beleuchtung von unten, mit einem Wort ein unruhiges Licht. Durch das Zerschlagen der Fabel in drei Theile muß der Dichter vor- und rückwärts gehen, er macht damit eigentlich eine Decomposition; während vor seiner Phantasie einfach stand: Amtliches, politisches Leben des Helden, Reise nach dem Norden, Ausarbeitung der Pfahldorfgeschichte, Reise nach Italien, Heimkehr, Tod. Und so muß sich's der Leser wieder construiren. In dieser Vortragsweise des vor- und rückwärts Gehens steht der Held immer als derselbe vor uns; er erlebt nur Verschiedenes, er selber wird kein Anderer. Das persönliche Leben wie das Zeitleben bewirkt nur die Entladung des in ihm Ruhenden. Da das Genetische einmal ausgeschlossen ist, war diese Form, die die gewohnte Folgenreihe auflöst, künstlerisch wohlbedacht, aber sie erschwert die Aufnahme des Lesers. Und weil es nicht ein einziger Affect, ein bestimmtes Bestreben ist, das in dem Helden waltet, sondern weil der Dichter am Helden Alles auslegen wollte, was ein Menschenherz bewegt, ist die Spannung als solche nicht vorherrschend. Der Held wird vom Dichter gesehen. Dann stellt der Held seine productive Kraft in einer Dichtung dar, und schließlich sein eigenes Wesen im Tagebuch, das wir

Digitized by Google

erst nach dem Tode des Helden vor Augen bekommen. Und in dieser Erscheinung bleibt er vorwiegend in unserer Vorstellung haften.

Aehnlich wie der Harfner in Wilhelm Meister, nachdem wir sein Schicksal erfahren haben, nicht mehr vor uns erscheint, so auch „A. E.“. Jedenfalls hätte „A. E.“, nachdem wir das Schwere von ihm wußten, nicht mehr lebendig humoristisch gefaßt werden können.

Es kommt für den ersten Anreiz und Keim eines dichterischen Kunstwerkes wesentlich darauf an, daß in der Seele des Schaffenden die Bewegung nicht davon eintrete, daß er Etwas und was er zu sagen hat. Ein dichterisches Werk hat zu seinem ersten Antrieb das Motiv der Gestaltung. Sind die Gestalten dann einmal lebendig, so werden sie schon sagen, was ihnen zukommt.

Die Hegel'sche Selbstbewegung der Idee ist noch weit mehr dichterisch die Selbstbewegung der gefaßten Gestalt.

Der Figurenkreis ist sehr klein. Männer treten nur episodisch neben dem Helden auf, und die Frauen, Hedwig allein ausgenommen, nur aus der Anschauung des Helden.

Der Held hat keinen bestimmten Conflict zu besiegen oder zu lösen, worin sich die Gesammtheit seiner Kraft anspannt und herausarbeitet, er ist einem Schicksal unterworfen, einem an ihm haftenden, das noch dazu als ein körperliches Gebrechen sich darstellt. Durch den Mangel eines bestimmten Conflictes fehlt auch die Concentration.

Auch die Dichtung steht unter der Führung der „Frau von Vorsehung, geborenen Zufall.“

Man könnte auch vom Autor sagen (I. 53): „Sie haben einen Palast vor sich und nehmen zum Standpunkt für Ihr Urtheil die Hinterseite.“ Wie ist „Tetem“ so urkomisch, und wie spät erst kommen wir zum Verständniß desselben! Der grauenhafte Vorgang mit der Leiche wird uns schon I. 99 angedeutet: „Das Böse, Grauenhafte — ja dazu — damals — damals — und man bedarf Nachsicht —“

Vischer capricirte sich darauf, den Helden lange unpersönlich zu lassen und ihm doch räthselhafte Züge und in's Große gefaßte Betrachtungen zu geben. Eigentlich wird uns der Held erst nach seinem Tode persönlich. Es ergibt sich da eine Beleuchtung von rückwärts. Und wenn man das Buch dann zum zweiten Male liest, merkt man erst, welche Feinheiten in früheren Andeutungen gegeben sind, über die man beim ersten Lesen leicht oder gar widerwillig dahinging.

Der alte Satz, daß der Dichter uns in medias res versetzen solle, ist, glaube ich, so zu verstehen, daß man dabei doch recht wol vom ersten Tage des Helden an beginnen könnte; wir sollen nur sofort in eine Sphäre versetzt werden, in der wir mit Verlangen oder Behagen uns umschauen und in der wir unseren Führer, den Erzähler, als Wissenden und zu Hause erkennen. — Vischer hält die Fiction fest, daß er vom Helden nicht mehr wisse, als der Leser, daß er erst nach und nach mit uns von seinem Leben und Denken erfahre. Das ist ein gefährliches Experiment; denn es setzt voraus, daß der Leser ebenso ein Suchender ist, wie der Dichter, ein solcher, der einzelnen Aeußerungen nachgeht, um ihre psychologische Quelle zu entdecken. Und dieses Verfahren ist doch wieder eine Illusion des

Digitized by Google

Dichters; denn er weiß doch bereits, was Tetem heißen soll, während der Leser nur verblüfft ist. Und erst II. 8. erfährt er und erfahren wir, was „A. E." für Namen sind, und was der Träger dieses Namens für ein Mann ist.

Bei der Rückschau auf das Ganze sehen wir, das Buch beginnt da, wo der Held bereits die entsetzliche Geschichte mit Goldrun, seine schwere Krankheit erlitten hat, und wir begegnen Kordelia mit ihren Kindern. Hier liegt's. Die Frage: wie macht man's, daß man beim Anfang anfängt? Der Anfang ist nicht nothwendig, ja nur selten die Genesis, sondern es handelt sich darum, die Achse zu finden, von welcher aus das Vorhergegangene und das nun Erfolgende die Drehung nimmt. Vischer beginnt an einem Punkte, wo des Räthselvollen, des erst nach und nach sich Begebenden und Lösenden bereits zu viel ist. Der Anfang, abgesehen von dem Anwidernden an der Gasthoftafel, ist nicht derjenige, der uns in Stimmung und Interesse versetzt. Der Dichter muß auch sofort Kordelia mit den Ihren entlassen, und wir bleiben mit dem Helden allein. So schön und groß auch der Selbstmordversuch des Helden nach der unglückseligen Gasthofsgeschichte ist — es ist da eine bewunderungswerthe Größe der Schilderung in Natur und Mensch — die lebhafte Theilnahme fehlt uns, weil wir die weitere Ursache der Handlung nicht kennen und nicht einmal in der Spannung sind, daß jetzt die Heldin befreiend eintreten könnte.

Beispielgebende Anfänge sind diejenigen von Wilhelm Tell und Wilhelm Meister. In Tell die Ruhe der Landschaft, dann ein vom Tyrannen Verfolgter, der vom Helden gerettet wird. Da ist sofort Alles in Bewegung und der Held in unsere Sympathie gesetzt. In Wilhelm Meister sofort die Theaterluft mit ihrer Lockerheit und Idealität.

Was aber thut ein so feiner Kenner wie Vischer? Er läßt seinen Helden bei der ersten Erscheinung, indem er einen abgeschmackten Gesellen zurechtweist, mit der Stimme überschlagen. Der Held steigt aus dem Stellwagen und fällt in den Staub. Noch bevor uns der Träger der Geschichte nahe gekommen, wird er in jene Mißlichkeit versetzt, von der er nicht zu reinigen ist. Und hier sofort tritt die Differenz ein. Der Dichter stellt sich und stellt uns auf ein psychologisches Interesse: Forschen wir, sehen wir zu, was das für ein Mann ist; folgen wir ihm in seinen Wunderlichkeiten, dringen wir bis zu seinem Kern vor! Das ist psychologisches, philosophisches Interesse, nicht dichterisches. Vischer geht von der Ueberzeugung aus, es sei eben so wichtig, was ein Mensch denkt, als was er thut und was ihm geschieht. Allerdings. Und was sind Ereignisse, abgelöst von der Seelenbewegung des Handelnden oder Getroffenen? Zunächst aber muß uns der Mensch als solcher interessiren, und dies wird am besten bewirkt, indem er Etwas thut, oder indem ihm Etwas geschieht, was uns Alle angeht.

Das Psychologische ist bei jeder Dichtung wirkend, aber nur insoweit, daß wir betheiligt sind. In der folgerichtigen Entwickelung eines Charakters, in seinen Stimmungen und Bethätigungen, losgelöst von der besonderen Persönlichkeit, abstract gesetzt, hört das Dichterische auf; wir kommen in das Reich des theoretisch Allgemeinen. Dichterisch bleibt, daß uns Leben und Denken einer Gestalt und besonders des Helden nahe geht, weil sie der gegebenen Person

inhärirt. Hieraus ergibt sich, in wie weit Erlebniß und Denken von allgemeiner Anwendbarkeit und Geltung ist.

In dem Bestreben, den Helden von sich zu entfernen, gab ihm der Dichter allerlei groteske Züge und steigerte dieselben bis zur Ungeheuerlichkeit. Mit diesen grotesken Schnörkeln hat er die Grundfarbe des Helden zu sehr tätowirt und verdrängt. Hier sitze ich, mochte er sagen, und bilde einen Menschen, und ihr sollt nicht sagen können, das bin ich selber.

„Du sollst beschrieben werden, Grobian, Deine Strafe soll nicht ausbleiben,“ heißt es I. 37. Das ist die humoristische Stimmung, die die erste Bewegung zur Abfassung des Buches bezeichnet. Und wenn der Dichter den Helden (I. 51.) für einen „Capitalschelm“ halten will und dem doch alsbald widerspricht, so versetzt er uns in die Unruhe des Forschens. Er gibt sich den Anschein, als ob er selber vom Helden nicht mehr wüßte als wir und ihm erst allmälig beikommen müßte. Er ist ein räthselhaftes, schwer zu nehmendes Object, und wir sind sogar in der Beunruhigung, daß uns ein psychiatrischer Befund geboten werde; denn die ersten Kundgebungen des Helden grenzen an Wahnsinn.

Stellt man sich mit dem Dichter auf das rein psychologische Interesse, auf die Menschenforschung, auf die Kunst oder Neigung, „die Knoten aufzudröseln,“ so wird man den Verlauf der Darstellung mit lebhafter Theilnahme verfolgen. Hier aber liegt eben das Mißliche, daß der Accent auf die psychologischen Studien und nicht auf das rein Poetische sich legen will, poetisch in dem Sinn, daß das Psychologische als That und Ereigniß erscheint, nicht abstract. Aber Vischer legt schon von vornherein den Accent nicht auf die Fabel, die an sich auch gering ist. Er wollte die Universalität einer Menschennatur ausgründen und darlegen. Hätte er hier Entsagung üben können, so wäre der Dichter Vischer mit viel entschiedenerer Kraft zur Erscheinung gekommen. Denn Vischer erweist sich als Dichter; er hat die sinnliche Kraft des Anschauens und Erfassens und weiß den Leser anschauend und erfassend zu machen; er kennt die Höhen und die Tiefen und Schmerz und Lust, und weiß uns drein zu versetzen. Und der Held seiner Dichtung, wie die anderen Figuren sind — abgesehen von noch zu bezeichnenden Ungeheuerlichkeiten — leibhaftige Menschen. Das ist wesentlich, denn wenn man in aller Dichtung, zumal der epischen, genauer zusieht, so ist das, was in der Erinnerung des Lesers haften bleibt, weit weniger die Fabel als die Figuren.

Edel ist der Held dieses Buches, hilfreich und gut. Und doch ist er, kurz bezeichnet, ein neuer Donquixote. Denn aller Idealismus hat in Consequenz seiner einseitigen Verfolgung etwas Donquixotisches.

„A. E.“ rechnet nicht mit allgemeinen, in Umlauf befindlichen Münzen, er trachtet nach selbständigem Prägrecht und übt es, soweit er kann, er nimmt Nichts an, was allgemein gilt, sondern nur, was ihm selber gilt. Diese selbstherrliche Natur ist mit einer seltenen Eindringlichkeit und Wirklichkeit geschildert, freilich auch behaftet mit allerlei Schrullen und Widerlichkeiten, die ein Menschenkind in sich erwachsen läßt, das eben nicht nach dem allgemeinen Reglement gedrillt

Digitized by Google

ist und sich nicht drillen läßt. Die Querköpfigkeiten und — wenn man so sagen darf — die Querherzigkeiten, die der Held hat, gehören zu seiner physiognomischen Besonderheit, die ihn dadurch nicht zu einem abstracten Typus werden lassen.

Der Held ist so tragisch als komisch, so groß als klein, er kämpft gegen den Pessimismus und wird theilweise ein Beleg dafür. Er ist von unerschütterlicher Bestimmtheit des Willens und doch durch Temperament von dem Momentanen ganz hingenommen. Er ist unbändig und von Ebenmaß und Gleichgewicht, heftig und mild, bürgerlich streng und verfällt in's Abenteuerliche, er ist naiv und reflectirend, bewußt human und fanatisch; kein einzelnes Prädicat deckt ihn ganz, er ist eine Summe von Kräften. Das Alles macht ihn zum Helden der Dichtung. Und Vischer selber nennt ihn (I. 82) einen unbequemen Sonderling und läßt (II. 35) den Assessor über Einhart sagen, „er war eine befehlende und dichterisch denkende Kraft."

Er steht den Dingen immer ehrlich und vertrauensvoll gegenüber, seine Wahrheit suchende Seele glaubt an die Wahrheit Anderer, und so scharf er sieht, er merkt Nichts von der List und Intrigue des Schicksals, und er selber hat auch Nichts von der List des Humors, die dem Spiel der Weltkräfte unbetheiligt zuschaut.

Einhart ist eine aristokratisch vornehme Natur und doch voll Mitgefühl für den Geringsten und für das Kleinste in der Welt, ein Kämpfer und ein Träumer, schüchtern und kühn, ein Weiser von besonnenem Gleichgewicht und ein sich überstürzender Rasender, ein Mann von selbstloser Weltliebe und wieder von Empörung über das Einzelne — ein Charakter von solch schöner Mischung, in welchem das Typische mit dem Individuellen zugleich festgehalten ist, daß es ein Verdienst bleibt, solchen fest gezeichnet zu haben, auch wenn in der Geschichte, in der er sich zu bethätigen hat, noch mehr Unzuträglichkeiten sich fänden, als in der That hier sind. Eines aber bleibt vorherrschend, und das gibt diesem Charakter eine gewisse Majestät: er bewahrt ständig eine mannhaft unverwüstliche Energie und eine unerschöpfliche Herzensgüte.

Es ist fraglich, ob die Gestalt Einhart's so im Contingent der bleibenden dichterischen Figuren verharren wird, daß man bei einem Lebensereigniß sagen muß: ja, ja, so ging's Einhart damals, so empfand er ganz ähnlich. Bleibt auch die Gestalt nicht als solche, so wird doch das redliche und große Denken dieses Mannes zum goldenen Besitzthum der denkenden Welt gehören.

Freundschaft. Nichts, was das menschliche Leben bewegt, ist von Vischer in diesem Buche unberührt geblieben, und überall zeigt sich eine Quelle von Gedanken, Bestimmtheit und Besonderheit der Beleuchtung. Wunderbarer Weise aber fehlt der Freund und die Freundschaft. Eine solche isolirte und doch immer theilnehmende und theilgebende Natur ist vielleicht von jener Freundschaft ausgeschlossen, die ein Correctiv wäre. Dieser Held hat es entweder mit sich allein oder mit der ganzen Welt zu thun; und was hier von Liebe zum Weibe einfließt, ist so übergewaltig, so absolut nicht auf die Dauer angelegt, daß dies die tiefe Einsamkeit des Mannes, der doch ein Mann der Gemeinsamkeit, des Staates und der Gesellschaft ist, nicht alterirt. — Drei hervorragende Helden der deutschen Dichtung

Digitized by Google

haben keinen Freund — was man in der Oper den Vertrauten nennt — dem sie sich erklären und der je nach seiner Bedeutung correctiv werden könnte: Nathan, Faust und Tell sind einsame Naturen. Nathan hat ausgekämpft, Tell und Faust vollziehen den Kampf. Der Kampf mit der Welt ist zum Kampf mit sich selber geworden. Der größte Schauplatz des Conflictes ist nicht der äußerlich räumliche und bemißt sich nicht nach der Zahl der Kämpfenden, der unermeßliche Schauplatz aller Conflicte ist im Inneren des einzelnen Menschen selbst.

Wie bei Faust, so beginnt auch Einhart mit dem versuchten Selbstmord. Einhart, der zum Selbstmörder werden wollte, wird zum Lebensretter eines Anderen; das ist ein dichterischer Griff, der nicht hoch genug zu preisen ist, zunächst jetzt abgesehen von der meisterhaften Zusammenstimmung von Menschenleben und Naturwalten im Schächenthal.

Die dialektische Bewegung der Idee stellt sich dichterisch als das Auseinanderschlagen in zwei Gestalten dar, wie das Goethe ständig durchführte von Carlos und Clavigo bis zu Faust und Mephisto.

Unser Dichter hat dem Helden nicht nur keinen ebenbürtigen Freund, er hat ihm auch keinen untergeordneten Genossen gegeben, wie Cervantes dem Donquixote seinen Sancho, wie Dickens dem Pickwick den Sam Weller, der das Widerspiel seiner Helden wäre; er hat beide Elemente in den Helden selbst gelegt. Das soll, wie wir Band II, S. 340, erfahren, eine neue Art Humor sein: naives Pathos mit gleichzeitigem Drüberstehen „ein Bild des Närrischen mit der Objectivität des Künstlers". Diese Gegensätze ließen sich aber nur in Gestalten verwirklichen, die einander das Gegengewicht und so von selbst die Objectivität des Dichters erweisen würden. Wenn aber der Held selbst über sich reflectirt, und wenn uns der Erzähler, bald humoristisch, bald psychologisch auslegend, den Gegensatz erkennen läßt, so tritt der Gegensatz doch damit noch immer nicht als Gestalt heraus.

Freundschaft und Familienanhang ist bei dem Helden nicht bezeichnet. Es kann dichterisch nothwendig sein, von Familienbeziehungen und Freundschaft abzulösen (Egmont, Nathan). Es handelt sich darum, diese Charaktere frei und allein ausleben zu lassen. Sollte der Titel noch etwa dahin erweitert werden können, daß es hieße: auch Einer, der keinen ebenbürtigen Freund hat, sondern einsam in seinem Ich steht?

Genetisches. „Bedauerlich ist, daß man Nichts von der Jugendgeschichte des Verfassers erfährt; das Tagebuch beginnt nicht früher, als mit dem Antritt seines ersten Amtes. Man möchte so gern darüber Aufschluß erhalten, aus welchem Boden ein Baum mit so kraus gebogenen Aesten entsprungen, unter welchen Einflüssen er so knorrig und krumm gewachsen ist. Mir ziemt jedoch nicht, den Gedanken, die sich der Leser hierüber bilden mag, mit Schlüssen und Vermuthungen aus meiner Werkstatt vorzugreifen."

So sagt der Dichter (II. 89) in der Einleitung zu dem Tagebuch. Ziemt es aber in der That dem Dichter nicht, in freier Fiction hier ergänzend einzugreifen? Liegt nicht vielmehr in dem Gegebenen eine Verpflichtung?

Digitized by Google

II. 246 sagt Einhart erst: „Ich rechne mich zum Stamme der Franken und wohne nahe der alten Sachsengrenze.“

Wir können uns Einhart als ein früh mutterloses, nur von einem Vater erzogenes, überhaupt nur unter Männern erwachsenes Kind denken; vielleicht zu vorherrschend auf Selbstbeobachtung hin gelenkt, dann in Wohlhabenheit allein stehend, schwer sich zu einer beschränkten wissenschaftlichen Disciplin entscheidend u. s. w. Bei einem Helden, der in einer bestimmten Handlung aufzutreten hat, oder der sich sofort als Glied einer Gruppe zeigt — der Bauer Tell, der Cavalier Egmont, der General Wallenstein — fragen wir minder nach Familie und Bildungsgang. Wir haben den Gewordenen vor uns und nicht einen Werdenden, vielmehr nur einen sich Bewährenden. Nun ist freilich auch Einhart ein solcher sich Bewährender; aber der Kreis, in den er betrachtend und handelnd eingreift, ist zu weit und zu vielseitig, um uns nicht nach der Bildungsgeschichte begierig zu machen . . .

Wäre Vischer dem genetischen Zusammenhang weiter gefolgt, so hätte er sicher die Unzuträglichkeit vermieden, daß „A. E.“ ein strammer tüchtiger Beamter ist, der zugleich ständig einen Kampf mit den Tücken des leblosen Objects führt. Denn das ist unvereinbarlich. Hier liegt ein offenbarer Compositionsfehler. Denken wir uns: Vor dem Beamten steht ein Angeklagter — husch! Papierschere oder Briefmarke vollzieht eine dämonische Tücke. Es geht nicht. Das ist nicht vereinbarlich.

Darf auch das als charakteristisch genannt werden, was einem Manne von Natur aus fremd ist? Bei einem Manne wie Einhart, der Alles durchlebt und betrachtet hat, darf gewiß bemerkt werden, daß er nie gespielt hat, ja, daß diese Form der Seelenerregung gar nicht in seinen Kreis fällt. Er kennt nicht die Zerstreuung und Aufregung durch das Spiel und er denkt nicht darüber; das Ernst-Nehmen ist sein Grundcharakter; er sucht keine Aufregung um der Aufregung willen oder um psychologische Studien daran zu machen, die Spielleidenschaft ist ihm fremd.

„Groß und abscheulich,“ sagt Lessing's Nathan zum Tempelherrn. Und diese in moralischem Sinne gebrauchten Worte möchte ich ästhetisch auf das Buch Vischer's anwenden. Und es ist auch hier die Aufgabe des Denkenden und Dankenden, über dem Großen das Abscheuliche und über diesem jenes nicht zu vergessen. Der Dank für das Schöne bleibt bestehen, wenn man auch vollkommen weiß, daß das absolut Schöne nicht in die Erscheinung tritt.

Heikle Punkte. Mit stetiger Beflissenheit gibt der Dichter seinem Helden Uebertriebenheiten und Schrullen, damit er nicht als sein alter ego erscheine; er läßt den Helden sofort aus dem Stellwagen in den Staub fallen. Auch Cervantes läßt seinen Helden, der gegen ein Winziges mit aller Wucht ausholt, straucheln und niederfallen, aber er hat ihn vorher fest in unsere Sympathie eingesetzt. Vischer geht sofort weiter und gibt dem Helden eine an die Grenzen des Wahnsinns gehende abstoßende Scene, indem er die Brille zertritt, die sich verbrecherisch verborgen hat. Und schließlich fügt er die Gasthofsscene hinzu, die er nachträglich eine

Digitized by Google

„leidige Ungeschicklichkeit" nennt, aber doch noch mit einer Lust in einer handgreiflichen Bestrafung des Kellners enden läßt.

Der Dichter geht bewußt an das Anwidernde. Aber es gibt Dinge, von denen kein Gott Apollo mehr erlösen kann. Auch humoristisch gibt es da keine Rehabilitation mehr. Es gibt ein Lachen, wobei es Einem leid thut, daß man lachte, weil man eigentlich mitleidig sein sollte gegenüber dem in Ungemach Gerathenen; wir kommen aber durch Urplötzlichkeit nicht zur Besinnung.

„Die Geschichte," sagt Vischer I, 63, „ist eine strenge Wissenschaft, sie kennt nur die Wahrheit; die Schicklichkeit wird sie beobachten, so lange es thunlich, ohne ein wesentliches Stück der Wahrheit zu unterdrücken u. s. w."

Möglich, daß diese Wendung ironisch gemeint ist, aber sie stellt sich anders dar, und die Begründung hebt nicht nur die Naivität des Vortrags auf, sie verschlimmert auch die Sache. Hier springen Hunderte von Entgegnungen auf einmal hervor. Es ist nicht Zimperlichkeit, die das Anwidernde entfernt; es ist nicht willkürliches Belieben, was hinter der Sonne und was auf derselben vorzugehen hat. Der Dichter verwechselt hier einfach Wissenschaft und Kunst. Für die Wissenschaft gibt es nichts Ekelhaftes, sie nimmt jeden Stoff in ihre Zange, in ihre Retorte, sie hat ihn zu untersuchen. Auch die Psychologie als Wissenschaft ist hierzu berechtigt. Anders die Kunst.

Es ist nicht nöthig, einem Manne wie Vischer zu sagen, daß wir Alle wissen, ein Hirtenknabe hat Schmutz von Kuhfladen an den nackten Füßen; darf ein Maler das geradezu malen? Ist er nicht vielmehr verpflichtet, durch derbe Schatten das anzuzeigen? Die Kunst darf nicht statt Erregung der Phantasie eine materiell nervöse Erregung erzeugen, sei diese in Lust oder Unlust.

Ich unterdrücke alle weiteren Bemerkungen und lasse mich auch nicht auf Vergleichung mit Rabelais und den englischen Humoristen ein; denn das müßte eine weitläufige Abhandlung für sich werden. Nur das sei noch hinzugefügt: der Dichter selber fühlt, daß er hier zu weit gegangen; denn er läßt Kordelia den Vorgang nicht bemerken.

Der Selbstmord, den Einhart, von der Erbärmlichkeit seiner krankhaften Natur getrieben, zu vollziehen sucht, ist die künstlerisch wohl angelegte Austönung. Aber das Widrige kann selbst von diesem schärfsten Correctiv nicht getilgt werden. Hier ist auch der Punkt, wo der Schnupfen — und sei damit auch eine gewisse Art des Pessimismus versinnbildlicht — als unleidlich bezeichnet werden muß, und nun gar, wie der Dichter die hundertfältige Reizung des Schnupfens im Beginn und Verlauf mit durchempfindet und dasselbe vom Leser heischt.

Es ist ein tief sinniges Gesetz des alten deutschen Rechts, daß physische Krankheit als theilweise Unterbindung der Kraft das volle freie Verfügungsrecht und damit die volle Verantwortlichkeit ausschließt. Dies ist auch dichterisch anwendbar auf das chronische Leiden des Helden. Und darum auch durfte der Dichter dasselbe nicht einsetzen. Eine fixe Idee kann noch komisch sein, ein fixes Körperleiden nicht. Wir können eine fixe Idee von dem ganzen geistigen Organismus trennen, ein fixes Leiden nicht ebenso vom leiblichen Organismus.

Das körperliche Uebel ist eine Realität und zwar eine irrationale, und das

Weltübel überhaupt erscheint als Grausamkeit der Natur. Und eben das zeigt Vischer, daß die sittliche Weltordnung nicht in der äußeren Natur liegt. Sie ist vielmehr ein Product des Menschen und der Menschengeschichte, die Offenbarung des Menschenthums, das mehr ist als bloße Natur.

Wenn Vischer in seiner Schrift über „Mode und Cynismus" [1]) sich auf die These Lessing's beruft, das Häßliche kann als Hebel des Lächerlichen oder des Furchtbaren verwendet werden, so ist darin das geradeswegs Zuwidere — ich muß diesen österreichischen Ausdruck gebrauchen — noch nicht mit eingeschlossen.

„Kriegszustand mit dem Bagatell" nennt der Dichter den Kampf mit dem Object. „A. E." sieht überall ein „Arsenal von Nadeln mit vergifteten Widerhaken," „ein fallendes Blatt Papier verhöhnt uns mit seiner Spottbewegung." „E. ist schallos gegen die kleinen Uebel des Lebens."

Diese — man kann es nicht anders nennen — unleidlichen Wunderlichkeiten, diese Paradoxien wuchern nach einem eigenen inneren Triebe weiter und übersteigen das Maß dessen, daß sie eine Besonderheit des Helden sein sollen. Denn das ist wiederum das echt Dichterische: ist eine Charaktereigenschaft, ein Affect lebendig geworden, so verliert der Dichter leicht die Herrschaft über ihn, und zumal das Dämonische gewinnt eine Selbständigkeit, die sich nicht mehr bannen läßt. In diesem Beseelen des Leblosen, in diesem Auflauern gegen die Tücke der Hemdenknöpfe, der Papierschere, in diesem Spielen mit dem Spukhaften zeigt sich eine ganz neue Kategorie, die ich nicht anders nennen kann als

Ludwigsburgismus. Justinus Kerner, Eduard Mörike, Friedrich Vischer und David Strauß sind Ludwigsburger Kinder. Eine eigene Romantik erwuchs in den jugendlichen Seelen der Kinder jener Stadt, die eine sehr realistische, von Trommelwirbeln und Signalhörnern durchtönte Garnisonstadt ist und zugleich mit ihren verlassenen Schlössern, Parks und menschenleeren Straßen, allen mystisch-phantastischen Gebilden Raum gewährt. Ein Nachklang aus der Romantik hat sich hier in den Ludwigsburger Kindern und sogar bei so schneidigen Geistern wie Vischer und Strauß erhalten. Eine lyrische Feinhörigkeit und eine Lust am schrankenlos Phantastischen hat dieses Ludwigsburg in den genannten hervorragenden Geistern ausgebildet. Die Farbengluth, die ungemessene Traumkraft, die in dem Buche Vischer's in der Episode von Goldrun und in den eingefügten Träumen so wunderbar bestrickend sich aufthut, sie hat im Urgrunde Etwas von dem Ludwigsburgismus in sich. Und die lyrischen Gedichte, die sich ganz von selbst in dieses Buch einfügen und von denen einzelne von vollendeter Reinheit in Form und Inhalt sind, zeigen die Selbständigkeit, wie auch die Genossenschaft von Mörike, Kerner und Strauß.

Nach dem germanischen Norden verlegt der Dichter den Mittelpunkt vom Liebesleben seines Helden. Donquixote's Dulcinea bleibt Illusion, „A. E." findet

[1]) Mode und Cynismus, Beiträge zur Kenntniß unserer Culturformen und Sittenbegriffe. Von Friedrich Theod. Vischer. Stuttgart, Konr. Wittwer. 1879.

Digitized by Google

das ersehnte „Rassenweib“. „Sie ist von echtem alten Gothenblut. Ja, so müssen die altdeutschen Heldenweiber gewesen sein.“ (II. 150.)

Wunsch, Sehnsucht, ideale Forderung, Energie der Empfindung, aller Zündstoff ist im Helden vorbereitet. Wie wird er aufbrennen, wenn der Funke einschlägt! Es ist dichterisch wohlgeordnet, daß wir nicht durch eine Plötzlichkeit überrascht werden. Beim Auftreten von Goldrun werden wir mit dem Helden in Furcht und Hoffnung versetzt. Der Charakter, der bisher fest und eigenwillig auf sich beruhte, geräth in's Schwanken, stützt sein Lebensheil auf ein Anderes. Wir bangen, was daraus werden soll, wenn dieser Stützpunkt weicht oder zerbricht. Die holde Macht der Liebe kommt über den Helden und verdirbt ihn zum Unhold.

Es ist einer der feinsten Züge, daß der Dichter seinen Helden inmitten des Liebesrausches bereits von Zweifel und Reue gepeinigt zeigt. Es ist zugleich der echte Dichtermuth, der nichts nach dem Gefälligen fragt, daß Vischer seinen Helden an der Rohheit im Weibe toll werden läßt.

Wir erfahren die Geschichte Goldrun's erst nach dem Tode des Helden. Wiederum bezeichnet der Dichter den Vorwurf, den man machen kann. Er sagt: „der Tod hat eine reinigende Kraft. Auch das Wildeste, ja das Grasse erscheint abgekühlt, erscheint wie unter einem dämpfenden Flor, wenn das Leben abgeschlossen, wenn es ein vergangenes geworden ist“. (II. 90.) So hat der Dichter den Widerspruch vorweg zu beseitigen gesucht, aber er haftet doch.

Diese ganze Episode ist von einer herben, von Eddaluft durchhauchten Schönheit. Einhart erscheint dabei groß, verfällt aber in einen Pedanten zurück. Soll die ungezügelte Natur walten, so kann die Treue nicht gewollt werden. Treue ist Beschränkung des Naturtriebes. Schrankenlosigkeit der Liebe wollen und Treue dazu, das ist innerer Widerspruch. Der Dichter weiß das selber, indem er (I. 115) sagt, daß die Raserei des Geschlechtstriebes nicht zu zügeln sei als durch die Ehe. Es muß wiederholt werden, hier verfällt Einhart in den Pedantismus zurück, in das schwere Ernstnehmen, wo nur leichtes und leichtfertiges Spiel der Naturgewalten ist. Wie sehr der Dichter sich der Unzulänglichkeit seines Helden bewußt war, um einmal ein Stück olympisches Leben spielen zu können, zeigt sich darin, daß der Dichter selber seinen Helden — statt eine liebenswürdige Gefälligkeitssucht darin zu finden — darüber außer sich kommen läßt, daß Goldrun ihren griechischen Brief mit Reminiscenzen aus Plato gespickt habe und sich von einem anderen Liebhaber dabei helfen ließ. Ikarus fällt auf einen Katheder, wo er griechische Grammatik lehrt.

Gerade die norwegische Episode, auf die der Dichter landschaftlich und figurenhaft einen übermäßigen Glanz gehäuft hat, gerade diese erscheint als die abstoßendste; die entsetzliche grauenhafte That mit der Leiche ist aber nicht das Schlimmste, das schwelgerisch Titanenhafte ist es fast noch mehr.

Aus dem gebräuchlichen Ausdruck: ich könnte den Todten noch einmal tödten — gestaltet der Dichter den grauenhaften Vorgang mit der Zerdolchung der Leiche und dem darauf folgenden Tod Goldrun's.

Die ganze Goldrungeschichte ist romantisch-phantastisch. Der Dichter hat es versucht, und es ist ihm im Einzelnen auch gelungen, das Sagenreich in die

Digitized by

Wirklichkeit mit festen concreten Gestalten zu übersetzen, aber das Uebersteigern nach Seite des Schönen wie des Häßlichen verliert den Boden.

Der Dichter legt offenbar einen großen Accent auf diese nordische Episode, die einen Drehpunkt bilden soll. Aber eben diese Episode ist nun, abgesehen von der grausigen Leichengeschichte, schon an sich unleidlich und ist, dichterisch genommen, eine von jenen Gewaltsamkeiten, die in der hoffentlich abgethanen Romantik im Schwang waren. Dabei ist freilich nicht zu verkennen, daß coloristisch hier Großes geleistet ist. Die rücksichtslose Wahrhaftigkeit, die gerade der auszeichnende Charakter dieses Buches ist, verfällt hier in eine in sich unwahre Romantik; denn in der Tageshelle, in die diese ganze Dichtung gestellt ist, erscheint der Zauber der Romantik spukhaft.

Es sind drei Frauengestalten, die eine gute Scala bilden: die bürgerlich behagliche, gescheute und innige Hedwig, die rein anmuthende Kordelia und die phantastische Heroine Goldrun. In der Schilderung Kordelia's zeigt der Dichter eine Zurückhaltung, die nicht nur ganz zum Charakter der Figur stimmt, sondern eben diese Bescheidenheit des Vortrags wirkt die Phantasie erwärmend. Kordelia hat eine stille Leuchtkraft, sie wird zuerst in der Sehnsucht ihres Verlobten uns nahe gebracht, sie erscheint dann wortlos thätig, mild pflegend und dann in stiller, edel gehaltener Trauer; sie spricht wenig und setzt sich in unserer Seele fest durch die Art, wie sie in der Seele Anderer gehegt wird.

Oberes Stockwerk. Pessimismus. Weltanlage ist das Uebel, das Weltbewußtsein der Schmerz, Grundprincip der Ethik Mitleid. Nicht Gesundheit, sondern Krankheit, nicht Wohlbefinden, sondern Wehbefinden ist das Höchste und einzig Wahre des Menschendaseins — das ist das letzte Ergebniß des Pessimismus. Indem er die Welt als gegeben und zwar als gegebene Erbärmlichkeit hinnimmt, gewinnt er den Schein des Erhabenen und Philosophischen.

Wenn der Pessimismus als Weltbewußtsein den Schmerz und als Grundprincip der Ethik das Mitleid erkennt, so ist der Optimismus Ueberwindung des Schmerzgefühls durch die That und durch das, was David Strauß die Solidarität des Universums nannte. (Das Wort Optimismus ist nicht zutreffend, denn es bezeichnet nicht den friedlichen Ausgleich durch das Rationelle der reinen Idee.) Dem Mitleid, das erst dem Schmerzgefühl entspringt, steht die immanente positive Liebe entgegen. Pessimismus und Optimismus sind darin gleich, daß sie das Leben schwer nehmen, nicht leicht oder gar leichtfertig. Der Pessimismus entschließt sich endlich dazu, unser menschliches Leben so zu fassen, daß sein Wohnort, die Erde, als ein Raubfeld betrachtet wird, wo Jeder von Genuß an sich rafft, wessen er habhaft werden kann, nicht um ferneren Bestand sich zu kümmern hat. Dem Optimismus ist die Erde ein Arbeitsfeld. Und aus der Erfüllung der Arbeitspflicht ersteht der Genuß. Und wie Vischer mehrfach durchführt, die Kunst, die eine ungemessene Mehrung des Lebens ist, ist die reinste Bethätigung, und ethisch hebt das Leiden der Einzelnen das Wohl der Gesammtheit nicht auf. Die Kunst ist die Ausheilung des Dualismus zwischen Geist und Natur. Albert Einhart hält das ganze Dasein und das Dasein Aller darum nicht für elend, weil er irrt und

Digitized by Google

leidet. Er ist allerdings auch ein Märtyrer. Und freilich noch heute spricht die kluge Welt zu dem Gemarterten: Rette Dich, wofern Du des Geistes Sohn bist.

(II. 113.) „Dieser Nihilismus und Pessimismus ist eigentlich Spätproduct der Romantik, Erscheinung ihres Zersetzungsprocesses. Schopenhauer ist Heine in der Philosophie .... Sie erkennen ganz, wie schlecht es neben so viel Schönem hergeht im unteren Stockwerk, in der Natur, wollen aber nicht einsehen, daß sich über ihm ein zweites aufgebaut hat, das Gesetz, fest über der Willkür, objectiv, nichtsfragend nach Lust oder Unlust, und doch Seligkeit gewährend im Dienst, in der Arbeit am zeitlos Werthvollen."

In der Polemik gegen den entnervenden Pessimismus Schopenhauer's heißt es (I. 45): „Dienst, mein Herr, Dienst! Dort liegt's! Das Moralprincip mußte lauten: Du sollst dienen! Aber wer kann das begreifen, der blos Gattungen der Einzelwesen sieht und hinter ihnen gleich das Nichts! Der nicht merkt, daß das Thun und Treiben der Vielen Etwas herausgearbeitet hat, das über ihnen steht, ein oberes Stockwerk, bleibende Ordnung, ewige Gesetze, denen zu dienen reine Lust ist, weil dies Dienen den Diener in's Zeitlose hinaufhebt?"

Es gibt keine Beruhigung als diese: wo Liebe ist, wo Mitleid ist, dann wo Klarheit ist, da ist jedenfalls Gott. Da ist denn auch allein wirkliche Lust, und weil alles Gute erarbeitet sein will, also wahre Lust nur in der Arbeit.

„So entstand eine zweite Welt in der Welt, eine zweite Natur über der Natur: die sittliche Welt. Dies heiße ich für meinen Bedarf das zweite Stockwerk." (II. 115.)

Auf der Basis des Kantischen kategorischen Imperativs zeigt Vischer, daß sich geschichtlich bereits ein System oder man dürfte sagen eine zweite Natur des Moralischen herausgebildet hat, die über der physikalischen steht. Hierin liegt eine ganz neue Art einer Theodicee, einer festen und sicheren Zurückweisung des Pessimismus.

Die Ethik, das obere Stockwerk, das Vischer über der Physis aufgebaut erkennt, nennt er nicht metaphysisch, und mit Recht, nicht bloß, weil es undichterisch und abstract wäre, sondern auch weil jene Bezeichnung sofort in dem alt gewohnten Schulbegriff aufgefaßt würde.

Der Pessimismus verharrt im Naturdasein, der Optimismus kommt zur Humanität, und Humanität ist kein Naturgesetz, sondern ein geschichtliches Culturproduct.

„Eines haben die Pessimisten auch ausgelassen: das Lachen. Sie sind ganz humorlos. Eine Welt, wo so viel gelacht wird, kann so schlecht nicht sein." (II. 357.)

Die Hauptvertreter des modernen Pessimismus, Byron und Schopenhauer, waren Erben. Die Erbgewohnheit führt leicht dazu, daß man nach Außen Prätensionen stellt, daß man von Anderen, von der Welt erwartet, während alles Heil doch nur aus Selbstthätigkeit, aus Energie und Ausdauer, die Leben und Welt schaffen, sich ergibt. Die Erbgewohnten kennen nicht die gesunde Wärme der Arbeit, jene Bethätigung, die nicht nur aus Neigung und Antrieb des Genies, sondern auch aus Pflicht des Lebensunterhaltes sich vollzieht. Und

ist es nicht ein geschichtliches Wahrzeichen, daß die Befreier der Menschheit erblose, zu Verkommen und Tod ausgesetzte Kinder waren? Ist je ein Mann, der unter Entbehrungen, unter Ringen und Opfern aus angeborener Energie ein Mann der eigenen That wurde und sich sein Leben schuf, zum Pessimisten geworden? Nicht nur das steht entgegen, daß wer sich sein Leben schafft, dies nur in Freude am Leben vollziehen kann, sondern wer sich aus Niederungen emporarbeitet, erschließt nicht nur die eigenen Energien, er lernt auch im Mitmenschen das Walten der reinen Liebe kennen, die Gesetze des Wohlthuns und der Hilfe, die Solidarität, den sittlichen Zusammenhang und den Bestand der Welt von ihrer tiefsten und breitesten Basis aus.

Vischer bekämpft mit siegreichem Erfolg den landläufig gewordenen Pessimismus, aber er bekämpft ihn nicht mit der Poesie des concreten Lebens, sondern mit philosophischen Argumenten. Er läßt seinen Helden den Pessimismus nicht als Durchgangspunkt nehmen, denn auch die Religionslehre, die das Erdensein als Leidensstation betrachtet, erscheint als Pessimismus; sie hebt ihn nur wieder auf durch den Idealismus, der die vorübergehende Welt als die schlechte, die bleibende aber als die gute faßt.

Vischer zeigt uns seinen Helden bereits fertig beim ersten Auftreten. Und der humoristische Roman hat es allerdings nicht auf Entwickelung und Wandlung des Helden abgesehen, sondern auf Versetzung des fertigen Menschen in Verwickelungen und auf die Bewährung seiner Kraft, indem er sich daraus los macht.

Wenn nun auch Vischer dichterisch den Sieg über den Pessimismus nicht gestaltete, so sind doch seine Ausführungen eine Fundgrube von künstlerisch eingelegten und gestählten Waffen gegen das pessimistische Uebel.

Pfahldorfgeschichte. Man hat den Menschen als das Werkzeug bildende Geschöpf bezeichnet. Der Dichter veranschaulicht dies in der Pfahldorfgeschichte mit großer schöpferischer Kraft. Diese Geschichte vertieft sich ihm aber. Wir haben in unseren Tagen ein Menschengeschlecht entdeckt, von dem die Propheten alten und neuen Testaments Nichts wußten. Schon die Existenz der Pfahlbautenmenschen ist ein Protest gegen die Theologie, die die paar tausend Jahre ihres Bestehens als die Gesammtheit der Menschengeschichte bezeichnet. Es ist eine feine Ironie, wenn Vischer in die Steinzeit bereits den Fanatismus des Glaubens verlegt und so lustig als ernst den Erzketzer in den Mittelpunkt stellt.

Hier ist Conflict und Contrast, echt dichterisch. Das Lehrhafte erscheint als Schuppenhülle der knospenden Thatsache. Hier ist Findigkeit, volle Lust und Kraft des Fabulirens; das quillt und sprüht und strahlt sonnenhell. Wenn der Dichter im Tagebuch nur theoretisch ausspricht, daß der Pessimismus Eines vergessen habe: das Lachen — hier ist herzhaftes Lachen, nicht nur aus dem Witz, sondern aus reiner Lustigkeit. Der Dichter ergeht sich hier im sarkastischen Spiel eines freien Geistes mit dem gesammten Bildungsinhalt. Er wirft diesen phantastisch durcheinander in Unwillen und Muthwillen, Lust und Ernst, schwermüthig und übermüthig. Die Welt ist hier wie von einem anderen Planeten gesehen, und flugs steht man wieder mitten drin. Der Dichter erlebt hier seine Fictionen, und darum erleben wir sie mit ihm, er schaltet r,

Digitized by

souveränem Humor über die Figuren, hat aber Nichts von jener Eitelkeit, die immer dabei sagt: seht! welch ein Schwerenöther ich bin, ich lasse die Puppen tanzen.

Der Dichter, der Gestalten bildende und lyrische, der Satiriker mit seiner Ironie und grobem Dreinhauen, der Historiker und Philosoph, Alle zusammen wirkten als integrirende Einheit, um ein Werk zu schaffen von solchem Uebermuth und Tiefsinn, daß die volle Freude und das Kraftgefühl, das den Dichter beseelte, auch auf den Leser übergeht. Die romantische Lust zu fabuliren hat in dieser vorgeschichtlichen Zeit gerade ihren rechten Boden. Eben darin zeigt sich hier die volle Dichterkraft, den gegebenen, das heißt als gegeben phantasirten Boden, die Situationen mit allem freiem Schweifen und Schweben und doch zugleich sicher und anschaulich zu erleben. Das Pasquillenhafte, in das die Verhöhnung verkehrter Zeiterscheinungen leicht verfällt, ist durch das fingirt historische Colorit und durch freie Phantastik vermieden. Die Energie, mit der Liebe und Haß, Kampf und Frieden der vorgeschichtlichen Menschen ausempfunden ist, die Höhe, die ätherische Reinheit, mit der über den Kampf mit der Orthodoxie hinaus große, feste Fernblicke in eine ganz neue Fassung des höchsten Lebens gegeben sind, das Alles macht dieses Werk zu einem so schönen als vollen und zeigt die ganze und allseitige Dichterkraft. Hätte der Dichter dies Alles selbständig, ohne es als ein Product seines fingirten Helden darzustellen, gegeben, so wäre sogar der Cultus des Schnupfens schön und phantastisch.

Jetzt erscheint es als die einzige Unzuträglichkeit. Aber was will das heißen gegenüber dem Gesammtinhalt. Und die Reden — oder sollen wir sagen Offenbarungen — Arthur's auf dem Felsen bringen ein Wagniß der sublimsten Art zum Gelingen. Ich meine mit der letzten Bezeichnung zwei große Momente, die schon einmal gefaßt waren. Welcher Ausdruck wäre dem Dichtergeiste möglich, wenn ihm in der That die Gottheit gegenüber stünde und er demjenigen Worte geben sollte, was sie an sich ist und von sich ausgesagt hat? In der Bibel ist die Situation gegeben, da, wo Gott dem Moses sich zeigt und dieser ihn fragt: Wer bist Du? — Was läßt der Autor der Bibel antworten? Ich bin, der ich bin! Vielleicht dürfte es auch übersetzt werden: Ich werde, der ich werde! oder: Ich bin das Werden!

Die ganz gleiche Situation ist in Goethe's Faust gegeben, da der Erdgeist dem Beschwörenden sich stellt. Goethe hat jenen epigrammatischen Ausdruck aufgelöst in die Kundgebung des Zusammenwirkens aller Naturkräfte. Mir scheint es, daß die Kundgebung Arthur's in Parallele zu stellen sei mit jenen beiden höchsten Situationen.

Nur auf diesen Punkt wollte ich hinweisen; denn dem Weiteren positiv ausdeutend nachgehen, würde zu weit führen. Es genüge daher zu sagen, dies ist das Werk eines allseitig ausgestatteten vollen Dichters, von einer Freiheit und Heiterkeit, von Aufflammung in Liebe und Zorn der besten Art.

Hier ist ein ganz Anderes erreicht, als alle die Romantiker mit Insel Felsenburg u. s. w. erreichen konnten; hier ist das Ideal dessen geworden, was sie wollten und meinten. Und was Vischer von Satire auf Zeiterscheinungen eingefügt hat, kann zum größten Theil bleibend bestehen, während z. B. die

Digitized by Google

literarische Satire in Immermann's Münchhausen bereits heute eines Commentars zum Verständniß bedarf.

Bisweilen will es scheinen, als ob der Mann der Wissenschaft, der Philosoph, den Dichter zurückdrängte, so daß Ausdeutungen, Exegesen sich in den Text einschleichen. Ja, auch die allbekannte romantische Ironie will sich aufspielen, aber die „Fülle der Gesichte" verdrängt das wieder.

Reisebekanntschaft. Wollte der Dichter durch diesen Zusatztitel einen eximirten Gerichtsstand verlangen und sich nicht nach den allgemein giltigen epischen Gesetzen beurtheilen lassen? Ein Mann wie Vischer ist gewiß weit entfernt von jenem Größenwahn der Absonderlichen, die ein noch nie Dagewesenes zu bieten vermeinen, für das man eine ganz neue Kategorie schaffen müsse. Vischer weiß, daß, wie die Naturproducte, so auch die Kunstproducte ihre bestimmte Art haben, unter die sie sich reihen lassen müssen. Er wollte gewiß mit diesem Titel keine Mischgattung schaffen, die theils Reisebeschreibung, theils Erzählung, Philosophie, Kunstgeschichte u. s. w. in sich schließen soll. Auch in der Kunst gilt es, nicht das Gesetz aufzuheben, sondern es zu erfüllen.

Sprache. Es ist eine Freude, dem sprachlichen Ausdrucke Vischer's nachzugehen. „Er knetet, dreht und kräuselt den noch nicht vertrockneten Teig der Sprache mit keckem Finger", kann man auf ihn zurück anwenden. Noch mehr, er hat die lebendige Wortkraft, seine Bezeichnungen sind gegenständlich, da ist nichts Verblaßtes und nichts Zermahlenes, der Ausdruck ist nicht von der Oberfläche geschöpft mit dem bequemen Alltagswort; er zeigt vielmehr die Tiefe und Frische des Gedankens, aus dem er kommt, und diese Tiefe ist krystallhell bis auf den Grund. Wo er ein ungewohntes Wort, wie z. B. Frohheit, anwendet, bezeichnet dies eine feine Schattirung gegenüber dem bräuchlichen „Fröhlichkeit". Wo er ein Beiwort anwendet, ist es nie decorativ oder ornamental, sondern von wirklicher Tragkraft. „Ich sank in das reine Dunkel des ganzen Schlafes", heißt es I. 83. Diese Worte „rein" und „dunkel" sind für den Verstehenden wahres Labsal. Wo er einen abstracten Gedanken durch eine Anschauung erläutert, hat er die richtige Bewegung des Bildes, indem er aus dem naturhaft Festen das unbestimmt Flüssige, sinnlich nicht Faßbare der geistigen Vorgänge klärt.

Auch in Wiedergabe der Erscheinung ist Vischer mustergiltig. Das Meer, der Föhn, die Alpen, die Eindrücke der bildenden Kunst, die Thierbilder — welch eine Fülle von reinen und klaren Darstellungen! Vischer hat den scharfen Jägerblick für alles Gegenständliche und weiß den vollendet angemessenen Ausdruck dafür zu finden. Die festen Gegenstände wie die Luftbewegungen läßt er uns schauen, ohne je darein zu verfallen, die Naturschilderungen so zu geben, daß sie sich herausheben ließen als Besonderheiten. Das ist von doppelter Bedeutung gegenüber der neuen, namentlich von Frauen bräuchlich gewordenen Naturschilderungen, in welchen der Himmel sein blaues Auge strahlend, glitzernd, flimmernd, funkelnd durch die grauen Wolkenwimpern nicht scheinen, sondern schimmern, sprühen und blitzen läßt. Ja, es kann nicht genug gesagt werden,

Digitized by Google

welche Schwerenötherei in den Naturschilderungen mit ihrem sensationellen Schwulst eingerissen ist.

Auch in der Personenschilderung weiß er Erscheinung und Bewegung mit unübertrefflicher Kraft zur Anschauung zu bringen, so die Schilderung Kordelia's mit den beiden Knaben (I. 55).

In der Dichtung bleibt Vischer dem Grundsatz treu, daß Maß Kraft ist; anders in der Polemik.

In Empörung und Grimm gegen Bosheit und Gemeinheit kann man dazu verleitet werden, daß man Worte schleudert, die wie Steine von der Straße sind. Mildert sich im geschriebenen und gedruckten Worte der Ausdruck, so ist das nicht Fälschung, Abschwächung; es kann vielmehr die Erwägung sein, daß der Ausdruck seinen Zweck verfehlt, indem der übergreifende Unmuth im Worte die sachliche Berechtigung beeinträchtigt.

Der Anstand ist nichts Positives, er ist nur ein Gefühl der Säuberlichkeit, das den Ausschluß des Gemeinen und Anwidernden in seiner rohen Erscheinung, zumal in der Kunst, unter das Gesetz beugt. Ein Zornesausruf der Empörung in der wirklichen Welt, der zu dem derbsten Worte greift, kann geschrieben, zumal in einem Kunstwerk, anders werden, ohne in den abgetriebenen Decenzschliff zu verfallen, der zur Zierlichkeit und Ueberzahmheit wird. Dazu auch ist der Dichter im Schreiben einsam, er hat das Object gegenüber, ist aber nicht unmittelbar von ihm gereizt, und das geschriebene Wort kommt durch den Druck noch einmal zu ihm zurück.

Auch der Cynismus, zu dem der Humor berechtigt ist, hat seine Grenzen, wobei indeß dem vollkommen beigestimmt werden kann, was Vischer in seiner Schrift über „Mode und Cynismus“ (S. 70) sagt: „Der Anstand ist Scham in's Sociale und Repräsentative übersetzt . . . Anstand ist ein Glanzhandschuh, in welchem eine edle, aber auch eine gemeine Hand stecken kann.“

Schwaben. „Meine sie zu kennen, diese Schwaben“, heißt es II. 241. Und in der That, ich muß als Landsmann hinzufügen, daß noch nie treffendere und erschöpfendere Betrachtungen über das Wesen unserer Heimatgenossen gegeben wurden, als hier auf sechs Seiten Aphorismen.

Titel. Der Titel ist äußerst charakteristisch, so befremdend er auch zunächst erscheint. Denn je nach der Art, wie ein Leser den Nachsatz zu „Auch Einer“ bildet, charakterisirt er sich, seine Stellung und seine Auffassung des Lebens. Wird der Dichter-Philosoph über diese Ausdeutung lächeln und sagen: daran habe ich nicht gedacht? Wenn es auch wäre, der Leser hat ein Recht, sich das so in Gebrauch zu nehmen; denn das Naturproduct wie das Kunstproduct führt keinen Gebrauchszettel mit sich.

Und so läßt sich fortsetzen:

Auch Einer, der das Deficit der Menschennatur empfindet; auch Einer, der nicht verstanden hat, ein Egoist zu sein; auch Einer von der Garde der Willensfreiheit; auch Einer, der eine eigene Stimme hat; auch Einer, der nicht blos aus einer Addition erlernbarer Kenntnisse oder erringbarer Uebungen bestand, sondern

Digitized by Google

der etwas aus sich bringen wollte, eine productive Natur war und darum eine Offenbarung für sich; auch Einer von den unfrei Geborenen, der sich frei gemacht hat, der das Leben bitter ernst nahm, der das Umfassendste und Höchste wollte und am Kleinen zu Grunde ging, „ein Prometheus im Kleinen, nicht vom Geier, sondern vom Spatzen zerhackt" (II, 94); auch Einer vom Seelenadel; auch Einer, der sich nicht in die berufsständische Arbeitstheilung fügen, sondern ein organisch allseitiges Wesen, ein ganzer Mensch sein will; auch Einer, der ein Mensch und Kämpfer war; auch ein Märtyrer von — ja, da wären alle Wundenmale menschlichen Daseins aufzudecken und zu nennen.

Der Titel hat trotz seiner Wunderlichkeit etwas durchaus Zutreffendes, eben weil er keine Gebrauchsanweisung gibt.

Tagebuch. Das Tagebuch enthält ein lyrisch subjectives Element. Der epische und dramatische Dichter muß für die fingirte Person empfinden. Es ist ein sehr gefährliches Experiment, ein zu persönlicher Klärung geführtes Tagebuch für eine Fiction nachzucoloriren. Der Tagebuchform fehlt das scharf Gegenwärtige, obgleich sie das Präsens gebraucht. Jeder Conflict ist bereits vergangen. Der Dichter hat es verstanden, uns doch in das Dabeisein zu versetzen. Wir wissen, der Held ist todt, aber wir verfolgen doch mit großer Spannung, wie er aus Diesem und Jenem herauskommt. So hebt sich das rein Künstlerische über das Stoffliche hinweg. In Interjectionen, in Abbreviaturen, in Naturlauten des Ausdrucks hat der Dichter große Kunst angewendet. Er gibt geschriebene Stöße, Aufprallungen, Schnellungen und Sprünge.

In Sancho Panso und Sam Weller ist das humoristisch freie Spiel mit dem Pathos lebenskenntlich ausgeprägt. Der Held Vischer's kann diesen Gegensatz nicht haben, schon durch die Form der Tagebücher; denn dann müßte der Held selber seinen Gegenpart zu Worte kommen lassen und damit ganz aus seiner Subjectivität heraustreten.

Die Entwickelung eines Seelenlebens im Fortgang einer Geschichte in Form des Tagebuches geben, läßt die Frage offen: für wen war das geschrieben? Goethe hat daher die treffende Form für einen isolirten Menschen gesetzt, indem er für Werther die Briefform nicht wählte, sondern geradezu nothwendig fand. Indem Werther an den Freund schreibt, ist jeder Leser der Adressat, und Goethe macht den Freund so unpersönlich, daß jede Persönlichkeit dafür eingesetzt werden kann.

Vischer geht von dem so schwer durchzuführenden als an sich unbestreitbaren Grundsatz aus, daß das Denken des Helden von gleicher Bedeutung ist, wie seine Thaten und Erlebnisse. Es ist eben Aufgabe der Dichtung, zu zeigen, wie Eines aus dem Anderen entsteht, Denken aus Erleben und Erleben aus Denken, wie das Gefäß beschaffen ist, in das ein Erlebniß fällt, und wie hinter allem Denken ein Ereigniß lauert.

Hier aber liegt bereits ein Bruch. Der Mensch kann über Alles denken, aber nur ein Beschränktes thun.

Vischer erfaßt Mitteltöne der Empfindung, die noch Niemand vor ihm so vernommen hat, und er weiß sie zu veranschaulichen. Man könnte sagen, daß

er eine psychologische Spectralanalyse gibt, indem er rückwärts aus Licht und Farbe die Bestandtheile der Sonne erkennt. Es ist nicht genug hoch zu halten, daß der Dichter eine Selbstaufopferung übt, eine Unbarmherzigkeit gegen stilles, momentanes Denken, um dasselbe in die feste Erscheinung zu zwingen.

Es ist bräuchlich, daß man unserer sogenannten Epigonenzeit den Mangel an abgerundeten, zur Unzerstörbarkeit ausgearbeiteten Productionen vorwirft. Eins aber wird man unserer Zeit zuerkennen müssen: ähnlich wie in den Naturwissenschaften ist im Reiche des Geistes eine aufopfernde Emsigkeit und Exactität. Wer es je selber versucht oder einen Gelehrten dabei beobachtet hat, ein physikalisches oder physiologisches Experiment durch seine verschiedenen Stadien hindurch während langer Zeit zu verfolgen, der weiß, welche stetige Aufmerksamkeit das erheischt. Ein ähnliches Verhalten zeigt sich in diesem Buch. Vischer mikroskopirt in seiner Weise die frische Seelenregung vor dem Erkalten, er ist ein psychologischer Experimentator. Es sind da Denkergebnisse, kurze, scheinbar ungeordnete Kristallisationen, denen ein langer und mühsamer Proceß der Beobachtung vorausgeht.

Die Welt muß dankbar sein, daß ein so ganz ehrlicher und offener, nichts verhehlender und nichts beschönigender, sich mit Nichts aufputzender Mann sich in der Schlaflosigkeit des Denkens aufopfert, rastlos in Beobachtung der Welt und seiner selbst, keine Furcht kennt vor allen unberührten und scheu gemiedenen Problemen.

Das ist freilich nicht des Publicums wegen gethan, sondern zur eigenen Belehrung. Dann erst kam die Erwägung hinzu: das den unholden und widerwilligen Geistern Abgerungene kann auch Anderen zu gute kommen.

Ueber Alles, was die Seele und die Sinne zu erfassen vermag, gibt dieses Buch eine Fülle neuer Aufschlüsse. Der fein geschulte, mit allem Rüstzeug klarster Erkenntniß ausgestattete Mann stellt die Ergebnisse zartesten Empfindens und schärfsten Denkens mit anmuthender Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit hin, aber wie gesagt nur dem Selbstdenker, der ihm Gegebenes zu nehmen und dann aus Eigenem zu erweitern und anzuwenden vermag. Ich möchte ein Beispiel hinzufügen. So heißt es II. 227: „Die Alten haben vom Ich, von dem Gespenste des Ich eigentlich noch nichts gewußt u. s. w."

Mir ist dabei eine Erklärung der Sprüche im Tempel zu Delphi eingefallen. Die Griechen haben es uns überlassen, zu dem schon von Augustinus stammenden Satze zu kommen: cogito ergo sum, wo das Sein sich erst aus dem Denken heraus erkennt. Stellt man aber jene Sprüche in folgende Ordnung, so enthüllen sie in einfachster Weise das Bewußtsein und seine Regelungen. Dem in den Tempel Eintretenden ruft der dort wohnende Gott zu: *εἶ*, du bist, dann: *γνῶθι σεαυτόν*, und schließlich: zerdenke dich nicht, gehe nicht zu weit, *μηδὲν ἄγαν*. —

Die Betrachtungen des Tagebuches geben sich als subjectiv bedingte, nicht als allgemein und absolut geltend. Der Leser muß scheiden lernen, was subjectiv und was allgemein ist, das ist nicht Jedermanns Sache; denn die Unterhaltungsleser wollen nur, daß ihnen etwas vorgespielt werde. Nun aber lesen die Menschen das so hin, was eine tapfere Denkerseele sich selbst abgerungen

Digitized by Google

Tag und Nacht, indem jedes Ereigniß, jedes Erlebniß, jede Seelenzuckung in Lust und Leid festgehalten und durchforscht wurde.

Der Autor ist Priester des Gedankens und Opfer zugleich.

Das ist Rechnunglegung eines Mannes für sich selber, ohne Denken an ein Publicum. Nun aber hinausgegeben, muß Alles mit einem Interesse, einer Sympathie verbunden werden, die nicht dem Autor, sondern der fingirten Gestalt zukommt.

Bei alledem ist doch Vieles, was die Kunstform zersprengt oder überlastet. Die Kunst gleicht nicht dem Kameel, dem man allerlei aufhöckern kann, sondern dem frei fliegenden Vogel, der nur sich selbst trägt. Der Dichter gibt seinem Helden Lebenserfahrungen, zu denen wir keine Thatsachen mit ihm erleben, so z. B. die Betrachtung: „Es ist doch wahr, daß mehr Ehen durch das Weib unglücklich werden, als durch den Mann.“ (II. 308.)

Das Ganze ist von Anfang bis zum Ende mit ungeminderter Kraft durchgeführt, ja der Schluß zeigt eine gesteigerte Energie.

Das soldatisch Stramme und das rein Schöne, das sind die beiden Seiten in der Substanz des Dichters. Das metallisch Harte, aber auch das metallisch Klingende seiner inneren Natur tritt heraus, und erfrischend sind seine Gedanken und Mahnungen über Staat und Sitte, sein Denkmuth und sein Schönheitsmuth.

Der Held erscheint als Fertiger, des Wachsthums und der Wandlung kaum mehr fähig. Wer aber genauer zusieht, wird die Höherstreckung des Stammes und den fortschreitenden Zweig-Ansatz erkennen. Der dem feineren Sinne des Lesers vertrauende Dichter hat das nicht mit äußerlichem Datum angemerkt. Nun tritt doch gegen Ende des Tagebuchs eine Jedem erkennbare Entwickelung heraus, die erst durch das Leben sich bilden konnte. Die Betrachtungen über Religion und über Tod, die am Schluß des Tagebuchs sich immer mächtiger und immer ergreifender hervordrängen, bezeichnen ein künstlerisch wohlgeordnetes Austönen.

Diese Betrachtungen über Religion und Christenthum, über Leben und Tod sind von so hoher Kraft und Freiheit und solcher Reinheit des Empfindens und Denkens, daß man nichts davon ausschreiben darf, sondern nur ermahnen muß, das nachzulesen. Das klingt erhaben aus nach großem Kampf und Sieg.

Thierliebe. Vischer selber hat die Dichterarbeit Schaffen aus dem Centrum und Schaffen eines Centrums für ein Dichtwerk genannt. Hat er das erreicht? Ja, wir sind Alle in der Erkenntniß viel weiter, als in der Schaffenskraft.

Es konnte anfangs scheinen, und es wäre ein vollkommen ergibiges Motiv, daß der Held als Thierfreund durch die Welt zieht. Ja, die Schlußkatastrophe, in der er an seiner Thierfreundlichkeit stirbt, zeigt, daß dem Dichter dieses Motiv doch sehr bedeutend war; aber es genügte ihm nicht, er wollte sich nicht darauf beschränken, zu zeigen, wie ein Mann durch die civilisirte Welt reist und sieht, wie die Thiere behandelt werden, wie sich die Menschen verschiedener Nationen und Bildungsstufen daran erkennen lassen, wie er lehrt und abwehrt. Hier lag das Thema zu einer Art humanitären Donquixote, der rührend und komisch zugleich wäre. Hier war Anfang und Ende gegeben, um das Thema wie ein wohlharmonisirtes Musikstück durchzuführen, so daß es in derselben Tonart

Digitized by Google

endet, mit welcher es begann. Schon I. 42 läßt der Dichter seinen Helden sagen: „Ich lange doch noch einmal einen Thierschinder mit dem Stutzen vom Bock herunter, schießen kann ich." Der Dichter hatte hier also bereits die Schlußkatastrophe im Auge und deutete sie kunstgerecht an.

Nach jener entsetzlichen Scene im Gasthof zum Wilhelm Tell, wo der Held in Verzweiflung davonrennt, bleibt er plötzlich stehen und betrachtet eine Katze, „ein schönes Thier, das beide Vorderfüße um ihr gleichfarbiges Junges gelegt hat, eine wirklich rührende Gruppe." Und hier konnte auch ein Sancho Panso nebenher laufen, der in seiner Trivialität das Widerspiel vom Pathos des Helden darstellte. Das schien dem Dichter offenbar zu gering, und das Thierfreundliche ist nur ein einzelnes Motiv neben hundert anderen geworden.

Es lag nahe, sogar die Darwinistische Lehre von der Verwandtschaft des Menschen mit den Thieren einspielen zu lassen. Und ist die Entwickelungslehre nicht auch ein Gegensatz zum Pessimismus?

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß der Dichter die Liebe zu den Thieren zum Mittelpunkt hätte machen können, daß er aber durch Häufung der Motive dieses nebensächlich machte. Denken wir uns, der Autor käme dazu, wie am Vierwaldstättersee ein Mann von imponirendem Wesen, den zum Fuhrwerk verurtheilten Hund rettet, nachdem er sich mit dem Besitzer des Fuhrwerks gerauft hat. Von da an ginge es weiter.

Die Scene der Rede im öffentlichen Parlament zum Schutze der Thiere, wo dem Helden die Stimme überschlägt, bildete die Peripetie, verbunden mit der Wahrnehmung, daß Goldrun die Thiere nicht liebt. (II. 152.) Und dann folgte nach verschiedenen Restrictionen die Katastrophe. Das Grundmotiv wäre oftmals verdeckt durch allerlei Erlebnisse und Betrachtungen, aber es tauchte in den verschiedensten Tonarten immer wieder auf. Dies vereinzelte Motiv genügte aber dem Dichter nicht. Er wollte zu viel, er gibt daher statt eines in sich abgeschlossenen Ausschnitts aus der Welt ein Panorama, er schickt seinen Helden auf Reisen, wie Homer, wie Cervantes, aber das bestimmte einzelne Ziel fehlt. Indem er nun den Helden Alles durchdringen läßt in Kunst und Staat, in Religion und Wissenschaft, in Liebe und Gesellschaft, zerflattert die Einheitlichkeit. Die Wirkung eines Kunstwerks, vor Allem einer Dichtung, wird nicht dadurch gesteigert, daß man verschiedenartige Motive, ja sogar Effecte aufeinander häuft, sondern indem man ein einzelnes Motiv in seiner ganzen Kraft zur Erscheinung und Entwickelung bringt.

Wissenschaftlich genommen ist es unzweifelhaft, der Mensch ist ein Mikrokosmos, aber dichterisch geht das nicht. Künstlerisch darf die Fassung nicht panoramisch, sondern muß von einem festen, bemessenen Augenpunkte erreichbar sein.

Jene Ueberraschungen, die uns ein Dichter bereitet, indem er uns etwas hoffen oder fürchten läßt, das dann in überraschender Folgerichtigkeit eintritt, jene Spannung und Ablösung fehlt nunmehr. Wir wissen nicht, was der Held nun nach irgend einem Ereigniß thun wird; wir können nicht erwarten oder ahnen, was er nun aufnehmen wird, nachdem er dieses oder jenes Gebiet des Lebens und Denkens scharf und eigenartig durchforscht hat; das Ueberraschende hat nun den Charakter des Zufälligen.

Digitized

Der Held ist Verwaltungsbeamter, Dichter, Philosoph, Kunstkenner, thätig für Humanität und Politik. Gewiß, das Alles ist ein Mensch unserer Zeit; aber um ihn zum Träger und Mittelpunkt einer dichterischen Production zu machen, muß das Interesse auf eine einzelne Facultät concentrirt und gespannt werden. Das wollte der Dichter nicht, oder auch das stellte sich ihm nicht als Aufgabe.

Der Dichter läßt uns beiläufig wissen, daß sein Held in guten Geldverhältnissen ist, er läßt ihn dem Manne mit dem Hundefuhrwerk Geld geben zur Anschaffung eines Esels u. s. w. Es liegt eine leise Ironie darin, daß man mit der Idee allein nicht durchdringt. Hätte der Dichter das Motiv der Thierliebe mehr ausgearbeitet, so hätte er diese Ironie mehr betonen müssen. Es lag ja eine Fülle von Humor in den gegebenen Verhältnissen, daß, wer heutigen Tages einen humanen Gedanken in die Welt hinaustragen will, mit dem Geldbeutel in der Hand erscheinen muß.

Unbarmherzige Ehrlichkeit und schonungslose Aufrichtigkeit ist ein besonderes Merkmal dieses Buches. Wie oft muß der, welcher im Dienste des öffentlichen Wortes steht, sich fragen: sagst du denn auch Alles grundgemäß und wahr? Hat sich dir nicht eine Convenienz in die Seele eingesetzt, so daß du, bevor du Thatsachen und Empfindungen in's Wort fügst, bereits ein Verhehlen, ein Vertuschen, ein gefälliges Ausgleichen mit dem Gegenstand deiner Darstellung vornimmst? Die äußere Censur sind wir los, aber wie Vieles wird bereits censirt in der Seele geboren. Das Buch Vischer's hat etwas vom schonungslosen Charakter der Rousseau'schen Bekenntnisse. Der liebenswürdig gemachte Lügenteufel heutigen Tages heißt Convenienz. Aber es bleibt doch dabei, die Wahrheit allein macht frei, und da wir die Wahrheit nicht haben, sondern vielmehr immer suchen — die Wahrhaftigkeit. Die Knechtung durch die Respectabilität ist vielleicht die schlimmste Orthodoxie; die einfach dogmatischen Orthodoxen glauben sich im Besitz der Wahrheit und sind gnädig tolerant gegen uns, die wir suchen. Wir aber können nicht anders als tolerant sein; denn wir wissen, was nicht nur uns, sondern der ganzen Welt fehlt, und achten von selbst einen Jeden, der redlich sucht.

Der Verputz mit Schrullenhaftem, den Vischer seinem Helden gibt, ist nicht dazu, um irgend Etwas zu verdecken, sondern wie mehrfach bemerkt zur gewollten, aber nur theilweise vollbrachten Ablösung von der Persönlichkeit des Dichters.

Vorrede — wo steht diese?

In einer lustigen Geschichte von Gottfried Keller wird erzählt, daß ein Buchbinder einen Thurm aus Pappe für allerlei Nähzeug machte und in ein geheimes Fach einen Liebesbrief legte, den aber die Angebetete nie fand.

Aehnlich — aber nur ähnlich — ist es in diesem Buche. Die Vorrede zu dem Ganzen ist II. 340 gegeben. Der Dichter, oder auch „A. E.", gibt sie der fertigen Pfahldorfgeschichte zum Geleit, und sie lautet:

„Goethe hat gesagt, der Humor sei zwar ein Element des Genies, aber sobald er vorwalte, begleite er die abnehmende Kunst, zerstöre und vernichte sie zuletzt. Dies ist doch nur dann wahr, wenn man unter „vorwalten" außer dem Ueberhandnehmen besonders versteht eine Einmischung in das Dichtwerk auf Kosten

der Objectivität. Belehrend ist hierin Jean Paul; das humoristische Ich des Dichters drängt sich zersprengend in das Bild, das er geben soll. Er verwechselt Dichter und Gedicht. Er will Narren und seltsame Begebenheiten vorführen, und statt dessen führt er seltsam und närrisch vor. So wird der reiche, herrliche Geist ungenießbar, und Niemand liest ihn mehr, — leider! Sollte es aber nicht eine schöne Aufgabe sein zu zeigen, daß es auch einen Humor gibt, der dieser Versuchung widersteht und ein Bild des Närrischen mit der Objectivität des Künstlers entwirft und durchführt? Zweite, verbesserte Auflage J. Paul's, der mit Unrecht zu den Todten geworfen ist? Auferstandener, genießbar gewordener J. Paul!"

Und Goethe behält doch Recht. Der Humor hat freilich immer eine Doppelnatur in sich, er gleicht dem Sonnenregen, Sonne und Regen zugleich, auf jedem einzelnen Tropfen der vielfarbig sich brechende Sonnenstrahl hindurchschießend. In der Natur ist das Gleichzeitige möglich. In der Dichtkunst kann nur das Nacheinander zur Erscheinung gebracht werden. Die Musik, die das Nebeneinander hat, kann nur durch Begleitung das Scherzhafte und Objective gegenüber dem Pathos gleichzeitig ertönen lassen. Die Beschränkung, die Goethe gibt, bleibt, und sie ist auch von Vischer angewendet. Er bezeichnet überaus glücklich Momente, in denen eine Nebenstimmung nebenher läuft. Wenn „A. E." mitten in der Aufregung inne hält und das ihm bisher unbekannte Wort „hunten" als eine neue und glückliche Bezeichnung aufmerksam festhält, so ist das einer jener Doppelgriffe, in welchem eine ästhetische Betrachtung stellvertretend zur Beruhigung für die moralische Betrachtung eintritt. Das ist nicht nur echter Humor, sondern auch modern wahr. Die Erklärung von der Schönheit des Goethe'schen Verses: „es stürzt der Fels und über ihn die Fluth" sei noch als Beispiel hier erwähnt. Das aber, was Vischer heischt, daß man ohne Eingreifen ein Bild des Närrischen mit der Objectivität des Künstlers entwerfen und durchführen könne, erscheint unmöglich, wenigstens hat es ein so künstlerisch bewußter Geist wie Vischer in diesem Buche nicht leisten können.

Was hast du mir Süßes mitgebracht? fragen die Kinder den von der Reise Heimkehrenden. Der Theil des Publicums — und er ist ein großer — der so fragt, wird in dem Buche Vischer's das Gewünschte nicht finden. Es ist kein Buch zum Zeitvertreib, sondern, wenn man so sagen darf, zur Zeitfesthaltung. Und es ist ein Buch von so reichem Inhalt, heischt so viel Mitarbeit, es ist nicht für den Müßiggang, sondern für den Fleißiggang und dabei so durch und durch aus dem deutschen Ernstnehmen, daß es voller Sammlung bedarf.

In usum feminae wird ein großer Theil dichterischer Productionen gewendet. Soll es darum nicht auch dichterische Werke geben, die sich an die Männerwelt wenden? Es war und ist zum Theil noch, daß Männer von Bildung einem Dichter sagen können: Meine Frau liest Ihre Sachen gerne. Die Voraussetzung erscheint als selbstverständlich, daß Dichtung und Kirchenbesuch vornehmlich Sache der Frauen sei. Daher ist es auch gekommen, ohne daß sich die Producirenden dessen immer bewußt sind, daß eine Frau zum Mittelpunkt der Dichtung, besonders der erzählenden, gemacht wird. Es muß aber auch Bücher

Digitized by Google

für Männer geben, die nicht nur die Welt in verschiedenen Schichten aus eigener Anschauung kennen, sondern auch mit scharfem, logisch geschultem Geiste die Hervorbringungen frei erfassen. Ein Männerbuch in besonderem Sinne ist das Werk von Vischer. Das Charakteristische überragt bei Weitem das, was man kurzweg das Schöne, das liebenswürdig Anmuthende nennt, obgleich auch dieses in reicher Fülle gegeben ist.

In keiner Kunst gibt es umfangreichere und ausführlichere Theorien, als in der Dichtkunst, und doch ist gerade in dieser am wenigsten Erlernbares; nur durch Uebung wird hier gelernt. Die Logik der Phantasie, der principielle Tact, sind immer als die wesentlichen Momente hervorzuheben, aber was ist damit geholfen? Gewordenes läßt sich daraus erkennen, Werdendes nicht danach ordnen lehren.

Vernunftreligion hatten Viele angestrebt, und sie hat sich ebenso wenig formen lassen, als sich eine Vernunftkunst wird formen lassen. Religion und Kunst sind Producte der Phantasie. Die Phantasie muß sich messen lassen an den Gesetzen der Vernunft. Denn wie schon Galilei sagt: die Vernunft ist der verläßlichste Zeuge. Aber schaffen kann die Vernunft weder Religion noch Kunst.

Lessing, Goethe und Schiller haben die Quellpunkte dichterischen Schaffens aufgedeckt und die Gesetze für die Leitung des Stroms. Das aber erscheint wesentlich, sie sind als Schaffende und aus dem Schaffen zu theoretischen Aufstellungen gekommen, nicht umgekehrt. Und auch sie haben zuerst dilettantisch begonnen, oder, da das Wort mißverstanden werden könnte, im genialen Drang ohne Gesetzesführung sind sie den Gesetzen nachgegangen. Es ist ein Anderes, aus der Synthese zur Analyse kommen, als umgekehrt.

Das Wissen vom Schönen und die Schaffung des Schönen sind verschiedene Facultäten, wenn auch in der Schaffung das immanente Wissen sein muß. Das Gesetz ist regulativ aber nicht productiv.

Wissen und Schaffen! Eigentlich hätte ich sagen sollen abstracte Wissenschaft und Kunstschöpfung. Und doch ist auch beim wissenschaftlichen Aufbau eine Thätigkeit der Phantasie mitwirkend; denn im Auffinden von Hypothesen und Combinationen, von möglichen Erklärungsversuchen für das Phänomen bis die probehaltige Hypothese sich herausstellt, aus welcher das Gesetz sich festigt; in der Gruppirung, und zuletzt in der Architektonik des systematischen Aufbau's ist künstlerisches Schaffen. Die Wissenschaft ist Stoffordnung, in der Kunstschöpfung vollzieht sich der Stoffwechsel. Ich halte hier nur das künstlerische Schaffen im Auge, das aus Anschauung und Empfindung, aus inneren und äußeren Wahrnehmungen Gestalten bildet, Contraste und Conflicte.

Die Wissenschaft darf kein Programm haben, sie muß den Schluß ihrer Untersuchung und Ordnung erst auf ihrem Wege finden, von den Thatsachen belehrt. Die Kunst muß von Anfang an den Schluß im Auge haben und darauf hin arbeiten, sie muß den Schluß nothwendig machen; der Weg zum Ziel ist frei, das Ziel nicht.

Die Wissenschaft ist streng, auch die Kunst ist streng, nur hat sie Farben und Formen, die die Strenge mildern im Gegensatz zu den herben Thatsachen

Digitized by Google

und den unbeugsamen logischen Gedanken. Die Dichtung kann das, was die Philosophie als Gesetz faßt, wieder als Temperament, als flüssige Stimmung fassen.

Künstlerisches Schaffen, Dichten, ist waches Träumen, bewußtes Vergessen, vernunftgeleitete Wahnvorstellung. Das sind allerdings widersprechende Begriffe für die Wissenschaft, aber nur der Geist trennt, die Natur, und so auch die zweite Natur, die Kunst, ist Mischung und Bindung verschiedener Elemente.

Wissenschaft und Kunst hat die nothwendige Bindung der Erscheinungen aufzuzeigen, in der Wissenschaft als dura necessitas, in der Kunst als libera necessitas.

Zeit. Die Erzählung verläuft vom Spätsommer 1865 (I. 87 und II. 101 ist das ausdrücklich bemerkt) bis nach der Schlacht von Sedan. Unzweifelhaft sind die Betrachtungen über Zeit und Welt nicht erst nachträglich gefaßt oder auch nur gemodelt; sie tragen vielmehr das volle wahrhaftige Gepräge des Gegenwärtigen. Zu anderen Zeiten hätte man es Prophetie genannt, heute erkennen wir es als Ausspruch eines das Zeitleben durchdringenden, mit scharfer Logik und freier Phantasie ausgerüsteten Mannes, wenn es I. 87 heißt: „Ich meine es schon zu sehen, daß mir schon vor den nächsten Folgen bang ist, wenn das deutsche Reich aufgebaut sein wird... Sehen Sie, die Deutschen können das Glück und die Größe nicht recht vertragen. Ihre Art Idealität ruht auf Sehnsucht. Wenn sie's einmal haben — vielleicht erleben wir's, geben Sie Acht — und nun nichts mehr zu sehnen ist, so werden sie u. s. w. —" Vischer fügt hinzu I. 88: „Ja ich bekenne, vielleicht hätte ich trotz meinem Vorsatz es doch unterlassen, den unbequemen Sonderling zu schildern, wenn nicht diese Weissagung zu melden wäre, die so leidig eingetroffen ist."

Um dieser und um hundert und aber hundert anderer tief eindringender Stellen willen gehört das Werk Vischer's trotz seiner Verunstaltungen und dichterischen Mängel zum höheren Besitzthum des deutschen Volkes. Ist Albert Einhart auch keine vom Dichter abgelöste dichterische Figur geworden, so danken wir ihm doch die Kundgebung der kernhaften Natur Vischer's. Sein tiefes Denken, seine starke Phantasie, seine dichterische Kraft, seine Vaterlandsliebe, seine allseitige Durchdringung und Behauptung des höheren Lebens, wie sein gesunder Zorn über die Verkehrtheiten — das Alles tritt leuchtend heraus, und wir dürfen uns freuen, solch einen Mann zu haben und müssen dankbar sein, daß er uns sein überreiches Denken rücksichtslos aufgeschlossen hat.

---

by Google

Sonette aus Rom.

Von

Paul Heyse.

1. Im Coliseo.

Gelinder fließt in dieser Luft das Blut.
Die Seele lernt ihr stürmisch Weh bezähmen,
Des Hastens am Vergänglichen sich schämen,
Wo eine stolze Welt in Trümmern ruht.

Höhnt hier nicht jede Quader: Eintagsbrut,
Willst du dein Zwergen-Ich so wichtig nehmen?
Bedenk', daß all dein Jauchzen oder Grämen
Nur ein Atom im All der Geisterfluth.

Doch während mich umrauscht das ew'ge Fließen
Des uferlosen Meers, in dessen Bette
Spurlos versinkt, was hoch und herrlich war,

Kann wie ein schwerer Kummer mich verdrießen
Ein ungefügig Reimwort im Sonette —
O Widerspruch! Dein Nam' ist Mensch fürwahr!

2. Am Tiberstrande.

Wenn aus dem Stadtlärm in der Corsostunde
Ich an den öden Tiberstrand mich rette,
Ist mir's, als ob aus seinem alten Bette
Der Fluß mir rauschte schauerliche Kunde;

Von Völkern, die er tief im schlammigen Grunde
Begrub, von Gräueln, die an dieser Stätte
Jahrtausende verübten in die Wette,
Da Macht mit Niedertracht so gern im Bunde.

Doch ist der Strom nicht selbst ein junger Wandrer,
Der frisch herabsteigt vom Gebirg, dies Rom
Mit Neugierblick in seiner Fluth zu spiegeln?

Herüberdräut ein Wissender, ein andrer
Blutzeuge: des Apostels Riesendom,
Der nie ein Beichtgeheimniß darf entsiegeln.

3. Cives Romani.

Neu überhäuft mit Macht und Glanz und Ehren,
Könnt ihr euch nicht erneu'n an Herz und Sinnen?
Nur eure Weiber sind noch Römerinnen,
Obwol sie keine Römer mehr gebären.

Mit Groll seht ihr die Fremdenfluth sich mehren,
Italiens Banner wehn von euern Zinnen.
Nur, daß ihr jetzt am Miethzins mögt gewinnen,
Vermag die finstren Stirnen aufzuklären.

Und doch, statt des Geplärrs der Bettlerorden,
Wie munter klingt der kriegerischen Banden
Musik, ein frischer Zukunftshauch aus Norden!

Und wenn die päpstlichen Karrossen schwanden
Und Roth- und Violettstrumpf rar geworden,
Blaustrümpfe doch sind reichlich noch vorhanden.

4. Begegnung.

Sie stieg vom Capitol die Stufen nieder,
Da purpurn schon die Sonne Rom's versank.
Nie sah mein Auge, seit es Schönheit trank,
So stolzes Haupt, so königliche Glieder.

Die junge Brust quoll trotzig aus dem Mieder,
Leis bebten ihre Nüstern, bleich und schlank.
Als frug' ihr Reiz nach keines Menschen Dank,
Hielt sie gesenkt die breiten Augenlider.

Wie sie mich sah versunken ganz in Schauen,
Fuhr eine Flamm' aus ihrem Blick dem stieren,
Als spräche sie: Wie wagst du, mich zu grüßen?

Ich bin von dem Geschlechte jener Frauen,
Die Macht besessen, Kaiser zu regieren,
Und Päpste knieen sahn zu ihren Füßen.

5. Nach der Beichte.

Ich las heut' ein Novellchen in der Frühe
Am Thor von Sant' Andrea delle Fratte.
Es stand auf einem dunklen Rosenblatte,
Und zu entziffern lohnte sich's der Mühe,

Warum von Muthwill dieses Lärvchen sprühe,
Das eben noch zerknirscht gebeichtet hatte,
Ob es schon neue Sünden sich gestatte,
Ob noch vom schwülen Hauch der alten glühe.

Nicht allzu sittlich schien mir manche Stelle.
Die Lippen sprachen von verstohlnen Küssen,
Nur auf der Stirn sah ich ein Wölkchen liegen.

Da brach ein Lächelglanz hervor, so helle,
So süß — im Stillen hab' ich seufzen müssen.
Den Schluß vermuth' ich nur: daß sie sich kriegen.

6. Occhiaten.

Mich dünkt, Italiens Volk ist zahmer worden.
Nur selten hörst du noch von Gräuelthaten,
Banditenanfall, blut'gen Coltellaten;
Es blüht nur noch der Beutelschneiderorden.

Doch, mindert sich erfreulich auch das Morden,
Selbst in des Südens schlimmverrufnen Staaten:
Nicht auszurotten scheinen die Occhiaten,
Brandpfeile, die uns unbekannt im Norden.

Zum Glück sind sie den Jüngern nur gefährlich
Und prallen ab vom Panzer reifer Tugend,
Wie Schwärmer aus des Feuerwerkers Esse.

Und so studier' ich heut' ganz unbeschwerlich,
Was Herzblut mich gekostet in der Jugend,
Aus reinstem ethnographischem Interesse.

7. Antiquitäten.

Etruskervasen, Urnen, Opferschalen,
Amphoren, schön bemalt, mit mächt'gem Bauch,
Pompeji's Lämpchen, noch geschwärzt vom Rauch,
Und Ring' und Münzen, Spangen und Sandalen —

Was nur verschonten Gothen und Vandalen,
Daraus zu lernen alter Zeiten Brauch,
Hier liegt's gehäuft, und mit der Ehrfurcht Hauch
Beschleichen sacht' dich der Begierde Qualen.

Doch tröste dich, wenn dir die Reisekasse
Entsagung auferlegt zu deiner Pein
Bei all' den theuren Schätzen dieser Bude.

Man fabricirt hier Alterthum in Masse.
Echt ist und alt der Händler nur allein,
Ein echter alter Fuchs und Ghettojude.

8. Andre Zeiten.

Sieh' nur, wie strömt's hinein in Sant' Agnese!
Ist denn der guten Heil'gen Festtag heute?
So triumphirend stürmt das Thurmgeläute,
Als ob der Papst heut' selbst die Messe läse.

Zu Fuß, zu Wagen — Bettler und Marchese
Im Kampf, daß man ein Plätzchen noch erbeute —
Sagt, was begibt sich drin, ihr guten Leute?
„Ei, Fra Giovanni singt, Signor Inglese."

Ja so, der Mönch, der alle Welt entzückt!
Stünd' heut' der Heiland wieder auf, er müßte
Den Kürzern zieh'n vor diesem Pracht-Tenore.

Die Kirche trägt, seit sie der Purpur schmückt,
Nach ausverkauften Häusern ein Gelüste,
Und trotz der Oper macht sie gern Furore.

9. Politisches.

Welch toller Lärm? Was hat sich nur begeben?
Steht wieder vor den Thoren Hannibal?
Nein, nur ein Sammetsessel kam zu Fall:
Im Parlament gab's ein Ministerbeben.

Das dritte schon, das wir in Rom erleben.
Zuerst Nicótera mit sanfterm Schall,
Herr Crispi dann mit skandalösem Knall,
Und Patriarch Depretis gleich daneben.

Und Alle von der Linken. Laßt das Flunkern,
Als ob das Vaterland gefährdet wäre:
Hier heißt's ja nur: Steh' auf! Laß mich hier sitzen!

Nur großer Kampf reift große Charaktere.
Euch fehlt's an Pfaffen, Socialisten, Junkern
Und andrer schwerer Noth, die wir besitzen.

Digitized by Google

10. Abendandacht.

Ihr sollt mich nicht in eure Kreise locken,
Wo, was daheim ich floh, ich wiederfinde,
In Routs, wo von den Farben schwatzt der Blinde,
Wo Armuth prahlt mit aufgelesnen Brocken.

Nie darf das rieselnde Geplauder stocken,
Auf daß nur ja das Schreckgespenst verschwinde
Des eignen Nichts und minder man empfinde,
Wie eng der Geist, das Herz wie dürr und trocken.

Mit meiner Liebsten zieh' ich vor, zu Hause,
Wenn Abends im Kamin die Flämmchen summen,
Den Tag zu feiern, der so schön verflossen.

Ein Freund tritt wol noch ein in unsre Klause,
Und uns vorüberzieht, wenn wir verstummen,
Was Alles heut' an Wundern wir genossen.

11. Suum cuique.

Was höhnst du nur die feinen Herrn und Damen,
Die wohlgeschniegelten Philisterfratzen,
Die in der ew'gen Stadt nur ewig schwatzen,
Als ob sie dazu nur von Hause kamen!

Gönn' ihnen doch die Lust, in Tand zu kramen,
Vor Marmorbildern, Fresken und Arazzen
Mit ihrem kleinen Ich herauszuplatzen,
Statt andachtsvoll zu flüstern große Namen.

Am Meeresufer in der Abendgluth
Siehst du die Weiber ihre Wäsche spülen,
Wobei sie ruhelos die Zungen regen.

Ein Schwimmer stürzt sich schweigend in die Fluth,
Im heil'gen Element sein Herz zu kühlen
Dem stummen goldnen Taggestirn entgegen.

12. Advent.

Am Himmel Wolkenjagd, bleifarb'ge Helle,
In Frost erschauernd lag die Flur, die nackte;
Fern sah herüber spukhaft der Soracte,
Und lautlos schlich die gelbe Tiberwelle.

Ein junges Hirtenpaar, in Ziegenfelle
Gehüllt, schritt mit dem Dudelsack im Tacte
Dem Thore zu. Allein die Wache packte
Sie unsanft an und wies sie von der Schwelle.

Digitized by Google

Erblichen ist in Rom, ihr guten Kinder,
Der Stern, der einst in Bethlehem erglommen.
Der Felsen Petri ward zur schroffen Klippe.

Und pochtet ihr am Vatikan, noch minder
Wär' dort die Mahnung an der Stell' willkommen,
Wo einst das Heil der Welt lag in der Krippe.

13. Weihnachten.

Ein heil'ger Abend war auch uns beschieden,
Kein nordisch lust'ger Tannenbaum, statt dessen
Ein ganzer Hain hochragender Cypressen
Am Fuß der stillsten aller Pyramiden[1]).

Wir gingen langsam durch den Todesfrieden
Und lasen Namen, viele schon vergessen,
Von Kämpfern, die schon lang' die Bahn durchmessen
Und narbenvoll aus dem Getümmel schieden.

Herüber sah von fern durch grauen Duft
Das Capitol, ein Riesenhaupt, ergraut,
Weil es Geburt und Tod muß überdauern.

Zwei Veilchen pflücktest du von einer Gruft
Und brachst in Thränen aus, als plötzlich laut
Die Vögel sangen auf den Gartenmauern.

14. Sylvester.

Sie feierten Sylvester im Gesù[2])
Mit Kerzenglanz und festlichem Gepränge;
Die Orgel dröhnt', es braus'ten Chorgesänge,
Mir ging's zu bunt und laut und lustig zu.

Dem bösen Jahre wünscht' ich gute Ruh'
Und floh hinaus und wand mich durch die Menge
Zum Capitol hinan die sanften Hänge,
In düstrem Muth. Wohl hatt' ich Grund dazu.

Da sah ich, eng im Käfig eingegittert,
Die hag're Wölfin neidisch mich beäugen,
Als spräch' sie: du bist frei und kannst noch klagen?

Sieh' mich! Ich werd' als Wappenthier gefüttert;
Das ist der Dank, wenn Zwillinge wir säugen
Und gegen Menschen menschlich uns betragen.

---

[1]) Die Pyramide des Cestius, an deren Fuß der Friedhof der Protestanten liegt.
[2]) Die Jesuitenkirche in Rom wird il Gesù genannt.

15. Im Vatikan.

Darfst du nicht einsam dieses Haus durchschweifen,
Vielmehr mit deutschen oder Brittenschaaren,
Wirst du in Zorn erglühend oft gewahren,
Daß sie betasten, was sie nicht begreifen.

Mag auch der Strom der Zeit an ihnen schleifen,
Sie bleiben doch im Herzensgrund Barbaren,
Die frech dem Zeusbild in die Locken fahren
Und vor dem Torso Gassenhauer pfeifen.

Doch mitten im Gewühl der Stumpfgebornen
Trifft dich ein Blitz aus nordischem Augenlid
Wie Nordlichtschein, wenn rings die Flur vereis'te.

Dann fühlst du tröstlich, daß in Auserkornen
Der schönste Bund noch immer sich vollzieht,
Der Bund hellenischer Kunst mit deutschem Geiste.

16. Der Moses des Michelangelo.

(Nach Giambattista Felice Zappi, 1667—1719.)

Wer ist's, der dort so riesenhaft aus Steine
Gebildet sitzt, so glorreich sich erhebt
Ob jedem Werk, das je die Kunst belebt,
So daß ich, was er spricht, zu hören meine?

Sagt's nicht der Stirne Doppelstrahl, nicht seine
Gewalt'ge Bartfluth, die zum Gürtel strebt?
So stieg vom Berge Moses, noch umschwebt
Das Antlitz von der Gottheit Widerscheine.

So war er, als er rings das mächt'ge Toben
Der Fluth getheilt, und da er selbst entwichen,
Den Feind begrub in tiefe Wellengründe.

Und doch habt ihr ein schnödes Kalb erhoben?
Hätt' euer Abgott diesem Bild geglichen,
Ihn anzubeten war gering're Sünde.

17. Credo.

Ob in der argen Welt, wie gute Christen
Betheuern, Alles sich zum Besten wende,
Ob sie nur werth sei, daß sie eilig ende,
Nach eurem Credo, werthe Pessimisten,

Ob zwischen dem Erfreulichen und Tristen
In goldner Mitte sich der Ausgleich fände:
Fern sei's von mir, daß ich mich unterstände
Schiedsrichterlichen Spruchs bei solchen Zwisten.

Ich hab', indes ich wandelt' hier auf Erden,
Vom Süßesten und Bittersten genossen
Und kenne dieses Daseins Stärk' und Schwächen.

Im Einzlen hoff' ich klüger noch zu werden,
Doch über's Ganze bin ich fest entschlossen
Superlativisch niemals abzusprechen.

18. Abschied von Rom.

Wer dich erkannt hat, scheidet nie von dir,
Wie von der Mutter nie, die ihn geboren,
Und trennt sich unser Leib von deinen Thoren,
Zurück ein Stück der Seele lassen wir.

Umschließt nicht dies geheiligte Revier,
Was je an Göttern sich der Mensch erkoren?
Bewahrt der Hügelsand nicht unverloren
Die Fußspur aller Weltgeschlechter hier?

Und wie an längstvergess'ne Schulgeschichten
Die treue Mutter mahnt und uns dazwischen
Mit Lieblingsspeisen pflegt und süßen Früchten,

Sehnt sich das Herz, in Rom sich zu erfrischen
Am Vorzeithauch — und römischen Leibgerichten,
Wie der Falcone sie weiß aufzutischen.

19. Nach Hause!

Den letzten Gruß herab von den Terrassen
Des Pincio dir, du Sonne Rom's! In Gluth
Tauchst du die Hügel rings in deiner Hut,
Eh' sie für immer meinem Aug' erblassen.

Zum letzten Mal umbraust mich in den Gassen
Die heimwärtsströmend rege Menschenfluth.
Nachtstimmen Rom's — wie kenn' ich euch so gut!
Ihr tönt zum letzten Mal — wie kann ich's fassen!

Doch da ich lag in kurzem Schlummer kaum,
Träumt' ich, das Wäldchen hört' ich wieder rauschen
An meinem Haus, im Hauch des deutschen Windes.

Und helle Sehnsucht reißt mich aus dem Traum,
Dem Morgenlied des Amselpaars zu lauschen,
Der Spielgefährten meines lieben Kindes.

Berliner Chronik.

Die Theater.

Berlin, Anfang April 1879.

Mehr als sieben Monate sind seit der Eröffnung der königlichen Hoftheater im Ausgang des August 1878 vergangen, die Theatersaison nähert sich ihrem Ende, was auf den Brettern, die schon längst nicht mehr die Welt bedeuten, etwa noch geschehen mag, kann den Charakter dieser Saison nicht mehr ändern: ein schlechtes Weinjahr, schreiben wir Alle darunter, Dichter und Schauspieler, Publicum und Kritik. Mit dieser allgemeinen Verdrossenheit und Gleichgültigkeit steht die allgemeine, beinahe leidenschaftliche Erregung in dem wunderlichsten Gegensatz, welche die Entscheidung der Commission für die Ertheilung des Schiller-Preises am 10. November 1878 hervorrief. Bekanntlich soll der Schiller-Preis alle drei Jahre dem „besten" Drama zuerkannt werden. Weder 1872 noch 1875 hatten die Commissionen ein solches „bestes" Drama, das zugleich Bühnenerfolg und literarischen Werth aufweisen konnte, gefunden: die diesmaligen Preisrichter wichen von der gewohnten Praxis ab und krönten drei Dichter: Anzengruber, Wilbrandt und Nissel; ausdrücklich wurde hervorgehoben, daß für Wilbrandt's Krönung seine „Kriemhild", für Nissel seine „Agnes von Meran" den Ausschlag gegeben hätten. Wider diese Entscheidung ist kein ernstlicher Einwand gemacht worden: Anzengruber wie Wilbrandt sind hervorragende, bewährte Dramatiker, echte Charakterköpfe unter den modernen Dichtern, Franz Nissel ist für mein Gefühl und meinen Geschmack mehr ein lyrisch bewegter als ein dramatisch gestaltender Dichter, aber an der Würdigkeit seiner Dichtung ist, von dem ausschließlich literarischen Standpunkt der Commission, nicht zu mäkeln. Auch abgesehen von der literarischen Fehde, die sich an diese Entscheidung zwischen Julian Schmidt und Paul Lindau anknüpfte, erweckte das Urtheil der Preis-Commission einen lauten Widerhall. Die gesammte Zeitungspresse besprach es; in Wien feierte man die „Gekrönten" durch ein Festmahl; in allen Gesellschaften, in denen überhaupt noch die Literatur einen Gesprächsstoff abgibt, wurde über die Dichtungen debattirt. Und was thaten dem gegenüber die Theater? Sie verhielten sich vollkommen passiv; auf kleineren Bühnen, in Bremen und Weimar, versuchte man eine Darstellung des Nissel'schen Trauerspiels „Agnes von Meran"; natürlich in einer Theaterbearbeitung, natürlich ohne jeden stärkeren Erfolg. Wilbrandt's „Kriemhild" erschien in Wiesbaden auf den Brettern.

Von dem Tage an, wo der Schiller-Preis gestiftet wurde, ist gesagt und immer wiederholt worden, daß er für die reale Bühne auch nicht den geringsten, weder wohlthätigen noch schädlichen Einfluß ausüben werde. Niemand verkennt die hochherzige Absicht der Stiftung; es gibt Niemand, der sich nicht herzlich freute, wenn dieser begabte Dramatiker, jener wackere jugendliche Anfänger den Preis für sein langes Mühen oder für sein talentvolles, viel versprechendes Erstlingswerk erhält —

Digitized by Google

allein mit der Bühne, wie sie ist, mit dem Publicum, welches im Theatersaal sitzt, hat der Preis, haben die gekrönten Dichtungen so gut wie nichts zu schaffen. Außer den Hebbel'schen „Nibelungen“ befinden sich weder Lindner's „Brutus und Collatinus“ noch Geibel's „Sophonisbe“ oder Kruse's „Gräfin“ in irgend einem Bühnenrepertoire; der Versuch einer Wiedererweckung des Lindner'schen Trauerspiels auf der Bühne unseres Schauspielhauses vor einigen Wochen ist, trotz der beifälligen Aufnahme bei der ersten Aufführung, als gescheitert zu betrachten. Der Literarhistoriker, der Aesthetiker mag sich für „Kriemhild“ und „Agnes von Meran“ begeistern, der Bühnenrealist kann nach der Lectüre dieser Dichtungen, ohne ein Prophet zu sein, beiden ein sanftes Ende nach vier oder fünf Vorstellungen voraussagen. Vielleicht, daß eine genialische Schauspielerin wie Charlotte Wolter der „Kriemhild“ auf dem mütterlichen Boden des Burgtheaters zu längerem Leben verhilft; in der rauheren Luft Berlin's sterben Jambentragödien eines schnellen Todes an der Schwindsucht. Dieselben Leute, die sich über ein gelesenes Drama in ein stürmisches Entzücken hineinreden, gähnen, wenn sie der Vorstellung desselben beiwohnen müssen; die meisten dieser Schwärmer ziehen es denn auch vor, das Theater so gut wie gar nicht zu besuchen. Gegen wen sich nun auch ihre Klage richtet: gegen die schlechten Schauspieler, die ungenügende Regie — die Thatsache bleibt bestehen: die ständigen Theaterbesucher — und von ihnen lebt die Bühne — lehnen die moderne Jambentragödie ab, sie wollen Gegenstände, Vorwürfe, Charaktere, Scenen aus der unmittelbaren Wirklichkeit sehen.

Diesem Bedürfniß genügen unsere dramatischen Dichter nicht, daher stammt im letzten Grunde die vollkommene Abhängigkeit unseres Theaters von dem französischen. Vom ersten October 1878 bis zum heutigen Tage hat das Residenz-Theater mit einer einzigen Ausnahme von französischen Stücken gelebt; das Wallner-Theater spielt seit dem 26. October des vergangenen Jahres L'Arronge's Lustspiel „Doctor Klaus“: was es außerdem an Neuigkeiten vorgeführt hat, ist am Abend der ersten Aufführung gestorben. Das Schauspielhaus hat in Hinsicht auf Neuigkeiten kein günstigeres Resultat aufzuweisen. Es hat folgende Stücke zum ersten Male aufgeführt: „Durch's Ohr“, Lustspiel in drei Acten von Wilhelm Jordan (28. September 1878) — „Stephy Girard“, Charakterbild in einem Acte nach dem Stoffe eines Sealsfield'schen Romans von Rudolph Genée und „Die Büste“, Lustspiel in zwei Acten nach der gleichnamigen Novelle Edmond About's von F. Zell (12. October 1878) — „Eine seltene Frau“, Lustspiel in einem Aufzug von Berthold Auerbach und „Mädchenschwüre“, Lustspiel in drei Acten nach dem Polnischen des Grafen Fredro von G. von Moser (30. October 1878) — „Geben ist seliger denn Nehmen“, Proverbe in einem Act von Alfred Friedmann und „Die Schauspieler des Kaisers“, Drama in vier Aufzügen von Karl Wartenburg (14. November 1878) — „Der Traum ein Leben“, Dramatisches Märchen in vier Aufzügen von Grillparzer (12. December 1878) — „Palaeophron und Neoterpe“, Festspiel in einem Aufzug von Goethe (31. December 1878) — „Eine Schachpartie“, Dramatisches Gedicht in einem Act aus dem Italienischen des Giuseppe Giacosa und „Die Ritter vom goldenen Kalb“, Lustspiel in einem Act von Hedwig Dohm (16. Januar 1879) — „Die Frau ohne Geist“, Lustspiel in vier Acten von Hugo Bürger (20. März 1879). Von diesen sechs einactigen Stücken ist Goethe's „Palaeophron und Neoterpe“ ein altbekanntes Festspiel, das wiederholt auf dem Theater zu Weimar dargestellt worden ist; Genée's „Stephy Girard“ — interessant durch die Vorführung eines eigenartigen halb französischen, halb amerikanischen Charakters nach dem Original aus Sealsfield's fragmentarischen Roman „Morton oder die große Tour“ — hat auch schon mehr als ein Jahrzehnt hinter sich, Lebrun hat seiner Zeit in der Hauptrolle einen gewissen Ruf erlangt. Giacosa's „Schachpartie“ machte uns mit einem liebenswürdigen italienischen Dichter bekannt, der sich ganz in mittelalterlich-romantischen Vorstellungen bewegt und dessen Stärke in der poetischen Schilderung und dem Ausdruck lyrisch

Digitized by Google

bewegter Empfindung liegt. Von den größeren Stücken stammt Grillparzer's „Traum ein Leben" aus dem Jahre 1834, Jordan's feingeschliffenes, in seiner Versform meisterlich ausgeführtes Stück „Durch's Ohr" aus den fünfziger Jahren, „Die Büste" von F. Zell ist eine geschickte Bearbeitung der About'schen Novelle mit lustigen, possenhaften Zügen, Fredro-Moser's „Mädchenschwüre" eine langweilige und geistlose Kinderkomödie. Somit bleiben zwei Stücke: „Die Schauspieler des Kaisers" von Karl Wartenburg und „Die Frau ohne Geist" von Hugo Bürger als die einzigen Bereicherungen des Repertoires bestehen, die einzigen, die eine kritische Betrachtung verdienen. Wahrlich, ein klägliches Facit!

Denn auch diese beiden Bühnendichtungen, wie erfreulich namentlich Bürger's Lustspiel sein mag, ragen über ein mittleres Maß keineswegs hinaus und erlauben weder in der Tiefe des Vorwurfs, noch in der künstlerischen Form eine Vergleichung mit Augier's „Die Fourchambault". Karl Wartenburg war bisher nur als Erzähler bekannt: eine mäßige, nicht ungefällige Begabung, die ihre beste Kraft indeß aus dem Stofflichen zieht. Diesen Eindruck macht auch sein vieractiges Drama „Die Schauspieler des Kaisers". Eine junge hochadelige Dame ist in den Stürmen der Revolution Schauspielerin geworden und jetzt, im Frühjahr 1806, unter dem Namen Manon Vallier eine Zierde des Théâtre Français. Niemand kennt ihren wahren Namen, ihren früheren Stand, bis die Verhaftung ihres Bruders, der aus der Fremde, gegen das Gesetz, nach Paris gekommen und einer Verschwörung gegen Napoleon verdächtig ergriffen worden ist, sie zwingt, ihr Schicksal dem Intendanten der kaiserlichen Theater, dem Marschall Caulaincourt, zu entdecken. Die Schönheit, der Muth, die Geschwisterliebe der Künstlerin verfehlen ihre Wirkung auf den Marschall nicht; leicht gelingt es ihr, ihn von der Unschuld ihres Bruders zu überzeugen, aber das Todesurtheil ist schon über ihn gesprochen. Die einzige Möglichkeit, den Unglücklichen zu retten, liegt in der Gnade des Kaisers. Manon wird ihm nach der Theatervorstellung eine Bittschrift für ihren Bruder überreichen, Caulaincourt ihn vorher günstig zu stimmen suchen. Auch die Kunst soll zur Hilfe gerufen werden; der Kaiser ist empfänglich für die Schönheiten einer tragischen Dichtung; seine Schauspieler werden ihm am Abend Corneille's Trauerspiel „Cinna, oder die Großmuth des Augustus" vorspielen. Der Abend rückt heran: da weigert sich der erste Schauspieler des Theaters, Maurice Bernard, zu spielen, er ist leidend und kann die Bühne nicht betreten. Manon hat seine Liebeswerbung zurückgewiesen und er sucht sich nun auf diese unedle Weise an ihr zu rächen. Vergebens beschwört ihn das Mädchen, ihr zu helfen; all' ihren Bitten gegenüber bleibt er taub. Schon ist der Kaiser in seiner Loge erschienen, die Minute drängt. „Wenn Ihr den Augustus nicht spielen wollt, so will ich ihn spielen!" ruft Urbain Sansnom seinem hartherzigen Collegen zu. Urbain ist ein verkanntes Genie, seit einem Sturz vom Seile leidet er an der Schwindsucht; er spielt kleine Rollen und wird, als Einer, der von den Jahrmarktstheatern hergekommen, von seinen hochmüthigen Genossen im kaiserlichen Theater halb scheel angesehen, halb ausgelacht. Aber in ihm brennt ein leidenschaftliches Feuer, gegenüber der akademischen steifen Spielweise Bernard's ist er der Vertreter der Wahrheit und der schönen Natur. Für Manon, die ihn immer gütig behandelt hat, fühlt er eine tiefe, hingebende Liebe; hastig ergreift er die Gelegenheit, ihr einen Dienst zu leisten und zugleich seinen Genius endlich einmal zu offenbaren. Erschrocken sieht der alte Regisseur Didier, höhnisch Maurice Bernard ihn auf die Bühne stürzen. Aber Urbain Sansnom wird nicht, was der Eine befürchtet, der Andere hofft, von dem Publicum verhöhnt: im Gegentheil, dasselbe begleitet seine Darstellung mit steigendem Beifall. Das Stück ist zu Ende; Manon eilt freudig in den Saal der Schauspieler zurück, der Kaiser hat ihr die Begnadigung ihres Bruders bewilligt; triumphirend kommt auch Urbain von der Bühne — ein Sieger, aber ein sterbender. Die Anstrengung, die Aufregung ist zu groß für seine schwache Kraft gewesen, in den Armen Manon's, unter der Bewunderung seiner Collegen, stirbt er. Auf historischem Hintergrund ein durchaus frei und geschickt erfundenes Genrebild, weniger ein streng ge-

Digitized by Google

gliedertes Drama, als eine dramatisch bewegte Novelle, mit zwei sympathischen Figuren, der schwesterlichen, heroisch angehauchten Manon und des genialischen, schwermüthigen Urbain; sind sie auch nicht aus dem Tiefsten hervorgeholt und nicht zur vollen Selbständigkeit und Individualität entwickelt, so genügen sie doch durchaus für den Theaterrahmen, die schauspielerische Persönlichkeit ersetzt die Leibhaftigkeit, die ihnen der Dichter nicht zu geben vermochte. Wartenburg's Talent erinnert im guten Sinne des Worts an die Kunstweise der Frau Birch-Pfeiffer. Ein anregender Stoff, ein interessanter Mädchencharakter, der von vorn herein die Theilnahme der Zuschauer für sich hat, eine glückliche Verwerthung der Geschichte, ein frischer Vortrag, eine seltene Beherrschung nicht sowol der dramatischen Kunstform, als der Technik der Bühne: diese Vorzüge des Schauspiels werden, bei leidlicher Darstellung der Hauptrollen — auf unserer Bühne wurden sie von Herrn Ludwig und Fräulein Meyer gespielt — ihm überall die Gunst des Publicums gewinnen.

Den glänzendsten Erfolg der Saison errang Hugo Bürger's Lustspiel „Eine Frau ohne Geist". In diesem jungen Schriftsteller erwächst der Bühne ein zukunftreiches Talent, jede neue Schöpfung legt Zeugniß dafür ab. Mit Bürger's historischen Dramen, seinem Lustspiel „Die Modelle des Sheridan", seinem Trauerspiel „Die Florentiner", das ich in Dresden sah, vermag ich mich nicht zu befreunden: zu sehr fallen mir die Erfindung des Dichters und die geschichtliche Wirklichkeit aus einander, nicht sowol in dem Hauptwurf, als in allen Einzelnheiten, in dem bestimmten Localton, von dessen feiner und genauer Durchführung gerade der Eindruck des Historischen abhängt. Schiller's „Don Carlos", Goethe's „Egmont" irren weit ab von der Ueberlieferung, aber wie bewunderungswürdig spiegelt die Dichtung Schiller's den Hof des spanischen Philipp's und seiner Alba's und Domingo's, das Trauerspiel Goethe's den Charakter, das Leben und Treiben, die Zustände und Gesinnungen der Niederländer vor dem Ausbruch des großen Befreiungskrieges wieder! Von den historischen Stoffen bleibe darum der Dichter fern, ihm fehlt der Sinn und das Auge für das intimere Leben der Vergangenheit — ein angeborener Mangel, der sich durch kein Studium ersetzen läßt. Sein Gebiet ist die moderne Gesellschaft; auf diesem Boden fühlt er sich sicher und weiß sich tactvoll und gefällig zu benehmen. In aufsteigender Linie haben sich seine drei Stücke: „Der Frauenadvocat" — „Gabriele" — „Die Frau ohne Geist" bewegt. Der Urkeim der Bürger'schen Schauspiele, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, ist immer kräftig und fruchtbar, und wenn zuletzt die kritische Betrachtung doch nicht rückhaltlos in die vergnügliche Heiterkeit und den Beifall der Zuschauer einstimmen kann, so liegt dies nicht daran, daß der Halm eine taube Aehre, sondern daß er ihrer mehrere trägt, die sich gegenseitig Luft und Licht rauben. Die Ueberfülle an beweglicher Handlung, das Auseinandergehen der Fabel in verschiedene Richtungen läßt weder eine Vertiefung der Charaktere noch eine allseitige und gleichmäßige Entwickelung des Grundgedankens zu.

Aus den drei Handlungen, welche den Inhalt des Lustspiels „Die Frau ohne Geist" bilden, tritt diejenige, welche sich um Stefana gruppirt, in den Mittelpunkt, sie hat dem Stück den Titel gegeben und macht sein Glück. Stefana ist die hübsche Tochter eines Gärtners, der durch den Verkauf seiner Ländereien plötzlich zu einem der reichsten Männer der Stadt geworden. Einen drolligeren Kauz, eine gutmüthigere Seele zu finden, als Herrn August Kopsch, dürfte schwer sein: aber er ist ungebildet und hat ein wenig die Manieren eines Parvenu. Seine Tochter hat er in der besten Erziehungsanstalt untergebracht; sie hat dort alles Mögliche gelernt und ist doch ein „beschränktes" Mädchen geblieben. Unter ihren Gefährtinnen fühlte sie sich gedrückt, in das Haus des Vaters zurückgekehrt, mochte sie ihn aus Herzensgüte durch ihre überlegene Bildung nicht kränken, eine gewisse Schüchternheit hinderte sie, aus ihrer Zurückhaltung vor ihren Freundinnen hervorzutreten. Zufällig lernt sie auf dem Gute des Verlagsbuchhändlers Westerburg einen jungen Mann kennen, der ihr gefällt und ihr eifrig den Hof macht. Richard Werner's Huldigungen sind indeß nur scheinbare; kein tieferes Gefühl hat sie eingegeben, er will nur durch die

Digitized by Google

Auszeichnung, mit der er Stefana begegnet, in dem Herzen eines anderen Mädchens, der schönen Adrienne, die, trotzdem sie halbwegs die Verlobte eines Anderen ist, auf dem Punkte steht, sich in ihn zu verlieben, das aufglimmende Feuer ersticken. Da beide Mädchen seine List nicht ahnen, stürzen sie in die Falle: Adrienne heirathet ihren früheren Bewerber, Stefana glaubt sich allen Ernstes geliebt, nur ihre „Beschränktheit" hindert, nach ihrer Meinung, Werner, sich offen zu erklären. Werner's Verhängniß führt ihn zum zweiten Male mit den Beiden zusammen, an einem Gesellschaftsabend in Westerburg's Hause. Um sich ein für alle Male mit Adrienne auseinander zu setzen und das Gerede über sein Verhältniß zu Stefana zum Schweigen zu bringen, schreibt er der ersteren folgendes Brieschen: „Was auch zwischen uns vorgefallen, man kann es mit einiger Mühe verzeihen und vergessen. Nur darf nichts Fremdes zwischen uns treten. Ich habe jene beschränkte Person nie geliebt — ich habe überhaupt Nichts mit ihr gemein. Nicht so sehr die kluge, als die vornehme Frau bitte ich um Verzeihung, wenn ich denn durchaus derselben bedarf." Aber in dem entscheidenden Punkte kömmt der Brief zu spät; Adrienne hat schon mit Stefana gesprochen, um sie günstig für Werner's Bewerbung zu stimmen; der junge Mann kann einer Unterredung mit der „beschränkten Person" nicht ausweichen. In diesem Gespräch nun, der letzten Scene des zweiten Aufzuges, der liebenswürdigsten und wirksamsten, die Bürger bisher geschrieben, entwickelt Stefana soviel Feinheit und Anmuth des Geistes, eine solche Tiefe und Wärme des Gemüths, daß Werner, wie bezaubert sein Herz an sie verliert und weder die Zeit noch das Wort findet, ihr zu gestehen, was er bei ihrem Eintritt in das Gemach auf den Lippen hatte, daß er nämlich bei ihrer ersten Begegnung eine Verehrung für sie nur geheuchelt. Zwischen dem zweiten und dritten Act hat die Verheirathung Werner's und Stefana's stattgefunden. Wir erwarten nach dem Vorhergegangenen einen Zusammenstoß Stefana's und Adriennens, zwischen der liebenden und der koketten Frau, zwischen dem schlichten und gemüthvollen Weibe und der klugen Weltdame; der echte Geist, denken wir, soll über den falschen siegen. Aber der Dichter täuscht unsere Erwartungen; er bricht dem Conflict die Spitze ab. Werner wünscht nach seiner Verheirathung natürlich den unbesonnenen Brief, den er Adriennen geschrieben, zurückzuerhalten; Stefana merkt, daß zwischen ihrem Manne und jener Frau etwas „Unsagbares" spiele und als Adrienne ihr einen Besuch macht und den Brief in ein Album schiebt, geräth sie in helle Eifersucht. Sie bemächtigt sich des Briefes, verbrennt ihn indessen, ohne ihn zu lesen. Dem Gatten wird die Gardinenpredigt nicht erspart, es kommt zu einer Auseinandersetzung. Werner bekennt sein Unrecht, wie sehr er sie gering geschätzt, und da sie wissen will, was in dem Brief gestanden, setzt er sich hin und schreibt ihr den Brief noch einmal. Im vierten Act findet sich dann die passende Gelegenheit, wo Stefana das Schreiben gegen ihre Nebenbuhlerin ausspielen kann, so daß nicht sie, sondern diese als „die beschränkte Person" erscheint, mit der Werner Nichts zu schaffen haben will. Eine ganz lustige Frauenlist und Frauenrache, aber mir doch nicht genügend, um mich von dem Geist der „Frau ohne Geist" zu überzeugen.

Mit dieser Handlung sind zwei andere verbunden: eine abenteuerliche Geschichte zwischen dem Zeichner und Kriegscorrespondenten Oswald Lutz und der jungen Wittwe Bella Palmer, der er in Florenz in einer großen Verlegenheit einen Dienst erweisen konnte, und ein drolliges Verwechselungsspiel zwischen dem Buchhändler Westerburg und seiner Frau Hedwig vor ihrer Vermählung. Zum Unglück werden auch diese Handlungen durch Briefe vermittelt und verwickelt. Der Dichter macht eben von den erlaubten Theatermitteln eines Mißverständnisses, eines verhängnißvollen Briefes, einen gar zu reichlichen Gebrauch; er thut sich selbst Eintrag, indem er seine Effecte wiederholt. Beständig verschieben sich die Gruppen, bald stehen diese, bald jene Figuren im Vordergrunde. Der angeschlagene Accord klingt nicht aus, zu schnell wird er von einem anderen unterbrochen. Hier muß die weitere Entwickelung Bürger's ansetzen; er muß zur Einfachheit und Vertiefung vorzudringen suchen und, statt im Labyrinth der Zufälle umherzuirren, in die Tiefe des menschlichen Herzens hinab-

Digitized by Google

steigen. An seiner Gabriele, seiner Stefana, an seinem Rentier Kopsch hat er gezeigt, daß er die Fähigkeit besitzt, individuelle Gestalten hinzustellen. Ebenso glücklich trifft er den Ton des Lustspieles wie den des bürgerlichen Schauspieles; redet er nicht immer wie ein Dichter mit überzeugender Gewalt, so doch stets die Sprache eines gewandten Theaterschriftstellers. Nun gilt es, eine in sich verschlungene Handlung zu erfinden, die nicht durch die Fülle und Buntheit der einzelnen Vorgänge, sondern durch ihren dramatischen Gehalt, durch den in ihr zum Austrag kommenden Gegensatz zweier Gedankenkreise, Anschauungen, Charaktere reizt und fesselt. Ich kann von einer so gefälligen Arbeit nicht scheiden, ohne der vortrefflichen Darstellung Erwähnung zu thun, welche das Stück von den Schauspielern der Hofbühne, den Damen Frl. Meyer (Stefana) und Frl. Keßler (Bella Palmer), und den Herren Klein (Westerburg), Liedtcke (Lutz) und Ludwig (Werner) erfuhr; namentlich wußte Frl. Meyer durch ihr ebenso liebenswürdiges wie bescheidenes Spiel der Figur der Stefana volles Leben zu verleihen.

Durch drei Stücke: „Mein Leopold" — „Hasemann's Töchter" und „Doctor Klaus" hat sich Adolph L'Arronge zu einer Art von unbeschränktem Herrscher über das Wallner-Theater gemacht. Die Eigenthümlichkeit seines Talents, das doch mehr künstlich als ursprünglich ist, besteht in einer halb bewußten, halb unbewußten Verschmelzung der alten Berliner Posse und des Benedix'schen Familienstückes. Hier sind die possenhaften Elemente gemildert, dort ist der harmlose Scherz drastisch gesteigert. Die Handlung des neuen fünfactigen Lustspieles bewegt sich in der Sphäre des mittleren Bürgerstandes. Ein reicher Juwelier, Griesinger, hat seine einzige Tochter Julie mit einem hübschen, aber leichtsinnigen und verschuldeten Cavalier Max von Boden verheirathet. Selbstverständlich gerathen bald die ökonomischen Verhältnisse der jungen Leute, endlich sogar ihre Ehe, in arge Störung und Verwirrung; sie daraus zu retten und Alles wieder auf den rechten Weg zu bringen, ist die Aufgabe des bärbeißigen, kurz angebundenen, aber vor Andern verständigen und menschenfreundlichen Doctors Ferdinand Klaus und der Inhalt des Stückes. Diese Fabel wird durch eine Reihe von Nebenhandlungen und episodischen Scenen unterstützt, in denen die Charaktere sich behaglich in die Breite entfalten können. So schildert uns der zweite Act das Hauswesen des Doctors Klaus in dem Augenblick, wo seine Gattin und seine Tochter zum Ball ausbrechen wollen und der Hausherr beständig als Arzt in Anspruch genommen wird; der vierte Act die Sprechstunde des Vielbeschäftigten und seine Behandlung der Patienten, wobei sich denn auch seinem Kutscher Lubowski die heißersehnte Gelegenheit bietet, ergötzlich für uns und schaurig für ihn, in die medicinische Kunst hineinzupfuschen. Während der dritte Act das Bild eines modernen Gesellschaftsabends entrollt, führt der fünfte, die Conflicte lösend und die Liebenden — Emma, des Doctors Tochter, und den Referendar Paul Gerstel — vereinend, idyllische Scenen des Landlebens vor, in dem Sinne, wie es sich Frau Birch-Pfeiffer dachte, die alle Leiden, Schäden und Sünden der großen Stadt durch die Landluft zu heilen pflegte. Theatralisches Geschick und volksthümlicher Humor vereint bringen in diesen Scenen die erfreulichste Wirkung hervor. Der Harmlosigkeit des Vorwurfs entspricht die Schlichtheit der Ausführung, die auf poetischen Reiz und Originalität verzichtet. Die Absicht des Verfassers, sein Publicum bald gemüthlich zu unterhalten, bald zu einem derben Gelächter fröhlich zu stimmen, wird in vollkommener Weise erfüllt: die Kritik klatscht selber mit, widerwillig vielleicht, da ihr die Lustspiele L'Arronge's auch nicht zu der kleinsten ästhetischen Betrachtung Veranlassung geben, aber sie klatscht.

Damit wären wir mit der deutschen dramatischen Production im Herbst 1878, im Winter 1879, so weit sie sich auf den hauptstädtischen Bühnen zeigte, zu Ende. Die eigentlichen Volkstheater: das National-Theater und das Belle-Alliance-Theater, verhalten sich seit einiger Zeit durchaus spröde gegen neue Dramen. Im National-Theater wechseln classische Dichtungen und Ausstattungsstücke mit einander ab, im Belle-Alliance-Theater bürgert sich mehr und mehr die Alltagsposse ein.

Digitized by Google

Die neueren Arbeiten Anzengruber's, die diese Bühne in den Zwischenräumen von einer Posse zur anderen aufführt, gewinnen weder auf den Brettern noch in der Theilnahme des Publicums feste Wurzel. In seinen ersten Werken: „Der Pfarrer von Kirchfeld", „Der Meineidbauer", „Die Kreuzelschreiber" hat Anzengruber sein Bestes gegeben und seine Originalität erschöpft. Auch diese Dichtungen haben, von ihrem österreichischen Dialekt ganz abgesehen, einen ausgesprochenen katholisch-süddeutschen Charakter, der dem Bewohner des norddeutschen Flachlandes mit seiner kühlen protestantischen Verständigkeit niemals tief in das Herz greift. Eine nachhaltige Wirkung ist darum auch von diesen Stücken auf unser Publicum nicht geübt worden, der Reiz des Neuen und Originellen ist seiner Natur nach vorübergehend.

Das Residenz-Theater ist seinen Grundsätzen treu geblieben: es lebt von ausländischer Waare und von Gastspielen. Die fremde Waare wollten wir uns schon gefallen lassen; die Gefahr, welche die französischen „Ehebruchsdramen" für die deutsche Moral haben könnten, erscheint mir als eine durchaus eingebildete; alte Jungfern mögen sich davor fürchten; Mädchen, die eben aus den Kinderschuhen treten, gehören überhaupt nicht in das Theater, weder zu Goethe's „Faust", noch zu Augier's „Fourchambault". Bedenklicher für den Bestand und die Würde des Theaters, als irgend eine Schlüpfrigkeit, die heute gespielt wird und übermorgen vergessen ist, halte ich dagegen die unaufhörliche Gastspielerei. Einmal wird das Repertoire dadurch zerrüttet und einzig für die Bequemlichkeit und nach dem Wunsch der „berühmten" Gäste eingerichtet und dann geht jede Möglichkeit, ein eigenes, gut eingespieltes Personal, ein Ensemble zu bilden und zu erhalten, in Aufführungen verloren, in denen nicht die Gesammtheit, sondern die Virtuosität des Gastes zur Geltung kommen soll. Das Gastspiel der Frau Hedwig Niemann und des Herrn Friedrich Haase wurde am 14. Januar 1879 eröffnet und setzte sich bis zum Ausgang des Februar fort. Außer einigen einactigen Stücken brachte es zwei größere Schauspiele: „Das Fräulein von Belle-Isle", ein bekanntes Intriguenstück des älteren Dumas, auf dem Hintergrund des Rococo-Zeitalters, in einer Uebersetzung und Bearbeitung von Paul Lindau, und eine neue Komödie von Victorien Sardou: „Die Bürger von Pont-Arcy", in einer deutschen Uebertragung von R. Schelcher, die am 29. Januar zum ersten Male in Scene ging. Das Schauspiel des älteren Dumas verdankt jener Behandlung historischer Stoffe für die Bühne, die mit Scribe's Lustspiel „Das Glas Wasser" in Aufnahme kam, seine Entstehung; getauft ist es mit ein paar Tropfen Victor Hugo'scher Romantik. In dem spanischen Drama des 16. und 17. Jahrhunderts, in Lope de Vega und noch mehr in Calderon, ist das ursprüngliche Schema dieser Dichtungen zu suchen. In der Feinheit des Aufbaues, in der Zierlichkeit und Glätte der geistreichen Sprache steht Dumas ebenso sehr Scribe nach, wie er ihn an glücklicher Erfindung und im historischen Colorit übertrifft. Seine Dramen „Heinrich III." und „Das Fräulein von Belle-Isle" sind wirkliche Bilder aus dem Leben der Renaissance und des Rococo. Leider waren bei der Darstellung des letzteren Schauspieles im Residenz-Theater weder Frau Niemann in der Rolle Gabrielens, noch Herr Haase in der des Herzogs von Richelieu zur Verkörperung dessen, was der Dichter gewollt, recht geeignet. Herr Haase machte aus dem jugendlichen, verwegenen Richelieu, dem Frauentugend, aber auch Todesfurcht ein leerer Wahn ist, einen ältlichen Wüstling im Zuschnitt und in der Haltung seines Klingsberg, und Frau Niemann drückte das Fräulein von Belle-Isle, diese so rührende und zugleich so jungfräulich herbe Gestalt, aus dem Heroischen in das Kleinbürgerliche, aus der Tragik in die Empfindsamkeit hinab.

Sardou's neue Komödie „Die Bürger von Pont-Arcy" ist eine nur mäßig gelungene Mischung politisch-satirischer Scenen und einer ernsten Handlung. Das Drama erreicht in dem Ausbau der Fabel und in der Charakteristik der Gestalten nicht einmal die vorjährige Komödie des Dichters „Dora", die Satire hat nicht die Schärfe und Leidenschaftlichkeit des „Rabagas"; in dem Ueberwuchern des episodischen Elements erinnert das Werk an „Die biederen Landleute". Pont-Arcy ist eine Phantasie-

stadt, in der Nähe von Paris, kleinstädtisch in ihrem Leben und Treiben, die Einwohnerschaft wie in Kasten getheilt — Beamte, Kaufleute und Advocaten, einige altadelige Familien. Eine ehrgeizige Frau, Madame Clarisse Trabut, die Gattin des Maire, und der vielbeschäftigte Advocat Anselme Brochat mit dem kaustischen Lachen — eine vortreffliche Leistung des Herrn Friedrich Haase — bringen etwas Bewegung in den stehenden Sumpf. Das Städtchen soll zur Wahl eines Deputirten schreiten, zwei Bewerber erscheinen auf dem Plan: der Baron Fabrice von Saint-André aus dem altadeligen Viertel, der von der Regierung unterstützt wird, und der Maire Trabut, den seine Gattin sehr gegen seinen Willen zu der Aufstellung seiner Candidatur getrieben hat: sie möchte um jeden Preis wenigstens einen Theil des Jahres in Paris zubringen. Die beiden ersten Acte schildern nun ergötzlich, nicht ohne possenhafte Züge, die Gegensätze, welche die Bürgerschaft von Pont-Arcy trennen, das Schwanken des Maire zwischen einer officiellen und einer freien Candidatur, die Ränke seiner Frau, die bald mit den Klericalen und dem Herrn Pfarrer, bald mit Herrn Brochat, dem Führer der Liberalen, des linken Centrums, eine Verbindung anknüpft. Mit diesen bunten, aber jedes stärkeren dramatischen Gefüges entbehrenden Scenen ist vom dritten Acte an eine wunderlich verzwickte Geschichte durch einen losen Faden verbunden — durch den Faden jener Deputirtenwahl nämlich. Eine Modistin aus Paris, Mademoiselle Marcelle Aubry, ist in Pont-Arcy eingetroffen und im ersten Gasthofe abgestiegen: welch' Ereigniß für die Stadt, dessen Bedeutung sich dadurch noch steigert, daß Marcelle eine schöne Erscheinung ist und, wie Madame Trabut von ihren Freundinnen erfährt, eine Unterredung mit dem Baron Fabrice sucht. Warum der Baron ihr diese in ihrem Gasthofe versagt und sie dafür um zehn Uhr Abends zu sich in sein Haus einladt; warum er seiner Mutter und seiner Verlobten kein Wort von dieser Zusammenkunft mit einer ihm durchaus fremden Dame mittheilt, bleibt unerklärt. Allein hierin liegt eben die Feder, welche die ganze künstliche Maschine in Bewegung setzt. In aller Heimlichkeit findet also die Unterredung statt. Marcelle ist die Geliebte des verstorbenen Barons Saint-André gewesen; Fabrice, der erst daran zweifeln will, wird durch die Briefe seines Vaters, die ihm Marcelle vorlegt, von der Wahrheit ihrer Aussage überzeugt und ist niedergeschmettert. Bisher hat er seinen Vater für das Muster eines Mannes gehalten; wenn seine Mutter erführe, wie sie getäuscht worden! Marcelle hat ein Kind von dem Baron; er hat ausreichend für sie gesorgt und ihr ein Modengeschäft gekauft, aber nur die Hälfte der Kaufsumme erlegt. Ein plötzlicher Tod hat ihn darüber hinweggerissen, Marcelle ist außer Stand, die fällige Schuld zu zahlen, der Gläubiger hat den Schuldschein des Barons in Händen und will klagen. Um ein öffentliches Aergerniß zu hindern, wendet sich Marcelle in ihrer Verlegenheit an den Sohn ihres Geliebten. Fabrice ist natürlich gleich zur Zahlung bereit, durch den Garten des Hauses will sich Marcelle, unbemerkt, wie sie gekommen, wieder entfernen. Sie hat die Rechnung ohne die Bürger und Bürgerinnen von Pont-Arcy gemacht. Diese, an ihrer Spitze das Factotum der Madame Trabut, eine ältere, reiche Frau mit bedenklicher Pariser Vergangenheit, haben ihr längst nachgestellt, lassen sie nicht aus dem Garten, zwingen sie in das Gemach zurückzukehren. . . zu Fabrice, seiner Mutter, seiner Verlobten. Die unglückseligen Briefe liegen überdies noch auf dem Tische. Um die Ehre seines Vaters zu retten, erklärt Fabrice Marcelle für seine Geliebte und bleibt während der nächsten Acte, trotz aller Qualen, die er darüber zu erleiden hat, bei seiner Lüge. Denn nicht mit Vorwürfen und Klagen begnügt sich seine Mutter; sie verlangt von Fabrice, Marcelle zu heirathen, umsomehr, da sie von ihrem Bruder, dem Advocaten Brochat, erfahren, daß ein Kind dieser Liebe vorhanden sei. Es gefällt dem Dichter, seinen Helden, seine Heldin und uns, die Zuschauer, auf die peinlichste Folter zu spannen, einer Chimäre wegen. Zwei Worte an den Oheim, der zu leben und zu begreifen versteht, würden Fabrice und die arme Marcelle, die endlich wie eine Dirne aus dem Hause gewiesen wird, aus allen Verlegenheiten gerissen haben. Wilbrandt's Schauspiel „Natalie", in dem die Heldin auch so ihr Leben und ihre Seele um die

Digitized by Google

Schuld ihrer Mutter verwüstet, ist aus derselben Unnatur wie die Komödie Sardou's entsprungen, aber der Deutsche, der freilich nicht den Muth besitzt, der Todten einen echten handgreiflichen Ehebruch zuzuschreiben und darum Nataliens Schmerz halbwegs in das pathologische Gebiet des Irrsinns weist, verfährt darin wenigstens consequent, daß Nataliens Opfer nicht umsonst gebracht wird und ihr Vater niemals die Liebe ihrer Mutter zu einem anderen Manne entdeckt, während Sardou zuletzt die Schuld des sauberen Herrn Barons, der so lange den Mann ohne Furcht und Tadel in Pont-Arcy gespielt hat, durch den Maire Trabut an den Tag bringt. Gerade gegenüber der Geschlossenheit und Gedrängtheit der Augier'schen Schauspiele „Die arme Löwin" und „Die Fourchambault" fiel das Verworrene und Ueberladene der Komödie Sardou's um so schwerer zu ihren Ungunsten auf. Man vermißt in ihr das leichte, erfinderische Talent des Dichters, für das es sonst keine Schwierigkeit zu geben pflegt; das Nebeneinander einer satirischen Posse, deren Spitzen für uns Deutsche oft nicht einmal erkennbar sind, da eine deutsche Kleinstadt mit einer französischen nur wenig Gemeinsames hat, und eines weinerlichen Drama's stößt ab und läßt in dem Zuschauer weder die heitere noch die ernstere Stimmung zu vollem Ausklang kommen. Wir büßen im vierten Acte gleichsam das Gelächter, mit dem wir die beiden ersten begleiteten.

Auch ein dreiactiges italienisches Schauspiel, welches die Pause zwischen dem Gastspiel der Frau Niemann und des Herrn Haase und der Frau Charlotte Wolter — sie hat kein neues Stück mitgebracht, sondern nur in Wilbrandt's „Arria und Messalina", in Octave Feuillet's „Eine vornehme Ehe" und in dem alten Volksstück „Marie-Anne, ein Weib aus dem Volke" gespielt — in den letzten Wochen des März und in den ersten des April ausfüllte, „Zwei Damen" von Paolo Ferrari, in einer Uebersetzung von Richard Norton am 10. März zum ersten Male aufgeführt, vermochte so wenig wie Sardou's Komödie das Publicum zu fesseln. Ueber Paolo Ferrari, der neben Pietro Cossa jetzt der hervorragendste italienische Dramatiker ist, hat Siegfried Samosch in seinem interessanten Buche „Italienische und französische Satiriker" (Berlin, B. Behr's Buchhandlung) eine eingehende Studie veröffentlicht. Wie die gebildete italienische Gesellschaft sich eng an die französische anschließt, so wandelt auch Paolo Ferrari in seinen Schauspielen, welche in der einschneidenden, oft satirischen Schilderung dieser Gesellschaft ihren gemeinschaftlichen Kern haben, in den Spuren Augier's und des jüngeren Dumas. Seinem Schauspiel „Zwei Damen" fehlt leider der dramatische Conflict; die Absicht, in den beiden Schwägerinnen, der Marchesa Gilberta Permanso Rinaldi und der Marchesa Rosalia Permanso Dariberto, eine frivole, gutmüthige und leichtsinnige, aber von Geburt aus vornehme Dame und eine ernste, würdige, tugendhafte Frau, aber von niedriger Herkunft und dunkler Vergangenheit einander gegenüberzustellen, ist im Keim stecken geblieben. Der Marchesa Gilberta verzeiht die Gesellschaft, die sich immer an den Schein hält und im Schein gefällt, ihrer Vornehmheit wegen Alles; der Marchesa Rosalia kann und will sie es nicht vergessen, daß sie in ihrer Jugend außerhalb der Gesellschaft gestanden. Statt aber die beiden Frauen in einem Kampfe zusammenstoßen und so von Scene zu Scene ihren Charakter sich vor den Augen des Zuschauers entwickeln zu lassen, führt sie Ferrari als Freundinnen ein, die nur in geistreichen, aber völlig undramatischen Gesprächen ihre Ansichten über die Welt und die Menschen, über Gesellschaft und Geselligkeit austauschen. Höchstens daß in der Erziehung und dem Wesen ihrer Töchter der Gegensatz ihrer Natur und ihres Geschickes leibhaftig wird; so sittsam und gehalten Rosalia's Tochter Margherita, so flatterhaft und vorlaut ist Gilberta's Töchterlein Ester. Nur vergißt der Dichter auch hier, scharf zu unterscheiden, was Anlage und Temperament, was Folge der guten oder schlechten Erziehung ist. Den erkältendsten Eindruck indessen macht die schließliche Entdeckung auf uns, daß Rosalia ohne Schuld leidet; daß sie eigensinnig und vergrämt aus der Gesellschaft sich zurückgezogen, weil ihr nicht gleich, bei ihrem Eintritt in dieselbe, alle Thüren geöffnet wurden. Rosalia ist eine Engländerin, ein

Digitized by Google

verlassenes Kind armer Eltern, die Habsucht ihrer Verwandten hat ihre Tugend an den Meistbietenden verkaufen wollen, ein edler Mann, der Graf Sernegri, hat sie mit Hilfe seines reichen Freundes, des Marchese Permanso Dariberto, gerettet, der Marchese verliebt sich in sie, läßt sie erziehen und heirathet sie. Ihre idealische Neigung zu Sernegri hat sie heroisch unterdrückt, sie ist eine Frau ohne Makel, geliebt von ihrem Manne, vergöttert von ihren Kindern Margherita und Vittorio — man fragt sich vergeblich, welchen Grund sie hat, immer in Schwarz zu gehen, warum sie die Gesellschaft flieht, was ihr diese vorwirft? Wo möglich noch wunderlicher als die Stimmungen und Empfindungen der Heldin ist die Verwickelung, durch die wir endlich zur Enthüllung des Geheimnisses kommen. Vittorio hat sich in eine Abenteurerin verliebt, eine hübsche Schottin, Emma Stuart, die er bei einem Schiffbruch gerettet. Während der gutmüthige Vater nicht den Muth findet, seinem Sohne in diesem Falle „Nein!" zu sagen, ist Rosalia um so entschlossener, ihre Zustimmung zu der tollen Heirath zu verweigern, die Vittorio beabsichtigt. Als sie dies der Abenteurerin erklärt, erinnert diese sie tactlos an ihre eigene Vergangenheit. Da läßt Rosalia ihren Sohn kommen und erzählt ihm die Geschichte ihrer Jugend. Noch mehr: absichtlich macht sie den alten Herzog von Roveralta, einen Vollblutaristokraten, der allerlei Nachtheiliges über sie gehört hat und deshalb nicht will, daß sein Neffe ihre Tochter heirathe, zum Ohrenzeugen des Gespräches und schlägt so, wie das Sprichwort sagt, zwei Fliegen mit einer Klappe. Emma Stuart wird von Vittorio als seiner unwürdig heimgeschickt, der Herzog bittet für seinen Neffen um Margherita's Hand. Die Tugend kann nicht schöner belohnt werden. Besäße nur der ganze Vorgang Leben und Wahrheit! Bauschte sich nur der Tugendmantel um Rosalia nur nicht so langweilig und hochmüthig auf! Diejenigen, die der Dichter herabsetzen will, Gilberta und Ester, sind noch einmal so liebenswürdig und natürlich, als die tugendhafte Matrone mit der platonischen Liebe zu einem Seelenfreunde im Herzen und die zimperliche Margherita! Die ersten sind Menschen, die zweiten Puppen. Wäre nicht der treffliche zweite Act, der uns einen Ball der vornehmen italienischen Gesellschaft in einem glänzenden Genrebilde, voll Farbe, Witz und Satire vorführt, und die meisterlich ausgearbeitete, feinkomische Figur des alten Roveralta — Hr. Keppler hat sie sehr gut verkörpert — wir würden an dem Ruhm, den Ferrari bei seinen Landsleuten genießt, irre werden. Das Schwergewicht seines Talentes müssen wir nicht sowol in der Erfindung und dramatischen Bewegung, als in der geistreichen Schilderung gesellschaftlicher Zustände, mehr in der sauberen und sorgfältigen Charakteristik von Alltagsmenschen, als in der Schöpfung von originalen Gestalten suchen. Cossa malt in einem grandiosen Alfresco, Ferrari mit dem Pinsel Meissonnier's. Für die Ausländer erscheint Ferrari in allem Wesentlichen an die moderne französische Sittenkomödie gebunden: im Plan, in den Helden und Heldinnen, im Gefüge der Composition; was ihm bei seinen Landsleuten Ruf und Stellung verliehen: die satirische Darstellung der italienischen Gesellschaft, seine genaue Kenntniß ihres Treibens, seine feine, bald anmuthige oder witzige, bald getragene Sprache, kömmt auf der deutschen Bühne, der Natur der Sache nach, nur verschwommen, mehr geahnt als verstanden, zur Erscheinung und entbehrt darum der vollen, ergreifenden Wirkung.

Karl Frenzel.

Die musikalische Saison.

Berlin, April 1879.

Es war in dieser jüngstvergangenen Saison ein reges Treiben und hastiges Drängen in den Musikstätten Berlins. Begünstigt durch den ungewöhnlich langen Winter, reihten sich Oper an Oper, Concert an Concert, und wo die Lust und das

zed by Google

Interesse des Publicums nicht ausreichend war, half die Macht der Gewohnheit nach, und füllte die Säle, wenn auch keineswegs immer bis auf den letzten Platz.

Als erste Novität ward uns von der Königlichen Intendanz die Abert'sche Oper „Ekkehard“, Text nach der gleichnamigen Erzählung Victor von Scheffel's, vorgeführt. Würde jene berühmte Erzählung, die in der kurzen Zeit ihres Daseins es bis zur zweiunddreißigsten Auflage gebracht hat, noch deren dreißig erleben, ich glaube, der Verfasser hätte kein Wort daran zu ändern, da er mittelst seines kritischen Urtheils und seiner angesammelten reichen Erfahrungen wol wissen wird, daß seine Arbeit, so wie sie ist, gut ist, und nicht angetastet werden darf, ohne Schaden zu leiden. Das lesende Publicum, das die öffentliche Meinung macht, denkt in diesem Punkte ebenso, und betrachtet das Scheffel'sche Buch als sein schönes Eigenthum, an das nicht gerührt werden soll, weder durch Kürzung, noch durch Ausdehnung, auch nicht durch gewaltsame Aenderungen, um dem Werke in einer anderen Gestalt und zu einem anderen Zwecke nutzbar zu werden. Dennoch fand sich ein Ungenannter, der es kluger Weise vorgezogen hat, seine Anonymität zu bewahren, zu diesem zwar kühnen, aber keineswegs glücklichen Unternehmen, indem er aus der Scheffel'schen Erzählung Stücke nahm, sie mit Zuthaten seiner eigenen Erfindung versetzte, und Beides zu einem Ganzen verwob, welches dem Original so unähnlich als möglich ist. Weder empfinden wir die vom hohen Säntis über die Fläche des Bodensees dahinziehende balsamische Alpenluft, deren Würze wir aus dem Original in vollen Zügen aufnehmen, noch erkennen wir eine der Gestalten, die wir in der Erzählung liebgewonnen, wieder: sie sind Figuranten ohne Leben, Marionetten, die nicht nur nicht interessiren, sondern durch so ungeschickte Verzerrung mindestens befremden, wo nicht Aergerniß erregen. Und fragt man sich, wozu diese Willkürlichkeiten? so wird die Antwort kaum anders lauten können, als daß der ungenannte Bearbeiter mit alledem Nichts erreicht hat, als Situationen aneinander gereiht zu haben, die dem inneren Leben des dramatischen Werkes in so lockerer und unmotivirter Zusammenstellung nur hinderlich sind. Die beiden Gestalten der in ihrer Launenhaftigkeit höchst anziehenden Frau Hadwig, und des nach und nach zum Weltmanne herangereiften gelehrten Benedictiners Ekkehard, erscheinen als das Gegentheil derer, die wir aus Scheffel's köstlichem Buche kennen: sie sind sentimental geworden. Statt des ergötzlichen, derben Kämmerer Spazzo erhalten wir eine gewöhnliche Bedientennatur. Dem Waldweibe dagegen ist, um ein romantisches Colorit für die Oper zu gewinnen, eine Bedeutung und Ausdehnung gegeben worden, die, um dem Sensationsbedürfniß entgegenzukommen und die Intrigue mit recht grellen Farben aufzutragen, das Werk wol in die Länge zieht, die Scene jedoch nur kleinstädtisch belebt. Angesichts so durchaus unstatthafter Eingriffe wird es auch nicht befremden, wenn der Ungenannte, der im Original hinreichenden Stoff gefunden hätte, die Person des Grafen Montfort, der, ein Spielball des ränkesüchtigen Waldweibes, eine Art Lysiart abgeben soll, aus eigenem Vorrath hinzugethan hat. Ob zum Schluß die Verkleidung der gänzlich verfehlten Praxedis als Benedictinermönch, die den Tod Ekkehard's auf der Bühne hervorruft, statthaft war, darüber will ich nicht rechten, da ich glaube, daß das Publicum bereits über diese Wendung des Schicksals entschieden hat. So darf der Librettist, dem doch Vieles gestattet ist, sich nicht an einem populären Dichterwerke vergreifen! — Wenn eine hohe Frau geäußert hat, sie wünsche den Ekkehard auf der Bühne zu sehen, da ihr Scheffel's Roman eine sehr liebe Lecture sei, so kann man nur wünschen, daß sie beim Verlassen des Hauses nicht diejenige Enttäuschung gefühlt hat, die das erkältete Publicum mit sich nahm.

Herr Abert, aus dem musikalischen Lande Böhmen gebürtig, in der gewissenhaften Kunstschule Prags aufgewachsen, bekleidet in Stuttgart eine der ersten Capellmeisterstellen Deutschlands, und hat sich, inmitten eines berühmten Orchesters, den Namen nicht nur eines vorzüglichen Dirigenten, sondern auch eines talentvollen Componisten gemacht. Mit der nicht ungewöhnlichen Neigung des Eklektikers eignete er

Digitized by Google

sich die Vorbilder aus der sogenannten classischen Periode an. Unter den näher liegenden Werken unserer Modernen wich er mit einer gewissen Peinlichkeit, obwol die Verführung dazu nahe genug gelegen hätte, demjenigen Componisten der Neuzeit aus, der die meisten Bewunderer und zugleich die erbittertsten Feinde gefunden hat, um destomehr mit Meyerbeer, C. M. v. Weber, auch wol mit Marschner zu sympathisiren. Namentlich sind die größeren Ensemblesätze, in denen Soli, Chor und Orchester zusammenwirken, in diesem Geiste erfunden. Die allzu häufige Anwendung der höchsten Lage der Frauenstimmen, die gegen die Wucht großer Chor- und Orchestermassen zu kämpfen haben, um ihren superioren Platz zu behaupten, überbietet jene Vorbilder häufig, ohne jedoch eine größere Wirkung zu erzielen. Dem Zuhörer wird dadurch mehr empfindliche Anstrengung, als ungetrübte Genussesfreude geboten.

Eine höchst wohlthuende Ausnahme bildet die ziemlich weit ausgesponnene Chorscene des zweiten Actes, das nächtliche Fest der Sonnenwende auf dem Hohenkrähen. Die Handlung erleidet hier allerdings einen undramatisch langen Ruhepunkt, aber dem Componisten gab er die Veranlassung, gerade hier seinen musikalischen Beruf von einer sehr vortheilhaften Seite zu zeigen. Mehr im Sinne des Concertchorgesanges gehalten, als opernhaft belebt, ward die Seele des Zuhörers hier doch voll musikalisch ergriffen. Nicht vorübergehen darf die Berichterstattung bei einem kurzen liedförmigen Arioso der Praxedis: „Wie lieb' ich ihn", einer der schönsten Perlen des Werkes, das ein Zeugniß ablegt, wie innerlich warm der Componist empfinden kann.

Die Oper erzielte trotz bevorzugter Besetzung nur einen Erfolg der Achtung; und sie würde sich nichtsdestoweniger länger auf dem Repertoire gehalten haben, wenn die Sünden des Librettisten sich diesmal nicht auch am Componisten gerächt hätten.

Von bei Weitem größerer Bedeutung, und fast durchschlagendem Erfolge, war die Ausgangs des vorigen Jahres unter Eckert's Leitung zur Aufführung gelangte Oper „Armin", Dichtung von Felix Dahn, Musik von Heinrich Hofmann.

Mit immer erneuten Kräften hatte zwar die Reclame geschäftsmäßig gearbeitet, sowol vor der Aufführung, als während derselben. Es ist ein neuer, und wahrlich kein leicht wiegender Beweis für den inneren Werth des Werkes, daß es nicht empfindlich litt unter diesem vorlauten Eifer, für welchen wir Herrn Hofmann ebensowenig verantwortlich machen wollen, als er desselben bedurfte, da er seine bevorzugte musikalische Begabung bereits durch frühere umfangreiche Compositionen bekundet hatte.

Das Textbuch von Felix Dahn behandelt den bekannten erhebenden Vorgang unserer vaterländischen Geschichte, die Lossagung des deutschen Volkes vom römischen Joche. Einigen veralteten Opernschwulst, ja einige zu reckenhafte Ungeheuerlichkeiten ausgenommen, bietet die Dichtung Dahn's Stellen von hoher Schönheit, die wol geeignet sind, einen Componisten von Umsicht und Eingebung musikalisch zu inspiriren. Herrn Hofmann gebührt die Anerkennung, in allen Theilen die Herrschaft über das Wort errungen zu haben. Er individualisirt, wenn auch nicht immer fein, so doch mit sicherer Zeichnung.

Armin, der Held voller Ränke, Thusnelda, die sittige deutsche Frauengestalt, die von südlicher Sonne durchglühte Fulvia, sind drei Typen, die sich durch ihre musikalische Charakteristik scharf contourirt von einander absetzen. Dies Lob, welches ich hier dem Componisten uneingeschränkt aussprechen muß, beansprucht insbesondere eine große Chor- und Ensemblescene, abermals ein Sonnenwendfest.

Wie jenes im „Ekkehard" den künstlerischen Höhepunkt bildet, so dieses im „Armin" mit dem eingestreuten Strophenliede der Albrun. Keine Stelle der Oper gibt deutlichere Kunde für des Componisten Beruf zum Drama, als diese poetisch schöne, ebensowol musikalisch als dramatisch wirksame Scene. Von weit geringerer Bedeutung erscheinen die prätentiösen Rachechöre der Deutschen, die in ihrer zu eindringlichen Melodik und populären Ausdrucksweise an die Scenen auf dem Markt-

Digitized by Google

platze in Zerbst zur Zeit der Versammlung des allgemeinen deutschen Sängerbundes erinnern.

Die Oper hat Glück gemacht, obwol man nicht in Abrede stellen kann, daß der Componist den ganz ausgezeichneten Leistungen des Herrn Riemann (Armin), der Frau Mallinger (Thusnelda) und des Frl. Brandt (Fulvia) den intensivsten Dank schuldet. Für Provinzialbühnen, die weder über solche Solokräfte, noch über einen glänzenden Theaterchor und ein umfangreiches Orchester zu gebieten haben, würde die Inscenesetzung dieser Oper eine Unmöglichkeit sein.

Als dritte Novität hörten wir noch am Schlusse der Saison Anton Rubinstein's vielgenannte Oper „Feramors", deren Text von Julius Rodenberg den erzählenden Rahmen von Thomas Moore's „Lalla Roukh" in freier Umdichtung wiedergiebt. Das Werk entstand im Jahre 1862 und ward mit großem Erfolge im Jahre 1863 zum ersten Male in Dresden aufgeführt. In Wien, welches im Jahre 1872 folgte, sprach die Oper nicht an; desto enthusiastischer war die Aufnahme in Königsberg im November vorigen Jahres. Hier in Berlin war der Erfolg des „Feramors" nicht ganz so durchschlagend, wie derjenige der „Maccabäer"; aber dennoch glauben wir, daß die jüngst gegebene lyrische Oper sich neben der früher gegebenen heroischen halten wird. Während in dem letztgenannten Werke sich eine größere Reife mit einer subtileren Ueberlegung verbindet, weht uns im „Feramors" eine sympathische Jugendfrische, gewissermaßen ein Uebermuth des Schaffens, entgegen, gezügelt nur durch die Grazie, die das Talent des Componisten vielfach kennzeichnet. Und jene Grazie ist es, mit der Rubinstein sein Publicum gewonnen hat, jene Originalität, die ihn selbst da nicht verläßt, wo undramatische Längen das Werk bedrohen. Vor Allem ist es voll von Poesie, seiner Natur nach mehr lyrisch als dramatisch, aber ungemein anziehend, namentlich in den beiden ersten Acten. Der dritte Act läßt die nothwendige Steigerung vermissen, und auf eine gewisse Ermüdung schließen, welche, als letzter Eindruck, dem Ganzen schadet. Es ist dies ein Verschulden, welches zu gleichem Theile das Textbuch mittrifft. Von ganz eigenartigem Reize ist die Balletmusik, welche man wol ein Tanzpoem nennen darf, so sinnreich greifen hier Tanz und Handlung, Dichtung und Musik zu der schönsten Wirkung in einander. Diese, gleichsam in die Farben des Orientes getauchten Klänge sprechen in einer Sprache, die Seelisches ausathmet, zu uns; in diesen bald lieblichen, bald schmerzlichen Weisen weht es wie Rosenluft aus Kaschmir über den mit Lichtern besäeten heiligen Fluß. Das Finale des ersten Actes mit dem wirksamen Ruf des Muezzin, dessen monotone, aber eindringliche Weise sich nur zu oft wiederholt, wäre ein kleines, vollendetes Meisterstück zu nennen, wenn der Componist sich früher von ihm hätte trennen können. Trotzdem darin Alles künstlerisch hergerichtet und aufgebaut ist, verliert es sich zu sehr in geistreicher Ausspinnung, die wol der oratorischen Concertmusik anstehen mag, aber für das Drama zu viel an Raum und Zeit erheischt. Auf manche Einzelschönheiten, wie beispielsweise in dem stimmungsvollen Duett zwischen Feramors und Lalla Roukh, stoßen wir im zweiten Act, der dem ersten an Fülle der Erfindung kaum nachsteht, jedoch, wie gesagt, den dritten hinter sich zurück läßt. Als am Wenigsten dem Rubinstein'schen Geiste homogen muß ich die humoristisch beabsichtigte Gestalt Fadladin's bezeichnen. Der Componist geht in seiner gewiß wohlgemeinten Absicht, den ernsten Personen seiner Oper in dieser Figur ein derb-komisches Gegengewicht zu geben, zu weit. Es ist durch zu stark aufgetragene Farben aus einer Charaktergestalt fast eine Carricatur geworden. Bei der prächtigen Ausstattung der Oper haben sich um ihr Gelingen in erster Linie wieder Frau Mallinger (Lalla Roukh) und Herr Riemann (Feramors) verdient gemacht.

Wenden wir uns von der decorativen Musik zu der Region der Concertmusik, so ist in erster Reihe die D-dur-Symphonie von Brahms (Op. 73) zu nennen. Sie wurde in vorzüglichster Ausführung in der Symphonie-Soirée der königlichen Kapelle unter der nicht genug zu preisenden Leitung des Obercapellmeisters Taubert

Digitized by Google

zu Anfang der Saison dargebracht. Acht Tage zuvor hatte in ihrem Eifer die Bilse'sche Capelle das Prävenire gespielt. Unter anderen Umständen würde ein solcher Ehrgeiz gewiß löblich sein; aber das Concerthaus, welches halb der Musik und halb dem Gambrinus gehört, ist nicht der Ort, um das neue Werk eines unserer erhabensten Tondichter einzuführen. Der Tag, an welchem ein neues Brahms'sches Werk in Scene geht, ist ein Festtag, ein Tag, den die Kunstgeschichte mit ehernen Lettern zu verzeichnen hat.

Hat die erste Symphonie in C-moll das Gefühl der Ueberraschung, des Staunens und der Bewunderung hervorgerufen, so konnte die neueste, obwol sie denselben complicirten contrapunktischen Bau aufweist, durch ihre faßlicheren Themen auf noch ausgedehntere Anerkennung rechnen. Es ist eine bekannte Erfahrung, die sich in allen Künsten wiederholt, daß das Liebliche, klarer Gegebene, dem allgemeinen Verständnisse Zugänglichere weit leichteren und schnelleren Eingang findet, als eine Arbeit, die mit dem Aufwande eines starren und vielleicht rücksichtslosen Ernstes, in Gemeinschaft mit den geheimnißvollsten Kunstmitteln einherschreitet. Um nicht mißverstanden zu werden, muß ich hier gleich einschalten, daß, wenn ich mich der Bezeichnung „klar" bediene, nicht von einer trivialen Auslegung dieses Ausdruckes die Rede sein kann, denn klar ist auch Flotow'sche und Lortzing'sche, italienische und modern-französische Musik; der Unterschied liegt in der Substanz.

Das nicht selten grübelnde Wesen, das den Componisten kennzeichnet, ist ihm beim Schaffen dieses neuen Werkes ferner geblieben. Es ist, als ob sein künstlerischer Wille jene titanenhafte Wallung in einer, die aufgeregten Sinne beschwichtigenden sommerlichen Natur, unter der graublauen Himmelsdecke unterdrückt hätte. Das Werk athmet Lebensmuth, Frische, und, wer sie zu finden weiß, auch Freude.

Hier sei gleich noch desselben Componisten Rhapsodie aus Goethe's „Harzreise im Winter" für eine Altstimme mit Männerchor und Orchester erwähnt, welche bei Gelegenheit eines Concertes des Künstlerpaares Joachim zur Aufführung kam. Die Widersacher versuchten schon vor dem Concerte diese Composition zu mißcreditiren, dadurch, daß sie die Wahl des Textes angriffen. Laut und im Stillen verdächtigten sie Brahms der Geschmacklosigkeit; sie denken, nach einem geplanten Systeme das immer mehr an Leuchtkraft gewinnende Gestirn durch vorgeschobene Wolken zu verdunkeln. Glücklicher Weise vergebens; wer so unantastbar ausgerüstet und zugleich so sieghaft seine Bahn verfolgt, dem beugt sich zu beiden Seiten des Weges, was ihm denselben vertreten wollte.

Die Composition fand mäßigen Anklang. Ich zähle sie zu den genialsten Schöpfungen des Meisters. Von edler Melodik getragen, aus reinster Innerlichkeit geboren, verdolmetscht uns die Altstimme die Sprache Goethe's. Was der Dichter ahnen läßt, spricht die Musik in ergreifender Weise aus. Brahms erhebt das Gedicht von den Worten an „Ist auf deinem Psalter, Vater der Liebe, ein Ton seinem Ohre vernehmlich, so erquicke sein Herz!", zu einem Gebet, wie es inniger und ergreifender kaum die gesammte Musik aufzuweisen hat. Der Männerchor, so wesentlich er dem Werke seine Weihe verleiht, ist mit einer fast geisterhaften Zurückhaltung behandelt, welche von der echt künstlerischen Aneignung der stofflichen Vorlage beredte Kunde gibt.

Herr Capellmeister Radecke hatte das vornehme Werk einstudirt und in feinstem Sinne geleitet, und Frau Joachim sang es mit einer Hingebung, die nur der vollständig zu würdigen vermag, dem dessen Schönheiten sich erschlossen haben.

An demselben Abende wurde uns eine Ouverture von Joachim, dem Andenken Heinrich's von Kleist gewidmet, zu Theil. Das umfangreiche Tongemälde, das an die düsteren Schatten, an den dramatischen Aufbau der Schumann'schen Manfred-Ouverture entfernt erinnert, zeigt sich trotz der absichtlichen Gedankenzerrissenheit als ein durch Formengeschick wohl und klar gegliedertes Ganzes. Der berühmte Meister hat durch diese Schöpfung abermals einen glänzenden Beweis für seinen Beruf zur Production gegeben; und wir können nur wünschen, daß er, der

Digitized by Google

unvergleichliche Interpret fremden künstlerischen Schaffens, uns öfter einen Blick in sein eigenes verstatten möge!

Es bleibt noch übrig, über die zweimalige Aufführung einer großen Vocal- und Orchestercomposition zu berichten, welche, da sie in den musikalischen Gesellschaftsschichten überaus Viel von sich reden machte, ein Ereigniß genannt werden kann. Es war die Aufführung der Composition des Schiller'schen Liedes von der Glocke, die der neu gewonnene Dirigent des Stern'schen Gesangvereins, Herr Max Bruch, vor Kurzem erst vollendet hatte. Wir können es kein Wagniß, am Allerwenigsten aber eine Selbstüberhebung nennen, dieses bereits von Romberg componirte populärste Gedicht der deutschen Sprache noch einmal in die Hand genommen zu haben. Romberg's Composition gehört zu denjenigen, welche ihren Tag haben und dann vergehen.

Ist es ein launenhaftes Spiel des Zufalles oder zur Reife gewordene Absicht, gleichviel, es ist die That einer geistvollen Eingebung, das Motto „vivos voco, mortuos plango, fulgura frango“ zu einem imposanten Eingangschore verwendet zu haben. Es ruft mit seinem Unisono der Männer- und Frauenstimmen, mit seinen feierlichen Accorden des Orchesters einen Ernst der Stimmung hervor, welcher die Seele des Hörers nachhaltig beherrscht. Die Eintheilung des Gedichtes, sowol des erzählenden, als auch des betrachtenden Theiles, legt Zeugniß von hoher künstlerischer Ueberlegung ab. Es ist nicht zufällig, wenn eine Stimme auftritt, wenn mehrere sich zu einem Ensemble verbinden, oder Chor und Orchesterspiel als Unterbrechungsmomente dazwischen geschoben werden. Alles gehorcht einem Plane, hinter dem die künstlerische Durchführung nicht zurückbleibt. Vor Allem uneingeschränktes Lob verdienen die Chöre. Sie erscheinen mir nicht nur als die Höhepunkte des Werkes, sondern stehen nach meinem Dafürhalten auf demjenigen Gipfel, den der heutige Standpunkt großer chorischer Werke überhaupt beanspruchen muß. Nirgends erniedrigen sie sich zu bloßen Füllstimmen, die vom Orchester das accordische Gerippe borgen; sie wandern langsam ihren eigenen Weg, immer interessant und wirkungsvoll. Mit der Bevorzugung dieses Theiles des Werkes ist nicht beabsichtigt, die Soli auch nur relativ tiefer zu stellen; in ihnen steckt so viel Anziehendes und Erfreuliches, ja es finden sich Stellen von so hoher Schönheit darin, daß man der warmherzigen, edlen und tiefen Sprache gern ein williges Ohr leiht. Hierhin gehört das Baßsolo „Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde“, das durch die Begleitung der langgezogenen Accorde von wahrhaft ergreifender Wirkung ist. Als Glanzpunkte seien noch angeführt das Ensemble „O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen“ mit seinem einschmeichelnden melodischen Reize der wirksame und lebendige Chor „Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben“, und der die höchsten Ansprüche eines Kunstsatzes erfüllende Chor: „Heil'ge Ordnung, segensreiche Himmelstochter“.

Bruch's neue Composition stellt sich als ein Werk von großem Ernst und großer Gediegenheit dar, welchem, da ihm auch ein populärer Zug innewohnt, alle Musikstätten sich gern öffnen werden.

Hermann Krigar.

zed by Google

Literarische Rundschau.

Neue Essays von Karl Hillebrand.

Profile. Von Karl Hillebrand. (Zeiten, Völker und Menschen. IV. Band.) Berlin, Robert Oppenheim. 1878.

In einem kleinen, aber sehr inhaltreichen und amüsanten Aufsatz des vorliegenden Bandes über M. Buloz, den Begründer und langjährigen Leiter der „Revue des deux Mondes“ erzählt Hillebrand, wie der alte gestrenge Herr in der letzten Zeit seines Lebens höchlich ungehalten gewesen sei über die Verschlechterung des französischen Stils. „Er fand,“ sagt Hillebrand, „der französische Stil käme sehr herunter: es gäbe heute gar keine Franzosen mehr, die französisch zu schreiben wüßten: es blieben nur noch zwei „Prussiens“ übrig, die es verständen; der Eine war Rudolph Lindau, der Name des Anderen ist mir entfallen.“

Wir müßten uns sehr irren, oder der Name dieses Anderen ist Karl Hillebrand.

Welcher Leser der „Revue“ erinnert sich nicht noch mit Vergnügen aus den Jahren vor 1870 jener Reihe von Aufsätzen über das Leben und die Gesellschaft in Berlin zur Zeit der Henriette Hertz, Rahel und Dorothea Veit, der beiden Schlegel, Varnhagen's und Schleiermacher's — jener Periode der Romantik, in welche das stark prononcirte jüdische Element Dasjenige hineintrug, was man am deutlichsten mit dem Worte „geistreich“ bezeichnet, und in welche von verschiedenen Seiten schon die Lichter von Börne und Heine hineinspielten? Diese Aufsätze, welche den Namen des deutschen, in Frankreich lebenden und für Frankreich schreibenden Schriftstellers zuerst in Deutschland bekannt machten, konnten uns in der Sache freilich kaum etwas Neues bringen; aber sie waren von einer so vorzüglichen Arbeit und wirkten in ihrer Totalität so künstlerisch, daß man sich wol fragen mochte: ist Dergleichen nicht auch in Deutschland möglich oder liegt das Geheimniß wirklich in der Sprache?

Viel in der That liegt in der Sprache, welche dem französisch und dem englisch schreibenden Schriftsteller als ein für den Gebrauch fertiges Werkzeug gegeben ist, während der Deutsche sie sich, einschließlich der Grammatik und Orthographie, für jeden einzelnen Fall gleichsam erst zu bereiten hat. Der Individualismus der deutschen Verhältnisse hat sich auch in unsere Schrift und Sprache übertragen und viel fehlt noch, daß er auch auf diesem Gebiete sich einer festen und gemeingültigen Regel unterordne. Es wiederholt sich hier, was im Kunsthandwerk gegenwärtig so schwer empfunden wird: es hat sich keine Tradition gebildet oder erhalten, wir haben keine Schule. Jeder Einzelne muß für sich und von vorne anfangen; ihm zur Seite stehen nicht die überlieferten Regeln, durch deren Uebertretung er sich in den Ländern der älteren Cultur unmöglich machen würde; doch hat er auch nicht jene sichere Führerschaft des guten Geschmacks, welcher durchaus ein Resultat der Bildung,

Digitized by Google

der Disciplin ist. Wenn in unserem Schriftthum nur halb so viel Mannszucht herrschte, als in unserer Armee: wie viel besser würde es alsdann um den correcten deutschen Stil stehen!

Es war eine bittere Bemerkung der „Saturday Review“, als sie bei Besprechung der in unserer Zeitschrift erschienenen Westminster-Vorlesungen von Max Müller sagte: daß das deutsche Publicum entschieden dabei gewinnen würde, wenn seine Gelehrten ihre Arbeiten zuerst englisch schrieben, und dann aus dem Englischen in's Deutsche übersetzten.

Ganz so schlimm ist es freilich nicht oder nicht mehr. Wie dem Kunsthandwerk, so hat man auch der literarischen Technik neuerdings die größte Sorgfalt zugewandt. Die Koryphäen der Wissenschaft verschmähen es nicht länger, über ihre Fachkreise hinaus und in einer gemeinverständlichen Sprache sich an ein bildungsbedürftiges Publicum zu wenden; die Philologen nehmen unsere Classiker in die Hand, um aus ihnen — denn sie sind die wahren Gesetzgeber der Sprache — feste Regeln zu gewinnen und Lehrstühle für die neuere deutsche Literatur — welche bisher, unglaublich aber wahr, im Lande der „Dichter und Denker“ gefehlt haben — werden im neuen Deutschen Reich errichtet. Ob wir schließlich auch zu einer „Deutschen Akademie“ gelangen werden, ist gleichgültig; ja vielleicht nicht einmal wünschenswerth. Was wir anstreben, ist nicht die Formel, sondern das Gesetz. Auch England ist ohne Akademie fertig geworden. Der Individualismus, welcher dem Germanen charakteristisch ist, soll nicht durch Gleichmäßigkeit aufgehoben, sondern der Gesetzmäßigkeit untergeordnet werden. Für England war zu seiner Zeit Dr. Johnson ebenso viel werth, als eine Akademie.

Wenngleich nun Karl Hillebrand mit seltener Perfection französisch schrieb, und viel von Dem, was seinen deutschen Stil auszeichnet, der Uebung der fremden Sprache verdanken mag: so wird doch jeder seiner zahlreichen Verehrer ihm vor Allem das Lob ertheilen, daß man in Ausdruck, in Wort- und Satzbildung sich nicht freier von jeder fremdartigen Beimischung behaupten kann. Weder Affectation noch Nachlässigkeit verleitet ihn jemals, sich einer französischen Redewendung zu bedienen. Nicht von ferne klingt irgend ein Gallicismus an; er hält sich rein von Fremdwörtern, und wo er ja einmal eines gebraucht, da ist es gewiß mit einer bestimmten Absicht geschehen. Der Einfluß des französischen Geistes zeigt sich bei ihm in der geschickten Bewältigung seines Stoffes, in der lichtvollen Disposition, in der feinberechneten Gruppirung, in der fesselnden Darstellung. Seine historischen und culturhistorischen Schriften haben ganz den Reiz, welchen wir an den Essays von Macaulay und den „Causeries“ von Sainte-Beuve bewundern. Sie sind in ihrer Art kleine Kunstwerke. Man hat, wenn man Etwas von Hillebrand liest, immer das Gefühl, in der besten Gesellschaft zu sein. Er ist anziehend, geschmackvoll und höflich; er besitzt jene Urbanität, welche man so oft bei gebildeten Deutschen trifft, die lange im Ausland gelebt haben.

Dabei fürchtet er sich gar nicht, dadurch zu mißfallen, daß er seine Meinung frei heraussagt. Oder gehörte kein Muth dazu, jene berühmte Schrift über „Frankreich und die Franzosen“, unmittelbar nach dem Kriege, mit den an die Deutschen gerichteten Worten zu beginnen: „Nein — eitel seid ihr nicht; aber hochmüthig!“

Hillebrand hat sehr stark ausgesprochene Neigungen und Abneigungen; es ist Temperament in ihm; aber selbst in seinen Vorurtheilen bewahrt er jenen warmen, enthusiastischen Zug, der, wenn nicht mit denselben aussöhnt oder zu denselben belehrt, sie doch begreiflich macht. Für ihn bewahrt das erste Kaiserreich noch all' den Zauber, welchen es für die meisten Anderen längst verloren hat; und auch über das zweite Kaiserreich ist er in seinem Urtheil weniger hart, als gegenwärtig Mode. Ihm erscheint die Zeit der Restauration, „die Frühlingszeit unseres Jahrhunderts“ als eine reizende, und aus der Gegenwart, in welcher die Ernüchterung, um nichts Schlimmeres zu sagen, dem Rausche so bald gefolgt ist, wendet er sich

Digitized by Google

oft sehnsuchtsvoll rückwärts nach der „Generation von 1830“, nach der „Heiterkeit“ jener Tage, wo — in den schönen Worten Renan's — „die Hoffnung, die Freiheit, eine vornehme Herrscherfamilie alten guten und edlen Blutes über alle Dinge den weichen und warmen Strahl einer Frühlingssonne verbreiteten“. Wol verkennt er nicht, daß es eine schlimme Zeit für das politische und nationale Leben Deutschlands und Italiens war, die goldene Zeit der Congresse und der Censur, der geheimen Verbindungen und der Zollhäuser, des Spielbergs und der Carlsbader Beschlüsse. „Aber“ — ruft er aus — „die Politik ist nicht Alles. Wer wird leugnen wollen, daß auch in Deutschland und Italien, geschweige denn in Frankreich und England, jene Zeit, welche noch so manche Tradition aus dem vorigen Jahrhundert herübergerettet hatte, an religiöser Duldsamkeit und Innigkeit, an gesellschaftlicher Eleganz und Anmuth, an poetischer Schöpfungskraft und philosophischer Forschung, daß sie namentlich an künstlerischem Leben reicher und frischer war, als irgend eines der folgenden Jahrzehnte: die Zeit Wessenberg's und Hermes', Heine's und Hegel's, der Malibran und der Sontag, Rahel's und Pückler's“.

Nicht zu seinem Nachtheil beherrscht, in Hillebrand, die Stimmung den Kritiker; er ist niemals conventionell, und obwol über seine Richtung in politischen und religiösen Dingen kein Zweifel, schreckt er dennoch nicht davor zurück, Ansichten zu bekennen, welche von den stillschweigend angenommenen der Partei zuweilen sehr abweichen. Er denkt über „Zeiten, Völker und Menschen“ durchaus unabhängig; in dieser Hinsicht gibt es für ihn so wenig ein Dogma, als ein Losungswort und vielleicht erklärt sich hieraus die etwas zu geringschätzige Meinung über Macaulay, welcher bis in die literarische Kritik hinein der starre, unerschütterliche Whig blieb. Andererseits nimmt er Sainte-Beuve in Schutz gegen die Vorwürfe, welche man ihm wegen seiner Hinneigung zu den Tuilerien gemacht, und vertheidigt Thiers, den eigentlichen Erfinder der napoleonischen Legende, gegen Lanfrey, welcher diese Legende mit unbarmherziger Hand zerstört hat. Mit einem gewissen Gaudium wiederholt er das Wort Doudan's, welcher Victor Hugo einen „Michel Angelo in Porzellan“ nennt; und Michel Angelo selber muß es sich gefallen lassen, zu jenen „großen Unausstehlichen“ gezählt zu werden, welche „mit Niemandem auskommen können und stets auf die Umstände und Umgebung schieben, was in ihnen selber liegt“. Unumwunden gesteht Hillebrand seine Antipathie gegen Rabelais, den „schmutzigen Mönch“ ein; und all' seine Liebe für Milton, den Dichter, reicht nicht aus, ihm auch Milton, den Pamphletisten und Staatsmann, annehmbar zu machen. „Zwischen den zwei Strömungen, welche in fast allen englischen Dichtwerken fühlbar sind .... wandelt der hohe reine Idealist Milton wie ein Fremdling, wie ein Beethoven der Poesie, der mit seiner Umgebung Nichts zu thun hat ...“ Anstatt ihr aber, wie Beethoven, den Rücken zu kehren, „und vornehm allein in der Welt seinem eigenen Inneren zu leben, läßt er sich verführen, Theil zu nehmen an dieser Gesellschaft und an den Leidenschaften, die sie bewegen. Weder er noch seine Kunst haben dabei gewonnen“. Mit einer feinen Empfindung für die Welt der Renaissance charakterisirt er Macchiavelli und sein Zeitalter, in welchem „die mittelalterliche Moral untergegangen, die moderne noch nicht begründet“ war; jenes Interregnum, „während dessen die italienische Menschheit nur zwei Gottheiten anerkannte und verehrte: die Schönheit und die Wahrheit“. In großen, gleichsam al fresco hingeworfenen Bildern zieht an uns die Zeit der florentinischen Republik und der sieben Medicäerfürsten vorüber, und diese Galerie schließt mit den lebensgroßen und lebensvollen Figuren Leopold's I., des „fürstlichen Reformators“, und Gino Capponi's, des „letzten Florentiners“, dessen Werk vor mehreren Jahren bereits auch in diesen Blättern die verdiente Würdigung gefunden.[1])

Durch zwei Eigenschaften charakterisirt sich Hillebrand's Auffassung von der Geschichtschreibung: diese soll nicht dogmatisch, und sie soll künstlerisch sein. „Wer,“

[1]) Man vergl. „Deutsche Rundschau“, 1875, Bd. III, S. 128 ff.

Digitized by Google

sagt er in einem Essay über Taine als Historiker, „in der Geschichte nur eine Wissenschaft sieht, gar eine exacte Wissenschaft . . . ., dem gegenüber gilt wahrlich das Wort des Aristoteles, daß die Poesie mehr werth ist, als die Geschichte"; und in einem anderen Essay, in welchem er Renan als den Begründer oder Verkünder der historischen Kritik in Frankreich darstellt, sagt er von dieser, daß sie „über aller Partei steht, Nationen, wie Religionen und Literaturen als vorübergehende Formen und Phasen auffaßt, ihnen ihren Platz in der Entwickelung der Menschheit anzuweisen sucht, anstatt sie nach gewissen Regeln zu beurtheilen".

Aus diesen flüchtigen Andeutungen ergibt sich zugleich, über welch' ein weites, der Zeit und dem Raume nach auseinanderliegendes Gebiet Hillebrand uns in dem vorliegenden Bande führt. Er hat seine Essays in vier Abtheilungen geordnet, deren beide erstere Charakterköpfe der modernen französischen Literatur enthalten, mit Vorwiegen des biographischen Elements in der einen, des kritischen in der anderen; während der dritte Theil Studien zur Geschichte und der vierte zur Literatur der Renaissancezeit gibt.

In einem einleitenden Wort untersucht Hillebrand die Berechtigung der Essayisten, ihre für die periodische Presse geschriebenen Aufsätze dem Publicum noch einmal als Buch anzubieten. Eine Sammlung, wie die vorliegende, trägt ein solches Recht in sich selber, in der Vortrefflichkeit der einzelnen Stücke, aus welchen sie besteht. Dennoch hat selbst Hillebrand nicht alle diejenigen Fehler vermieden, die solchen Sammlungen anzuhaften pflegen, wiewol es kaum allzuschwer gewesen wäre, Wiederholungen zu tilgen, die kein vorsichtiger Redacteur hätte stehen lassen. Auf S. 9 heißt es: „Der Priester lebt vom Altar, sagt der Franzose", und auf S. 55 von Balzac: daß er sich dazu verstand, „aus dem Zwecke auch das Mittel zu machen, und vom Altar zu leben, wie der Priester". Ebenso S. 272 von Gino Capponi: „seine Schilderungen des römischen und des Londoner Lebens vor 1830 in den höchsten staatsmännischen und priesterlichen Kreisen werde ich nie vergessen", und S. 281: „seine Pariser Schilderungen von der Restaurationszeit, seine Londoner Erinnerungen, seine römischen Priesterskizzen . . . stehen mir noch heute vor der Seele". Das Fleury'sche Werk über Rabelais wird auf S. 314 im Text und auf S. 315 in der Anmerkung fast mit denselben Worten charakterisirt; wie wir denn überhaupt gewünscht hätten die Anmerkungen, welche sich namentlich in der letzten Hälfte des Buches häufen und den Umfang von Excursen annehmen, in den Text verwebt zu sehen. Anmerkungen — mit Ausnahme natürlich der unerläßlichen bibliographischen Nachweise — sind „after-thougts"; was von ihnen nicht im Texte aufgeht, ist vom Uebel, weil es der künstlerischen Gestaltung des Essays widerspricht. Ein Buch, wie dieses von Hillebrand, verträgt es, daß man seine Mängel nicht verschweigt: es sind Flecken, welche man nur mit dem Mikroskop entdeckt. — Mm.

Publicationen aus den Königlich Preußischen Staatsarchiven.

Publicationen aus den Königlich Preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die Königliche Archivverwaltung. Erster Band: Max Lehmann, Preußen und die katholische Kirche seit 1640. Erster Theil, von 1640—1740. Zweiter Band: Dr. Rudolph Stadelmann, Königlicher Oekonomierath, Friedrich Wilhelm I. in seiner Thätigkeit für die Landescultur Preußens. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1878.

Wir begrüßen mit hoher Freude und lebhafter Theilnahme in den beiden eben genannten stattlichen Werken die Anfänge des schönen Unternehmens der Königlich Preußischen Archiv-Verwaltung, durch eine Reihe bedeutender Veröffentlichungen auch das größere Publicum mit wichtigen und interessanten Documenten zur deutschen und

Digitized by Google

preußischen Geschichte bekannt zu machen. Es ist ein Unternehmen, das der Nation fast noch mehr als der Wissenschaft zu dienen bestimmt ist. Denn Nichts ist wahrer als daß, wie das Vorwort der Publicationen bemerkt, die Kenntniß der echten Geschichte unseres Vaterlandes den nationalen Geist belebt und die politische Bildung fördert. Nur dann kann die Fortbildung des deutschen Volkes sich in gesunder Weise vollziehen, wenn sie mit dem lebendigen Bewußtsein seiner geschichtlichen Entwickelung verbunden bleibt. Daß die Werke, die wir hier besprechen, in den gelehrten Kreisen allseitiger Aufmerksamkeit begegnen werden, verbürgt ihr Inhalt, reich und gediegen wie er ist; aber sehr wollen wir wünschen und hoffen, daß sie auch in den großen Kreisen der Gebildeten die weiteste Verbreitung finden mögen; man wird dann mit einiger Ueberraschung sehen, wie reich und schön und wie so wenig bekannt die Geschichte unseres Volkes ist.

Gleich das erste der vorliegenden Werke ist ganz dazu angethan, auch über die Grenzen der gelehrten Welt hinaus allgemeine Theilnahme zu erwecken. Die früheren Beziehungen Preußens zur katholischen Kirche haben ja nicht nur das historische Interesse, welches den Gelehrten fesselt, sie haben auch eine Bedeutung für den Augenblick, welche die Kenntniß derselben einem jeden Gebildeten wünschenswerth und selbst nothwendig macht. Ueberdies wird das Werk Lehmann's den Ansprüchen beider Theile gerecht: der Gebildete erhält in der lebendig geschriebenen und gedankenreichen Einleitung eine knappe und klare Uebersicht der Beziehungen Preußens zur katholischen Kirche in den wesentlichsten Momenten ihrer Entwickelung. Der Gelehrte findet in einer reichen Auswahl von Actenstücken — es sind ihrer fast 1000 — Gelegenheit, zugleich die Darstellung des Verfassers zu prüfen und sich selbst über den einen oder den anderen Punkt vollständiger zu unterrichten. Diese Documente, deren Concipienten und Correctoren, Inhalt und Aufbewahrungsort stets auf's Genaueste verzeichnet werden, sind mit einer Sorgfalt herausgegeben, wie sie sonst nur auf Veröffentlichung mittelalterlicher Urkunden verwendet wird; die einleitende Darstellung vermeidet, entsprechend den von der Archiv-Verwaltung aufgestellten Grundsätzen, jeden Einfluß subjectiver Auffassung und bewahrt den Charakter eines überall zuverlässigen und doch nichts weniger als trockenen Acten-Auszuges. Man würde darum sehr irren, wenn man in dem Werke ein Stück Culturkampf voraussetzte. Den Inhalt bildet vielmehr die Geschichte der beiden großen Prinzipien, welche in allmäliger Entwickelung die Beziehungen Preußens zur katholischen Kirche bestimmt haben: Gewissensfreiheit des Einzelnen und Beaufsichtigung der Kirche als Corporation, oder, wie Lehmann es einmal formulirt, erstens: Jeder, der sich zu Gott bekennt, der auf dem Boden der natürlichen Religion steht, genießt persönliche Gewissensfreiheit und ist zu allen Staatsämtern befähigt; innerhalb dieser Grenzen ist selbst der Religionswechsel gestattet; zweitens: die Kirche, soweit sie Rechtsanstalt ist, unterliegt der Aufsicht und dem Zwange des Staates, welcher das zwischen ihnen streitige Gebiet aus eigener Machtvollkommenheit abgrenzt. Dieses Recht des Staates beruht hauptsächlich darauf, daß die brandenburgischen Kurfürsten als Landesherren zugleich Erben der früheren Bischöfe sind, ein Verhältniß welches namentlich in den durch Säcularisationen dem Staate angegliederten Bisthümern deutlich zu Tage tritt. Der Gedanke der Duldung und Gewissensfreiheit dagegen entsprang aus den eigenthümlich verschlungenen confessionellen und territorialen Verhältnissen des brandenburg-preußischen Staates. Einerseits stand ein Fürstengeschlecht, das sich zur reformirten Confession bekannte, einer strengen und unduldsamen lutherischen Bevölkerung gegenüber; ein Gegensatz, der, wie man weiß, um Nichts minder schroff war, als der zwischen Protestanten und Katholiken; wie hätte nun der Fürst die Duldung, die er für seinen Calvinismus von den Lutheranern beanspruchte, seinen katholischen Unterthanen versagen können? Andererseits gelangten mit dem Antheil an der jülich-clevischen Erbschaft viele Katholiken unter die Herrschaft der brandenburgischen Fürsten, denen sie gleiche Berechtigung mit den Bekennern der anderen Confessionen gewähren mußten, wenn sie ihre Anhänglichkeit gegenüber den Verlockungen der benachbarten Mächte Frank-

reich und Oesterreich behaupten wollten. So gestaltet sich im 17. Jahrhundert, vornehmlich unter dem großen Kurfürsten, inmitten der Staaten von entweder ausschließlich protestantischem oder katholischem Charakter, Brandenburg-Preußen zu dem ersten und lange Zeit einzigen Staate, in welchem die verschiedenen Confessionen friedlich neben einander bestehen. Das Verhalten des Kurfürsten regelt sich nach dem jedesmaligen Zustande, in welchem er die Territorien seines Staates vorfindet: er duldet die Katholiken, wo sie sind, aber er schließt sie auch aus, wo sie noch nicht sind. Es ist nun sehr anziehend, in Lehmann's Darstellung zu verfolgen, wie sich aus diesem territorialen Prinzipe, dem auf der einen Seite eine gewisse Form der Duldung nicht abzusprechen ist, das aber auf der anderen Seite die confessionellen Verhältnisse zu ewiger Erstarrung verurtheilte, der Gedanke der Beweglichkeit der kirchlichen Zustände, der allseitigen Duldung und Gleichberechtigung entwickelt. Besonders merkwürdig ist die Stellung, welche Friedrich Wilhelm I. in dieser Entwickelung einnimmt. Gerade dieser eigenwillige und aufbrausende Fürst, dem jede Abweichung von seinen eigenen Anschauungen nur zu leicht als Insubordination erschien, gerade er ist es gewesen, der in den protestantischen Ländern östlich der Elbe den Katholiken die ersten Stätten gemeinsamer Religionsübung einräumte. Um den religiösen Bedürfnissen seiner katholischen Soldaten zu genügen, hat er katholische Militärgeistliche angestellt und Bethäuser zu errichten gestattet, woraus denn bald die ersten katholischen Gemeinden in Potsdam, Spandau, Stettin rc. entstanden.

Indem wir Friedrich Wilhelm's I. gedenken, wenden wir uns dem zweiten Werke zu, dessen Mittelpunkt dieser König bildet.

Auch das Werk Stadelmann's über die Thätigkeit Friedrich Wilhelm's I. für die Landescultur Preußens bewegt sich in Gegenständen, deren Bedeutung über das blos historische Interesse weit hinausgeht. In einem Augenblicke, wo die Grundlagen zu schwanken scheinen, auf denen das ökonomische und sociale Gebäude unseres Staates beruht, wird man gern zu einem Buche greifen, das uns mit voller Zuverlässigkeit davon unterrichtet, wie man in einer früheren Epoche der Entwickelung Preußens gewisse große Fragen der Gegenwart behandelt hat. Das Werk Stadelmann's, dem wir bereits eine ähnliche Arbeit über Friedrich den Großen verdanken, bringt in anziehender und allgemein verständlicher Erzählung, die auf zahlreichen theilweise abgedruckten Urkunden beruht, eine gründliche Darstellung der großartigen Thätigkeit Friedrich Wilhelm's I. für die ökonomische Entwickelung Preußens. Nach der entsetzlichen Verwüstung und Entvölkerung, welche im 17. Jahrhundert der dreißigjährige Krieg und die nur selten unterbrochenen Kämpfe mit Polen, Schweden und Franzosen über Brandenburg-Preußen gebracht hatten, unternahm Friedrich Wilhelm I. mit ebenso fester als sicherer Hand das schwere Werk, durch Begründung materiellen Wohlstandes die erste Bedingung für die fernere gedeihliche Entwickelung Preußens zu schaffen. In sehr eingehender und unterrichtender Weise erörtert Stadelmann, was zu diesem Zwecke auf allen mit der Landwirthschaft in Verbindung stehenden Gebieten geschehen mußte: Ordnung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse, Neu-Anbau und Colonisation des Landes, landwirthschaftlicher Unterricht und Statistik, Hebung der Pferde-, Schaf- und Rindviehzucht, Abwehr der Viehseuchen und culturfeindlichen Thiere, wie Wölfe, Heuschrecken rc., vor Allem aber Regelung der Domänenpacht und des Zoll- und Steuerwesens. Alle diese Verhältnisse, deren viele uns gerade heute so lebhaft beschäftigen, werden von Stadelmann mit Fleiß und, wie wir besonders hervorheben, mit großer Sachkunde behandelt. Ueber Allem aber hebt sich mächtig empor die gewaltige Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's I., Alles anregend, Alles leitend, das Größte wie das Kleinste mit gleicher Liebe und ungemeiner Sachkenntniß umfassend, ein nie ermüdender Fleiß und ein unbeugsamer Wille. Man weiß, wie dieser König in den populären Vorstellungen lebt: als ein Tyrann seines Landes und seiner Familie, ein Freund langer Soldaten, le roi-sergent, der Vater seines Sohnes. Man weiß aber auch, oder sollte es doch wenigstens wissen, wie sehr die neueren Forschungen Ranke's, Droysen's, Schmoller's diese An-

Digitized by Google

schauungen umgestaltet haben. Noch mehr als bei diesen Historikern tritt bei Stadelmann die alle Anderen überragende Bedeutung Friedrich Wilhelm's I. für die innere Geschichte Preußens hervor. Bei der Zerrüttung der Verwaltung, wie sie durch die Corruption, Widerspenstigkeit und Cabalensucht der Beamten verursacht war, bei dem überall wuchernden Particularismus, den der Gegensatz der Provinzen, Stände und Behörden zu einander nährte, bedurfte es eines eisernen oder wenn man will despotischen Willens, um den Staat aus der Zerfahrenheit, in die er durch die Weichheit Friedrich's I. gerathen war, wieder in seine Fugen einzurenken. Nur ein Mann von solchem Charakter und zugleich von der staunenswerthen Sachkenntniß Friedrich Wilhelm's I. vermochte Werke, wie die Wiederaufrichtung des ganz darniederliegenden Ostpreußens, dessen Adel, Stände und Behörden heftig widerstrebten, oder wie die Urbarmachung des Havelbruches, wo die Interessenten laut Protest erhoben, erfolgreich zu Ende zu führen. Und doch dürfte man diesen König bei aller seiner Unbeugsamkeit nicht eigensinnig nennen, so wenig wie er bei aller Sparsamkeit geizig war. Ehe er ein neues Unternehmen in die Hand nimmt, läßt er seine Entwürfe durch das General-Directorium in seiner Gegenwart prüfen, die widerstreitenden Ansichten in Rede und Gegenrede ihre Kraft erproben; ist aber einmal ein Beschluß gefaßt, dann muß „absolute, ohne Räsonniren“ geschehen, was der König will. Dann schreibt er wol den Hadernden und Widerstrebenden: „Intriguen verfangen bei mir nicht, ich bin wie ein Demant, also accordez-vous“. Das Ergebniß der sorgfältigen und umfassenden Untersuchungen Stadelmann's ist kein geringeres, als daß die Einrichtungen, welche in ihrer Eigenthümlichkeit das Wesen des preußischen Staates ausmachen, Schöpfungen Friedrich Wilhelm's I. sind: die sparsame und solide Finanzwirthschaft, der zuverlässige Beamtenstand, der allgemeine Schulzwang, das Heer in seiner technischen Ausbildung und unübertroffenen Disciplin.

Wir schließen, indem wir noch einmal diese trefflichen Werke der Aufmerksamkeit und Theilnahme des großen Leserkreises der „Rundschau“ empfehlen.

Berlin. Paul Bailleu.

Der Brief von Klotz über Lessing.

Aus einem handschriftlichen Briefe von Lessing's berüchtigtem Gegner Klotz hat Herr J. F. im Märzhefte der „Deutschen Rundschau“ (Band XVIII. S. 488) etliche Bruchstücke zum ersten Male veröffentlicht, die ich, wie sicherlich jeder Verehrer Lessing's, mit großem Interesse gelesen habe. Den Folgerungen dagegen, welche Herr J. F. an diese Briefstellen knüpft, vermag ich mich nicht anzuschließen.

Klotz hatte in seiner Recension (Deutsche Bibl. 2, 468) gesagt: .... „dann schrieb der jüngere Herr Candidat Lessing in Berlin wider mich Zeitungsartikel .... dann ergriff Herr Magister Lessing die Feder ....“ —

Diesen Worten stellte Lessing im 57. Antiquarischen Briefe die Frage entgegen: „Was will Herr Klotz, der mich sonst immer nur schlechtweg Lessing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension Magister nennet?“ und er beantwortet sie folgendermaßen: „Was sonst als mir zu verstehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwischen uns befestiget habe?“ Und darauf folgt dann das bekannte vernichtende Schlußwort gegen den „Geheimderath“ Klotz und seinen „Bauernstolz“.

Hat nun Lessing jene von ihm aufgeworfene Frage wirklich richtig beantwortet? Gab es keine naheliegende andere Antwort? Oder anders ausgedrückt: konnte nicht Klotz vielleicht eine Erklärung beibringen, welche dem Publicum gegenüber die Verwendung des Magistertitels auf einfache und plausible Weise rechtfertigte?

Wie Herr J. F. zur Beantwortung dieser Frage den obenerwähnten handschriftlichen Brief Klotzens heranziehen kann, der zudem schwerlich jemals in Lessing's Händen gewesen ist, gestehe

Digitized by Google

ich nicht recht einzusehen. Lessing selbst nennt ja ausdrücklich nur die Recension: sie und sie allein bildet die Basis seiner Anklage. Was Kloß sonst privatim geschrieben oder gesagt haben mag, muß also für die Beantwortung der obigen Frage völlig bei Seite gelassen werden.

Nun aber wird man nicht übersehen, daß in Klotzens Recension das „Magister" nicht allein steht, sondern dem „Candidat" gegenübergestellt ist. Hätte also, so schrieb ich in meiner von Herrn J. F. angeführten Einleitung zu Lessing's Antiquar. Schriften (Hempel Bd. 13, S. LVIII.) Kloß den Muth gefunden, Lessing zu erwidern, daß er lediglich den älteren Bruder Magister von dem jüngeren, dem Candidaten habe unterscheiden wollen, so wäre er formal im Rechte gewesen. Auch jetzt noch sehe ich nicht, was ihm füglich hätte entgegnet werden können. Der heute, nach hundert Jahren, von Herrn J. F. herangezogene Privatbrief Klotzens war Lessing unbekannt. Selbst wenn er ihn gekannt hätte, ist's wol fraglich, ob er ihn als Gegenbeweis hätte benutzen können und wollen.

Darnach erscheint jene Lessing'sche Apostrophe als eine Unvorsichtigkeit, eine Uebereilung. Und da sich ein so überlegener Fechter im Vollbesitze ruhiger Ueberlegung schwerlich je eine Blöße gegeben haben wird, so nahm ich an, daß Lessing jene Worte in einer ungewöhnlichen Aufregung geschrieben haben müsse. „Leidenschaftlich" habe ich sie genannt, nicht aber, wie Herr J. F. hinzufügt, „ungerecht". Im Gegentheil. Wenige Zeilen später steht in meiner Einleitung zu lesen: „Nichtsdestoweniger ist Lessing, wenn auch formell im Unrecht, so doch sachlich sicher im Recht. Er hatte Klotzen seit lange seine Eitelkeit abgefühlt, und brauchte, um sich zu rechtfertigen, nur auf die Büchertitel hinzuweisen, auf denen der „Geheimderath" Kloß prangte" u. s. w.

Hierfür nun bieten Klotzens von Herrn J. F. neuveröffentlichte Aeußerungen ausgezeichnete Bestätigung. Sie entdecken nicht eigentlich eine bisher unbekannte Seite dieser widerwärtigen Persönlichkeit, aber sie beweisen auf's Neue, daß er nicht nur eitel, sondern auch falsch war, und bestätigen, wie nothwendig es war, „die Welt wegen eines solchen Windbeutels zu desabusiren" (Lessing an Nikolai 21. October 1768). Lessing hat an dem erbärmlichen Gesellen eine eclatante Hinrichtung vollzogen. Guhrauer und Sime wollen ihm das verübeln. Weit davon entfernt, mich ihnen anzuschließen, wie Herr J. F. sagt, habe ich vielmehr (a. a. O. und im „Neuen Reich" 1878, Nr. 5, S. 164) versucht, Lessing's vollkommene Berechtigung nachzuweisen. Habe ich dabei jener rhetorischen Frage als eines Versehens oder einer Uebereilung gedacht, und will man das einen Tadel nennen, so trifft er ausschließlich Lessing's Fechtergewandtheit. Sein Charakter bleibt hierbei gänzlich aus dem Spiele.

Warum ich mir für diese wiederholte Prüfung der Streitfrage Raum von der geehrten Redaction erbeten habe, will ich aufrichtig erklären. Herr J. F. schloß seinen Aufsatz mit den Worten: „Wie rein Lessing's Charakter, wie groß seine Gesinnung war, das haben, scheint es, all' die Bewunderer seines Geistes noch immer nicht genug erkannt und gepriesen." Meine kurze Darlegung wird, denke ich, bewiesen haben, daß ich ein Recht habe, gegen den in diesen Worten liegenden leisen Vorwurf empfindlich zu sein und ihn als unverdient abzulehnen.

Paris, im März 1879.

Alfred Schöne.

Digitized by Google

σχ. **Freundesbriefe von Wilhelm und Jacob Grimm.** Mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Alexander Reifferscheid. Mit einem Bildniß in Lichtdruck von Wilhelm und Jacob Grimm. Heilbronn, Henninger. 1878.

Eine kleine Sammlung, welche vielen Beifall findet und ihn im vollsten Maße verdient. Der persönliche Charakter der beiden Brüder, ihre Gesinnung, ihre Art zu leben und das Leben zu betrachten, ist kaum noch irgendwo so lebendig hervorgetreten. Das wissenschaftliche Interesse, welches in diesen Briefen allein berührt wird, betrifft gerade die populärste Leistung der Brüder, ihre Märchen. Und es werden uns mehr Briefe von Wilhelm als von Jacob dargeboten, so daß der Hauptverfasser der Märchen hier besonders deutlich herauskommt. Vor Allem die Briefe an ein junges Mädchen, Malchen von Zuydtwik, scheinen uns unmittelbar einzuführen in die Region von Wilhelm Grimm's Phantasie, aus welcher die Märchen hervorgingen. Wir nennen ihn mit gutem Bedachte den Verfasser der Märchen. Denn ganz unrichtig wäre es zu glauben, daß die Brüder nur hinzugehen brauchten und die Märchen so aufzuschreiben, wie das Volk sie erzählte. Nicht das deutsche Volk hat das Autorrecht daran, sondern die Brüder Grimm, in erster Linie Wilhelm Grimm. Was sie vorfanden, war der rohe Stoff; die künstlerische Gestaltung ist ihr Werk. Wenn man die erste Ausgabe nachsieht, so erscheint Alles noch ungleich, zum Theil von hartem Umriß, auch fragmentarisch. Die ausgleichende, formende Bearbeitung, der überall festgehaltene kindliche, aber nie kindische, weiche, aber nie weichliche, gefühlvolle, aber nie sentimentale Ton, der sanfte Glanz, der sich darüber breitet, tritt wesentlich erst bei den späteren Auflagen ein, und diese späteren Auflagen besorgte Wilhelm Grimm allein.

Von dem sonstigen Inhalte heben wir Wilhelm's Mittheilungen und literarische Urtheile über Arnim (S. 55, 81, 143), Bettina (S. 140, 143, 189), Voß und Stolberg (S. 80), Goethe (S. 36, 165) hervor. Der Herausgeber hat sich seiner Aufgabe mit Sorgfalt und Sachkenntniß entledigt; namentlich die Auszüge aus der sonstigen, dem größeren Publicum wenig zugänglichen Correspondenz der Brüder in den Anmerkungen wird man mit Vergnügen willkommen heißen. Der elfte Brief ist falsch datirt, er gehört in das Jahr 1815.

σχ. **Lilli's Bild,** geschichtlich entworfen von Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim. Mit Photographie nach dem besten Familienbilde und einem Anhang, Lilli's Briefwechsel enthaltend. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1879.

Der Verfasser ist der Mann von Lilli's Enkelin und gibt werthvolle zur Charakteristik von Lilli dienende Mittheilungen aus ihrem Briefwechsel, darunter S. 69 den einzigen bis jetzt bekannten Brief von Goethe an die Jugendgeliebte, vom 30. März 1801. Es ist die Antwort auf ein Empfehlungsschreiben zu Gunsten eines jüngern Straßburgers, achtungsvoll, aber kühl und gemessen: „Nach so langer Zeit einen Brief von Ihrer Hand, verehrte Freundin, zu erhalten, war mir eine sehr angenehme Erscheinung. Schon vor einigen Jahren versicherte auch Frau v. Egloffstein, daß Sie meiner während Ihres Aufenthaltes in Deutschland manchmal gedacht hätten, ich freute mich herzlich darüber in Erinnerung früherer Verhältnisse." Die eigentliche Darstellung von Lilli's Leben umfaßt nur 77 Seiten; sie ist mit einer Wärme geschrieben, wie sie der Gegenstand in vollem Maße verdient und wie sie dem Nahverwandten doppelt gut ansteht. Wird manches schon Bekannte wiederholt, so war es im Zusammenhange nicht wohl zu entbehren; dafür werden in manchen Einzelheiten unsere Vorstellungen berichtigt oder doch das Quellenmaterial, aus dem wir schöpfen, vermehrt. Ueber Lilli's Leben als Frau und Mutter kann nur eine Stimme herrschen: sie hat sich in schwierigsten Momenten muthig und entschlossen, in allen ihren Pflichten musterhaft bewiesen. Aber unser Interesse haftet vor Allem an ihrem Verhältniß zu Goethe, an dem glänzenden Mädchen, an der kindhaften Natur, welche den jungen Dichter wider Willen anzog und immer von Neuem fesselte. Und da will es uns scheinen, daß der Verfasser individuell charakterisirende Züge verwischt, um ein weniger bestimmtes Idealbild an die Stelle zu setzen. Aber wir wollen weder unserseits uns über Lilli des nähern ergehen, noch mit dem Verfasser über Einzelheiten rechten. Das beigegebene Bild, das sie en face und anmuthig genug darstellt, hat uns weniger gefallen als das Profilporträt in Jügel's „Puppenhaus". Auch bei diesem Bilde haben wir den Eindruck, als ob es stark idealisirt und auf einen bestimmten französischen Typus hin gearbeitet ist. Immerhin aber ergänzen sich beide Auffassungen, welche überdies verschiedenen Altersstufen entsprechen, in höchst willkommener Weise.

σχ. **Gutenberg.** Geschichte und Erdichtung aus den Quellen nachgewiesen von Dr. A. v. d. Linde. Stuttgart, W. Spemann. 1878.

Das großartige Werk umfaßt einen kurzen ersten Abschnitt, welcher die Geschichte der Erfindung des Buchdruckes und dessen erste Ausbreitung nach den echten Quellen erzählt, und einen langen zweiten Abschnitt mit der Ueberschrift: „Irrthümer, Märchen und Fälschungen", worin insbesondere „der Haarlemer Costerschwindel" ausführlich dargelegt und aus allen seinen Schlupfwinkeln vertrieben wird; endlich die „Gutenberg-Urkunden", Literatur und Register. Der Verfasser constatirt, daß es sich bei der Erfindung nicht um den Tafeldruck handelte, den in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Niemand mehr zu erfinden brauchte; ebensowenig um die Anwendung von Pressen, welche schon lange bestand, ebensowenig um das Drucken mit beweglichen Holzlettern, welches überhaupt unmöglich ist, weil es zu ganz jammervollen Resultaten führt: sondern, was Gutenberg erfand, war das Drucken mittelst gegossener beweglicher Metalltypen. Und so wenig wir von dem inneren Leben des Erfinders wissen, so wenig wir in den geistigen Proceß hineinblicken,

Digitized by Google

durch welchen er zu seiner unsterblichen That geführt wurde: die geringen äußeren Lebensdaten, die uns vorliegen, gestatten doch eine wichtige Beobachtung. Die Mainzer Familie der Gensfleisch, aus welcher Johann Gutenberg stammte, gehörte von Alters her zu den geldprägenden Münzgenossen. Ferner finden wir Johann Gutenberg in den Jahren 1434—1444 in Straßburg mit industriellen Unternehmungen, vor Allem mit der Fabrikation von Spiegeln und Metallarbeiten beschäftigt und mit einem Goldschmiede in Verbindung. „Die Goldschmiedekunst war aber im späteren Mittelalter eines der bedeutendsten Gewerbe, das Mechanik, Chemie und das ganze Gebiet der plastischen und graphischen Kunst in ihrer Anwendung auf die Metalle umfaßte." So dürfen wir dem Verfasser folgend annehmen, daß der Mainzer Junker sich mit der Handhabung des Metallgusses und auch wol der Gravirkunst vertraut gemacht hatte und auf diesem Wege zu seiner großen Lebensleistung vordrang. In den Jahren 1444—1448, wo er unseren Blicken entschwindet, muß er wol die entscheidenden Versuche angestellt haben; 1448 tritt er zu Mainz wieder auf und macht im Jahre 1450 behufs Errichtung einer Buchdruckerei eine Anleihe bei Johann Fust. Im Jahre 1451 geht das erste gedruckte Buch aus seiner Presse hervor.

Das Werk, das wir hiermit zur Anzeige bringen, zeigt dieselbe ausgebreitete Gelehrsamkeit, wie die Geschichte des Schachspieles von dem gleichen Verfasser. Er geht keinem Problem aus dem Wege, er hat die volle Entschlossenheit des Forschers, er verbindet das leidenschaftliche Suchen nach der Wahrheit mit der besonnenern Methode, welche genau die Grenze innehält, bis zu der unser Wissen gehen kann, und welche sich daher weder von Anderen noch von sich selbst Etwas weismachen läßt. Das war sehr nothwendig auf einem Gebiete, wo es nicht blos gilt, die Wahrheit hinzustellen, sondern auch die Irrthümer, ja die bewußte Täuschung wegzuräumen und abzuwehren. Das Buch ist daher ein sehr polemisches Buch, und wir müssen leider hinzufügen: die Polemik ist nicht immer geschmackvoll. Aber sie entspringt aus einem tief verwundeten Gemüthe. Es gehört zu den ganz tragischen Erscheinungen des sittlichen Lebens, wenn ein Mensch mit seinem Vaterlande zerfällt. Den Verfasser hat das furchtbare Schicksal getroffen. Er ist ein Märtyrer seiner Ueberzeugung, daß nicht Coster zu Haarlem, sondern Gutenberg zu Mainz die Buchdruckerkunst erfunden habe. Er hat dadurch ganz Holland zu unversöhnlicher Feindschaft wider sich aufgereizt. Möge ihm Deutschland wenigstens theilweise vergessen machen können, was er verloren: denn ein Ersatz ist unmöglich.

v. **Histoire du théâtre contemporain en France et à l'étranger** depuis 1800 jusqu'à 1875 par Alphonse Royer. Paris, Paul Ollendorff. 1878. 2 vols.

Diese beiden Bände sind auch bezeichnet als Theil 5 und 6 der Histoire universelle du théâtre desselben Verfassers. M. Royer hat jetzt geleistet, was der verstorbene Lucas in einer langen Reihe von Bänden nur versuchte. Er hat eine vollständige Geschichte des Dramas aller Völker von den Ursprüngen bis auf die Gegenwart geliefert; daß er dabei nicht überall aus erster Hand schöpfte, wird man vermuthen. Aber er gewährt eine nützliche Uebersicht, ein Nachschlagebuch für das erste Bedürfniß, welches der Controle im Einzelnen allerdings wol nirgends entrathen kann. Der Standpunkt, den der Verfasser einnimmt, ist ein ganz französischer; internationale Gerechtigkeit ist einmal nicht die Sache unserer linksrheinischen Nachbarn. Aber wenn irgendwo, so ist es auf dem Gebiete des Dramas begreiflich, daß ihnen ihre Gloire zu Kopfe steigt, und daß sie das Schauspiel der übrigen Nationen nur als ein Anhängsel zu dem ihrigen betrachten. Am schlechtesten kommen dabei die Deutschen weg, und damit man nicht politische Tendenzen vermuthe, sei gleich bemerkt, daß der vierte Band des Werkes, worin Goethe's Iphigenie und Tasso als ganz verfehlte Stücke behandelt werden, die Jahreszahl 1870 trägt und ohne Zweifel vor dem Ausbruch des Krieges geschrieben war. Auch in den gegenwärtigen zwei Bänden ist das deutsche Schauspiel sehr stiefmütterlich bedacht. Die Unkenntniß des Verfassers nimmt Dimensionen an, welche sich jeder Discussion entziehen. Die deutschen Dramatiker nach Schiller und Goethe erscheinen Herrn Royer so unbedeutend, daß er nicht den geringsten Aufwand von Geist macht, um die Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten, die er vorbringt, in eine pikante Form zu kleiden. Aber wir haben nicht die Absicht, unsere Nation an seinem Buch zu rächen. Wir wollen dieses Buch vielmehr empfehlen. Zwar unsere Erfahrungen in den auf Deutschland bezüglichen Partien stößen uns kein großes Vertrauen ein, z. B. für die auf Rußland oder Polen bezüglichen, wo wir den Verfasser nicht zu controliren vermögen. Aber, wie gesagt, die fremden Nationen sind bei Herrn Royer nur Anhängsel für die französische; und dieses Verhältniß tritt, wie schon der Titel zeigt, in den beiden letzten Bänden noch viel entschiedener hervor als in den vier ersten. Eben deshalb kann man sie sehr wohl als eine Geschichte des französischen Theaters im neunzehnten Jahrhundert betrachten und unter diesem Gesichtspunkte warm empfehlen. Wir wünschen durchaus, daß unsere Dramatiker und unser Publikum von den Franzosen Alles lernen, was dort zu lernen ist; und Herr Royer gibt ihnen dazu einen angenehmen, leicht lesbaren, in den Thatsachen recht vollständigen Leitfaden an die Hand. Herr Royer gewährt nicht blos eine Geschichte der dramatischen Dichtung, sondern auch eine Geschichte der Schauspielkunst. Er berücksichtigt alle Gattungen, nicht blos Tragödie und Komödie, auch das Melodrama, das Vaudeville, die ernste und komische Oper. Er nimmt einen im Ganzen unparteiischen Standpunkt ein und urtheilt ohne Voreingenommenheit. Den Richtungen, die er bekämpft, setzt er eine leichte Ironie entgegen, welche viel wirksamer ist als pathetische Declamationen. Seine Charakteristiken von Augier, Dumas Fils, Sardou wird man mit Vergnügen lesen; wir finden, daß er dem Ersteren nicht ganz gerecht wird, stimmen aber gerne bei, wenn er die Werke aus

der ersten Periode des Dichters, La Ciguë, Gabrielle und — setzen wir hinzu — Philiberte, den Stücken seiner zweiten Epoche vorzieht. Unbedingt müssen wir ihm Recht geben, wenn er die „Realisten" auffordert, dem Ehebruchsdrama zu entsagen, und wir nehmen Act von der interessanten Mittheilung, daß diese Gattung nicht mehr hinlänglich zieht, daß die Pariser Theaterdirectoren mehr und mehr davon zurückkommen. Aber auch der erste Band enthält für den deutschen Leser eine Fülle der Belehrung in erfreulicher Form: wir zeichnen die Charakteristiken von Victor Hugo, Scribe, Alfred de Musset, Octave Feuillet, Ponsard, Léon Gozlan aus. Ueberall redet der Verfasser ein wenig vom Standpunkte des praktischen Theaterdirectors und gerade von der Seite kann man viel bei ihm lernen. Seine innere Richtung bezeichnet ein Wort über Ponsard: „Seine werthvollen Eigenschaften sind diejenigen, welche einen Autor überhaupt lebendig erhalten: die Moralität und der Stil. Diese Eigenschaften sind so selten geworden, daß man vor ihnen recht tief seinen Hut abziehen muß."

φ. **Götz von Berlichingen** mit der eisernen Hand. Schauspiel in fünf Aufzügen. Erste vollständige Bühnenbearbeitung nach der Goethe-Handschrift der Universitätsbibliothek in Heidelberg. Karlsruhe 1879. A. Bielefeld.

Es war bereits durch O. Schade's im 5. Bande des Weimarischen Jahrbuchs 1856 veröffentlichte Fragmente bekannt, daß eine Bühnenbearbeitung des „Götz von Berlichingen" existiren müsse, die der ersten Aufführung des Stückes zu Grunde gelegen und eine andere Fassung haben mußte, als die, welche in Goethe's Werken als Bühnen-Bearbeitung mitgetheilt wurde. Auch die Theaterzettel von 1804 bestätigten diese Annahme. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß sich jene Bühnen-Bearbeitung in Heidelberg fand, wo sie der verstorbene Schauspieler Unzelmann versetzt hatte, und die nun der in der Goethe-Literatur rühmlichst bekannte Gymnasialdirector Dr. G. Wendt der Oeffentlichkeit in der oben angezeigten Ausgabe übergeben hat. Die Wiedergabe ist eine durchaus diplomatisch getreue und vollständige, die Varianten sind in Fußnoten angegeben, außerdem eine literar-historische Einleitung und die getreue Abbildung des Originalzettels beigefügt. Höchst werthvoll für die Textkritik, gestattet sie einen lehrreichen Einblick in Goethe's Thätigkeit für das Theater und trägt gleichzeitig zur Erkenntniß von Goethe's Anschauungen in verschiedenen Lebensaltern bei, namentlich in dem, was er 1773, wie 1804 Götz beim Mahle auf der Burg sagen läßt. (Act. 4, Sc. 15 der Bühnen-Bearb.)

ξ. **Dichterprofile.** Literaturbilder aus dem 19. Jahrhundert. I. Bd.: Deutsche Dichtercharaktere. II. Bd. Charakterköpfe der ausländischen Literatur. Von Adolf Strodtmann. Stuttgart, Abenheim'scher Verlag. 1879.

Die letzte Gabe des zu früh von uns geschiedenen Verfassers, der noch vor Vollendung seines fünfzigsten Lebensjahres am 17. März in Steglitz bei Berlin gestorben ist. Wir erkennen in diesen Skizzen das klare Wort, den festen Griff, mit welchem Strodtmann schriftstellerische Individualitäten in ihrem Kern zu erfassen und objectiv den Maßstab für sein Urtheil aus der Natur und der Sonderbegabung der einzelnen Dichter zu entnehmen wußte. Was Strodtmann besonders auszeichnete, war die Beweglichkeit seines Geschmacks, welcher das Schöne auch in fremden oder befremdenden Formen zu finden verstand. Daß der Werth der vorliegenden Essays ein ungleicher ist, hängt mit der Natur eines derartigen Sammelwerkes zusammen. Unter den deutschen „Profilen" verdienen besonders die von Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Herwegh und die auf Heine sich beziehenden hervorgehoben zu werden. Von den ausländischen „Charakterköpfen" ist kaum einer weniger bedeutend in seiner Art. — Die Dichterprofile sind mit dem Stift hingezeichnet, mit jener Flüchtigkeit, welche die Sicherheit nicht ausschließt; die Charakterköpfe sind plastisch herausmodellirt, sind vielseitiger und eingehender. Die beiden Bände bieten nicht nur dem Laien, sondern auch dem Literaturforscher stoffliche wie kritische Anregung in reichem Maße, und werden dazu beitragen, neben des Verfassers größeren literarhistorischen Arbeiten und eigenen Dichtungen das Andenken Adolf Strodtmann's lebendig unter uns zu erhalten.

βρ. **Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgeräthschaften der Völker alter und neuer Zeit**, gezeichnet und beschrieben von Fr. Hottenroth. Stuttgart, G. Weise.

Die beiden ersten Lieferungen dieses Werkes, welche sich mit den Aegyptern, Aethiopiern, Phönizicrn, Hebräern, Assyrern, Babyloniern, Medern und Persern beschäftigen, zeigen, daß der Verfasser mit Fleiß zusammengetragen hat, was uns von Tracht und Geräth der genannten Völker entweder durch Abbildungen an monumentalen Bauwerken oder durch die ausgegrabenen Gegenstände selbst bisher bekannt geworden ist; und hätte er sich darauf beschränkt, so würde man diese neue und compendiöse Costümgeschichte zwar nicht, wie der Prospect will, den Archäologen, aber den Künstlern, Decorateuren, Regisseuren ꝛc. als Hand- und Hilfsbuch unbedingt empfehlen können. Leider ist er jedoch auf einen Abweg gerathen, auf welchen ihn freilich zahlreiche „culturgeschichtliche" Fußstapfen gelockt haben mögen. Auch er hat übersehen, daß Derjenige, welcher sich über die Ereignisse und Zustände vergangener Zeiten unterrichten will, zum Historiker geht und nicht zum Verfasser historischer Romane; daß er das Wenige zu erfahren verlangt, was wir genau wissen, nicht, wie sich ein Maler das Viele, was noch nicht erforscht ist, vorstellt. Welche Fülle und Tiefe archäologischer Kenntnisse ist erforderlich, um sich an eine Schilderung des gesammten Lebens irgend einer vergangenen Periode wagen zu können, und gerade die Meister auf diesem Gebiete werden sich am ersten darüber klar sein, daß sie bei aller Vorsicht und Gewissenhaftigkeit in manche Irrthümer werden verfallen sein. Und mit welcher Leichtherzigkeit gehen die Illustratoren daran, nicht einen bestimmten Zeitabschnitt, sondern gleich die Culturgeschichte von Jahrtausenden in Bildern vorzuführen! Der-

zed by Google

gleichen ist gut zu Bilderbüchern für große und kleine Kinder, die nur naschen oder ein kleidsames Costüm für einen Maskenball suchen wollen; aber zwischen solcher und der ernsthaften Literatur sollte man die Grenzen strenger ziehen.

Herr Hottenroth begleitet seinen im Allgemeinen sehr knapp, und, mit augenscheinlicher Rücksicht auf das Theater, in der Erörterung des Gewandtschnittes ausführlicher gehaltenen Text mit einer großen Anzahl von schwarzen und farbigen Abbildungen nach den Monumenten, fügt aber eine Menge von Gruppen eigener Composition hinzu. Wir wollen davon absehen, daß er der Anatomie und den Proportionen des menschlichen Körpers oft die gewagtesten Zumuthungen macht, gelegentlich einen Zugstier nur bis zur Hüfte seines Treibers reichen, den assyrischen König im Streitwagen direct auf einen Abgrund losstürmen läßt u. dgl. m. Wir fragen nur: Woher nahm er das, was uns die Monumente nicht sagen? Woher kennt er die Farben der assyrischen, hebräischen 2c. Tracht? Was haben seine Compositionen vor den beglaubigten Darstellungen voraus und für wen sind sie eigentlich berechnet? Der Werth seiner Publication würde unstreitig erhöht werden, wenn er sich in der Folge durchaus auf das historische Material beschränken und den Rathsuchenden hierüber nicht in Zweifel lassen wollte.

ξ. **Handbuch der Oelmalerei** von Alexander Elbinger. 2. Auflage. 1879. Verlag von Otto Hendel. Halle a. S.

Ein Buch von etwas zweifelhaftem Werth, obwol es dem Dilettanten in vielen Beziehungen gute und verständige Winke gibt. Der Autor erläutert die Natur der einzelnen Farben, ihre Bedeutung für Deckung und Lasur, und führt zugleich aus, wo und wie sie die beste Verwendung finden. Andere Theile des Buches beschäftigen sich mit den „Oelen", mit „Licht und Schatten", mit der „Untermalung", worauf an bestimmten Beispielen, an zwei Porträts und zwei Landschaftsstudien das Vorgehen von dem ersten Strich bis zur Vollendung angegeben wird. Nach dieser Richtung kann der Anfänger Etwas lernen, falls er daneben noch bei einem tüchtigen Maler Unterricht genießt, welcher ihm Manches klar macht, was Herr Elbinger unklar ausdrückt. Diese Unklarheit des Stils tritt schon in dem Theile über die Perspective so zu Tage, daß auch die beigegebenen Zeichnungen sie nicht beseitigen; in dem Capitel „die Malerschulen" feiert sie Triumphe. Dasselbe ist schülerhaft in der Form („In Aegypten, einem der ältesten Culturvölker") und zwecklos im Inhalt, welcher sich auf einige oberflächliche Notizen und Namen beschränkt. Einen Hinweis auf verschiedene Fehler — die ägyptischen Wandbilder sollen die Gestalten im „Profil" haben, während die Brust doch en face gesehen ist; die Landschaftsmalerei sei den Griechen gänzlich fremd gewesen 2c. 2c. — gestattet unser Raum nicht. Ich verkenne nicht die gute Absicht des Verfassers, doch kann ich nicht verschweigen, daß weder seine ästhetischen, noch seine kunstgeschichtlichen Bemerkungen dem Vorwurf, flach zu sein, entgehen können. Die Ausstattung ist vortrefflich.

ξ. **Blicke in's Culturleben** von Dr. Wilhelm Alexander Freund, Prof. an der Universität zu Breslau. Breslau, Schletter'sche Buchhandlung. E. Franck. 1879.

Unter diesem Titel hat der Herr Verfasser drei Vorträge: 1) Ueber die erziehliche Kraft der Kunst, insbesondere der Musik. 2) Ueber die Emancipation der Frauen. 3) Die Person des Hippokrates — gesammelt herausgegeben. Ihr Hauptverdienst ist die ruhige Klarheit der Gedanken und Anschauungen. Ein Mann, welcher viel gedacht, viel gelernt, und viel erfahren hat, spricht sich über wichtige Fragen aus ohne Pedanterie, aber mit Ernst, stets von einer idealen Lebensanschauung geleitet, so daß man ihm auch dort gerne lauscht, wo man seinen Ansichten nicht ganz zustimmt. Er regt an und das ist dankenswerth. Wir können das Büchlein, welches sich würdig präsentirt, den Lesern, besonders denkenden Frauen, zur Lectüre nachdrücklich empfehlen.

αλ. **Die deutsche Socialdemokratie.** Ihre Geschichte und ihre Lehre. Eine historisch-kritische Darstellung von Franz Mehring. Dritte Auflage. Bremen, C. Schünemann's Verlag, 1879.

In anderthalb Jahren eine dritte Auflage, das ist nicht blos für das brennende Interesse des Stoffes, sondern auch für die Güte seiner Behandlung ein Anzeichen. Herr Mehring ist in diesen Gegenstand gleichsam hineingewachsen, da er als junger Mensch leicht begreiflicher Weise für den damals eben auftretenden Lassalle schwärmte. Gegenwärtig wandelt er als Stilist, und einigermaßen auch der historisch-politischen Auffassung nach, in H. v. Treitschke's Fußstapfen, für dessen fähigsten Nachfolger auf der pathetischen Bahn er gelten darf. Er theilt Treitschke's Eingenommenheit gegen die Fortschrittspartei, der er nicht so wie anderen Parteien gerecht wird. In seiner Würdigung der Socialdemokratie jedoch ist er vollkommen selbständig auf dem Grunde der eindringendsten Studien und einer anmuthend warmen Mitempfindung für die Schwere des Arbeiterlooses. Sein Buch wird für die Geschichte und Lehre jenes merkwürdigen Phänomens eine Quelle bleiben. Es wird hoffentlich auch recht viele Leser zu entsprechendem gemeinnützigen Handeln anregen; denn wie der Verfasser richtig sagt, bleibt es eine nationale (nicht blos staatsmännische) „Aufgabe ersten Ranges, die tiefe Unzufriedenheit der arbeitenden Classen mit ihrer augenblicklichen Lage in ihren Ursachen zu erkennen und in ihren Wurzeln auszurotten. Die deutsche Zukunft hängt davon ab, ob sie gelöst wird. In dem Zeichen der socialen Reform werden wir siegen, — aber auch in diesem Zeichen allein."

μ. **Herder's Cid, die französische und die spanische Quelle.** Zusammengestellt von A. S. Vögelin. Heilbronn, Gebrüder Henninger, 1879.

Zwei Franzosen waren es, welche unabhängig von einander, in den vierziger und sechziger Jahren die Entdeckung machten, daß Herder seinen Cid nicht direct nach spanischen Romanzen gedichtet habe, sondern nach einer französischen Prosabearbeitung derselben. Diese

Digitized by

behandelte ihre Vorlage sehr willkürlich, übersetzte nicht nur frei, ließ nicht nur nach Belieben fort, sondern schob auch umfängliche Stücke ein. Durch die deutsche Wiedergabe eines Theiles dieser Prosa im Deutschen Merkur von 1792 ward Herder auf den Stoff aufmerksam, versuchte sich das spanische Original zu verschaffen, mußte aber schließlich, als ihm dies nicht gelang, mit dem französischen sich begnügen. Die Abfassung des Cid fällt erst in den Winter von 1802 auf 1803, und 1805, als Herder bereits todt war, erschien er. Nur vierzehn Romanzen, welche in der französischen Bearbeitung fehlen, sind unmittelbar aus dem Spanischen übersetzt, auch in die anderen an ein paar Stellen Verse aus dem Spanischen eingeschaltet oder einzelne Ausdrücke darnach verändert. Wenigstens wird man sich so den Umstand deuten müssen, daß in Romanzen, die auf dem Französischen beruhen, etliche Male dies verlassen und genauer Anschluß an die spanische Dichtung vorgezogen ist. Herder muß sie also endlich noch in die Hand bekommen haben, wenn auch erst nachdem die Uebertragung nach der französischen Prosa schon vollendet war. — Wie Herder sich zu seinen Quellen stellt, wie die französische Bearbeitung zum spanischen Original, das können wir in Vögelin's Ausgabe bequem überschauen. Der Text des Herder'schen Cid, der französische und spanische sind neben einander abgedruckt, von letzterem ist eine ziemlich wörtliche, trotzdem aber geschickte und gut lesbare metrische Uebersetzung geliefert. Das handliche Büchlein wird denen, welche an der ritterlich straffen Dichtung Gefallen haben, willkommen sein.

λ. **Die Farbenblindheit, ihr Wesen und ihre Bedeutung** von Dr. Hugo Magnus, Docent der Augenheilkunde an der Universität zu Breslau. J. U. Kern's Verlag, Breslau.

Diese für das größere Publicum bestimmte Darstellung des erst in der letzten Zeit zur vollen Würdigung Seitens der Wissenschaft gelangten und daher nur sehr wenig oder gar nicht in das Vorstellungsgebiet des gebildeten Laien vorgedrungenen höchst wichtigen und interessanten Vorkommnisses, dürfte wol geeignet sein, die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich und den Gegenstand zu lenken. — In der That ist der etwas zu allgemein und sachlich nicht ganz genau als „Farbenblindheit" bezeichnete Zustand ein so häufiger und in die verschiedensten socialen Verhältnisse eingreifender, daß schon im praktischen Interesse die möglichst allgemeine Kenntniß seines Vorhandenseins eine sehr erwünschte sein dürfte.

Die der sachlichen Darstellung angefügten Bemerkungen über die Erziehung des Farbensinnes durch Generationen hindurch, über die Erblichkeit der mangelhaften Farbenempfindung mit Rücksicht auf die daraus zu erzielende allmälige Besserung dieses Defectes können nur dringend der Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise empfohlen werden, insofern sich hier eine Gelegenheit bietet zur praktischen Verwerthung der Darwin'schen Principien, durch welche die Race verbessert, d. h. in einer bestimmten Richtung leistungsfähiger gemacht werden kann. Weltverbesserer und Agitationsliebhaber könnten hier ihre Propaganda einem würdigeren Gegenstande als Tractätlein und Antivivisectionsbrochüren zuwenden.

λ. **Encyklopädie der Naturwissenschaften,** herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. v. Wittstein, Prof. Dr. v. Zech. Erste Abtheilung, erste Lieferung: Handbuch der Botanik, erste Lieferung. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1879.

Es ist ein überaus großartiges Unternehmen, welches der Trewendt'sche Verlag mit der Veranstaltung einer „Encyklopädie der Naturwissenschaften" begonnen hat, der nach dem Prospect die Aufgabe gestellt ist, „das Studium und die Forschung zu erleichtern und zu befördern, und einen Boden zu bilden, auf welchem die Wissenschaft fortgepflanzt und weiter ausgebildet werden kann." Für die Redaction der 8 großen Abtheilungen, in denen der Stoff der gesammten naturwissenschaftlichen Gebiete bewältigt werden soll, sind durchweg anerkannte Gelehrte vom Verleger gewonnen worden und wir können das Werk, welches eine Reihe von Handbüchern darstellen wird, die zum Theil ihr Material lexikologisch geordnet bringen sollen, nur mit Freude und Zuversicht auf das Gelingen des Ganzen begrüßen.

Für den Naturforscher, welcher die Welt nicht in seinem Specialfache abgeschlossen sieht, macht sich beständig das Bedürfniß geltend, über Dies und Jenes in irgend einem anderen Fache des gemeinsamen großen Feldes der Naturwissenschaften sich genau zu unterrichten, und da ist der Werth eines zuverlässigen, auf der Höhe der Zeit stehenden und möglichst vollständigen Handbuches unschätzbar. Ein solches verspricht diese Encyclopädie in der That zu werden. —

Wir werden, der Wichtigkeit dieses großen Unternehmens entsprechend, beim Erscheinen der einzelnen Lieferungen über dieselben berichten und können gleich heute unsere Befriedigung ausdrücken über die vorliegende erste Lieferung der ersten Abtheilung des von Prof. Schenk in Leipzig redigirten „Handbuches der Botanik". Diese Lieferung enthält in 20 Capiteln eine Darstellung der Wechselbeziehungen zwischen den Blumen und den ihre Kreuzung vermittelnden Insecten von Dr. Hermann Müller in Lippstadt und im Anschluß hieran von Dr. Oscar Drude in Göttingen: „Die insectenfressenden Pflanzen". Für die Gediegenheit dieser Arbeiten bürgen die Namen der Verfasser. Die Ausstattung ist eine in jeder Beziehung würdige und, was besonders anerkannt zu werden verdient, sehr sorgfältig in der Ausführung der zahlreichen Illustrationen. Die Encyklopädie soll in monatlichen Lieferungen erscheinen; da sie trotzdem 8 Jahre zu ihrer Vollendung brauchen soll, können wir ihr rechte Pünktlichkeit wünschen. Die erste Lieferung ist da — vivant sequentes!

αλ. **Aus dem Düwelsmoor.** Skizzen und Gedichte von Heinrich Schriefer. Olden-

burg, Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei.

Der Teufelsmoor, nördlich von der Stadt Bremen im Hannover'schen belegen, gehört zwar keineswegs einer dort seltenen Art von Gegenden und Bodenbildungen an, hat sich aber doch wegen secundärer Eigenthümlichkeiten in seiner Umgegend einen besonderen und schon in dem Namen anklingenden Ruf verschafft. Von diesem macht Herr Schriefer, ein schriftstellerisch begabter Volksschullehrer der Nachbarschaft Gebrauch, um einer Reihe hübscher Schilderungen aus dem Leben nordwestdeutscher Moorbauern Zusammenhang und Anziehungskraft zu verschaffen. Wem sie gefallen sollten, der darf sich demnächst auf eine zweite Folge freuen: wenigstens hat die Bremer Wochenschrift „Nordwest" bereits eine ziemliche Reihe „neuer Skizzen aus dem Düwelsmoor" vorab veröffentlicht, die den alten nicht nur gleichstehen, sondern sie an Mannigfaltigkeit des Inhalts und treuer lebendiger Erzählungsweise noch übertreffen.

φ. **Die Welt im Becher.** Von Hermann Dickmann. Wiesbaden 1879. Chr. Limbarth.

Unter den Poeten des Weins darf Dickmann nicht zuletzt genannt werden; er hat an der Quelle und gewiß nicht zum wenigsten in den berühmten Kellern August Wilhelmj's, dem er zum Dank für seine Spenden das Büchlein widmete, Charakter und Eigenart aller Weine geprüft, und seiner Trinkweisheit entgeht Nichts, was in Beziehung steht zu dem edlen Naß. Formgewandt, sinnig, tief und gemüthvoll, dabei von nicht gewöhnlichem Talent in knappem wirkungsvollen Ausdruck, wie er sich glänzend in den Sprüchen der ersten Abtheilung offenbart, zugleich behend die Geißel der Satire zu schwingen und alle Saiten des Humors erklingen zu machen, zeigt sich Dickmann auch in dieser neuen Gedichtsammlung als wirklicher Poet. Zum Vortheil der frohen Weinlaune wären besser ausgeschlossen geblieben mehrere politische Gedichte, in denen sich die Einseitigkeit eines Parteistandpunktes zu schroff ausspricht. Im Uebrigen aber mundet und erfrischt das Buch wie echter und — reiner Wein, welch' letzteren Dickmann zum Oefteren credenzt.

λ. **Kosmos.** Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwickelungslehre u. s. w., herausgegeben von Prof. Dr. Otto Caspari, Prof. Dr. Gustav Jaeger, Dr. E. Krause (Carus Sterne). Gratulationsheft zum 70. Geburtstage Ch. Darwin's. Leipzig, Ernst Günther's Verlag (Carl Alberts).

Einen Act der berechtigtsten Pietät begingen die Herausgeber der so geschätzten monistischen Zeitschrift, indem sie zum 12. Februar 1879 dieses Gratulationsheft zu Ehren des Mannes in die Welt schickten, der sein ganzes Leben der Erforschung der Mechanik der Descendenz gewidmet hat und der, nachdem er vor zwanzig Jahren das erste grundlegende Werk in dieser Richtung veröffentlichte, jetzt auf eine ganze, seinem Gedanken eroberte Welt blickt; der mit Recht zum Augenblicke sagen darf:

Verweile doch, Du bist so schön!
Es kann die Spur von Deinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.

Mit diesem Worte des Faust schließt der das Heft eröffnende schwungvolle Prolog: „Faust's Schatten an Ch. Darwin" von Arthur Fitger. Es folgt ihm eine biographische Skizze des Gefeierten von Prof. W. Preyer und am Schlusse des Heftes von Ernst Krause: „Erasmus Darwin, der Großvater und Vorgänger Ch. Darwin's." Der übrige reiche Inhalt bietet von der Redaction „Ein Wort zum Frieden: Das versöhnende Element im Darwinismus." Ein wenig unklar ist diese wohlgemeinte oratio pro domo; aber sie ist sehr gut geschrieben und die „Salzsäulen der Wissenschaft", von denen sie spricht, verdienten wol einen Platz in Büchmann's geflügelten Worten. Es nimmt sich aber etwas sonderbar aus, diesen geistreichen Vergleich auf „Agassiz, Virchow, de Quatrefages und Andere" angewandt zu sehen. — Haeckel hat zu dem Jubelheft einen vortrefflichen Aufsatz beigesteuert: „Einstämmiger und vielstämmiger Ursprung;" Fritz und Hermann Müller sind durch „Phryganiden-Studien" vertreten, welche Fritz Müller in Itajahy angestellt hat, und zu denen der Bruder eine kurze, aber nicht überflüssige Einleitung gibt. Der Beitrag von Prof. Dr. G. Jaeger: „Zur Pangenesis" vervollständigt die bunte Gabe, welche hier dem siebenzigjährigen Forscher geboten wird, der die warme Theilnahme, die seinen ununterbrochenen Arbeiten und die Anerkennung, die ihm für seine bahnbrechenden, wissenschaftlichen Leistungen vor Allem in Deutschland gezollt wird, sicherlich als einen schönen Lohn anerkennen und hoffentlich noch lange dem Leben und der Wissenschaft erhalten bleiben wird.

λ. **Der Medicinische Wunderglaube und die Incubation im Alterthume** von Prof. Dr. Ritter von Rittershain in Prag. Berlin 1878. Denike's Verlag, Georg Reinke.

In unserer Zeit, der die Wunder von Lourdes und Marpingen, Mr. Slade und der dänische „Magnetiseur" fast in gleichem Grade sympathisch sind, und wo ein „Baunscheidtist", dessen Kunst „wahrer ist als das ganze Reich der Medicin" in der Hauptstadt des Deutschen Reichs seine Gläubigen findet, liegt es nahe, nach der Genese solchen Unwesens zu forschen um das Verdienstliche einer historischen Untersuchung über die Leistungen und Erfolge der naiven Betrügereien, welche bei den hochgebildeten Griechen, sowie bei den Römern der späteren Jahrhunderte die schlauen Asklepiospriester verübten, nicht zu verkennen, wenn auch das Specialinteresse auf Seite des Arztes und des Philologen ist, die sich verbinden müssen, um die nicht immer klaren, sondern meist mit allen Mängeln der Subjectivität des Berichterstatters verdunkelten Mittheilungen der alten Autoren mit richtiger Kritik zu verwerthen.

Die interessante und sorgfältige Behandlung dieses Gegenstandes durch den nicht minder im Gebiete der alten Klassiker, wie in seinem Fache bewanderten Prager Arzt ist im höchsten Grade lesenswerth und voll der anregendsten Ausblicke. In Rücksicht auf den Namen des geschätzten Autors bedarf das vorliegende Werkchen ohnehin keiner weiteren Empfehlung.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. April zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

L'Athenaeum Belge. Journal universel de la Litterature, des Sciences et des Arts. 1879. No. 6. 7. Bruxelles.

Avé-Lallemant. — Luiz de Camoens, Portugals größter Dichter gest. 1579. Von Dr. Robert Avé-Lallemant. Leipzig, H. Foltz. 1879.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Bd. 43. Jean Paul: Dr. Katzenberger's Badereise. Bd. 44. Lessing: Laokoon. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879.

Buonaventura-Schmidt. — Italienische Unterrichtsbriefe für das Selbststudium. Bearbeitet von Prof. Giamb. Buonaventura und Dr. phil. Alb. Schmidt. Brief 3. Lection 5 und 6. Brief 4. Lection 7 und 8. Leipzig, Verlag d. Hausfreundes. 1879.

Correspondenz, Allgemeine Literarische, für das gebildete Deutschland. III. Bd. No. 37, 38. Leipzig, H. Foltz. 1879.

Correspondenz, Kaufmännische. Zeitschrift für Volkswirthschaft, Handel und Statistik. IV. Jahrgang, No. 6. 7. Brandenburg a. H. 1879.

Dichter, deutsche, des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. 11. Band. Die Narrenbeschwörung von Thomas Murner. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879.

Dichterhalle, Neue Deutsche. Band III. No. 6. 7. Herisau. 1879.

Dichterhalle, Schweizerische. Jahrgang IV. No. 10. Leipzig, C. G. Theile. 1879.

Dorn. — Streifzüge im Gebiete der Tonkunst. Von Heinrich Dorn. Berlin, Liebel'sche Buchhdlg. 1879.

Ebers. — Aegypten in Bild und Wort. Dargestellt von unseren ersten Künstlern. Beschrieben von Georg Ebers. Lfg. 21/23. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1879.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abthlg. 2. Lfg. Enthält: Handbuch der Mathematik. 1. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1879.

Engel. — Studien unter den Tropen Amerika's. Von Dr. Franz Engel. Jena, Friedr. Mauke's Verlag. 1878.

Enneccerus. — Friedrich Carl v. Savigny und die Richtung der neueren Rechtswissenschaft. Nebst einer Auswahl ungedruckter Briefe. Von Prof. Ludwig Enneccerus. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1879.

Fabri. — Bedarf Deutschland der Colonien? Eine politisch-ökonomische Betrachtung von D. Friedrich Fabri. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1879.

Falke. — Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von Jakob von Falke. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler. Heft 3—5. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1879.

Fromme's österreichischer Fest-Kalender zur Feier der silbernen Hochzeit des Allerhöchsten Kaiserpaares Franz Joseph und Elisabeth am 24. April 1879. Redigirt von Dr. Ferdinand Stamm. Mit den Porträts der kaiserlichen Familie und 21 Holzschnitten. Wien, C. Fromme, k. k. Hofbuchhdl.

Gaedeke. — Maria Stuart. Von Professor Arnold Gaedeke. Mit einem Porträt Maria Stuart's nach Donaldson. Heidelberg, Karl Winter's Univ-Buchhandlung. 1879.

Gallwitz. — Das Schloß am Roche Melon. Roman von Valeska von Gallwitz. Breslau, A. Gosohorsky's Verlag. 1879.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von H. A. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. XXXIX. Lief., 2. Abth. Geschichte Griechenlands von Gustav Friedrich Hertzberg. 3. Theil. — XL. Lief., 1. Abth. Geschichte Baierns von Siegmund Riezler. I. Bd. — XL. Lief., 2. Abth. Geschichte Griechenlands von Gustav Friedrich Hertzberg IV. Bd. — Ergänzungs-Lieferung. 6. Lief., 2. Abth. Geschichte der Niederlande von K. Th. Wenzelburger. I. Bd. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1879.

Gewerbehalle. — Redigirt von Adolf Schill in Stuttgart. 17. Jahrgang. Lfg. 4. Stuttgart, J. Engelhorn. 1879.

Glaubensbekenntniß eines unmodernen Culturforschers. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1879.

Grove. — A. Dictionary of Music and Musicians. By eminent writers, english and foreign. With illustrations and woodcuts, edited by George Grove, D. C. L. Vol. I. part. VI. London, Macmillan and Co. 1879.

Günther. — Studien zur Geschichte der mathematischen und physikalischen Geographie von Gymnasialprofessor Dr. Siegmund Günther. 6. Heft. Geschichte der loxodromischen Curve. Halle, L. Nebert. 1879.

Gustav-Freytag-Galerie. Nach den Original-Gemälden und Cartons der ersten Meister der Neuzeit photographirt von Fr. Bruckmann in München. (Mit deutschem, englischem und französischem Text.) I. Kaiser-Ausgabe. 20. Blatt. II. Salon-Ausgabe. Folio-Format. 8 Blatt in eleganter Mappe. III. Cabinet-Ausgabe. 23 Blatt. I. II. Serie. Leipzig, E. Schloemp. 1879.

Haase. — Wald und Welt. Gedichte von Josef Ludwig Haase. Innsbruck, Wagner'sche Buchhdlg. 1879.

Hamel. — Zur Textgeschichte des Klopstock'schen Messias. Von Dr. Richard Hamel. Rostock, Wilhelm Werther. 1879.

Heidenhain. — Die Vivisection im Dienste der Heilkunde. Von Prof. Director, Dr. Rudolph Heidenhain. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.

Heimgarten. — Eine Monatsschrift. Herausgegeben von P. K. Rosegger. III. Jahrgang. 7. Heft. April 1879. Graz, Verlag von Leykam-Josefsthal.

Hennes. — Hundert Nachmittags-Ausflüge in die Umgegend von Berlin. Mit Bezeichnung der Wege und mit Hinweis auf die jetzigen Verkehrsmittel von Aloys Hennes. Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 1879.

Kant. — Kritik der reinen Vernunft. Von Immanuel Kant. Text der Ausgabe 1781 mit Beifügung sämmtlicher Abweichungen der Ausgabe 1787. Herausgegeben von Dr. Karl Kehrbach. 2. verb. Aufl. Leipzig, Phil. Reclam jun.

Knauer-Groeberg. — Contra Delbrück oder Finanzzöllner gegen Freihändler und Schutzzöllner in Beziehung auf den Getreidezoll von Ferdinand Knauer-Groeberg. Berlin, Jul Bohne. 1879.

Kohn-Abrest. — Zig-Zags en Bulgarie par Fr. Kohn-Abrest. Préface de M. Jules Claretie. Paris, G. Charpentier. 1879.

Kunst und Gewerbe, Wochenschrift zur Förderung deutscher Kunst-Industrie. Herausgegeben vom Bayrischen Gewerbemuseum zu Nürnberg. Redigirt von Dr. Otto von Schorn. XII. Jahrgang, Nürnberg, Friedr. Korn'sche Buchhdlg. 1878.

Laniado. — Procès Laniado. Oppression des fellahs et protection consulaire, Supplément du droit (Gazette des tribunaux egyptiens mixtes). Le Caire. 1879.

Laß. — Mehr Licht! Die Hauptsätze Kant's und Schopenhauer's in allgemein verständlicher Darlegung. Von E. Laß. 2. Aufl. Berlin. Th. Grieben. 1879.

Literatur-Blatt. — Wochenschrift für das geistige Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Anton Edlinger. III. Bd. No. 11, 12, 13, 14. Leipzig, J. Klinkhardt. 1879.

Magazine, Illustrated, founded by Ferdinand Freiligrath in the year 1875. Conducted by Blanche Howard. 1879. No. 7—9. Stuttgart, Ed. Hallberger.

Marsteig. — Pius Alexander Wolff. Ein biographischer Beitrag zur Theater- und Literaturgeschichte von Max Martersteig. Mit dem Portrait Wolff's nach der Wichmann'schen Büste. Leipzig, L. Fernau. 1879.

Matthias-Tendering. — Chlodosinda. Trauerspiel in fünf Akten und einem Vorakt von B. Matthias-Tendering. Leipzig, C. Reißner & Ganz. 1879.

Mehlis. — Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. Von Dr. C. Mehlis. 4. Abtheilung. Mit Tafeln und Zeichnungen. Leipzig, Duncker & Humblot. 1879.

Mehr Licht! Eine deutsche Wochenschrift für Literatur und Kunst. Im Selbstverlage des Herausgebers Silvester Frey. 1. Jahrg. No. 26. 27. 28. Berlin. 1879.

Meißner. — Reden, Andachten und Gedichte für Schule und Haus von Dr. Theodor Meißner. Berlin, G. Grosser. 1879.

Meyer. — Plattdeutscher Hebel. Eine freie Uebersetzung der Hebel'schen alemannischen Gedichte von Johann Meyer. 2. Aufl. Hamburg, J. F. Richter. 1878.

Mittheilungen des Bayrischen Gewerbemuseums zu Nürnberg: Beiblatt zur Wochenschrift: Kunst und Gewerbe. Redigirt von Dr. Otto von Schorn. 5. Jahrgang. Nürnberg, Friedr. Korn'sche Buchhandlung. 1878.

Muck. — Geschichte von Kloster Heilsbronn von der Urzeit bis zur Neuzeit, von Georg Muck, Pfarrer in Poppenreuth, vormals in Heilsbronn. Mit 3 Abbildungen. Bd. I. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1879.

Digitized by Google

Müller. — Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache von Eduard Müller. II. Theil. Lfg. 5—10. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Cöthen, P. Schettler's Verlag 1879.

Oppenheim. — Neues Stickmusterbuch von Guido Oppenheim. Frankfurt a. M., Gottlieb & Müller, Verlags-Druckerei. 1878.

Pecht. — Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen von Friedrich Pecht. Zweite Reihe. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhdlg. 1879.

Petermann's Geographische Mittheilungen. 1879. Heft 3. Gotha, Justus Perthes.

Putnam. — International Copyright considered in some of its relations to ethics and political economy by George Haven Putnam. New-York, G. P. Putnam's sons. 1879.

Revue Générale. Journal Historique et Littéraire. Tome XXIX. Avril 1879. Bruxelles.

Roßhirt. — Backfischblumen. Eine Sammlung neuer Akrosticha nebst losen Liedern von Eugen Roßhirt. Bern, J. Heuberger's Verlag. 1879.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. I. Jahrg. Heft 7. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1879.

Sammlung musikalischer Vorträge. Nr. 4. Robert Schumann und seine Faustscenen von Selmar Bagge. Nr. 5. Die Entwickelung der Claviermusik von Carl von Bruyck. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. XIV. Serie. Heft 317/18. Berlin, C. Habel. 1879.

Samosch. — Italienische und französische Satiriker. Von Siegfried Samosch. Berlin, B. Behr's Buchhandlung. 1879.

Schäffle. — Die Quintessenz des Socialismus. Von Dr. A. Schäffle. 7. Aufl. (achter, unveränderter Abdruck) Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1879.

Schalk. — Blätter für deutschen Humor. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. 1879. No. 25. 26. 27. 28. Stuttgart, W. Spemann.

Schatzmayer. — Grundzüge moderner Erziehung und Bildung. Eine Weihnachts- und Neujahrsgabe für Jung und Alt von Gymnasial-Professor Dr. E. Schatzmayer. Leipzig, Commissionsverlag von K. E. Höhme. 1879.

Schleiden. — Die Disciplinar- und Strafgewalt parlamentarischer Versammlungen über ihre Mitglieder von Dr. R. Schleiden. Berlin, Julius Springer. 1879.

Schmollis. — Illustrirte deutsche Bierzeitung von Studenten und Philistern für Philister und Studenten sämmtlicher Facultäten. Herausgegeben von Mansfelder. III. Sem. No. 7. Altenburg, Schmollis-Verlag.

Schwartz. — Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg und seine Familie. Aus Archivalien und Familienpapieren. Von Karl Schwartz. 3 Bände. Mit Stammtafeln und Beilagen. Rudolstadt, Buchhandlung d. F. priv. Hofbuchdruckerei. 1878.

Soetbeer. — Edelmetall-Produktion und Werthverhältniss zwischen Gold und Silber seit der Entdeckung Amerika's bis zur Gegenwart. Von Geh. Regierungs-Rath Professor Dr. Adolf Soetbeer. Mit 3 Tafeln graphischer Darstellungen. Gotha, Justus Perthes. 1879.

Streckfuß. — 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage von Adolf Streckfuß. 2. Aufl. Lfg. 10. Berlin, B. Brigl.

Theater-Intendanz, die Meining'sche, gegenüber dem deutschen Bühnen-Verein. Nach amtlichen Quellen. Meiningen 1879.

Vogel. — Lichtbilder nach der Natur. Studien und Skizzen von Hermann W. Vogel. Mit 49 Holzschnitten. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1879.

Volksbibliothek, Neue. III. Serie. Heft 6. Johann Fischart als Dichter und Deutscher. Von Dr. Richard Weitbrecht. Stuttgart, Levy & Müller.

Volksschriften, Deutsche. 1. Band. Die Gesundheitspflege von Dr. J. Jacobi. 2. Band. Der Socialismus von A. Lammers. 3. Band. Natur und Mensch. Von Dr. Kurt Laßwitz. 4. Band. Die Pflanze und der Mensch in ihrer Wechselbeziehung geschildert von Professor Dr. Ernst Hallier. Breslau, Wilhelm Koebner. 1878.

Walter. — Die Politik der Hohenzollern bei den Deutschen Kaiserwahlen. Im Zusammenhange dargestellt von Emil Walter. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung. 1879.

Weinland. — Kuning Hartfest. Ein Lebensbild aus der Geschichte unserer Deutschen Ahnen, als sie noch Wuodan und Duonar opferten. Der deutschen Familie, vornehmlich unserer Jugend gewidmet von Dr. D. F. Weinland. Mit gegen 60 Text-Abbildungen und einem Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1879.

Weltgeschichte, Illustrirte, für das Volk. Pracht-Ausgabe. Band I. Lfg. 8—11. Leipzig, O. Spamer. 1879.

Wilckens. — Der Hochschulen-Unterricht für Land- und Forstwirthe in Hinblick auf die Frage der Einverleibung der Wiener Hochschule für Bodencultur in die Wiener Universität. Von Professor Dr. M. Wilckens. Wien, Faesy & Frick, Hofbuchhandlung. 1879.

Willkomm. — Waldbüchlein. Ein Vademecum für Waldspaziergänger von Professor Director Dr. Moritz Willkomm. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung. 1879.

Wochenblatt, Deutsches, für dramatische Kunst und Literatur. Herausgegeben von Siegfried Fleischer. I. Bd. Nr. 18. 19. 20. 21. 22. Wien, Wallishausser'sche Buchhdlg.

Wurzbach. — Ein Madonnen-Maler unserer Zeit (Eduard Steinle). Biographische Studie von Constant von Wurzbach. Mit 2 Kunstbeilagen. Wien, Manz'sche k. k. Hofverlags- und Universitäts-Buchhandlg. 1879.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers ꝛc. herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrgang VIII. Heft 114. 115. Ueber Erziehungs-Anstalten für verwahrloste Kinder. Von Dr. Fr. Oetker. Berlin, C. Habel 1879.

Zimmermann. — Lose Skizzen aus dem österreichischen Soldatenleben von Ludwig Richard Zimmermann. 2. umg. und illustr. Auflage. Graz, Leykam-Josefsthal. 1879.

Zuñarates-Schmidt. — Spanische Unterrichts-Briefe für das Selbst-Studium bearbeitet von Prof. Gil. Zuñarates und Dr. phil. Alb. Schmidt. Brief 3. 4. I. Kursus. Leipzig, Verlag des Hausfreundes. 1879.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Der Katzenjunker.

Von

Louise von François.

III.

Der Unterricht fiel am Morgen fort. Tochter wie Mutter schliefen die gestrige Lustbarkeit aus. Mich bangte zu erfahren, welchen Eindruck sie der ersteren gemacht, und ich will zum Voraus sagen, daß derselbe, Gottlob! bei Weitem hinter dem gewaltigen zurückblieb, den sie empfangen hatte, als ich sie verwichenen Herbst zum städtischen Jahrmarkt kutschirte, sie zwischen den armseligen Budenreihen umherführte, ihr einen Rosinenmann kaufte, sie die wundersame Bekanntschaft eines Kameels sammt aufhockendem Aeffchen machen und als non plus ultra, sie ein Viertelstündchen Carousſel fahren ließ. Gesunde Naturen schmecken nur die Freuden, die sie verstehen; die Phantasieen der Eitelkeit lagen meiner kleinen Lori fern.

Mit der Weisung, mich zu Mittag nicht zu erwarten, ritt ich am Morgen in die Haide, verbrachte auch den Abend bei einer Schachpartie mit Freund Weise, dem braven alten Stadtphysikus, im „Hirsch" und kehrte erst mitten in der Nacht in mein Haus zurück. Ich fürchtete, nein, ich schämte, ich graute mich fast vor dem Wiedersehen des schönen Weibes, Lori's Mutter. Bei dem Umfange meines Reviers und der mancherlei Aufgaben in demselben, hätte ich unauffällig es viele Tage wie den ersten treiben können. Aber das Verlangen nach meinem Liebling ließ mir keine Ruhe, und so hielt ich schon am übernächsten Morgen die gewohnte Stunde mit ihr ab, kehrte zu Tisch zwar nicht heim, am Abend jedoch klopfte ich mit Zittern und Zagen an der Wittwe Thür.

O, des geckischen, alten Kalmäusers, daß er das Zittern und Zagen sich doch gespart hätte! Die schöne Frau, deren entzündete Hoffnungen er niederzuschlagen sich ängstete, war wiederum die große Dame geworden, ihr Cavalier wiederum der gleichgültige Gesellschafter, den man sich faute de mieux gefallen läßt; die warme Wallung, angefacht von langentbehrter Lust, wie ein Champagnerrausch verflogen. Der schönen Lorenza Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: sie war keine Kokette im gemeinen Sinne. Sie schmachtete nach Zerstreuung und Glanz, wie jede Creatur nach ihrem Element, nicht nach Hingebung und An-

schluß; ebenso fern jedoch lag ihr der Kitzel, anzuziehen, nur um abstoßen zu können. Sie sprach die Wahrheit, wenn sie sagte, daß ihr Mann der Einzige gewesen, den sie geliebt und zu lieben verlangt. In heiterer Lage würde sie aber auch seinen Verlust bald verschmerzt und ohne Liebe mit dem Leben fertig geworden sein. Ihre Losung war das Vergnügen, und das Vergnügen ist ein Strohfeuer, dem allezeit nachgeschüttet werden muß.

Von Außen her lösten die goldenen Tage der Haide plötzlich nun aber Sturm und Gestöber, und diese hinwieder ungewöhnlich frühes Thauwetter ab. Kein lockendes Gebimmel, kein Peitschenknall und Rosseswiehern, kein Büchsenschuß unterbrach die Monotonie; nicht einer der neulichen Festgenossen ließ sich wieder sehen. Die Wenigen, welche beneidet wurden, waren zum Carneval nach Dresden aufgebrochen, der unbeneideten Mehrzahl wurde das Geschäft zum Zeitvertreib. Die ritterlichen Damen spannen und machten Butter und Käse, die ritterlichen Herren saßen ihren fröhnenden, will sagen faulen, Dreschern auf dem Dache, spazierten zwischen Kuh- und Pferdestall hin und her und machten mit Verwalter und Pastor ihr abendliches Lhombre oder Piket. Die gefeierte Schöne war wieder zur armen Wittwe geworden, die keine Gastfreundschaft gewähren konnte und zu stolz war, Gastfreundschaft als Gnadenbrod anzunehmen.

Zur armen Wittwe aber auch in ihren eigenen Augen, und mehr denn je, nach dem heiteren Intermezzo. An das materielle Besserleben hatte sie sich gewöhnt, der schwache Reiz, welchen der Zutritt eines Fremden in ihre Einöde geübt, war durch den mächtigen jenes Abends wie mit dem Schwamme ausgelöscht. Um einen unfeinen Jägerausdruck auf sie anzuwenden: sie hatte Blut geleckt und die Lippen lechzten nun in brennendem Durste, für den es keine Stillung gab.

Während ich mit der gegen Wind und Wetter abgehärteten Tochter den Wechsel zwischen freier Bewegung und Schulstube unverändert wieder aufnahm, saß die Mutter allein wie vor einem Jahr, seufzte und hätschelte ihr ennui um so beflissener, da die unliebsamen Klöppel und Nadeln jetzt allenfalls ruhen durften, demnach jeder nothgedrungene Zeitvertreib aufgehört hatte. Ich brachte ihr zur Unterhaltung Bücher. Freilich waren es nur deutsche, die sich auftreiben ließen. Aber die schöne Lorenza wollte leben, nicht lesen. Sogar „die schwedische Gräfin“ wurde als barbarisches Product aus der Hand gelegt und — deine Fabeln in Ehren, Freund Gellert! — ich konnte unserer sächsischen Landsmännin diesen Ungeschmack nicht übel nehmen. Sie ging nicht mehr in das Freie, öffnete kaum noch das Fenster; die erregende Luft des Vorfrühlings that ihren Nerven, wie sie sagte, weh. Sie erklärte sich schlechthin für krank und ihr Aeußeres strafte sie nicht Lügen. Sie magerte ab, das verschlissene Trauerkleid, das sie wieder trug, schlotterte um ihren Leib, sie erschien um zehn Jahre älter, als sie war, um zwanzig Jahre als an dem winterlichen Freudentage. Die gute Michelin, des Försters Frau, nannte den Zustand „Märzenlaune“, wartete mit selbstgebrauten, an Menschheit wie liebem Vieh erprobten Tränken auf, die, um endloses Nöthigen zu ersparen, verstohlener Weise weggeschüttet wurden und wendete darauf — selbstverständlich bei abnehmendem Mondgesicht — weniger sinnliche und darum mindestens nicht übelschmeckende Mittel an, die man sich still-

Digitized by Google

schweigend gefallen ließ. Als aber auch der geheimnißvolle Zauberer in der Höh' bei zunehmendem Gesicht keine Remedur eintreten ließ, ward ich von der achselzuckenden Naturdoctorin schlechthin auf eine Verzehrung vorbereitet, gegen welche „nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse" im Himmel und auf Erden kein Kraut gewachsen sei.

Ich lachte dazu. Die Verzehrung hieß Langeweile, die für wirkliche Kranke eine stärkende Arznei, für eingebildete aber freilich ein nagender Wurm ist. In meiner höfischen Faullenzerschule hatte ich der hypochondrischen Cavaliere und spasmodischen Damen genugsam kennen lernen, um mit gegenwärtigem Exemplar besonderes Mitleid zu verspüren. Mich dauerte nur die Tochter, darum redete ich ermunternd zu; als ich jedoch statt zu beschwichtigen nur empfindlich reizte, empfahl ich ärztlichen Rath.

Und nun freilich, wenn ich einen gelehrten Universitätsprofessor, oder noch lieber einen feinen höfischen Leibmedicus, allenfalls auch einen Wunderdoctor à la Eisenbart hätte herbeirufen können oder wollen, würde man sich eine Consultation wohl haben gefallen lassen. Aber den alten Weise, den Bauerndoctor, in dem man, als Lori vor Jahren am Scharlachfieber krank lag, einen Tölpel und Grobian erster Größe hatte kennen lernen! „Der soll mir helfen?" fragte die Dame mit spöttischem Lächeln, und als ich meinen braven Freund, der, wenn auch nicht an feinen Manieren, so doch an wissenschaftlichem Ernst und Geschick es mit jeglichem Leibmedicus aufnahm, nach Pflicht und Ueberzeugung wacker herausstrich, rief sie mit Leidenschaft:

„Mir hilft keiner, ich weiß es. Alle meine Geschwister sind in dieser Art jung dahin gesiecht. Und wozu auch leben? Was habe ich vom Leben, was nützt mir das Leben? Was kann es mir bringen? Gottlob, daß das Elend bald ein Ende hat."

„Lori!" murmelte ich mit unterdrücktem Zorn. Die Dame brach in einen Weinkrampf aus. „Lori, Lori!" schluchzte sie und rang die Hände. „Lori! Ach, mein armes, armes, verlassenes Kind!"

Es war am Spätabend, Lori bereits zu Bett und daher nicht Zeugin dieser Jammerscene. Dieselbe wiederholte sich indessen auch in der Kleinen Gegenwart. Sie war aber seit Jahren an derlei Ausbrüche gewöhnt und die Gewöhnung stumpfte den Eindruck ab. Koseworte und Zärtlichkeiten verschlimmerten den Anfall; die Mutter winkte nach der Thür, Mignonne huschte in's Freie und vergaß im Spiel mit ihrem Miezchen und später mit ihrem Väterchen die mütterlichen Thränen und Apprehensionen nach Kinder-Art.

Ich aber that desgleichen nach Männer-Art. Ich verstopfte mein Ohr und hielt meinen Mund. Gewiß mit Unrecht. Nervosität ist eine Krankheit; aber sie verstimmt nun einmal den Zeugen, macht unduldsam und ungeduldiger als jede schwerere, welche eine reelle Hilfsleistung heischt, nicht blos Stillhalten, wenn man vor Aerger aus der Haut fahren möchte. So viel aber darf ich betheuern: wäre das Kind nicht gewesen, ich hätte in diesen Frühlingswochen kurzen Proceß gemacht, hätte Forstmeister Forstmeister sein lassen und wäre bei Nacht und Nebel aus der nervenschwächenden Haide in den nervenstärkenden Urwald geflüchtet.

Digitized by Google

Allein meine liebe, arme Lori machte das Haus, in welchem für sie mehr als für mich die Trübsal regierte und rettungsloser als für mich noch schwerere Trübsal lauerte, mir zu einem Heimathshaus und die unwirthliche Haide selbst in der Sommerzeit, der wir wieder entgegengingen, zu einem Paradiesgärtlein.

Im Lesen und Schreiben war meine Schülerin leidlich perfect geworden und was brauchte sie viel mehr? So betrieben wir denn Künste und Wissenschaften fortan wesentlich praktisch und unter freiem Himmel, da der des Hauses so bleiern drückte. Auf Gängen und Ritten sammelten wir die karge Flora der Haide und nannten es botanisiren; wir spielten „Gärtners", indem wir zwischen den verstümmelten Stein- und Baumfaxen Beetchen anlegten und statt der Kartoffelpracht eigenhändig mit Blumen bepflanzten, die ich meilenweit kommen ließ. Bis zu einem Bienenhaus, zu einer umgitterten Vogelhecke verstiegen wir uns und erlebten die Wonne, daß, von unseren Brosamen gelockt, kleine Waldsänger sich auch freiwillig in der Schlehenhecke unseres Lustgartens und zwischen seinen Bux- und Taxusfiguren ansiedelten und um so sorgloser zwitscherten, da sie keinen natürlichen Feind mehr zu fürchten hatten.

Denn das gehätschelte Miezchen war dahin! Wohin? Ja, wer weiß. Der großmüthige Nero hatte sicherlich nicht Schuld an dem Verlust. Ein paar Tage lang wurde nach dem Liebling in allen Winkeln gelockt und gesucht und dann manches Thränchen um den verlorenen geweint. Nach weiteren paar Tagen aber gaben ein paar Turteltauben tröstlichen Ersatz und nach Ablauf der Woche war das Miezchen vergessen. Günstlingsloos! Aus einem besonderen Grunde, welchen der Schluß meiner Geschichte erklären wird, will ich hinzufügen, daß aus Schonung für die lustigen Zeisige und Drosseln, Rothkehlchen, Goldammern und wie die geflügelten Ansiedler in unserem Lustgarten alle hießen, zur Vertilgung des Mäusegeschlechts niemals wieder ein kletternder Hausfreund, sondern ein watschelndes Curiosum im Haideschlößchen eingeführt, und daß sothaner Stacheligel für unsere zoologischen Studien ein interessanterer Gegenstand als Miez und Murr geworden ist.

Wäre mein Zweck die Schilderung meiner Freuden und nicht die Beichte einer Schuld, wie viele dieser Blätter möchte ich füllen mit solcher Kleinmalerei. Von was redet, an was denkt der Mann in grauen Tagen denn so gern als an die grünen seiner Kinderzeit? In diesen Sommerwochen aber wurde es jährig, daß Christian Klösterley, in dessen Haar sich weiße Fäden mischten, beim Anblick eines Kindes nicht wiederum, sondern zum ersten Male sich ein Kind gefühlt hatte. O Lori, Lori, du Jungbrunnen für die denkmüde Kalmäuserseele!

Und was wüßte ich neben derlei Getändel denn auch Ernsthaftes aus dieser Zeit zu verzeichnen, als daß es mir jetzt allemal einen Stich gab, wenn Lori mich Väterchen nannte, und daß ich stoisch beflissen war, ihre kindlichen Zärtlichkeiten abzuwehren. Ich duldete nicht mehr, daß sie sich auf meinen Schooß setzte, ihre Arme um meinen Nacken schlang, mich streichelte und küßte. Fühlte ich dabei heimlich auch eine Götterlust, ich hatte nicht umsonst ein Menschenalter hindurch mich als Philosoph gebrüstet. Ohne einen gewissen Zwiespalt geht es in den reinsten Herzensverhältnissen nicht ab.

„Du mußt nun gesetzt werden, Lori," mahnte ich, den Lachreiz unterdrückend,

Digitized by Google

wenn ich sie mit Nero und Consorten tollen sah, oder sie mich zum Haschemann machen wollte. „Du bist kein Kind mehr; bedenke doch, am ersten Mai schon vierzehn Jahr!“

„Aber doch noch so klein, Väterchen“, schmollte sie.

„Gleichviel! Und wenn Du auch nicht größer wächsest, Du wirst für ein erwachsenes Fräulein genommen und mußt Dich wie ein solches benehmen lernen.“

„Wer nimmt mich für ein Fräulein?“ fragte sie lustig. „Mama? ach, der bin ich doch immer nur ihre Sauvage. Der Herr Förster, die Frau Försterin, Dein alter Adam? Wer sieht mich denn sonst außer Du? Gefalle ich Dir nicht mehr so, wie ich bin, Väterchen?“

„Ei nun — mir gefällst Du wohl, indessen — Du solltest mich auch nicht mehr Väterchen nennen, Lori. So gern ich es Dir sein möchte, — es schickt sich nicht.“

„Aber wie denn sonst? Herr Schulmeister? Herr Forstmeister? Monsieur Klösterley — und Sie? ach, wie klänge denn das, Väterchen?“

In Wahrheit, es hätte lächerlich geklungen und so blieb es bei dem Väterchen und dem Kind.

Wie nervöse Leiden gewöhnlich beim Wechsel der Jahreszeiten sich verschlimmern, so besserte sich der Zustand der Baronin im ständigen Sommer; das heißt der körperliche Zustand, nicht der gemüthliche. Sie saß stundenweis in einer Laube, die wir fleißigen Gärtner, neben der Rampe für sie angelegt und bis das Geisblatt heranwuchs, mit rasch rankenden Kürbissen und Winden beschattet hatten. Linde Lüfte und Sonnenschein thaten ihr wohl, aber sie gähnte beim Ausblick und freilich übel zu nehmen war ihr das Gähnen so wenig wie der Ungeschmack an der schwedischen Gräfin. Die Frau Försterin mußte zugeben, daß sie sich in ihrer Prognose geirrt. Aber Gottes Rathschluß war ja eben unerforschlich und — noch nicht aller Tage Abend.

War der Reiz zum Leben bei unserer Patientin bisher nur zögernd und einseitig vorgeschritten, so wirkte eine Neuigkeit, die uns gegen den Herbst hin überraschte, erregend wie ein Zauber auf Seele und Leib. Und zwar eine dem Wesen nach recht weheleidige Kunde, eine Trauerbotschaft, die viele treue Herzen zu Seufzen und Klagen stimmte. Aber träufeln die Thränen des Einen dem Anderen nicht häufig als ein Thau? Die eine Welt weint und die andere lacht. Unseres Herzogs letzter Sohn, sein Stammhalter, war seinen Geschwistern in die Gruft gefolgt. Darum die Thränen. Sollte der Herzogszweig nicht erlöschen, so mußte, da bei den vorgeschrittenen Jahren unserer Landesmutter auf Nachkommenschaft nicht mehr zu hoffen war, der prinzliche Bruder zur zweiten Ehe schreiten. Das war der Thau. Seiner Gemahlin wurde ein Hofstaat eingerichtet und was konnte natürlicher sein, als daß bei der Wahl einer dame d'honneur, oder gar Oberhofmeisterin man sich der schönen Wittwe im Haideschlößchen erinnerte, deren Ahnenprobe, nebenbei — wennschon weniger von Belang, — auch ihr Renommee, — unanfechtbar, deren Ductus hochcorrect und die überdies die Einzige war, welche im Umkreis des prinzlichen Privatdominiums in Betracht genommen werden konnte.

Digitized by Google

O Spes, du Göttertochter, deren Hauch als Panacee für alle Erdenleiden wirkt! Das müde Haupt, das sich haltlos zum Grabe neigte, schnellt empor wie unter einem elektrischen Strahl, die bleichen Wangen färben sich gleich Blüthen im Sonnenschein, die schweigsamen Lippen öffnen dem glückvollen Herzen ihre Thür. Tod und Noth sind vergessen, von Krankheit nicht mehr eine Spur. Ein bitterböses Anzeichen, wenn unserer häuslichen Augurin zu trauen war! Die treue Seele hatte die Thränen reichlich rinnen lassen, nun labte auch sie der Thau: sie theilte der Dame Zuversicht in eine baldige Prinzenheirath. Das Erlöschen der herzoglichen Familie würde ihr ein Unheil gedünkt haben, nicht viel geringfügiger als der Weltuntergang. Und unter meinen lieben Landsleuten ihr, der alten fürstlichen Kindermuhme, beileibe ja nicht allein. Je kleiner eines Deutschen Vaterland, um so größer die Liebe zu des Vaterlandes Vater und seinem Stamm, das ist nun einmal eines von jenen ethnographischen Gesetzen, für welche ein Kalmäuser keine Lösung findet als des großen Haller Spruch: „In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist." Auch gegen die Hoffähigkeit der Frau Oberforstmeisterin würde die Frau Unterförsterin nichts einzuwenden gehabt haben. Aber — das große Loos kam zu spät. Dieses jache Aufflackern der Lebensgeister, die Borsdorfer Aepfelchen auf den Wangen, das funkelnde Augenlicht und die Glücksgespinnste — „nach Gottes väterlichem Rathschluß bauen alle Auszehrungscandidaten Luftschlösser, sintemalen ihre Leibesnöthe außerdem allzu grausam zu nennen wären."

Ich für mein Theil hatte keine so ominöse Deutung für den Flug der Phantasie, gönnte der Dame auch von Herzen die Verwirklichung ihrer stolzen Träume, vorausgesetzt, daß sie ihre kleine Sauvage nicht in ihrer Luftkutsche mit emporsteigen, sondern geruhig im Haideschlößchen unter ihres Väterchens Direction beließ.

Wie elastisch wurde nun aber erst der Schritt der schönen Wittwe, wie hoch reckte sich ihr Haupt, wie weit öffneten sich die Augen, als etliche Wochen später per Staffette der Befehl eintraf, die prinzlichen Gemächer in Stand zu setzen, da unser Herr endlich wieder einmal die Freuden der Jagd in seinem Revier zu genießen und zu diesem Zweck, zwar im Stadtschlosse zu residiren, im Haideschlößchen aber dieses und jenes Mahl abzuhalten gedenke. Wie wurden nun Schränke und Truhen nach den Ueberbleibseln vormaligen Glanzes durchstöbert, wie flink regten sich die schlanken Finger über den ungewohnten Künsten einer Kammerzofe; auch ein kleines Darlehn zur Beschaffung einer standesmäßigen neuen Robe wurde bei den unstandesmäßigen alten Hausgenossen holdselig nachgesucht, und — sonder Ruhmredigkeit! — bereitwilliger gewährt als Darlehne gemeinhin gewährt zu werden pflegen. O, mein Gellert, darin kennst Du Deine Weiberchen! Ein neues Kleid! Der Wittwensitz im Haideschloß, der so lange als bitteres Unglück empfunden worden war, als welche Gunst erwies er sich anjetzt. Man war zur Stelle, gleichsam auf Posten; man fühlte sich a priori als Das, was man werden wollte, werden mußte. Vom Scheitel zur Sohle eine dame d'atour!

Die Stunde der Entscheidung nahte. Küchenwagen und Koch sammt Zubehör langten im Schlößchen an, das Jagdmahl für den übernächsten Tag zu

rüsten. Seiner Function gemäß heute eine Hauptperson, empfing Forstmeister Klösterley, der römische Bürger und europasatte Hinterwäldler, in höchstem Galawichs seinen gnädigen Herrn auf der Rampe des städtischen Schlosses mit unterthänigem Handkuß. Factotum Adam, mit Hirschfänger und Federhut ausstaffirt, machte als Leibjäger Parade.

Aller antihöfischen Verbissenheit ungeachtet, erhielt ich indessen einen guten Eindruck von dem Herrn, mit welchem ich zum ersten Male ein Wort zu wechseln hatte. Er tractirte mich nicht per „Er“ und „mein Lieber“, wie es selbst von den höflichen Sachsenfürsten für die bürgerlichen Beamteten, mit denen sie deutsch redeten, gang und gebe war, — Serenissimus hatte seinen Pathensohn Du und Christel genannt, — sein Herr Bruder hörte in einer Privataudienz, die allen anderen voranging, meine amtlichen Berichte und Meliorationsgutachten verständnißvoll an und entwickelte nicht nur gesunde haus- und landwirthliche, sondern auch humane Ansichten, welche meiner Heimath dereinstigen Segen verhießen. „Ein weißer Rabe!“ dachte ich, während ich vergnügt nach Hause trabte.

Es war mitten in der Nacht; trotzdem hatte die Baronin auf mich gewartet. Sie war in lebhaftester Spannung. Ich mußte haarklein berichten. Sie hatte den Prinzen ja gekannt, aber auch Fürsten verändern sich. Haltung, Stimmung, Umgebung waren von äußerster Wichtigkeit; die Dame würde bis in den Tag hinein des Fragens kein Ende gefunden haben, hätte ich endlich nicht kurzen Proceß gemacht und mich mit der Mahnung zu Schonung und Ruhe zurückgezogen. Eine glühende Tageshitze war gegen Abend in gewitterliche Kühle umgeschlagen; die Baronin hatte sich beim Blankmachen und Decoriren ihrer Privatzimmer offenbar übernommen und erkältet, sie hüstelte und sprach heiser. „Das Omen“ der braven Michelin konnte sich bewahrheiten. Aber „Gott bewahre!“ Die Dame wollte sich niemals wohler gefühlt haben. Keine Regung von Apprehension.

Am anderen Tage sah ich meine weiblichen Hausgenossen nicht. Den Hasen und Hühnern war in einer dem Schlößchen entgegengesetzten Abtheilung meines Reviers zugesetzt und das Diner in der städtischen Residenz eingenommen worden. Den darauf folgenden Morgen wurde zwar in unserer nächsten Umgebung getrieben und geknallt, die waidmännische Tafelrunde auch in unserem Obergeschoß abgehalten, dort wie hier aber war kein schicklicher Moment zur Vorstellung der harrenden dame d'atour gefunden worden. Erst als am Abend mit allen anderen Gästen auch der Adjutant des Prinzen nach der Stadt zurückgekehrt war, befahl mir der letztere, ihn meiner Hausgenossin anzumelden. Der Wagen, welcher ihn, und mich mit ihm, in die Stadt zurückführen sollte, wurde bereits angespannt.

Ich fand die Baronin geschmackvoll gekleidet, der unleugbaren Erkältung zum Trotz, Hals und Arme entblößt, die Augen leuchtend, die Wangen geröthet wie im Fieber, hoffentlich nur dem Fieber der Erwartung. Ein schönes, wunderbar jugendliches Frauenbild. Ich fragte nach Lori. Sie war in die Försterwohnung verwiesen. Nicht mehr als schicklich in Aussicht einer durchlauchtigen Visite. Möglich aber auch, daß nebenbei die Oberhofmeisterin in spe es für

Digitized by

nützlich erachtet hatte, nicht an das natürliche kleine Anhängsel zu erinnern. Wer konnte denn die durchlauchtige Marotte voraussehen, vor dem Handkuß der gnädigen Frau einer alten Kindsmagd die Hand zu drücken?

Aber das Unvermuthete geschah und so wiederholte sich im bescheidenen Altenstübchen zwischen dem Prinzen und der Waise fast Zug um Zug und Wort um Wort die Scene, welche sich vor Jahr und Tag zwischen ihr und dem unmusternen Kalmäuser im kartoffelblühenden Lustgarten abgespielt hatte; nur daß heute kein Willkommengruß und Strauß vorbereitet waren. Die lieblich lächelnde Kleine im kurzen Röckchen und langen Zöpfen, ein rundliches Kind, kaum größer als dazumal, entzückte den hohen Herrn auf den ersten Blick, wie sie seinen Diener entzückt hatte. Er hob sie in die Höh' und küßte sie auf beide Backen, genau so wie ich es gethan. Von mir waren Entzücken und Zärtlichkeit natürlich gewesen. Aber von einem Prinzen? Ich fühlte einen Natterstich in der Brust. „Ein besserer Wirth vielleicht als seine Herren Brüder," rumorte es in mir, „aber ein Lüstling wie sie — wie alle Fürsten. Und Lori ein vierzehnjähriges Mädchen, das sich ohne Sträuben küssen läßt, — auch schon eine höfische Buhlerin!" Es mögen grimmige Blicke gewesen sein, die ich auf meinen Herrn und zum ersten Male auch auf mein Kind geschossen habe, zum Glück von Beiden unbemerkt.

Mignonne an der Hand, trat der Prinz unter meinem Geleit bei der Wittwe ein. Der Gegensatz der mütterlichen Toilette mit der töchterlichen, die heute um so mehr vernachlässigt war, als jene Zeitaufwand gekostet hatte, erregte der schönen Frau einen Moment der Verlegenheit; zudem wurde unvermuthet die Begrüßung in biderbem Deutsch angebracht und mußte in gleicher Mundart, in der sich nun einmal Zierliches oder Geistreiches nicht sagen läßt, erwidert werden. So blieb es bei Redensarten. Ich schwieg, wie meines Amtes war, mich aus; aber ich stand wie auf Kohlen, denn der Prinz ließ Lori nicht von seiner Seite; er hielt den Arm um ihren Nacken geschlungen, was sie sich lächelnd gefallen ließ und nickte ihr freundlich zu, was sie ebenso freundlich erwiderte. Für das Väterchen, das sie seit drei Tagen nicht gesehen, hatte sie heute kaum einen Blick.

Indessen dauerte die Tortur nur wenige Minuten. Der Wagen fuhr vor, der Prinz empfahl sich mit der für die Dame so unerwarteten wie für mich erfreulichen Mittheilung, bereits in der morgenden Nacht zur Rückreise genöthigt zu sein. Mir zur Qual, der Dame zum Trost geruhte er indeß die huldvolle Zusage, vor der Abfahrt den Thee bei der liebenswürdigen Hüterin seines Haidehauses einzunehmen. Noch ein Kuß auf des Töchterchens Stirn. „Au revoir, Madame!" Und das Freudenlicht des Tages war ausgeblasen, um am Docht der Hoffnung weiter zu glimmen.

Auch ein Grübelfang ist jachen Wallungen unterthan und kein Poltergeist vielleicht bösartiger als ein Grübelfang. Wer sich aber ein Menschenalter hindurch gewöhnt hat, in Gedanken das Oberste zu unterst zu wühlen, der gelangt schließlich auch dahin, daß das Unterste wieder zu oberst kommt. Nach einer ruhelosen Nacht sagte ich mir: „Alter Thor! das Kind ist eben noch ein Kind, sein Reiz die Unschuld. Der Prinz aber ist ein einsamer Mann und ein Kinder-

freund, wie du es geworden bist. Er liebt, was ihm, wie dir, die Natur versagt hat."

Als ich mit dem Prinzen am anderen Abend zu unserer liebenswürdigen Wirthin hinabstieg, stand im Salon der Theetisch, eine neuerlich von England importirte Mode, welche bei uns nur vereinzelt die abendliche Suppenterrine verdrängt hatte, nach Thunlichkeit gerüstet. Factotum Adam fungirte als Kammerdiener, die Thürflügel auseinanderschlagend und darauf im Vestibül lauernd, um, nach Instruction, das Kohlenbecken mit dem siedenden Wassertopf zu bringen, sobald die Handschelle vernommen ward. Die Dame trug die neubeschaffte Robe von heller Rosenfarbe. Auch ihre Laune war rosenfarben. Lori, heute kindlich in Weiß gekleidet, harrte mit einem Asternstrauß in der Schlafstube der Präsentation, falls selbige befohlen würde.

Kaum daß der Prinz Platz genommen, fragte er denn auch nach einem suchenden Blick durch das Zimmer: „Wo ist Ihr Töchterchen, gnädige Frau?"

Auf einen huldreichen Wink der Mutter, öffnete ich die Seitenthür, und Lori, froh ihrer Haft entlassen zu sein, flog auf den hohen Gast zu, ihm ihre Blumenspende reichend, und, wie sie gelehrt worden, mit einem tiefen Knix seine Hand küssend. Er rückte ein Fußschemelchen neben seinen Sessel; die Kleine ließ sich darauf nieder, indem sie unverwendet ihre großen, staunenden Augen zu dem besternten, stattlichen Herrn in die Höhe richtete. Beide ihre Händchen ruhten in seiner Rechten, während die Linke sanft den weichen, blonden Scheitel streichelte.

„Wie gütig Durchlaucht sind!" sagte die Mutter mit schmelzendem Klang.

Kein Zweifel, daß sie herzlich von diesem Wohlwollen gerührt ward, ebenso unzweifelhaft aber auch, daß ihr flugs die Erleuchtung kam, wie durch dasselbe das bedenklichste Hinderniß für die Erfüllung ihrer Wünsche beseitigt werde. Die Zärtlichkeit gegen die Tochter verbürgte der Mutter einen Beschützer. „Wie gütig Durchlaucht sind, wie so sehr gütig!" rief sie noch einmal mit der Emphase zugleich unberechneter wie berechneter Dankbarkeit.

„Wer sollte an solch holdem Wesen nicht Freude haben?" entgegnete einfach der Prinz.

Der Uebergang zu dem Verlust, welcher den herzoglichen Hof kürzlich betroffen, war bei dieser Wendung angezeigt, wurde auch mit klagender Empfindsamkeit ausgedrückt, dahingegen der Wandel dieses Verlustes in einen Gewinn für den hohen Gast fein, aber verständlich angedeutet ward.

„Es war ein herber Schlag für meinen Bruder!" versetzte der Prinz so einfach wie zuvor.

„Und für das Land!" ergänzte die Dame. „Alle seine Hoffnungen beruhen auf Durchlaucht."

„Ich bin kinderlos und Wittwer, wie Sie wissen, Frau Baronin. Im Uebrigen ist es ja nur ein Zweig des alten Stammes, der erlischt; der Heimfall unseres Ländchens an das Mutterland wird für beide kein Unsegen sein."

Ich traute meinen Ohren kaum, da ich den Erben eines Thrones die hochverrätherische Auffassung des cidevant römischen Bürgers, als wäre sie das natürlichste Ergebniß, aussprechen hörte. Der armen Wittwe aber stürzte ihr

Luftschloß jach wie ein Kartenhaus beim ersten Lippenhauch zusammen. Sie erbleichte und ihre Hand zitterte, indem sie dem Prinzen die Theetasse reichte. Eine Minute lang war es so still, als flöge ein Engel, der Geist des seligen Prinzchens, durch das Zimmer. In der nächsten Minute aber schnellte das großgehätschelte Phantasiegebilde, so jach wie es niedergeworfen worden, wieder empor und hoch über sein bisheriges Ziel hinaus. Nicht mehr der Carmin der Hofdame, ein fürstlicher Purpur war es, welcher plötzlich bis zum Busen hinab das erblaßte Antlitz überwogte; so kühn wie diese lodern die Blicke des Feldherrn, der die auf den Flügeln bedrohte Schlacht im Centrum gewonnen sieht, wie Lettern zeichneten die blauen Aederchen der Schläfen das stolze Wort: Triumph! Ich las und deutete es, ich, der grübelnde Zweifler, der doch wahrlich nicht in einer Weiberschule das ABC der Eitelkeit gelernt; und sollte der Andere, welcher, seit ihm der Bart gesproßt, kein Neuling in der Frauen Kunst und Gunst geblieben, sollte er, der die Chimaire entzündet, ihre Schriftzüge weniger als der Zeuge verstanden haben?

Der hohe Herr dachte aus Principien der Staatskunst nicht an eine standesgemäße zweite Ehe; er hatte ja auch in der ersten herbe Erfahrungen gemacht. Warum aber nicht an eine Ehe linker Hand, an einen Herzensbund? Sollte ein noch jugendkräftiger, zu vollem Glück berechtigter Mann, ein Mann von so warmer Empfänglichkeit, wie sie sich in dem Bezeigen gegen dieses Kind so augenfällig darthat, sich zum dauernden Witthum verdammen wollen? Wer die Tochter gewinnen will, muß der Mutter schön thun, sagt das Sprüchwort. Führt der Weg zu dem Herzen der Mutter nicht aber auch durch das ihres Kindes? Und welches Kind hatte eine schönere Mutter als Lori in Lorenza von Leiseritz?

Ich habe das Räthsel niemals herausgebracht, wie diese und jene des schwachen Geschlechts es anfangen, in urplötzlichen Stimmungen sich über ihr Alltagswesen hinaus zu steigern, als wären sie elektrisirt. Sie sind dann wie voll süßen Weines, reden in Zungen und sprühen Blitze. Die schöne Streberin fand Apperçus und Antithesen, wie ich sie in deutscher Mundart gar nicht denkbar erachtet hatte; sie brachte es bis zu Calembours, wurde witzig, was durchaus nicht in ihrer Natur zu liegen schien; sie lockte mit weichen, seelenvollen Tönen, wie sie ihren Lippen selten entquollen sein mögen, sie lächelte, plauderte, funkelte wie vielleicht im Leben noch nie und Alles das im ehrlichen Glauben an die Leidenschaft, die sie einem fürstlichen Verehrer eingeflößt und die sie eines Tages rechtgültig erwidern dürfte.

Je beweglicher sie sich indessen ausgab, um so eingeschränkter bezeigte sich der Prinz, an und für sich keine überschießende Natur. Arme, bethörte Schatzgräberin, wärest du mehr Kokette gewesen als du in Wahrheit warst, du würdest den stahlglatten Panzer haben fühlen müssen, an dem deine Wünschelruthe abprallte.

Die Unterhaltung drehte sich, wie natürlich, um die Neuigkeiten der sogenannten Gesellschaft und so wurde denn auch einer hochgestellten Ausländerin Erwähnung gethan, die vor Kurzem auf einer Lustfahrt durch das civilisirte Europa in der deutschen Hauptstadt des Vergnügens und der Galanterie ihren

Digitized by Google

Einzug gehalten hatte. (Die Dame lebt zur Zeit in wohlgeordneten Verhältnissen, daher ihr Name unausgesprochen bleiben soll.)

Die Kunde, zum guten Theil wohl Fabel, von ihren Abenteuern, Extravaganzen und Brüsquerien war durch die fürstlichen Waidgenossen bis in unseren stillen Waldwinkel und zu Ohren der armen, zahmeren Glücksjägerin gedrungen, die, mit Recht oder Unrecht, eine Nebenbuhlerschaft befürchtend, an spitzigen Bemerkungen über „die wilde Britin" es nicht fehlen ließ.

Der Prinz entgegnete mit Ruhe, daß er die Bekanntschaft der Lady nur flüchtig gemacht habe, entschuldigte aber deren willkürliches Treiben, — weiblichen Siegesübermuth nannte er es, — mit ihrer Erziehung, ihrer Unabhängigkeit als Wittwe und Erbin eines Krösus, ihren seltenen Geistesgaben und den ebenso seltenen Reizen der äußeren Erscheinung.

„Der Hoheit ziemt Milde," versetzte die Baronin, halb schmeichelnden, halb pikirten Tones.

„Sie ziemt den Jahren der Vernunft," entgegnete der Prinz lächelnd. „Junge Sünder, alte Eiferer, sagt ein Wort mit Recht."

„Nimm's dir zu Herzen, grauer Splitterrichter!" dachte der Zeuge; wiewol er in der Jugend ein Sünder nicht zu nennen gewesen war.

Die Wittwe aber, die sich ja auch nicht mehr in des Lebens Grüne fühlen durfte, fragte einigermaßen perplex: „Und die Antithese dieses Wortes, gnädiger Herr?"

„Gäbe," antwortete er, „wie in vielen Stücken, keinen logischen Schluß. Der Moral in alten Tagen unbeschadet, hat die Jugend, der die Natur als starker Widerpart gegenüber und die Erfahrung als Bundesgenossin noch nicht zur Seite steht, wie die Pflicht der Strenge gegen sich selbst, so allenfalls auch das Recht der Strenge gegen Andere. Die Zeit soll uns Duldung lehren — und Resignation, gnädige Frau."

Der Prinz erhob sich ohne Weiteres nach dieser Lection, da der Wagen schon vor einer langen Weile vorgefahren war; mit kurzer Verbeugung, sonder Zeichen des Bedauerns, oder der Verheißung schritt er nach der Thür. Die Baronin, leicht gekleidet, von Innen heraus erhitzt und mit einem eisigen Wasserstrahl übergossen, wie sie war, folgte ihm in den Vestibül. Es war ein stürmischer Abend, unleiblicher Zug strich durch das geöffnete Portal, die gute Försterin, welche unter demselben ihren vielgeliebten Herrn zum Abschied beknixte, nahm ihr Halstuch ab und warf es über die nackten Schultern der Dame; sie ließ es fallen.

„Dürfen wir das Glück erhoffen, Durchlaucht wieder zu sehen?" fragte sie mit tiefer Verneigung und bebender Stimme, indem sie ihre Hand nach dem Scheidenden streckte. Er zog die Fingerspitzen an seine Lippen und antwortete: „Schwerlich in Bälde, gnädige Frau. Ich bin Soldat, das heißt, nicht Herr meiner Zeit."

Im äußersten Moment ein äußerster Elan: Sie hielt seine Hand fest und drückte sie an ihr Herz. Thränen in den Augen, heiße, wirkliche, keine Schauspielthränen, schluchzte sie: „Dank, Dank, gnädiger Herr, für die unvergeßliche Stunde, die Sie einem verlassenen, unglückseligen Weibe geschenkt haben!"

Digitized by Google

„Eine Mutter ist niemals verlassen, Madame, und wenn sie ein Kind wie dieses besitzt, eine sehr glückliche Frau," entgegnete der Prinz mit an ihm ungewohnten scharfem Ton und Blick, indem er seine Hand frei machte. Er küßte Lori auf die Stirn, bestieg rasch den Wagen und gab mir einen Wink, ihm zu folgen. Ich wendete die Augen noch einmal zurück in das hellerleuchtete Portal. Beide Hände gegen die Brust gestemmt stand die Baronin an eine Säule gelehnt. Die Försterin trat auf sie zu, die Taumelnde in ihr Zimmer zu führen. Die Windfackeln löschten jählings aus.

„Hier ist nicht zu helfen," sagte der Prinz nach kurzer Stille; „wäre es dem Menschen auch gegeben, seine Haut abzustreifen, sie würde ihm, wie der Schlange, doch immer von Neuem wachsen. Gott sei Dank, daß der Tochter nicht auch die große Dame im Blute zu liegen scheint. Um ihretwillen, Klösterley, halten Sie es mit der Mutter geduldig aus."

Der Prinz sprach darauf mit gewohnter Umsicht von Geschäften. Mitten in der Nacht brach er auf nach Polen, wo er Jahrelang blieb. Zum Voraus soll erwähnt werden, daß seiner Fürsorge eine Erhöhung des Gnadengehaltes der Wittwe zu danken sein mochte. Das einzige Zeichen seiner Erinnerung und leider ein zu spät gereichtes, um gestürzte Lebens-Hoffnungen wieder aufzurichten.

IV.

Als ich am Morgen heimkehrte, lag die Baronin in Beklemmung und Fieber. Freund Weise, der Dorftölpel, der ohne Wahl nun schleunigst zu Hilfe gerufen werden mußte, constatirte eine Lungenentzündung und dringende Gefahr. Da weder die kindliche Tochter, noch die alte Hausverwalterin zur Pflege ausreichten, pries ich mich glücklich, in einer noch rüstigen Schulmeisterswittwe eine Wärterin aufzutreiben, die denn auch ihrer Schuldigkeit mit redlichem Willen und ohne allzu ärgerlichen weibischen Unverstand oblag. Da ihr Mann, wie alle ländlichen Lehrer, die Orgel seiner Kirche gespielt und Bach geheißen hatte, hörte sie, als Namensmuhme unseres berühmten Landsmannes, sich gern „Frau Organistin" tituliren und gewährten wir ihr mit Vergnügen diesen stolzen Ohrenkitzel.

Ich schreibe keine Krankengeschichte, die in einem lieben Herzen die leidvollsten Erinnerungen wecken würde. Sind es doch lediglich deren Consequenzen, über welche ich mich in diesem Bekenntniß zu rechtfertigen, oder mindestens zu entschuldigen habe. Von mir selbst ist es mir niemals gelungen.

In der bitterbösen Zeit, die nun folgte, erklomm die weltlustige Frau eine Seelenhöhe, die ich ihren Kräften nimmer zugetraut hätte. Sie litt ohne Klagelaut. Hatte sie in gesunden Tagen das Ende eines freudelosen Lebens herbeigesehnt, nun, da sie krank war, wollte sie leben. Sie zwang sich Nahrung zu nehmen, die ihr widerstand, folgte der unbequemsten Vorschrift, übte jegliche Schonung und gewiß, nicht Reiz und Lust des Daseins, Mutterängste und Mutterliebe waren es, die den Willen zum Dasein anfachten. Leider zu spät!

Es gibt ja Pflanzen auch edler Art, die ohne hohen Wärmegrad gedeihen; des Lichtes aber kann keine einzige entbehren. Sie recken und strecken sich ihm entgegen und können sie es nicht erreichen, arten sie aus oder sterben ab. Solch

Digitized by Google

eine Pflanze, die sich hilflos nach dem Licht der Freude reckte, war die schöne Frau allzulange gewesen, um nun, da sie sich vorsetzte, im Schatten auszudauern, nicht wurzelkrank hinzuwelken.

Als nach etlichen Wochen die Entzündung gehoben und nur ein Uebermaß der Erschöpfung zurückgeblieben war, schien sie, wie manche wirklich Kranke, an den Tod, dem sie sich in der Einbildung verfallen gewähnt hatte, nicht mehr zu denken, wenn es nicht etwa Rücksicht für Andere gewesen ist, aus welcher sie das Bewußtsein seines Nahens unter einem Lächeln verbarg. Seltsame Erfahrung, daß so manches lebenslustige Weltkind mit tapferem Muthe stirbt, als erfüllte es eine Anstands- oder Ehrenpflicht; dahingegen ich von keinem einzigen unlustigen Kalmäuser gehört habe, der ohne Zagen oder Verdruß aus dem Leben geschieden sei.

„Nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse gehen Auszehrer allemal nach dem Hornung ein," erklärte die weise Michelin; aber auch wir Anderen hatten sie aufgegeben. Nur Lori dachte, seitdem die Kranke das Bett wieder verlassen hatte, nicht mehr an Gefahr und von dem, was Sterben heißt, machte sie sich kaum eine Vorstellung. Als der Tod ihr so jäh den Vater nahm, lag sie fiebernd am Scharlach darnieder; bei zurückkehrendem Bewußtsein war er auf einmal fort. Wohin? Im Himmel! Sie war dazumal auch den Jahren nach ein Kind; sie vergaß bald, was sie nicht mehr sah. Bei der Mutter hatte sie sich an einen leidenden Zustand gewöhnt; nun freute sie deren früherhin so sparsames Lächeln, so oft sie um sie sein durfte; aber sie durfte seltener denn je um sie sein, weniger denn je sie liebkosen; die Kranke fürchtete eine Ansteckung. Sie litt nicht mehr, daß die Tochter bei ihr schlafe, nicht mehr, daß sie mit ihr esse. „Mama will Ruhe haben!" tröstete sie sich und hielt sich zu ihrem Väterchen. Das aber war beflissen, dem Kinde die Ahnungen von des Lebens herbster Bitterniß und seiner sichersten Wissenschaft, der vom Vergehen, so lange als möglich fern zu halten.

So führten wir denn den Winter über unser gewohntes Treiben in Forst und Schulstube weiter; nur etwas ernster, so zu sagen jungfräulicher, hätte ich den Sinn des nahebei fünfzehnjährigen Mädchens richten, dessen lange winterliche Freistunden, meine Geschäftsstunden, in weiblicher Weise ausfüllen mögen. Um Gotteswillen keine Langeweile, die für den Halbwüchsigen noch weit mehr wie für den Erwachsenen ein Gift ist! Das todte Puppenspiel, welches das mit dem Miezchen abgelöst hatte, hielt nicht lange vor; nachbarliche Kameradinnen waren nicht aufzutreiben; zur Ausbildung einer sogenannten künstlerischen Fertigkeit fehlte es, wie an Anlage und Gelegenheit, so auch an Lust; Lectüre, die unterhält, ist für ein junges Blut ein gefährlicher Zeitvertreib, auch war die Tochter so wenig wie die Mutter eine Leserin. Was blieb also übrig als Handarbeit, die ja eine allgetreue weibliche Nothhelferin ist und in welcher, mehr noch wie in der geistigen, die Kleine ein armes Stümperchen geblieben. Die nervenschwache Mutter war im Lehren der Zierlichkeiten, zu deren Uebung die Noth sie selbst gezwungen hatte, kläglich gescheitert, aber auch das Rühren von Strick-, Stopf- und Nähnadel zu nützlicheren Zwecken, deren Anleitung die Frau

Digitized by Google

Organistin sich geduldig unterzog, blieb ein saures Geschäft, weit saurer als das Studium von Lettern und Ziffern unter den Augen des Väterchens.

Da that ich denn schlechthin einen Glückswurf mit einem Spinnrädchen, das ich aus Leipzig kommen ließ; zierlich aus Ebenholz geschnitzt und mit Perlmutter ausgelegt, war der bloße Anblick ein erfreulicher, das Schnurren und Drehen aber, das Bewegen auch der Füße gab anregendes Leben; mochte es auch kein Spinnenweb sein, das die rundlichen Finger zogen, ei nun! Stillsitzen war die Hauptsache, da aus dem flatternden Waldkinde sich doch nun einmal ein häusliches Weib entpuppen mußte. Wird überdies in der menschlichen Wirthschaft denn nicht weit mehr hausmachender Drell als feiner Batist gebraucht? Die Mutter Penelope und Cornelia haben auch nur Wolle und Mutter Berchta im germanischen Urwald hat ganz gewiß nur kräftigen Hanfzwirn gesponnen.

Der verhängnißvolle Hornung und auch die Frühlingssonnenwende gingen schonend an der Kranken vorüber. „Aber," sagte die Frau Försterin, „was der März nicht will, nimmt der April," selbstverständlich nach Gottes allweisem Rathschlusse und diesmal hatte sie den zutreffenden prophezeit.

Es war am Spätnachmittag; Lori hatte der Mutter die ersten Veilchen gebracht; ein Lenzeshauch erfüllte das halbdunkle Krankenzimmer; und war es nun diese linde Würze, war es der Contrast der sorglosen Kinderfreude mit der Schwere des eigenen Gemüthes, der die Mutter überreizt hatte, sie sank plötzlich betäubt auf ihrem Stuhle zurück, die Augen halb geschlossen gleich einer Todten. „Ist das Schlaf?" fragte Lori zum ersten Male von angstvollem Ahnen durchbebt. Sie warf sich über die leblose Gestalt, küßte ihre Hände, ihre Lippen, hauchte ihren warmen Athem auf die eisige Stirn, ihre heißen Thränen rieselten über die marmorkalten Wangen. Als aber nach ein paar eingeflößten Aethertropfen die Ohnmächtige sich belebte und dem Kinde freundlich zulächelte, da rief es getröstet: „Es war Schlaf!"

Und bald schlief sie dann auch wirklich; den letzten Schlaf vor dem ewigen. Ich verabredete mit Frau Bach eine getheilte Nachtwache und nahm deren erste Hälfte für mich in Anspruch, Lori, die ein paar Stunden still neben der Mutter gesessen hatte, deren Hände in den ihren, ging willig zu Bett, ohne Sorge. „Gute Nacht, Mama, gute Nacht!"

Ich war allein bei der Kranken; sie merkte meine Nähe nicht, wiewol sie halb erwacht war; sie lag ganz ruhig, nur die Finger spielten mit den Veilchen, welche Lori über die Bettdecke gestreut hatte und die Lippen bewegten sich lautlos, dann leise flüsternd. Die Gedanken wanderten. Einmal verstand ich: „Elle vit — jusqu'à son nom — mourir avant sa mort." Von den wenigen Büchern, die sie in ihrer glücklichen Zeit gelesen, waren die Memoiren der letzten Valois ihr das beweglichste gewesen. Sie hatte derselben wiederholt gegen mich erwähnt. Nun schwebte das Bild der schönen verlassenen, königlichen Sünderin, ihr geschichtliches Lieblingsbild, ihr in der Sterbestunde vor.

Dann eine lange Stille. Finger und Lippen ruhten, die Lider waren gesenkt. Ich horchte nach dem letzten Athemzug. Plötzlich aber schlug sie die Augen auf; die Blicke irrten rechts, irrten links, sie richtete den Kopf in die

Höhe und ließ ihn machtlos wieder sinken. Aechzende Laute entrangen sich der wogenden Brust.

„Allein! — Ganz allein! — Kein Bruder — keine Schwester — kein Mensch! — Vater todt! — Mutter todt! — Alle todt!" —

„Nicht Alle!" unterbrach ich ihre Qual, indem ich hinter dem Bettbehang vortrat. „Ich lebe, Lorenza, ein Freund!" Sie sah mich ungewiß an. „Herr — Herr! —" hauchte sie, „Väterchen! wo — wo?"

„Lori schläft," sagte ich, „und auch Sie sollten schlafen, gnädige Frau. Nehmen Sie!"

Ich reichte ihr das Pulver, welches der Doctor für den letzten Kampf zurückgelassen hatte. Der starke Moschusduft belebte sie einen Moment, bevor die narkotische Wirkung eintrat.

„Ich sterbe!" rief sie mit fester Stimme von wunderbarem Klang. „Aber Sie leben, Sie! Meine Lori, mein Kind — —"

„Wird mein Kind sein, Lorenza, so wahr Gott mir helfe!" sagte ich, indem ich ihre Rechte in die meine legte. Sie machte einen Versuch, sie an ihre Lippen zu ziehen und neigte das Haupt bis auf die Brust. Dann jener unvergeßliche, große Aufblick, bevor das Auge bricht. Eine Stunde später stand der Athem still.

Ich weckte weder das Kind, noch die Wärterin. Ganz allein saß ich neben der sterbenden, dann, bis der Morgen graute, neben der todten Frau, ihre Hand in der meinen, das Auge unverwendet auf ihr Antlitz gerichtet. Als meine Mutter endete, war ich neugeboren, als mein Vater, nicht daheim. So war sie der erste Mensch, dessen Blut ich erkalten fühlte, dessen Augen ich zudrückte. Der Adel ihrer Schönheit war mir nie im Leben wie in diesen ersten Stunden nach der letzten offenbar geworden; ein verklärender Zauber breitete sich über die stillgewordenen Züge. Der Frieden nach dem Kampf! Die Lippen lächelten wie aus lichter Höhe hinab in das Schattenthal. Wohl ihr! Ihr Erbe aber, ihr einziges, hatte sie mir vermacht. Ihr Kind war meines geworden. Wohl mir!

Und nun kam der Tag und mit ihm das Schwerste: eines Kindes erster Schmerz! Sein Erstarren, seine Schauer vor dem unfaßbaren Todtenbild; dann der Ausbruch der Natur, das Aufschäumen des verwandten Blutes, Liebesrufe, zärtliches Umfassen; als aber kein Laut dem Laute Antwort gab, kein Druck der kalten Lippen den warmen Kuß erwiderte, da der volle Jammer der Verwaisung, Wehklage, strömende Thränen, als ob das junge Leben sich dem entflohenen nachweinen wollte in den Tod, und unter denen es sich doch nur in einen kindlichen Schlummer weinte.

Während dieses Schlummers wurde die Leiche gekleidet, mode- und standesgemäß mit dem Schönsten, was die Garderobe bot: die rosenfarbene Robe, welche die Lebende an ihrem letzten Hoffnungstage getragen hatte. Und dann pflückten ihres Kindes Hände die Anemonen und Veilchen des Gartens und der Haide zum letzten Liebesschmuck. Nicht reich genug konnte die Blumenhülle werden, nicht Frühling genug über dem Winter Tod. Kindestrost! Und nach ihm kam die Trösterin Aller, die Nacht mit ihrem Vergessen.

Wir hatten Lori in die Försterwohnung gebettet, da aber schon am nächsten

Digitized by Google

Morgen Spuren des Uebergangs sich zeigten, verschloß ich die Thür des Todtenzimmers und wehrte der Tochter den Eintritt in dasselbe, daß sie ein gutes Bild von ihrer Mutter in der Erinnerung trage. Da schlich sie denn lauschend und lauernd und wimmernd von Thür zu Thür, wie — ich schäme mich nicht des natürlichen Vergleichs — wie, ach! ein armes Hündchen, das nach dem verlorenen Herrn spürt. Das Hündchen aber winselt mit trockenen Augen, wenn es den Verlorenen nicht findet, und das Kindchen weint und weint sich Trost.

Das Letzte ersparte ich der Tochter nicht. An meiner Hand stand sie vor der Grube, in welche die Mutter zur Seite des Vaters gesenkt ward, starrte mit neugierigem Grauen in die dunkle Tiefe, bebte und schauderte vor dem vollendeten, unbegreiflichen Gewesen, das ein Sandhügel darstellt. Der lutherische Ortspfarrer hatte der katholischen Frau den letzten Segen gespendet. Asche zu Asche, Erde zu Erde! Ein Hoffnungsblick in die Höh', dann kehrten wir zu Fuß durch die Haide nach Hause zurück. Lori sprach auf dem Wege kein Wort. Beim ersten Tritt in unser Heim jedoch, da umklammerte sie meinen Hals, lehnte das Köpfchen an meine Brust und schluchzte:

„Väterchen, jetzt habe ich nur noch Dich. Ich will Dich nun auch noch lieb haben mit der Liebe, die ich für Mama gehabt."

V.

Die gerissene Lücke füllte sich rascher, als ich geahnt. Denn eines Kindes Herz überträgt sich leicht in eines, wo es wahres Empfinden spürt. Lori's früheste Erinnerungen knüpften sich nicht an die Pflege einer Mutterhand, an Freuden und Sorgen in einem Elternhause. Zucht wie Zärtlichkeit waren des Kindes Theil nicht in dem Maße gewesen, daß es derselben bewußt geworden wäre. So fühlte sie ihre Verwaisung kaum, denn sie hatte Einen, zum ersten Male Einen, der ihr kindliches Dasein als reine Freude genoß. Schlug sie den Blick zum blauen Sonnenhimmel empor, so sah sie mit Kinderglauben Papa und Mama in Seligkeit vereint; drunten aber, auf der Erde, der sie entflohen, lachte ihrer Waise der Lenz. Von Tage zu Tage wurden Moos und Rasen grüner, der Garten bunter, der Vögelchor lauter. Sie pflückte Blumen und wand Kränze für das Elterngrab, der Waise einzigen Besitz. Pflänzchen wurden gelegt, Samen gestreut zu seiner immer wechselnden Zierde. Bald wandelten und bald trabten wir durch die im Maienschuß duftende Haide; in nicht gar langer Zeit wurde auch der orbis pictus wieder aufgeklappt und das Rädchen schnurrte in der Laube, um welches das Geisblatt seine Ranken zu ziehen begann. Lori war glücklich.

Und dennoch, wo hätte es ein Menschenkind gegeben, so weltverlassen wie sie? Wie ihre Mutter im Todeskampfe sie gesehen, hatte sie keinen Blutsfreund, keinen Verpflichteten, der nach ihr fragte.

Das städtische Amt dankte Gott, in dem wohlberufenen und wohlgestellten Nachfolger ihres Vaters freiwillig einen Vormund und Pfleger für die Waise zu finden, die es sonst in einer Anstalt hätte unterbringen müssen. Der Prinz, es ist sicher, würde ihr seinen Schutz gewährt haben; aber er weilte fern, und

ich hatte mich gehütet, ihm den Tod der Baronin anzuzeigen. Ja, zum ersten Male segnete ich das unruhige Volk, dem ich so oft geflucht hatte, weil seiner Oberherrschaft Gut und Blut meines Volkes geopfert wurden, segnete es, weil es eine Manneskraft in Anspruch nahm, deren Wollen und Wirken ich meinem Volke gegönnt haben würde. Denn, seltsamer Widerspruch in einem Kalmäuserherzen! Grollender Neid bei der Erinnerung an jene Abendstunden, in welchen ich meinen Herrn ehren gelernt, ein unheimliches Vorgefühl rangen in mir mit dem Bewußtsein seines Werths, wuchsen und steigerten sich an diesem Bewußtsein. Es war ja natürlich, diesen Mann zu lieben. Konnte ich es wehren, sollte Lori ihn niemals wiedersehen, nie wieder zu seinen Füßen sitzen, nie wieder seine Hand küssen, mit leuchtenden Augen zu ihm in die Höhe blicken. Sie war mein. Mein Erbe, mein anvertrauter Schatz, mein Ein und All. Mein mußte sie bleiben, mein ganz allein.

Zu dieser Eifersucht der Apprehension gesellten sich nun aber allgemach Bedenken anderer Art, die mir die hellen Tage trübten. Unsere Organistin lobesan regierte das häusliche Instrument mit Kraft und Geschick. Die schwach werdenden Försterslente waren unsere Kostgänger geworden, wie wir die ihrigen gewesen waren. Die brave Michelin hatte ihre liebe Noth mit dem nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse hartnäckigen Zipperlein ihres Michel und außerdem bitteres Herzeleid über das ebenso unerforschliche hartnäckige Junggesellenthum ihres Prinzen, da das Aussterben des eigenen Geschlechtes, hätte sie eines besessen, ihr schwerlich näher gegangen wäre, als das des seinen. Bei solchen doppelten Gebresten fing der Kochlöffel an, in ihrer Hand zu zittern, und war sie froh, ihn in eine rüstigere legen zu dürfen.

Auch für die körperliche Abwartung meines kleinen Anwesens war durch Frau Bach hinlänglich gesorgt, für seine geistige Erziehung wollte die Organistenbildung aber doch nicht zureichen. Das freiwillige Väterchen hätte allerdings nichts Weiteres verlangt, als Schritt um Schritt sein Waldkind sich in ein Waldjüngferchen entwickeln zu sehen, unschuldig, fröhlich, nach keiner Welt verlangend außer der, in welcher es bis heute glücklich gewesen. Hatte der betraute Vormund denn nicht aber die Pflicht, seine Mündel zu einem weltgerechten Fräulein, oder nur zu einer stadtgerechten Hausfrau ausbilden zu lassen? Was mußte ich thun?

Die Mutter, ich erwähnte es bereits, hatte während ihres trübseligen Wittwenstandes sich einer klösterlichen Zuflucht für ihre Tochter getröstet. Nun an diese trostloseste aller Eventualitäten, — eine Nonnerei in Polen! — dachte ich nicht einmal während einer Uebergangszeit; wohl jedoch, der katholischen Taufe und Firmelung unerachtet, an ein protestantisches Erziehungsstift, in welches hier und dort ein sächsisches Frauenkloster umgewandelt worden war. Aber meine Lori, fünfzehn Jahre an den freiesten Wuchs gewöhnt, würde sie in dieser Enge, bei dem Verschnitt aller natürlichen Triebe, nicht wie eine Waldblume im Treibbeet eingegangen sein? Und wenn sie es ausgehalten hätte, wenn sie, nach ein paar Jahren, nicht gebrochen, aber verbogen, als Zierpflänzchen entlassen worden wäre, paßte sie dann noch in das einsame Haidehaus? Würde ihrer Mutter Schicksal nicht das ihre geworden sein?

Digitized by Google

Was aber war gewonnen, wenn ich sie statt dessen in einer gebildeten Stadtfamilie fein bürgerlich schulen ließ? Wenn sie im engen Stübchen der engen Gasse still sitzen, mit Schmortopf und Nähnadel handtieren lernte; Sonntags zur Erholung ein Spaziergang um die Stadt, am Abend eine wohlweise Unterhaltung mit dem Herrn Professor, der Frau Professorin und deren Gleichen? Und wenn das Waldkind auch das ausgehalten hätte, wenn es als ehr-, sitt- und tugendbelobte Jungfrau zu mir, — und zu wem sonst? — zurückgekehrt wäre, kannte ich denn nicht die Welt? Hörte ich zum Voraus nicht ihr Geträtsch und Gemunkel? Der natürliche Zusammenhang fehlte, des willkürlichen hatte man sich entwöhnt. Ich schien zu jung zur Vaterrolle, sie längst nicht alt genug für die der Haushälterin eines Junggesellen. Sitte und Herkommen wurden in einem schiefen Verhältnisse gehöhnt, jede natürliche Zukunftsaussicht gefährdet.

Alle diese Einwände waren einer vernünftigen Wahrscheinlichkeitsrechnung gemäß und dennoch nur Vorwände. Der heimliche Grund, aus welchem mein Wesen sich gegen solche Wahl empörte, war Selbstsucht, nackte Selbstsucht. Von mir geben mein Kind, mein Glück, es mir entfremden lassen, es verlieren, vielleicht auf immerdar; ich würde es ja eines Tages müssen; aber dazwischen lagen Jahre, unberechenbare Jahre, würde ich sie erleben und — brauchte ich über sie hinaus zu leben? Heute aber lebte ich noch, wollte noch leben für sie, durch sie, und darum konnte ich nicht ohne sie leben.

Blieb demnach eine häusliche Weiterbildung durch eine Gouvernante und späterhin eine ältliche Anstandsmutter. Barmherziger Himmel! wie widerwärtig waren sie mir, so viel ich ihrer gesehen, von jeher gewesen, diese geschminkten, geschnörkelten, tänzelnden, näselnden Französinnen! oder, ärger noch, die täppischen, deutschen Landsmänninnen, die jene äfften mit ihrem Papperlapapp und Firlefanz, ihren Knixen und Faxen! Eine Hölle im Haus, das jetzt mein Himmel war! Gesetzt aber den glücklichen, mir bis dahin nicht vorgekommenen Fall, ich fände eine gebildete und nicht verbildete Frau, eine alte Jungfer mit einem Mutterherzen, wem gehörte das Kind dann noch? Wem hatte es zu gehorchen? Ein ewiger Widerspruch gegen des Väterchens Methode, Dispüt ohne Ende, ein unerträglicher Zustand für alle drei. Ich kam aus der Grübelei nicht heraus; forschte dabei jedoch unter der Hand nach jener seltenen weiblichen Perle, die sich zu meinem Troste nicht finden ließ. Der Sommer ging hin und Alles war beim Alten geblieben.

Aber war ich denn allein der Richter, in diesem kritischen Falle zu entscheiden? Gebührte meiner Mündel, um deren Wohl und Wehe es sich doch ausschließlich handelte und die in einem Alter stand, in welchem ein Mädchen von Rechtswegen wahl- und dispositionsfähig ist, nicht auch eine Stimme, ja die erste Stimme? Eine Kalmäuserpflicht diese Tutorfrage, die einem Advocatenkniff wie ein Ei dem andern ähnlich sah, da das Väterchen zum Voraus wissen konnte, wie das Kind sie beantworten werde. Gleichviel! Ich wollte diese Antwort hören, Pflicht thun gemeinhin so sauer, manchmal ist es süß.

Ich saß in der Laube und sah mit der Lust eines alten Knaben, der als Junge keine Schmetterlinge gehascht hatte, wie die Kleine, zwischen den Beeten

Digitized by

tollend, die weißen Molkendiebe aufscheuchte, die sich in Schwärmen entpuppt hatten. Das war der Moment, den ich wählte. Ich rief ihren Namen. Außer Athem von Lachen und Eifer gehorchte sie meinem Wink und setzte sich an meine Seite. Kein folgsameres Kind als meine Lori. „Ich glaube, Lori," hob ich an, „es ist an der Zeit, daß wir uns trennen müssen."

„Bist Du mir böse, Väterchen?" fragte sie, helle Angst im Blick. „Bin ich unartig gewesen?"

„Nein, nein, so meinte ich es nicht. Du bist ein liebes, gutes Kind. Und wir würden auch gar nicht lange von einander bleiben. Aber was meinst Du, wenn ich Dich auf ein paar Jahr, — oder auch nur auf eines, — nach Dresden brächte, wo Deine selige Mutter so glücklich gewesen ist?"

„Was sollte ich denn da, Väterchen?" fragte sie mit dem großen, unschuldigen Augenaufschlag, der mich allezeit mehr als jeder Schmelz und Glanz der herrlichsten Augensterne entzückt hat.

„Du solltest Etwas lernen, Lori."

„Lernen? Du hast mich ja schon so viel gelehrt und lehrst mich alle Tage mehr."

„Aber nicht das, was ein junges Fräulein braucht."

„Was ist denn das, Väterchen?"

Ich räusperte mich, denn ich mußte mich besinnen. Was unsere Mädchen so gemeinhin in der Schule lernen, hatte ich diesem allerdings beigebracht und vielleicht noch ein Bischen mehr. „Nun zum Beispiel richtig französisch, Lori, die Umgangssprache der guten Gesellschaft," brachte ich endlich heraus.

Die Kleine hatte auf einmal Oberwasser. „Que voulez-vous, Monsieur," neckte sie, „ne sais-je pas parler français mieux que vous même?"

„Nun ja, ein bischen plappern! Ich meine lesen und schreiben."

„Lesen? Ach was! Ich gucke in ein Buch nur, weil Du es verlangst, und dazu gibt es deutsche Bücher genug und satt. Und schreiben? Ja, an wen denn wol? An Papa und Mama im Himmel gelangt doch kein Brief. Und sonst habe ich ja keinen Menschen als Dich allein. Und Dir brauche ich nicht zu schreiben; Dir kann ich es ja sagen. Du bist meine gute Gesellschaft, die allerbeste, Väterchen."

Ich hatte Mühe, meine Fassung zu behaupten inmitten von feuchten Augen und Lachen in den Bart. „Hättest Du nicht Lust, Musik zu lernen?" fragte ich darauf.

„Ei, singe ich denn nicht? Eine Haidelerche nennt mich der Herr Förster," versetzte Lori lachend. Und sie sprang auf, stellte sich vor mich in Positur und trällerte über eine bekannte Volksmelodie eines ihrer Lieblingsliedchen.

Guten Tag, guten Tag, Herr Gärtnersmann,
Haben Sie Lavendel?
Rosmarin und Thymian?
Und ein Sträußchen Quendel? u. s. w.

„Gefällt Dir das nicht, Väterchen?"

„Charmant, charmant, Kind! Ich meine aber, daneben auch ein Instrument spielen."

„Spielst Du ein Instrument?“

„Ich? Nein.“

„Du hörst es aber gern, nicht wahr?“

„Hm, hm! Ich glaube — ja.“ Die Wahrheit zu sagen, haßte ich das Geklimper wie die Sünde. Meines Nero Heulen klang mir lieblicher.

Lori sann eine Weile, das Fingerchen an der Nase; dann fröhlich in die Hände klatschend, rief sie: „Weißt Du was, Väterchen, unserer Frau Organistin Sohn, der, welcher bei den Stadtpfeifern ist, gibt Stunden auf allen möglichen Instrumenten. „„Er ist ein ganzer Bach!““ sagt die Frau Organistin von ihm. Kaufe mir eine Guitarre, Väterchen; so oft der Herr Stadtpfeifer zum Besuche seiner Mutter kommt, soll er mich sie spielen lehren; ich will ungeheuer fleißig sein, und Dir jeden Abend eine ganze Stunde lang vorspielen, was ich gelernt.“

„Eine tröstliche Aussicht,“ dachte ich. Aber ich sagte: „Nun gut, Lori, gut; allein junge Fräuleins lernen auch noch andere hübsche Dinge. Sie malen Blumen — —“

„Ich pflücke sie lieber, Väterchen, und pflege sie.“

„Aber tanzen, Kind, tanzen! Alle Mädchen tanzen gern.“

„Ich auch, Väterchen, ich auch! Aber warum denn lernen, was man schon kann?“

Dabei faßte sie mich bei beiden Händen und drehte sich mit mir ringelrund, bis ich odemlos auf die Bank zurücksank. „Siehst Du, wie wir können!“ rief sie jauchzend.

„Ja wohl, sehe ich es,“ erwiderte ich, nachdem ich wieder zu Athem gekommen. „Das heißt aber nicht tanzen, das heißt tollen. Ich meine Kunsttanz, Anstand, Conduite, wie man sie in der Gesellschaft braucht. Und so gibt es noch mancherlei feine Künste, durch deren Uebung man den Leuten gefällt.“

„O, Du närrisches Väterchen,“ entgegnete die Kleine, indem sie mir mit zärtlicher Schelmerei in die Augen sah, „wo sind denn die Leute, denen meine Kunststückchen gefallen würden? Und wenn ich für Dich Conduite genug besitze, was brauche ich da mehr?“

Ich äußerte: „Du würdest Zerstreuung haben, Vergnügen.“

Sie dagegen: „Habe ich Zerstreuung denn nicht schon allzuviel? Schilt mein Väterchen nicht wer weiß wie oft: Nicht so zerstreut, Wildfang? Und Vergnügen? ach, die Hülle und Fülle! Alle Tage ein neues. Sieh' nur, sieh', wie dort die kleinen Zeisige die Köpfe aus dem Neste recken!“

„Aber Gespielinnen, Lori, die ich Dir hier nicht verschaffen kann.“

„Habe ich denn nicht Dich? Spielst Du nicht mit mir, Väterchen? Ei so dumm ist die dumme Lori doch nicht, daß sie das Spiel nicht merkte, auch wenn Du noch so ernsthaft aussiehst und wie aus dem Buche redest. Und ich spiele so gern mit Dir und werde alle Tage klüger bei unserem Spiele.“

„Unter Mitschülerinnen Deines Alters würdest Du noch viel klüger werden, Kind.“

„Ach, wie schrecklich!“ rief sie mit einem Tone, der beinah traurig klang.

Digitized by Google

„Den lieben langen Tag auf einer Bank sitzen mit solchen, die Alles schon wüßten, oder im Umsehen lernten, was ich doch nicht lernen kann und auch nicht lernen mag, feinen Fräuleins, wie meine liebe Mama ihre Sauvage haben wollte, und wie sie nun einmal nicht sein und werden kann. Ach, wie würde ich mich schämen und grämen und sehnen, nach meinem Pferdchen, meinen Tauben, nach unserem Wald, nach Dir, Väterchen, nach Dir. Ich würde sterben, ja sterben vor Heimweh. Laß mich bei Dir, Väterchen, bei Dir bin ich glücklich. Nur bei Dir kann ich es sein."

Thränen standen in ihren Augen und ich glaube, in den meinen auch. Heimlich aber jauchzte mein Herz. Ich hatte diese Antwort ja erwartet, aber nicht so warm aus dem Seelengrunde heraus, weniger aus Liebe, als aus Lust. O, Du Engelskind! Ich hätte Dich an meine Brust pressen, und alle das Dankesglück ausströmen mögen, das in ihr wogte! und wahrlich! es war eine Heldenprobe, den ehrbaren Vormund durchzuführen und schließlich die Gouvernante, als Bildnerin zur Dame, in Wahl zu stellen.

Lori hatte von einem derartigen Individuum keine andere Vorstellung als die von Mama aufgeschnappte einer auf Schritt und Tritt gestrengen Vigilantin, die weniger erbittlich als ihr Väterchen, sie aus dessen Nähe, aus der verhätschelnder Hausgenossen, aus Garten und Wald in die öde Schulstube bannen würde.

„Ich kann nur lernen, was Du mich lehrst, Väterchen," schmeichelte sie; „ich mag keine Kunst, die Du nicht kannst. Bei Mama sogar habe ich Nichts gelernt, aber Du bist ganz anders als Mama, von Dir lerne ich. Laß mich so, wie ich bin, so, wie Du mich lieb gehabt hast bis heute. Wer weiß, ob die feine Lori Dir wie Dein Wildfang gefallen würde?"

Die junge Weisheit hatte die verkappte alte aus dem Felde geschlagen. Ach, es thut manchmal so wohl, der Ueberwundene zu sein. „Selig die Einfältigen!" dachte ich. „Was wäre ein Maiblümchen ohne seinen Waldesduft? Setze es in eine Vase, und er würde verfliegen, und der alternde Mann, dem, übersatt von dem Moschusbrodem der Welt, der Duft in das Herz gezogen ist, würde als Misanthrop seine Tage beschließen."

Der Friedensschluß zwischen dem Väterchen und dem Vormund konnte indessen nicht Dauer haben. Den Sommer hindurch, nun ja, und allenfalls noch einen munteren Herbst; als aber der Winter kam mit seinem kurzen Tagestreiben und der langen Abendstille, da begann der Quälgeist seinen alten Rumor; er bestand auf sein Recht, und sein Recht war diesmal ja ein gutes.

Ich that nun beflissener als zuvor diesen und jenen Schritt, machte diese und jene Tour, um ohne weitere Zwischenreden eine würdige Duenna als fait accompli in das Junggesellenheim zu versetzen. Nirgends aber führte die Suche zu einem Ziele. Bei einer Jeden fand ich Etwas auszustellen. Hier hinter frömmelnden Ergüssen einen trüben Jugendborn, dort unter einer gleißenden Politur einen hohlen Untergrund. Seltsam aber, wo ich in Bekanntenkreisen die wichtige Angelegenheit zur Sprache brachte, da wurde sie leichthin behandelt, als ein so strenger Wahl gar nicht bedürftiges Anstandsinterimisticum, wurde mit spielenden Blicken, halben Worten und zweideutigem Lächeln ein Verhältniß

ized by

in Sicht gestellt, dessen Voraussetzung dem alten Knaben das Blut in die Schläfe trieb und das Herz zum Zerspringen klopfen machte. Ja, selbst im eigenen Hause, bei Frau Försterin und Frau Organistin, stieß ich auf die nämlichen Voraussetzungen. Und wenn nun auch Lori auf sie stoßen, und um ihr harmloses Vertrauen gebracht werden sollte? Das entlegene Fräuleinstift trat ernstlich in den Vordergrund.

So war es wiederum Frühling und der Todestag der Baronin jährig geworden. Lori an der Hand, kehrte ich von der Mutter Grabe durch die Haide zurück. Das aufrichtige Herz zeigte keine tiefere Betrübniß, als es wirklich noch empfand. „Mama war immer traurig, weil sie ohne Papa leben mußte," sagte sie. „Ist es unrecht, Väterchen, daß ich ohne meine liebe Mutter doch wieder so froh geworden bin?"

„Es ist der Jugend Recht, sich leichter als in reiferen Jahren, auch über den schwersten Verlust, zu trösten," antwortete ich. Lori schwieg eine Weile, dann versetzte sie nachdenklicher, als ich sie jemals gesehen: „Nein, darum ist es nicht. Aber weil ich Dich noch habe, Väterchen, weil Du mich noch lieb hast, darum bin ich froh. Ohne Dich wäre ich traurig, wie Mama."

Wie hüpfte mein Herz vor Entzücken bei den Worten und dem zärtlichen Blick, der sie begleitete!

Ich hatte mir bis in diese Minute nicht klar machen wollen, daß Lori im Laufe dieses Winters zwar nur wenig gewachsen, aber, den knospenden Formen nach, aus einem halbwüchsigen Mädchen ein vollwüchsiges, daß aus dem Kinde eine Jungfrau geworden war. Wenn ich das holde Geschöpf in dieser Wallung in die Arme schloß, ich würde ihm die Schamröthe des Weibes in die Stirn gejagt haben, vielleicht — nein gewiß. Sie mußte fort, fort! Oder mindestens eine Scheidewand zwischen uns aufgerichtet werden. Nicht gegen mein Blut, gegen einen verrätherischen Blick von mir. Bei Gott im Himmel! ich würde sie wie ein Heiligthum gehütet haben vor mir selbst. Aber gegen ihren eigenen Argwohn und gegen den Argwohn, den Geifer der Welt.

In dieser meiner Erregung stieß, auf einem seiner ärztlichen Landwege begriffen, der alte Weise zu uns, der einzige Mensch, den ich allenfalls Freund nennen durfte, und der durch die Behandlung der Baronin mit den Leuten und Zuständen im Haidehause vertraut geworden, es auch seitdem als Theilnehmender geblieben war. Ich schätzte den Mann. Er war, was sich selten verträgt, zugleich ein Menschenkenner und ein Menschenfreund; machte nicht allzuhohe Ansprüche an Adamssöhne und Evastöchter, half ihnen aber, so viel er vermochte, nicht blos als Doctor, aus ihrer Noth, hängte der Wahrheit kein Mäntelchen um und lachte, wo ich mich ärgerte. Gibt's eine bessere Lebensphilosophie? Wiederholt hatte mich in meinen Erziehungszweifeln nach dem Rathe eines Verständigen verlangt; nun da stand ja der rechte Mann. Ich brachte ihm mein Anliegen zu Gehör. Lori schwenkte vom Wege ab, Morcheln und Mousserons zu suchen.

Selbstverständlich, daß ich alle gefühlvollen Anwandlungen außer Betracht ließ und die Frage einfach als Vormund und Erzieher stellte: Gouvernante oder Pensionat?

Digitized by Google

Der Doctor hatte meine Pro und Contra stillschweigend angehört, um die mit grauen Stoppeln bepflanzten Lippen jenes Lächeln, mit welchem er einer spasmodischen Schönen ein bogenlanges Recept verschrieb, dessen Grundstoff klarer Born war. „Nun," fragte ich endlich, „was rathet Ihr? für welches von Beiden würdet Ihr an meiner Statt Euch entscheiden, Doctor?"

„Für keines von Beiden, Forstmeister."

„Und für was außerdem?"

„Von vornherein für das, worauf zu guter Letzt die Sache doch hinausläuft."

„Und das wäre?"

„Potzelement, die Hochzeit, was denn sonst?"

Ich glaube, ich wurde roth wie ein Schulbube, der als Dieb auf dem Apfelbaume ertappt worden ist. „Ich stellte die Frage im Ernste, Weise," preßte ich zwischen den Zähnen hervor.

„Und ich gab die Antwort im Ernste, Klösterley," versetzte ruhig der Alte.

„Sie — ein Kind!" murmelte ich und er dagegen:

„Sechzehn Jahr, heil und gesund wie ein Schmerlchen im Bache. Just das richtige Stadium für den Ehestand. Allen Hirngespinnsten und Traumwesen von vornherein die Ader unterbunden. Die Kinderschuhe werden am besten in der Kinder-, will sagen, in der Wochenstube ausgetreten."

„In Fesseln legen ein Kind, bevor es weiß, daß es ein Herz hat," rief ich, in richtiger Kalmäuserwuth über meine eigene heimliche Zustimmung empört. „Das heißt Menschenraub, Herr!"

„Ich wüßte einen Titel dafür, der nicht an den Galgen führt, Herr!"

„Ein unerfahrenes, unberathenes Mädchen betrügen um alle Gefühle, die des Weibes Glück machen! Es — —"

„Nun Gott steh' mir bei," unterbrach mich der Doctor lachend, „noch nicht genug der Koserei? Schnurriger Kauz, der Ihr seid, hängt das Schmeichelkätzchen Euch denn nicht an, wie eine Klette? Herzväterchen hinten, Herzväterchen vorne! Nichts für ungut, Freund, *mir* würde des Liebhabens ein Bischen mehr als zu viel — und Euch, Nimmersatt, ist's noch lange nicht genug!"

„Waisengefühl, Dankbarkeit, Schutzbedürfniß, unbewußtes Autoritätsverlangen — —"

„Ehrerbietung, Gemüthlichkeit und derlei guter Dinge mehr, aber die rechte Liebe immer noch nicht, gelt?"

„Indessen," so fuhr er nach einer beiderseitigen Pause fort in ernsthafterem Tone als bisher, „indessen hat neben dieser sublimen, die Sache auch noch eine hausbackene Seite, die weniger dem philosophischen Liebhaber, als dem praktischen Vormund zu Gemüthe zu führen ist. Für Euch, wie Ihr nun einmal seid, paßt die kleine Haideläuferin, so wie Mutter Natur sie geschaffen, Herzväterchen sie herangehätschelt hat, und weder Institut noch Gouvernante Erhebliches an ihr ändern werden. Kein Firniß verdeckt das Geäder des Holzes. Für wen aber paßt sie außer Euch? Für einen Junker *ihres* Gleichen etwa, ob es ein Krautjunker sei, der eine Schaffnerin, oder ein Hofjunker, der ein Zierpüppchen sucht? Für einen Bürgersmann *unseres* Gleichen, einen Pastor, Doctor, Amtmann und so weiter, dessen Hausehre vielleicht alle Jahre einmal in der

Erntezeit das Korn auf der Feldflur stehen sieht, der der Schlüsselhaken wie angeschmiedet am Schürzenbund klappert und die, mit oder ohne Gesichterschneiden, es für Gottes Ordnung hält, wenn ihr Oberherr über eine versalzene Suppe brummt und zwischen seinen vier Pfählen das Rauhe herauskehrt, das er vor hohem Adel und verehrlichem Publicum mit Hammelsgeduld auf der verkehrten Seite trägt? Gleichviel, ob Ihr das Mädchen von vornherein bei Euch behaltet, oder nach Jahr und Tag zu Euch zurückkehren läßt, es ist in mannbarem Alter und was wird aus ihm, wenn Ihr es nicht nehmt?"

„Ich bin nicht unvermögend, wie ihr wißt, Doctor. Ich würde sie adoptiren und als Tochter in meinem Hause schalten lassen."

„Und das Ende vom Liede: eine grämliche alte Jungfer an der Seite eines noch älteren und noch grämlicheren Junggesellen, anstatt eines fröhlichen Mütterchens in der Kinder- und will's Gott! dermaleinst in der Enkelstube. Das ist ihre Welt! Eine Wiege schaukeln und Ringelrundtanzen, dazu ist das herzige Waldkind geboren. Thut der Natur nicht Gewalt an, heirathet Euer Herzblättchen lieber heute als morgen."

In mir wirbelte ein Fieber. Ich zitterte. Was war es denn anderes als mein eigenstes brennendes Verlangen, Tag und Nacht wie ein Frevel zurückgedrängt und jeden Augenblick mit Lerchenschlag wieder in die Höhe wirbelnd, was hier von einem braven, menschenkundigen Freunde mir vorgehalten ward nicht nur als mein gutes Recht, sondern als Pflicht und Schuldigkeit, wie Natur und Vernunft sie heischten?

„Ja," stammelte ich, „ja, wenn es sich um mich handelte, um mein Glück allein — wenn — —"

Der Alte ließ mich den Satz nicht vollenden. Wir hatten unseren Garten erreicht, Lori ordnete in der Laube bereits die gesammelten Schätze. „Wißt Ihr, was ein Kalmäuser ist, Kalmäuser?" fragte der Doctor, indem er am Eingange stehen blieb.

Ich zwang mich zum Lachen. „Nun," erwiderte ich, „wie Ihr, Physikus, die Species begutachten mögt, so eine Art von intellectuellem Mondkalb und gefühlvollem Wasserkopf; oder auch nur ein armer milzsüchtiger Schächer, der zum Leben nicht das Zeug hat und zum Sterben keinen Muth."

„Umgedreht würde allenfalls ein Schuh daraus, Psychikus," versetzte der Alte gleichfalls lachend, aber äußerst ungezwungen: Zum Leben keinen Muth und zum Sterben nicht das Zeug, denn diese Bedenklichkeitscommissarien sind eine zähe Sorte. Vergleichen wir ihn dahero, anstatt einem Mondkalb, lieber so einem graufelligen Gutfreund, der das süßduftende Heubündel beschnuppert, und — mit einem Mordhunger im Leibe, — nicht hineinzubeißen wagt, weil er Schwarz auf Weiß nicht belegen kann, daß das Heu auch just für ihn auf unseres Herrgotts Wiese gewachsen ist. Zum Segen für seinen Appetit ist nun aber ein gutmüthiges Herzchen bei der Hand, das ihm den legalen Beweis ad oculos zu demonstriren vermag.

„Kommen Sie einmal her, kleines Fräulein," rief er nach der Laube hinüber. „Ich will Ihnen doch rasch den Puls einmal fühlen."

Digitized by Google

„Um's Himmels willen, seid Ihr toll geworden, Weise?“ schrie ich, ihn bei den Schultern packend.

Schon jedoch war das flinke Kind herbeigesprungen und hielt verwundert dem Alten das Händchen hin. Der faßte sie, statt an den Puls, unter das Kinn, richtete es in die Höh', daß unsere Augen sich begegnen mußten, und sagte mit einem Tone, dessen Feierlichkeit mich in anderer Stimmung zum Lachen gebracht haben würde: „Sehen Sie sich einmal gegenwärtiges Väterchen recht genau von oben nach unten darauf an, Fräulchen; möchten Sie es wohl zum Manne haben? Halt, halt! nicht so fix mit dem Nicken! Ich meine, würden Sie ihm als Ihrem richtigen Ehemanne so gut sein können, wie bisher als Ihrem Lehrer und Freund?“

„O, so gut, über Alles gut!“ rief Lori, indem sie freudig, aber auch nicht mit einer Schattirung höheren Roths auf den Wangen zu mir aufblickte.

„Profit, es gedeihe!“ sagte der Alte, legte unsere Hände in einander und wendete sich stracks zum Gehen. „Vergeßt nicht, daß ich mir einen Kuppelpelz verdient habe!“ rief er noch zurück, dann stapfte er weiter in die Haide hinein.

Ich stand wie vernichtet. Scham und Seligkeit stritten wider einander in meiner Brust. Lori schmiegte ihr Köpfchen an meine Schulter.

„Vergiß, was Du gehört, Lori!“ stotterte ich endlich hervor. „Es war ein Scherz.“

„Nur ein Scherz?“ fragte sie. „Und ich habe es für wahr gehalten. Willst Du mich denn nicht zur Frau haben, Väterchen?“

„O, ich — ich —! Aber weißt Du denn, armes Kind, weißt Du, was eines Mannes Frau sein heißt?“

„Ja, ja, ich weiß es, Väterchen!“ rief sie, „es heißt, einen Mann lieb haben und keinen anderen so wie ihn und glücklich mit ihm sein — —.“

„Ein ganzes, langes Leben hindurch, Lori?“

„Kann man denn aufhören, seinen Liebsten lieb zu haben? Immer und ewig, Väterchen!“ sagte sie mit einem Engelslächeln.

Ich war überwältigt, riß sie an meine Brust und küßte ihre Lippen mit einem Bräutigamskuß. Sie nahm ihn hin, als ob es noch der des Vaters wäre, entwand sich darauf meinen Armen, flog in das Haus und jubelte, indem sie die alte Försterin umhalste: „Mutter Michel, ich bin meines Väterchens Braut!“

„Habe ich es Ihnen nicht vorausgesagt, Fräulchen, worauf nach Gottes allweisem Rathschlusse diese Vormundschaft hinauslaufen würde?“ sagte die alte Frau, ihres Lieblings Backen streichelnd. „Nun müssen Sie aber auch hübsch kochen lernen, denn die Küche ist im Ehestande Nummer Eins.“

Lori nickte vergnügt. „Ja, ja, gleich morgen. Und was recht Gutes, Mutter Michel!“

Während dessen stattete die Frau Organistin dem Bräutigam ihren Glückwunsch ab, feierlich variirt, wie eine Fuge ihres großen Namensvetters; der Grundtext über die Stufe, welche er, der Bräutigam, durch diese Wahl sich in den Himmel gebaut habe. Auch Vater Michel drückte mir die Hand mit den

Digitized by

Worten: „Sie haben sich ein Gotteslohn um die arme Waise verdient, Herr Forstmeister!"

Sie alle, die es gut mit dem Kinde meinten, hatten als ein großes Loos für dasselbe erwartet, und leider nicht stillschweigend erwartet, was das Kind nun, ohne deutliche Vorstellung, als die natürlichste Erfüllung ruhig dahin nahm, während der gepriesene Wohlthäter, der seit Jahren diese Vorstellung bis in ihre Endwurzeln und Ausläufer zerfasert hatte, sich wie von einem unbegreiflichen Glücksborn überschüttet fand.

Brauche ich, und diesmal zur Rechtfertigung des Kalmäusers, noch anzuführen, daß er sich den höchsten Gewinn seines Lebens nicht ganz ohne Vorsicht angeeignet, und wenigstens eine leichte Probe auf das Exempel, welches die Freunde gelöst glaubten, nicht erspart hat?

Schon am allernächsten Tage war, nicht der Bräutigam mit seiner Braut, aber der Vormund mit seiner Mündel, unter dem Ehrenschutz der Frau Organistin, auf dem Wege nach Dresden, um dem weltfremden Kinde ein Stück buntes Leben kosten zu lassen, bevor es dessen Reizen in der Enge des Hauses entsagte und falls es eine Lockung verspürte, das Entsagen zu verzögern, oder — noch Schwereres sich abzuringen.

Lori spürte diese Lockung nicht. Der Eindruck war ein weit geringerer, als ich mit Bangen erwartet hatte; die Scene für das kindliche Bedürfen und die freie Gewöhnung gleichzeitig zu weit und zu eng.

Gesellige Eindrücke hatte die in der Sommerzeit vom Hofe verlassene Residenz wenig zu bieten. Die italienische Oper war geschlossen, die Leute, denen wir im Gasthaus, wie an öffentlichen Plätzen begegneten, gingen ziemlich achtlos an dem kleinen, rothbäckigen Mädchen vorüber, das nicht, wie seine Mutter, eine augenfällige Schönheit war. Nur wer das Sehnen nach einem unentweihten Gemüth, den Reiz ursprünglicher Unschuld empfand, mußte von meiner Lori angezogen werden. So blieb denn auch der Sinn der Eitelkeit, der starke Sinn, den ich bisher auch in dem bescheidensten Weibe aufgespürt hatte, ungeweckt. Lori langweilte sich auf Reisen, bangte sich nach ihrer Haide, ihrem Pferdchen, ihren alten guten Freunden; so oft ich sie bei einem Ausfluge fragte: „Ist es hier nicht schön?" antwortete sie: „Bei uns ist es doch viel schöner," und lange bevor die von mir gesetzte Reisefrist abgelaufen war, bat sie mit Schmeicheltönen: „Laß uns heimkehren, Väterchen."

Die Frist wurde gewissenhaft inne gehalten. An dem Tage jedoch, wo das von dem Vormund aufgegebene Pensum der Weltkenntniß von der Mündel zu seiner Zufriedenheit abgefertigt war, legte der Pfarrer des nächsten Haidedorfes die Hände von Bräutigam und Braut in einander und gelobte das Kind dem Manne, den es Vater genannt hatte, Treue bis in den Tod. Eine Stunde später kehrten sie als Mann und Weib in ihr Haidehaus zurück.

Sage man nicht: die Reue kommt *nach* der That. Sie ist als Zweifel schon da *vor* der That. Was ein Mensch mit voller Seele gethan, bereut er nicht, welches auch immer die Folgen seien. Ich hatte mir die Geliebte angeeignet *gegen* den Mahnruf meines Gewissens.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Digitized by Google

Das Ende des Julikönigthums.

(Nach meist ungedruckten oder jüngst veröffentlichten Quellen.)

Von

Karl Hillebrand.

„Die gegenwärtige Lage," schrieb im Sommer 1846 ein gemäßigter Mann, der dem Julikönigthum aufrichtig Dauer wünschte, „die gegenwärtige Lage erinnert, soweit die Vergangenheit der Gegenwart gleichen kann, Zug für Zug an die Lage Frankreichs in den Jahren 1826 und 1827." Léon Faucher, der diese ahnungsvollen Worte aussprach, war aber keineswegs der Einzige, der solche Aehnlichkeit besorgten Blickes erkannte. Alle bedeutenderen, alle nur unbefangenen Köpfe, welche sich nicht mit constitutionellen Formen begnügten oder in Standesinteressen befangen und durch fortgesetzte Thätigkeit innerhalb der herrschenden Kreise dem Leben der Nation entfremdet waren, auch die und gerade die, welche dem Lande gern eine Revolution erspart hätten, fühlten immer deutlicher, was Royer Collard, der Meister Guizot's und de Broglie's schon neun Jahre früher mit betrübender Klarsicht gesehen hatten: „daß Nichts gegründet war und daß der erste Stoß hinreichen würde, Alles über den Haufen zu werfen."

I.

Die Wahlen von 1846 hatten die Nation weniger aufgeregt, als alle vorhergehenden. Sie hatte fast theilnahmlos zugesehen, wie der herrschende Stand seine Vertretung erneuerte. Man war müde und hoffte wenig mehr. Vom Parlamente, dem Ministerium, dem König war in der That Nichts zu erwarten: das hatten die letzten neun Jahre zur Genüge bewiesen. Ein paar unabhängige Abgeordnete mehr in der Kammer konnten die Mehrheit nicht ändern, die Beschlüsse nicht beeinflussen, geschweige denn bestimmen; und die öffentliche Meinung brauchte nicht erst gebildet zu werden: sie war lange fertig. Der leitende Minister, der jetzt eben auch thatsächlich Conseilspräsident ward, schien hartnäckiger und schroffer als je in seiner Politik des „Widerstandes"; und an seine Ent-

Digitized by Google

fernung war nicht zu denken, so lange das Parlament und der König, in deren Gunst er sich gleich fest einzunisten gewußt hatte, blieben, was sie waren: die Vertretung eines beschränkten Standes und ein Herrscher, der entschlossen war, die Gewalt mit keinem Andersdenkenden zu theilen. Auf den Tod des alternden Monarchen zu hoffen wagte man nicht Angesichts der Minderjährigkeit des Thronfolgers und der Unbeliebtheit des zum Regenten bestimmten Prinzen; und doch mußte man sich auf das Ereigniß gefaßt machen. Man fühlte sich wie in einer Sackgasse; und wem Leichtsinn oder Gleichgültigkeit nicht über den Ernst der Lage hinweghalfen, der konnte ein Gefühl der Unbehaglichkeit oder patriotischer Trauer nicht überwinden, als er sah, mit welcher Hartnäckigkeit der König, seine Minister und die Kammermehrheit sich widersetzten, wenn man auch nur Miene machte, eine der engen Schranken wegräumen zu wollen, welche sie als eine Schutzmauer ansahen und über die sie alle Drei in einem Sturze zu Falle kommen sollten.

König Louis Philipp, jetzt ein Vierundsiebziger, war nicht länger der Bürgerkönig von 1830. Daß er nicht „weil", sondern „obgleich" Bourbon, auf den Thron berufen worden, hatte er mit Erfolg zu vergessen gesucht und er empfand es lebhaft, wenn man ihn daran zu erinnern wagte. Freilich hatte die wunderbare Errettung aus zehn Mordanfällen dem unverbesserlichen Rationalisten keinerlei mystisches Vertrauen in die über ihm besonders waltende Vorsehung einzugeben vermocht; aber die Thatsache, daß er in siebzehn Jahren stets seinen Willen gegen Minister und Kammer, Land und Ausland durchzusetzen gewußt, hatte ihm eine unerschütterliche Zuversicht in die Unfehlbarkeit seiner Staatskunst eingeflößt. Ob er recht daran gethan habe, stets seinen Willen durchzusetzen, scheint er sich nie gefragt zu haben; war es doch so viel angenehmer, die Lobeserhebungen Fürst Metternich's und die guten Zeugnisse des Herzogs von Wellington als wohlverdienten Tribut des staatsmännischen Europa selbstgefällig einzustreichen. Je durchdrungener er aber von seiner Ueberlegenheit ward, um so unduldsamer ward er gegen die Meinung Anderer. Am liebsten hörte er sie gar nicht an: schon seit Jahren las er keine französische Zeitung mehr; die „Times" sagten ihm ja, was das Ausland von ihm dachte; was in Frankreich außerhalb des Ministerrathes und des Parlaments gedacht und gesagt wurde, war ihm eitel Gerede müßiger Kinder. In der eigenen Familie wagte Niemand mehr, die Stimme zu erheben, es wäre denn gewesen, um ihm beizupflichten; und wer es wagte, wie Prinz Joinville, fiel in Ungnade, ward vom Hofe entfernt; wer schweigend seine eigene Meinung zu behalten schien, wie die Herzogin von Orléans, ward mit Mißtrauen behandelt. Selbst die Schwester, die sonst wol einem freien Rathe Gehör zu verschaffen gewußt hatte, fand jetzt Alles gut, was der Bruder sagte und wünschte; nicht aus Furcht wie die Anderen, obschon auch sie das kränkelnde Alter etwas gebrochen hatte, sondern aus aufrichtiger Bewunderung, die, gleich derjenigen der Gattin, zum Cultus geworden war. Wol war der unversiegliche Sprecher nicht wortkarg geworden, und mehr als je glichen seine Gespräche überströmenden Monologen; aber diese Gespräche wurden immer seltener, der Zugang zur königlichen Person immer schwieriger. Er, der die Botschafter fremder Monarchen so gern zu Vertrauten seiner innersten

Digitized by Google

Gefühle — oder dessen, was er dafür auszugeben wünschte — gemacht und sich über die eigenen Landsleute, die eigenen Minister, die eigenen Kinder klagend und tadelnd auszusprechen gepflegt hatte, geizte jetzt mit seiner Gegenwart, sei's weil seine Minister ihm die Gefährlichkeit solcher Expectorationen eindringlich genug vorgestellt, sei's daß ihm hinterbracht worden war, wie seine nicht immer gewählten Worte, schon wenige Tage, nachdem sie über seine Lippen gekommen, in den königlichen Schlössern und an den diplomatischen Tafeln fremder Hauptstädte wiederholt und commentirt wurden. Er, der bis zur endgültigen Unterwerfung des Parlaments so zugänglich gewesen und so leicht keine Gelegenheit hatte vorbeigehen lassen, den ersten besten Besuchern, auch den Gegnern seiner Politik diese seine Politik auseinander zu setzen, schloß sich seit 1840 immer argwöhnischer ab, sah fast nur noch die Familie und die Minister, vor Allem den Minister, der die spät erlernte Kunst des Höflings zu seltener Fertigkeit gebracht und sich dem Monarchen unentbehrlich zu machen gewußt hatte.

Guizot war kein bewußter, noch ein directer Schmeichler. Er fühlte sich wohl in einer Gunst, die ihn nicht demüthigte, da ihm sein Stolz nicht einmal zu denken erlaubte, er könne auch in Wirklichkeit der Schützling sein, als der er in der Form erschien. Auch pflegte in den letzten Jahren die üble Laune nur noch bei geschlossenen Thüren auszubrechen. Selbst zu widersprechen erlaubte sich der Diener, wenn auch nur, um dem Könige das Verdienst zu lassen, ihn zu bekehren. Wo er selber seinem Herrn einen Gedanken beigebracht, gönnte er ihm gern das Vergnügen der Vaterschaft. Er begegnete ihm stets als dem Ueberlegenen, nicht durch Geburt und Stellung allein, sondern an Weisheit und Erfahrung: und je bedeutender der Minister erschien, um so höher stand der König, der diesen Bedeutenden noch übersah. Dem Minister aber war um die Sache, nicht um den Schein zu thun: nie prahlte er mit der Gewalt, in deren Ausübung er sich doch allein glücklich fühlte. Und Guizot war nicht kostspielig: ihm genügte die Herrschaft; Geld und Würden verschmähte er. Wie stach der genügsame Mann ab gegen die alten Diener napoleonischer Erbschaft, einen Sebastiani, einen Soult, die wol in bester Schule die Kunst des Gehorchens zur Vollendung erlernt hatten, aber auch der Zahlung an Gut und Ehren nie genug haben konnten. Allein auch im Ueberfluß, der das Gefühl der Freiheit gibt, war der ehemalige Professor nicht geboren und erzogen, wie sein College Duchâtel, der immer bereit war, sich zurückzuziehen, wenn's der Arbeit zu viel ward. Stets fertig in seinen Ansichten, absprechend in der Rede, lässig im Thun, sah der Minister des Innern in der Gnade des Königs und dem Handhaben der Regierungsgewalt so gut wie in der Volksgunst höchst entbehrliche Güter, denen er keinerlei Opfer an Meinungen oder Handlungen zu bringen geneigt war, während Guizot, der nur in angespannter Thätigkeit voll athmete, sich an die Ministerbank anklammerte, als gälte es, von da in's Grab zu steigen. Obschon er Reichthum und Geburt willig als berechtigte Mächte anerkannte, so hatte er ihnen doch den Götzendienst nicht geweiht, mit dem Salvandy der Monarchie, der Kirche, wie allen unerwerbbaren Größen diente. Wol liebte es Louis Philipp, sich als den Nachkommen Ludwig's XIII. zu geben; aber er war zu fein, um nicht die Lächerlichkeit, und damit die Gefährlichkeit vor einem französischen Publicum,

zu empfinden, wenn sein orden- und titelbeladener Unterrichtsminister die Tradition des bourbonischen Königthums wieder hergestellt zu haben glaubte, weil er wie ein betreßter Kirchenthürsteher in den Hallen des modernen Hofes herumstolzirte und den schwerbequasteten Heroldsstab dröhnend auf den Boden aufstieß. Guizot konnte herausfordernd sein, lächerlich war er nie; und selbst seine Herausforderungen waren nie unmotivirt oder nachdrucklos, wie die des Justizministers und Siegelbewahrers Hébert, dessen staatsanwaltliche Angreifslust dem Könige und seiner Regierung die Leute entfremdete, ohne sie zu treffen und zu entwaffnen. Selbst der Günstling der ersten Jahre, den zu stürzen Guizot einst die Krone selber nicht geschont, selbst Molé trat in Schatten gegen seinen Nachfolger: denn in ihm regte sich hinter den geschmeidigen Formen des alten Régimes noch immer etwas vom Geiste des alten Justizadels, dem einst Philipp von Orléans die Herrschaft gedankt, wie im Jahre 1830 die letzten Erben des Pariser Parlaments dem Urenkel auf den Thron geholfen. Er war ein repräsentativer Mensch, ein Stück Geschichte auch und die Geschichte macht man nicht ungeschehen; Guizot war ein Einzelner, und mit dem Einzelnen wird man immer fertig.

So war der Mann, dessen gehaltener Ton und würdiges Auftreten ihm anfangs so wenig behagt hatte, jetzt dem Könige der Bequemste geworden; und jeden Angriff auf diesen Mann empfand er als gegen sich selbst, gegen die Krone gerichtet. Hatte er sich doch als der Einzige erwiesen, der ihn ganz verstand und seinem „unwandelbaren Gedanken“ (la pensée immuable) den vollendetsten Ausdruck gab; der Einzige auch, dem die Kammermehrheit unbedingt gehorchte, sobald er nur seinen Willen kund gab, der ja seines Herrn Wille war. Schon 1844 meinte der preußische Gesandte in Paris: „Die Regierung sei nicht mehr in den Kammern, sondern in der Person des Königs, Dank Guizot, und es werde so sein, so lange dieser Minister bleiben werde.“ Daß mit dieser vollständigen Einswerdung des Königs und des Ministers das ganze Wesen der parlamentarischen Monarchie gefälscht war, gestanden sich die Beiden selber nicht, und auch die Mehrheit machte sich keine klare Vorstellung von der Sache: genug, der Minister war aus dem Parlamente hervorgegangen, er vertheidigte seine Politik vor dem Parlamente, das Parlament stützte ihn als die sicherste Stütze des neuen Königthums: was konnte constitutioneller sein? Der ganz äußerlichen Anschauung jener Zeit und des in ihr herrschenden Standes war ja diese Schale auch der Kern. Erst als die Schale, die ihnen unzerbrechlich dünkte, auf einen Schlag zersprang und Nichts mehr übrig blieb, als unbrauchbare Scherben, begann man einzusehen, daß man wieder einmal das Wesen dem Scheine geopfert. Denn das Wesen der parlamentarischen Monarchie ist Beweglichkeit und die Guizot'sche Politik des „Widerstandes“, unfruchtbar wie alles rein negative Thun, suchte das Wesen in der Unbeweglichkeit. Die Mehrheit aber hatte so wenig einen Begriff von der wahren Aufgabe der Volksvertretung, als der Monarch von der Rolle, welche dem Königthum im Repräsentativstaate zukommt; ja der Minister selber, der sein Leben mit dem Studium der constitutionellen Monarchie zugebracht, ihre Begründung in Frankreich sich zum Lebenszweck gemacht, begnügte sich mit der wesenlosesten Form. Es ist ein viele Nachtheile aufwiegender Vorzug dieser zartesten aller Staatsverfassungen,

Digitized by Google

daß in ihr die Stimmung und das vorübergehende Interesse des jedesmaligen Geschlechts neben der Continuität der Nation und ihrer dauernden Ziele und Interessen zur Vertretung gelangen, daß Beide sich gegenseitig durchdringen und beeinflussen, dabei aber doch in ihren Bewegungen so unabhängig von einander sind, daß dies bleibende Interesse bei jedem Wechsel jenes vorübergehenden im Wesentlichen unversehrt bleibt. Von dem Augenblick, wo die Bedürfnisse und Wünsche der neuen Generationen, die Gedanken einer neuen Zeit nicht mehr befriedigt und verwirklicht werden konnten, weil ihre eigenen Vertreter sie verleugneten und der Vertreter der nationalen Continuität sie mißachtete, mußten sie, da sie doch nicht ewig zurückgedrängt werden konnten, am Ende Beide zerbrechen; in anderen Worten, mit dem Sturze des Ministers war auch der des Königthums und des Parlamentes unvermeidlich. Sie aber, die Politiker auf dem Throne, am Ministertische, auf den Bänken der Kammern, „spielten ihre Schachpartie weiter und gaben nur auf ihr Schachbrett Acht; an den Tisch, auf dem dieses Schachbrett ruhte, dachten sie nicht. Dieser Tisch aber war ein lebendiger: der Rücken des Volkes. Er fing an, sich zu bewegen, und in einem Nu lagen Schachbrett und Figuren auf dem Boden.“ (Sainte-Beuve.)

II.

Daß es sich da unten zu regen begann, sahen auch die oberflächlichsten Beobachter, sofern sie nicht ganz vom Spiele in Anspruch genommen waren. Immer heißer und schwüler ward die Luft in dem verhängnißvollen Jahre 1847; freilich immer tiefer, weiter auch die Kluft zwischen den Herrschenden und der Nation, in der es kochte. Jeder Tag brachte neue Anzeichen der wiedererwachenden Unruhe. Auf der Oberfläche schien man sich zu beruhigen; aber in der Tiefe gährte es. Die Berichte der geheimen Polizei schilderten das Umsichgreifen der socialistischen Irrlehren unter den Pariser Arbeitern in den lebhaftesten Farben; und sie übertrieben nicht. „Die Gemüther empfinden seit einiger Zeit ein sonderbares Mißbehagen,“ schrieb Tocqueville am 2. August an einen englischen Freund, „und inmitten einer Ruhe, die größer ist, als wir sie seit lange genossen, bietet sich vielen Geistern der Gedanke an die Unbeständigkeit der jetzigen Ordnung dar.“ Bis in den Schoß der königlichen Familie drang das bange Gefühl des Bevorstehenden. Die Herzogin von Orléans klagte in ihren vertrauten Briefen über „die Mißachtung, in welche die höheren Stände gefallen, die allgemeine Entfremdung der mittleren, und die Art unbestimmten Ekels, der sich Aller bemächtigt habe; das Land bedürfe einer Aufrüttelung“. „Ich fange an ernstlich besorgt zu werden,“ schrieb der eigene Sohn des Königs, Joinville, seinem Bruder Nemours, dem künftigen Regenten, gegen Ende des Jahres: „. . . Minister gibt es keine mehr; ihre Verantwortlichkeit ist null. Alles geht bis zum König hinauf. Der König aber ist in einem Alter, wo man keine Bemerkungen mehr anhört, er ist gewohnt zu regieren und er zeigt gerne, daß er regiert. Seine umfassende Erfahrung, sein Muth und alle seine großen Eigenschaften machen, daß er kühn der Gefahr trotzt; aber die Gefahr ist darum nicht minder da. . . . Unsere Lage ist keine gute. Im Inneren ist der

Stand unserer Finanzen nach siebenzehn Friedensjahren kein glänzender; im Aeußeren, wo wir einige jener Befriedigungen der Eigenliebe hätten suchen können, welche unserem Volke so theuer sind und mit denen man die Aufmerksamkeit von weiteren Uebeln ablenkt, glänzen wir auch nicht. . . . Der spanische Heirathsfeldzug hat uns in einen bedauernswerthen Ruf der Unzuverlässigkeit (mauvaise foi) gebracht. Getrennt von England im Augenblicke, wo die italienischen Angelegenheiten sich verwickelten, haben wir keinen thätigen Antheil daran nehmen können, der unserm Lande gefallen und der mit den Grundsätzen übereingestimmt hätte, die wir nicht aufgeben können, da wir ja nur kraft ihrer da sind. Alles Das ist das Werk des Königs allein. . . . Wir kommen vor die Kammern mit einer abscheulichen inneren Lage und keiner besseren äußern. . . . In Frankreich, die Finanzen zerrüttet; draußen nur die Wahl zwischen einer Abbitte an Palmerston in der spanischen Frage und einem gemeinsamen Gensdarmendienst mit Oesterreich in der Schweiz und in Italien gegen unsere Principien, wie gegen unsere natürlichen Verbündeten: Alles dem Könige zugeschrieben, dem Könige allein, der unsere constitutionellen Einrichtungen gefälscht hat. Ich finde das Alles sehr ernst. . . ."

Guizot ließ derlei Drohungen sich nicht anfechten. „Ich betrachte," sagte er wenig Wochen vor der Kammereröffnung (10. November) zu dem am Tuilerienhofe beglaubigten Gesandten einer europäischen Großmacht, „ich betrachte nach sieben Jahren meines Ministeriums die Lage als vortrefflich und meine Ministerstellung als gesicherter denn je. . . . Die conservative Partei hängt an mir, weil sie weiß, daß sie ohne mich leicht entwaffnet oder von der Opposition überwältigt (débordé) werden könnte. Sie weiß überdies, daß ich der Mann dazu bin, mich auf die Bresche zu stellen gegen die radicale Partei und daß ich vor Nichts zurückweichen würde (que rien ne me coûterait), weder vor Ausnahmegesetzen noch vor Kartätschen, den Tag, wo der Radicalismus Straßenbewegungen anfinge. Uebrigens glaubt die conservative Partei, daß sie mich zum Conseilspräsidenten gemacht hat, wie der König glaubt, daß er einen guten Minister aus mir gebildet hat. Ich verwerthe diesen Glauben, wie den des Königs. Kurz, ich bin gegen jeden Angriff geschützt (à l'abri). Herr des Bodens wie nie vorher, sicher der Unterstützung des Königs, habe ich keine Besorgniß, daß die Kammer mich stürze. So sehe ich die Lage an; Andere mögen die Dinge anders anschauen, das ändert aber Nichts an der Wirklichkeit dessen, was ist."

Mit dieser Zuversicht, die indessen doch in der letzten Stunde etwas abnahm, sah der Minister der Sitzungsperiode entgegen, welche seine letzte sein sollte. Die Kammern wurden am 28. December vom König in Person eröffnet. Die gewohnte stumme Mehrheit von 228 am 11. Februar, von 222 am 12. Februar, darunter 150 Beamten, verwarfen die als Rettungsbretter hingeworfenen Amendements. Die Regierung erhielt Alles, um eine Woche später Nichts mehr zu behalten.

Der König triumphirte. War seine Stellung nicht die correcteste, die ein constitutioneller König wünschen konnte? Er war eines Sinnes mit seinem Minister, mit der Mehrheit der Kammern. Was wollte man mehr? Zugeständ-

Digitized by Google

nisse an andere als die gesetzlichen Gewalten des Parlamentes konnte man ihm doch nicht zumuthen. Als der Seinepräfect, M. de Rambuteau, ihn über die Stimmung des Pariser wohlhabenden Bürgerstandes aufklären wollte, sagte er ihm derb: „Mein lieber Präfect, davon verstehen Sie Nichts.“ Und als der Urheber jenes vermittelnden Amendements, ein conservativer Pariser Kaufmann, um eine Audienz bat und ein solches Zugeständniß anrieth, fragte er ihn: „Verkaufen Sie Ihre Teppiche gut, Herr Sallandrouze?“ Drei Mitglieder des Pariser Gemeinderathes, die in jener letzten Woche vor dem Ausbruche (14. bis 20. Februar) mit ähnlicher Absicht um Empfang baten, wurden abgewiesen; und der Polizeipräfect, der sie an des Königs Stelle empfing, hörte auf ihre Warnungen nicht, meinte, für die Ruhe sei Nichts zu fürchten, verabschiedete sie endlich mit sichtlicher Ungeduld. Als Marschall Sebastiani dem Könige die letzten Warnungen seiner sterbenden Schwester brachte, hatte der Monarch nur Hohn für seinen alten Vertrauensmann: „Man sieht's wohl, Sie altern, Marschall,“ unterbrach er seine unbequemen Vorstellungen. Und als ein anderer Vertrauter ihm zu sagen wagte, der Augenblick sei gekommen in der Reformfrage ein Zugeständniß zu machen, rief er ungeduldig: „Und wenn die Reform wirklich nothwendig wird, ich werde meine Hände nicht zu dieser Schwachheit hergeben. Die Reform ist der Regierungsantritt der Opposition; und der Regierungsantritt der Opposition ist der Krieg, ist der Anfang vom Ende! Sobald sie kömmt, gehe ich weg!“ Guizot dachte anders und begann einzulenken. Ein vielbemerkter Aufsatz des „Journal des Débats“ vom Tage nach Schluß der Adreßdebatte versprach die Einbringung von Reformvorschlägen für die nächste Session. Niemand glaubte daran, so lange es Guizot war, von dem solche Reformen kommen sollten, der, das durfte man voraussetzen, dem Könige nicht widerstehen würde: der König aber machte ja kein Hehl aus seinem unwiderruflichen Entschlusse, in dieser Frage nicht nachzugeben. Wer nicht in der Reihe der Kämpfenden stand, sah schon jetzt klar, daß „der Thron verloren war“, wenn der „gesetzliche Staatsstreich“ des Ministers mißglückte. „Diese Regierung,“ schrieb der preußische Gesandte am Tage nach Beendigung der Adreßdebatte, 13. Februar, an seinen Oberen, „diese Regierung gleicht einer Wanduhr, die einmal aufgezogen worden und seit der Zeit ziemlich regelmäßig geht: aber Niemand kann sie wieder aufziehen; der Schlüssel ist verloren. Niemand weiß auch, wie lange sie noch gehen wird: es kann morgen aufhören (cela peut finir demain), wie es auch noch eine Weile dauern kann. Wer vermöchte den Endtermin vorauszusagen? Alles, was man wissen kann ist, daß die Maschine (la mécanique), die im Juli 1830 hergestellt worden, kein Lebensprincip in sich selber hat.“

III.

Sogleich nach Schluß der Adreßdebatte versammelten sich die Abgeordneten der Opposition, um über ihre zukünftige Haltung zu berathen. Eines der Mitglieder trug auf eine gemeinsame Einreichung der Entlassung an; doch der Vorschlag fand keinen Anklang. Dagegen beschloß man dem im 12. Pariser Stadtbezirke projectirten Reformessen beizuwohnen. Duvergier de Hauranne hatte auf

Digitized by

der Tribüne feierlich erklärt: die politischen Versammlungen seien gesetzlich und er sei bereit, sich jedem Versuche gesetzlichen Widerstandes anzuschließen, um dies Recht außer Frage zu stellen. Der Pariser Wählerausschuß dachte sogleich an die Verwirklichung. Am 9. Januar waren bereits zwei Reformbankette in Toulouse und Cambray friedlich vorübergegangen. Jetzt sollte es in Paris selber versucht werden, trotz der Gefährlichkeit der Lage und der Stimmung in der Hauptstadt. Schon seit Anfang Januar war nämlich in Folge der Schließung von Michelet's Vorlesungen im Collège de France, welchen diejenige der Vorlesungen Quinet's und Mickiewitz' vorausgegangen war, die Studentenjugend höchst unruhig, hatte den Redactionen des republikanischen „National“ und der social-demokratischen „Reform“ Ovationen gebracht, Proteste unterzeichnet. Die Nationalgarde war entfremdet, verbittert, unruhig. Seit der Ruf: „Es lebe die Reform!“ zum ersten Male aus ihren Reihen erschollen war (1840), hatte der König sie nicht mehr mustern wollen. Die geheimen Gesellschaften hatten sich seit der letzten Theuerung und den erneuerten Arbeitseinstellungen wieder stark zu regen begonnen. Sie hielten, das wußte man auf der Polizeipräfectur, fast täglich Versammlungen und, obschon sie alle zusammen kaum 1500 Mann zählten, so war eine solche Hefe in einer aufgeregten Arbeitermasse doch gefährlich; und die Arbeiter waren aufgeregt. Es war die Zeit, wo die wohlfeilen Ausgaben von Sue's Romanen und Lamartine's „Girondisten“ aus den mittleren Kreisen in die unteren stiegen und das Revolutionsfieber nährten. Jeden Abend ertönte der Gesang: „Mourons pour la patrie!“ welcher jetzt die Marseillaise ersetzte, die Boulevards entlang, wenn das Publicum aus dem Théâtre historique strömte, wo Al. Dumas' Revolutionsdrama „Le Chevalier de Maison-Rouge“ allabendlich eine große Zuschauermenge anzog. Selbst die Fremden fühlten sehr wohl, daß etwas Unheimliches in der Hauptstadt braue: die Zahl der in der Woche vom 14. bis 20. Februar visirten Pässe war doppelt so groß als gewöhnlich.

Unter solchen Umständen konnte jeder Zusammenstoß mit der Polizei zu Unordnungen führen, deren Ende wiederum Niemand absehen konnte. Allein die dynastische Opposition war zum Aeußersten getrieben und sie stand vor diesem Aeußersten so wenig stille, als die Regierung in ihrem Widerstande nachließ. Die einzigen Vorsichtsmaßregeln, die man ergriff, waren, daß man das Bankett von einem Sonntag und einem Montag, an denen die Arbeiter feierten, auf einen Dienstag, den 22. Februar, verlegte und ein abgelegenes Local der Champs Elysées dafür auswählte, anstatt es im volkreichen Faubourg St. Marceau, von dem es ausging, abzuhalten. Die Regierung ihrerseits glaubte genug gethan zu haben, wenn sie einige neue Regimenter nach Paris und in die Umgegend heranzog. Man hatte am Montag Abend in Paris und den Forts — oder man glaubte doch zu haben — 31,000 Mann, wovon 2800 Municipalgardisten und Gensdarmen, und 27 Batterien, wovon aber 23 in Vincennes standen. Der Kern, die Infanterie, sollte allein 21,500 Mann zählen; aber es stellte sich bald heraus, daß die Bataillone keineswegs effectiv waren und man kaum 15,000 Mann zur Verfügung hatte: immerhin mehr als genug, wenn man sie zu brauchen verstand. Die Artillerie in

Digitized by Google

Vincennes hatte Befehl, sich am Dienstag, den 22. Februar früh, um 6 Uhr bereit zu halten. Der Vertheidigungsplan war schon nach dem letzten Aufstande im Jahre 1839 von Marschall Gérard festgestellt worden und jeder Oberofficier kannte im Voraus seinen Posten. Auf den Boulevards und längs der Seine, d. h. auf dem Bogen und seiner Saite, in dessen Mitte der Kern der Hauptstadt lag, waren sechs, zwischen diesen Linien zwei, strategische Punkte bezeichnet, die sofort zu besetzen waren; ebenso auf dem linken Ufer, im Ganzen elf Positionen. Alle Brücken sollten mit Geschütz bepflanzt werden. Nachdem der Aufstand so im Herzen von Paris umstellt und erdrückt oder doch von seinen Hilfsquellen in den Vorstädten abgeschnitten war, sollten diese großen Linien mit Artillerie bestrichen werden. Es schien ein Leichtes, auf solche Weise jeder Bewegung Herr zu werden. Man hatte ohne die Unentschlossenheit des Obercommandanten, Herzogs von Nemours, und seiner beiden Generale gerechnet: Tiburce Sebastiani, der die Armee, Jacqueminot, der die Nationalgarde befehligte, wagten am ersten Tage keine entscheidenden Maßregeln zu nehmen, um den Aufstand nicht herauszufordern, und hielten fast alle Truppen den Tag über wartend im Westen von Paris; man hatte namentlich die Stimmung der Nationalgarde nicht bedacht, die sich am zweiten Tage für die Bewegung erklärte und gegen die man die Truppen nicht zum Feuern bringen konnte, selbst wenn man es gewollt hätte. Der König selber billigte den Vorschlag seines Sohnes, jenen Plan vom Jahre 1839 für's Erste nicht in Ausführung zu bringen; und die Offensive der Ordnungsfeinde abzuwarten, um womöglich alles Blutvergießen zu vermeiden.

Unterdessen versuchten die Freunde des Königs und des Cabinets einen letzten friedlichen Ausweg, um dem gefährlichen Zusammenstoße vorzubeugen. Graf Morny und Vitet unterhandelten mit Duvergier de Hauranne und O. Barrot, die beeifert entgegenkamen und der Minister des Innern nahm denn auch den Vermittlungsvorschlag an. Die Pairs und Abgeordneten, welche am Bankett Theil zu nehmen beabsichtigten, sollten sich am festgesetzten Tage um 12 Uhr von der Madeleine aus die kurze Rue Royale hinunter auf die Place de la Concorde (Louis XV.) begeben, wo die anderen Gäste sich ihnen anschließen würden. Am nahen Bestimmungsorte angelangt, sollte ein Polizeibeamter das Bankett für unstatthaft erklären und die ganze Versammlung nach einer kurzen Anrede Odilon Barrot's friedlich auseinandergehen, indem sie die Nationalgardisten aufforderte, sich nach Hause zu begeben. Die Frage würde dann vor die Gerichte gebracht werden. Schon schien die Sache auf diese Weise beigelegt, als das Cabinet, nicht ganz ohne Grund, in der letzten Stunde sein Wort zurückzog. Am 20. war ein in der Sprache äußerst friedfertiges, vielleicht nur allzuängstliches Programm der Festveranstalter erschienen, worin die Nationalgarde einberufen wurde, ein offenbar gesetzeswidriger Act, welcher dem Minister des Innern die Handhabe bot, die ganze Kundgebung zu verhindern. Wol erklärte das Manifest, das den Chefredacteur des „National", Armand Marrast, zum Verfasser hatte und das Od. Barrot wie Duvergier laut mißbilligten, die Nationalgardisten sollten nur mit dem Seitengewehre erscheinen; immerhin war's ein Eingriff in die Befugnisse der Executive und ihres Organes, des Oberbefehlshabers der Nationalgarde. Ein Anschlag des Polizeipräfecten erklärte sofort

Digitized by Google

das auf den übernächsten Tag angesagte Bankett für untersagt. Umsonst verlangte Od. Barrot Tags darauf — Montag — in der Kammer eine Aufhebung des Verbotes in Gemäßheit der abgeschlossenen Uebereinkunft. Duchâtel antwortete, jenes Programm, das einen Aufruf an die Nationalgarde und die Bevölkerung von Paris enthalte, habe die Lage geändert; die Regierung hielte sich nicht länger für gebunden; das Bankett bleibe untersagt im „Interesse der Ordnung". Die Mitglieder der Opposition versammelten sich zweimal, um über die einzunehmende Haltung zu Rathe zu gehen. Lamartine, der sich so entschieden gegen die ganze Bewegung der Bankette als ein äußerst gefährliches Spiel erklärt hatte, war jetzt der Einzige, der, gereizt durch die Herausforderung der Minister, oder weil er den Augenblick gekommen glaubte, Sturm zu laufen gegen die Ordnung von 1830, welche sich weder ergeben, noch gebrauchen lassen wollte, erklärte, er werde gehen, im Nothfalle „allein mit seinem Schatten hinter sich". Niemand ließ sich von seiner stürmischen Rede fortreißen; die Versammlung beschloß, sich nicht an dem Bankett zu betheiligen.

Als die Nachricht von diesem Beschlusse nach den Tuilerien kam, war die Freude groß. Der König konnte dem Minister des Innern nicht genug zu seinem unblutigen Siege Glück wünschen. „Ich wußte wohl," sagte er, „daß ich nur Festigkeit zu zeigen brauchte, um sie zum Weichen zu bringen." Die parlamentarische Opposition aber tröstete sich, daß sich bald eine neue Gelegenheit zum entscheidenden Angriff gegen das Ministerium Guizot bieten würde: sie brauchte keine dreimal vier und zwanzig Stunden zu warten. Die geheimen Gesellschaften wachten, und beschlossen am Abend des 21. „einen Tag (une journée) gegen das Königthum" zu veranstalten, wie's in der alten Revolutionssprache von 1792 lautete. Sollte Etwas zu machen sein, worauf man übrigens kaum rechnete, so war das Stelldichein der Führer im Redactionslokal der „Reform". Dagegen faßte die Generalversammlung der Republikaner, an der auch E. Quinet theilnahm, auf L. Blanc's und Ledru Rollin's Rath den Beschluß, sich jeder Kundgebung zu enthalten. Man hielt die Dinge nicht für reif, fühlte sich unvorbereitet für das Vorhergesehenste und fürchtete, von dem Feinde in eine Falle gelockt zu werden, während man ihm, ohne es zu wollen, selbst eine Falle stellte. In der That zog der Minister des Innern noch selbigen Abends, als er den Beschluß der Versammlung hörte, die Verhaftungsbefehle zurück, welche er am Morgen gegen die zwanzig gefährlichsten Rädelsführer ausgefertigt hatte. Zwar besann er sich folgenden Tages eines Besseren; allein zu spät: fast Alle hatten sich versteckt oder wurden von der unangreifbaren Nationalgarde, die kaum wußte, wen sie so in ihre Hut nahm, wirksam geschützt.

Schon früh am 22. Februar, einem Dienstag, verbreitete sich trotz des naßkalten Wetters die schaulustige Menge in Paris. Wenig Arbeiter gingen in die Werkstatt. Viele Bürger warfen sich in ihre Nationalgardenuniform ohne Befehl dazu erhalten zu haben. Um 10 Uhr versammelte sich die Studentenschaft am Panthéon und zog mit wehenden Fahnen nach der Madeleine, um dem Abzuge der Bankettdemonstranten beizuwohnen, welche ja erklärt hatten, trotz des Verbotes ihr Zweckessen halten zu wollen. Unterwegs begegneten sie einer Schar Arbeiter, die ebenfalls hinzogen und sich ihnen anschlossen. Vor

Digitized by Google

der Kirche wimmelte es schon von Wartenden, die den gemischten Zug mit dem Rufe: „es lebe die Reform!“ stürmisch begrüßten; und dem Rufe antwortete die berauschende Weise der Marseillaise, welche von den Studenten angestimmt wurde. Schon begannen die äußersten Flügel der Menge das nahe Ministerium des Aeußern auf dem Boulevard des Capucines unterm Rufe: „nieder mit Guizot!“ mit Steinen zu bewerfen; und eine Schwadron berittener Municipalgardisten mußte die Tumultuanten zerstreuen. Unterdessen setzte sich die Masse der Versammelten über die Rue Royale und die Place de la Concorde (Louis XV.) nach dem Palais Bourbon in Bewegung, wo die Abgeordneten ihre Sitzungen hielten. An der Brücke wurden sie von einer Compagnie Municipalgarde zu Fuß mit dem Bajonett aufgehalten; aber das schwache Häuflein zog sich bald vor der Wucht der ungeheuren Menschenmenge zurück. Sofort jedoch ward der Platz hinter dem Palast militärisch besetzt und die Dragoner aus der nahen Caserne des Quai d'Orsay herbeigezogen. Sie wurden keineswegs feindlich empfangen, wie die verhaßten Municipalgarden, und die Menge machte ihnen gütlich Platz, freilich nur um sich hinter ihnen wieder zu sammeln. Noch immer wogte sie um das weitläufige Gebäude, als die Abgeordneten sich zu versammeln begannen. Doch kam's hier zu keinem Zusammenstoße, während in anderen Theilen der Stadt, vornehmlich in den Champs Elysées, schon Reibungen stattfanden.

Die Sitzung ging ohne Zwischenfall vorüber: man discutirte über das Privileg der Bank von Bordeaux vor zerstreuten Ohren. Selbst als Odilon Barrot, anstatt wie man wol erwartet die Entlassung der vereinigten Opposition einzureichen, oder mit ihr den Saal zu verlassen um nach dem Bankettplatze zu ziehen, einen Anklageact gegen die Minister niederlegte, achtete Niemand darauf. Die Aufmerksamkeit war auf die Straße gerichtet und auf Die, welche von Zeit zu Zeit Nachrichten davon herbrachten. „Morgen haben wir einen heißen Tag,“ sagte Marschall Bugeaud, der hinausgegangen war um sich die Dinge anzusehen. Und Guizot: „Für den Tag stehe ich noch, aber ich bin nicht unbesorgt für die Nacht.“ Als die Sitzung gegen fünf Uhr aufgehoben wurde und die Abgeordneten heimkehrten, waren die Straßen und Plätze um ihr Palais, sowie die Brücke frei; die Menge hatte sich zurückgezogen nach der Rue St. Honoré und dem Palais Royal zu. Ein Laden nach dem anderen war geschlossen worden; schon erhoben sich Barrikaden im classischen Viertel der Emeute, Rues Transnonain und Bourg l'Abbé, die nicht ohne leichtes Blutvergießen genommen werden konnten. Auch auf den Champs Elysées war man noch nicht zur Ruhe gekommen. Knaben und Weiber wärmten sich an einem ungeheuren Scheiterhaufen, den sie aus den zahllosen Strohstühlen der Anlagen aufgerichtet; ja der dortige verlassene Wachtposten der Municipalgardisten war angezündet worden, während man die tapferen Leute selber noch nicht anzurühren wagte. Die Furcht und der Haß, welche diese ausgewählte Kerntruppe dem Diebsgesindel der Hauptstadt und den Aufwieglern vom Handwerk einflößte, hatte sich längst der leichtgläubigen Pariser Menge mitgetheilt, noch immer gewohnt, alle Werkzeuge der Polizei als Feinde des „Volkes“ zu betrachten, nie fähig einen Augenblick zu überlegen, welcher Platz der ehrenvollere, der vortheil-

Digitized by Google

haftere sei, der neben den Feinden oder der neben den Schützern des Eigenthums und des Friedens. Selbst die blöden Mittelclassen beugten sich vor dieser revolutionären Ueberlieferung; wo nur die Nationalgarde uneinberufen zusammenkam, nahm sie ihre Posten ein unter dem Rufe: „nieder mit der Municipalgarde! Es lebe die Linie!" Denn auch die fast unbewußt geübte Taktik, das Heer von der politischen Staatsgewalt zu trennen, gehörte zur Tradition, welcher selbst die gehorchten, welche Alles dabei zu verlieren hatten. Indessen ward die Stadt immer aufgeregter. Eine starke Truppenmasse ward gegen acht Uhr Abends vor und hinter den Tuilerien gesammelt; auch auf den Boulevards wurden Geschütze aufgepflanzt. Je fester aber die militärische Macht sich in der wohlhabenden Nordwesthälfte von Paris einrichtete, um desto mehr breitete sich die revolutionäre Macht in der entgegengesetzten, volkreicheren Hälfte aus. Schon erhoben sich in allen Nebenstraßen der Rue St. Antoine die Barrikaden. Auf der Grenze zwischen beiden Regionen, in der Rue St. Martin, kam's schon zum Zusammenstoß; doch bemächtigte sich die Truppe noch dieser wichtigen Arterie, ehe die Hauptstadt zur Ruhe ging. Denn die Nacht war ruhig, obschon bang und beklemmt. Sie ward von der Regierung benutzt, neue Truppen aus den Forts heranzuziehen und auf der Place de la Concorde zu sammeln; von dem geheimen Revolutionsausschuß, sich mit seiner Armee zu verständigen. Das Ergebniß war wiederum wie Abends zuvor der Beschluß, sich auf der Defensive zu halten und eine gute Gelegenheit abzuwarten, um zum Angriffe überzugehen. Das Stelldichein der Verschworenen war diesmal das Boulevard Saint-Martin.

IV.

Der trübe Morgen des 23. Februar fand die Dinge noch ungefähr wie sie Tages zuvor gewesen. Es war windig und feucht; zuweilen auch rieselte der feine, alles durchdringende Pariser Regen herunter. Die Truppen aber standen noch immer im Freien und auch die Nationalgarde hatte sich ziemlich zahlreich eingestellt, obschon sie Anfangs nicht von ihrem Oberbefehlshaber, General Jacqueminot, sondern von den Bürgermeistern und Officieren aus eigener Machtvollkommenheit einberufen worden, um für freien Verkehr auf der Straße zu sorgen. Gegen zehn Uhr jedoch kam noch der Befehl aus dem Hauptquartier, zwei Bataillone per Legion unter die Waffen zu rufen. Von dem Augenblick an ward sie die organisirte Kraft, welche die ganze Bewegung in die Hand nahm und der die Revolution klüglich die Führung überließ, bis sie selbst eintreten konnte. Die Nationalgarde war das Kleinbürgerthum von Paris; denn sie bestand seit 1830 aus allen Denen, welche Kopfsteuer zahlten und sich selbst einkleiden konnten, etwa 100,000 Mann. Gegen Die schoß kein Soldat. Sie hatten früher an der Seite der Truppen gegen die Barrikaden gekämpft; heute standen sie vor den Barrikaden und hinderten die Truppen dagegen vorzugehen: sie wollten ihren „Barrot und die Reform". Auch begnügten sie sich nicht, die Ordnung aufrecht zu erhalten, das Blutvergießen zu verhindern: aus ihrer Mitte tönten die lautesten Rufe nach Reform. Ja die vierte Legion unterzeichnete schon eine Petition um Reform und Entlassung Guizot's; während die Muni-

Digitized by Google

cipalgarde einige Barrikaden auf der Grenzlinie zwischen beiden Hälften von Paris — Rue Poissonière und Rue Rambuteau — allein und ohne Blutvergießen stürmte, das Militär, wie Tags zuvor, Gewehr bei Fuß blieb. An anderen Orten warf sich die Bürgerwehr auch zwischen die versammelte Menge und die Municipalgarde, die ja, als bewaffnete Polizeimacht gewohnt, den Bürger gegen den Pöbel zu schützen, nicht wagte, gegen die Bürgeruniform vorzugehen. Auch das Heer, heute wie vor achtzehn Jahren bereit, auf jeden Kittel zu feuern, ward irre, sobald es jener Montur der Besitzenden sich gegenübersah. Die Revolutionsarmee aber und ihre Führer hielten sich den ganzen Tag über im Hintergrund und auf der Lauer, wenig hoffend, aber immer bereit, auch den geringsten Vortheil zu benutzen. Welch ein Vortheil aber war es, die Nationalgarde, welche sich in den heißen Tagen von 1832, 1834 zur Leibwache des Bürgerkönigs aufgeworfen, nun massenweise nach dem Palais Bourbon stürmen zu sehen, um dem Parlamente ihre Petitionen zu bringen, welche die Entlassung Guizot's in ungestümen Worten forderten. Thiers und Barrot gingen ihnen entgegen bis an die Brücke, bestimmten sie zurückzugehen. Marie und Crémieux nahmen ihnen ihre Bittschriften ab und legten sie auf dem Präsidententische der Kammer nieder.

Und nicht allein im Palais Bourbon, auch in den Tuilerien ward die Entlassung der unbeliebten Minister verlangt. General Jacqueminot selber hatte versprochen, den Wunsch seiner Bürgersoldaten dem König mitzutheilen und er hielt Wort. Jetzt endlich begann der Monarch die Augen zu öffnen, der bis zur letzten Stunde auf seine Nationalgarde gerechnet hatte. Die Königin, hinter der ihre Kinder, vor Allen der junge Montpensier, standen, drang in den König, dem Wunsch der Nationalgarde nachzugeben. Wol sah Louis Philipp ein, daß er zu lange widerstanden; allein hieß Guizot aufgeben nicht, sich selbst, seine Politik, sein „System" aufgeben? Schon redete er von Abdankung. Die Königin widersprach lebhaft: er schulde sich dem Lande, er gehöre nicht sich allein an. „Halten Sie sich für stark genug, der Lage Herr zu werden?" fragte der immer wankendere König seinen Minister, der aus der Kammer herbeigeeilt war. „Sire," antwortete Guizot rasch entschlossen, „wenn man hier an unserer Kraft zweifelt, so zerstört man sie schon dadurch." Das Ministerium sei im Stande, über die Straße zu siegen, gab er zu verstehen, nicht über die königliche Familie. Er rieth dem Könige, Molé zu sich zu berufen und eilte mit Duchâtel zurück in's Palais Bourbon um der Kammer seine Entlassung anzuzeigen. Der König verräth uns, riefen die wirklich Verrathenen, welche den Monarchen und seinen Minister so lange durch ihren willenlosen Gehorsam zum äußersten Widerstande ermuthigt; aber von der Brust der Meisten im Hause fiel's doch wie ein Alp. Sofort ließ man die schon angeregten Interpellationen über die Unordnungen des vorhergehenden Tages fallen: und die Befriedigung theilte sich bald der Hauptstadt mit. Jubelnde Scharen von Nationalgardisten durchzogen die Straßen, unter dem Rufe: „es lebe der König! es lebe die Reform!" Ueberall Händedrücke, Umarmungen; überall macht der Zorn der Freude, der Rührung Platz. Sobald es dunkelt, werden alle Fenster wie auf Verabredung erleuchtet. Das Bürgerthum hatte gesiegt: es hätte seinen Barrot gewünscht; aber es wollte nicht zu gebieterisch

Digitized by

sein: Molé war ja ein Ehrenmann; auch mußte er ja die Reform einbringen und — man war Guizot's ledig. Daß ein Ministerwechsel, welcher nicht von der friedlichen Abstimmung der gesetzlichen Volksvertretung, sondern von dem bewaffneten Drängen der Hauptstadt erzwungen worden, die parlamentarische Monarchie in der Form wie im Wesen verletzte, tödtlich verletzte, das mochte der König fühlen, Guizot wußte es; daß sie Beide die Nation zu dieser gewaltsamen und ungesetzlichen Bethätigung ihres Willens gedrängt, indem sie ihr hartnäckig eine gesetzliche Vertretung verweigert, das wollten sie sich noch immer nicht gestehen. Das Pariser Bürgerthum aber war in jener gehobenen Siegesstimmung, die keinem Gedanken an das Gestern und Morgen Raum läßt. Ein mächtiger Freudenstrom bedeckte und riß Alle fort, auch die Mißtrauischen und Bedenklichen; denn wie in jeder Menge, mehr als in jeder anderen Menge, verschwindet der Einzelne in einer französischen Menge und läßt sich zu Gefühlen hinreißen, die seiner Natur die fremdesten sein müßten: der Mildeste zur Grausamkeit, der Selbstsüchtigste zum Mitleid, aber auch der Kühlste zur Rührung, der Zweifler zur Begeisterung: und wie sollte sich heute nicht Jeder der ungemischten Freude hingeben, da der schöne Sieg fast ohne Blutvergießen erkauft worden?

So in jener großen Zone von Paris, welche sich westlich von dem Faubourg und der Rue St. Martin ausdehnt, dem Wohnsitze aller Schichten des Mittelstandes; nicht so jenseits, wo der Bürgerstand von der ihn umgebenden Arbeiterbevölkerung überlärmt wird. Hier verließen die Männer der geheimen Gesellschaften und die von ihnen fortgerissenen Arbeiter nicht einen Augenblick ihre Barrikaden, die sie muthig gegen wiederholte Angriffe vertheidigt hatten. Was ist ihnen Molé? Was wäre ihnen Thiers? Was sogar Barrot? Falsche Liberale, Männer der Bourgeoisie; nun der König nachgäbe, solle er nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Und könne man ihm denn trauen? Wenn man die Barrikaden verließe, den Sieg aus der Hand gäbe, wer stünde dafür, daß Guizot nicht wieder berufen, die Reaction frecher als je ihr Haupt erheben würde? So die Sendlinge der „Reform", welche von Barrikade zu Barrikade gehen, das Mißtrauen schüren, zum Ausharren mahnen: noch hatte man die Hoffnung auf einen Zwischenfall nicht aufgegeben, der es erlauben würde, den Kampf aufzunehmen, auf die Dauer der Ministerkrise auch, während der die führerlosen Behörden wol erschlaffen würden. Man täuschte sich in keiner dieser beiden Hoffnungen. In der That wollte es Molé nicht gelingen, ein Ministerium zu Stande zu bringen. Der König wollte von Bugeaud im Kriegsministerium Nichts wissen, angeblich, weil er unbeliebt unter den höheren Officieren sei, was freilich nicht zu leugnen war, im Grunde aber doch wol hauptsächlich, weil er von demselben Einspruch gegen die große, seinen Söhnen zugetheilte Rolle im Heer zu befürchten hatte. Molé aber konnte, wollte ohne den ersten Kriegsmann des Landes kein Cabinet bilden. Doch gab der König nach: aber von Thiers wollte er Nichts wissen. „Was würde Europa dazu sagen?" meinte er, noch immer mehr mit Wien und London als mit Paris beschäftigt. Thiers seinerseits weigerte sich, anders denn als Ministerpräsident einzutreten: denn er hatte seine Erfahrungen mit dem König. So gab denn Molé — es mochte gegen

Digitized by Google

neun Uhr Abends sein — dem König seine Vollmacht zurück und rieth ernstlich, den Führer des linken Centrums damit zu betrauen. Thiers? Den unbequemen und eigenwilligen Vormund von 1836 und 1840? den Chef der Opposition, einer Minderheit in der Kammer? Nimmermehr! Da kam eine Nachricht, die jedem Zögern ein Ende machte. Der kaum beschworene, noch nicht entwaffnete Aufstand war von Neuem losgebrochen und er bereitete sich vor, auf die Tuilerien zu marschiren. Thiers ward gerufen, das Commando der Armee und Nationalgarde Marschall Bugeaud übertragen.

Gegen neun Uhr Abends, während Molé dem König die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, ein Ministerium zu bilden, meldete, hatte eine Schar von etwa 500 Arbeitern mit Fackeln und bunten Laternen ihr Viertel verlassen und sich von der Rue St. Martin aus über die freigewordenen und glänzend illuminirten Boulevards unter Absingen der Marseillaise und der Girondins nach dem Ministerium des Aeußeren gerichtet, um — so sagten sie — dort dem scheidenden Guizot eine Katzenmusik zu bringen. Doch hatten sie ihre Waffen nicht abgelegt. An ihrer Spitze schritt ein herkulischer Mann mit fliegenden Haaren, eine große rothe Fahne in der Hand. Die Schar gehorchte militärisch einem hinter dem Fahnenträger marschirenden Nationalgardenofficier. An der Rue Lepelletier angelangt, wo, der großen Oper gegenüber, der „National“ sein Redactionsbureau hatte, brachte man diesem republikanischen Blatte eine Ovation, die den Männern dieser Farbe nicht gerade erwünscht, noch bequem war. Sie fühlten sich wohl in der Opposition, wenig vorbereitet selbst die Regierung in die Hand zu nehmen, bewegt von dem Ungewissen, das jede Revolution in ihrem Schoße birgt. „Bürger,“ rief Armand Marrast vom Balcon der Menge zu, „wir haben einen schönen Tag gehabt; verderben wir ihn nicht. Die Entlassung der Minister, ihre Versetzung in Anklagestand, die Auflösung der Municipalgarde und die Wahlreform müsse genügen.“ Das war nur halb nach dem Geschmack der Manifestirenden. Ihre Schar, die indessen auf ein Tausend angewachsen war, zog ihren Weg weiter nach dem Boulevard des Capucines, im Marschtacte nach Lichtern rufend vor allen Häusern, die den Volkssieg nicht durch Illumination feiern zu wollen schienen. Neue Zuzügler stießen am Ausgange der Rue de la Paix zu dem Zuge, diese wohlbewaffnet und disciplinirt: sie waren vom Redactionslocale der „Reform“ ausgezogen und kamen eben vom Vendômeplatz, wo sie vor dem Justizministerium die Scene ausgeführt, welche die Haupttruppe vor dem Ministerium des Aeußeren auszuführen gedachte. Hier aber traf die Masse auf Widerstand. Ein Bataillon Infanterie wehrte den Weg. Die vor ihm aufgestellte Abtheilung der Nationalgarde, welche wol den ersten Anprall aufgehalten hätte, war eben nach der Place Vendôme abgerufen worden, gerade um das Justizministerium zu schützen. So befand sich die Volkscolonne in unmittelbarer Berührung mit den Truppen. Erst schmeichelnd, dann ungestüm, verlangten die Leute, man solle das Ministerium beleuchten; und als sie freundlich aber fest abgewiesen wurden, forderten sie freien Durchzug. Der commandirende Oberst suchte ihnen begreiflich zu machen, daß er den erhaltenen Befehlen nicht entgegen handeln könne. Ein freches Schimpfwort war die Antwort eines bärtigen Fackelträgers der vordersten Reihe; und dreimal

Digitized by Google

versuchte er, unter immer höhnenderen und roheren Worten, mit seiner Fackel dem Obersten den Schnurrbart zu verbrennen; dreimal legte ein seinem Officier fanatisch ergebener corsischer Sergeant das Gewehr gegen den frechen Gesellen an; dreimal schlug's ihm sein Hauptmann in die Höhe. Als der Blousenmann ein viertes Mal seine Fackel gegen das Gesicht des Obersten erhob, ließ dieser endlich in's Bajonett fallen und der Sergeant drückte ab: der Fackelträger wälzte sich in seinem Blute; der Schuß aber war wie ein Signal: die ganze Compagnie drückte los und zweiundachtzig Leute von der gedrängten Menge fielen, todt oder verwundet.[1])

Der erhoffte Zwischenfall war da. Das kaum beendete Stück konnte von Neuem beginnen. Diesmal aber war der Protagonist nicht länger, wie Tags zuvor, das Pariser Bürgerthum; das „Volk“ trat in den Vordergrund, vorgeschoben und in Bewegung gesetzt von gewandteren, entschlosseneren, vor Allem gewissenloseren Führern als jenes. Denn im Bureau der „Reform“ tagten noch die Verschworenen, in Erwartung dessen, was aus jenen Kundgebungen vor dem Ministerium der Justiz und des Aeußeren werden möchte, als ein Bote den „Glücksfall“ (la bonne aubaine) meldete. Es mochte halb elf Uhr sein. An der Weise, wie die Sache benutzt und inscenirt wurde, erkannte man sofort die theatralische Ueberlieferung und die erfahrene Hand der Revolutionäre vom Handwerk. Ein großer Karren, der gerade vorüberfuhr, ward ergriffen, sechzehn blutende Leichen darauf geladen, an jeder Ecke eine Fackel aufgesteckt; und langsam, unter dem Rufe: „Verrath! Rache! Man mordet unsere Brüder!“ bewegte sich der düstere Zug über die noch erleuchteten Boulevards nach den Volksvierteln zurück. Bleicher Schrecken trat an die Stelle des Jubels. Von Zeit zu Zeit hielt der bluttriefende Wagen an, so vor dem Bureau des „National“ in der Rue Lepelletier, wo Garnier-Pagès die Menge ansprach, die Gereizten noch mehr reizend: „Ein furchtbares Verbrechen, ein niederträchtiges Attentat ist begangen worden. ... Das Blut des Volkes ist geflossen, es soll gerächt werden!“ So ein sonst billiger, friedliebender Mann, der sich nicht entblödete, ohne alle und jede Untersuchung des Thatbestandes die abscheulichste Anklage auszusprechen, den Bürgerkrieg herauszufordern. Auch vor dem Bureau der „Reform“ in der Rue Jean-Jacques Rousseau hielt der verhängnißvolle Zug an, um die Rede Flocon's, des Chefredacteurs, zu hören, der versprach: „Gerechtigkeit werde geübt werden.“ Immer weiter in die volksreichen Gassen rollte der furchtbare Karren: ein Mann stand droben, die Füße im Blut, bis an die Hüften unter Leichen; von Zeit zu Zeit hob er einen halbnackten Frauenleichnam in die Höhe und zeigte ihn der erschreckten Menge im Lichte seiner Fackel. Das Zeichen zur Wiederaufnahme des Kampfes aber war schon gegeben, und eine Stunde genügte, um ganz Paris umzuwandeln. Die Sturmglocke läutete; die Barrikaden erstanden, die Waffen-

[1]) Dieser entscheidende Zwischenfall, der seit dreißig Jahren unendlich oft erörtert worden und über den sich die Sage von dem Pistolenschusse des Republikaners Lagrange ausgebildet, der so die Revolution habe entfesseln wollen, ist erst vor zwei Jahren aufgeklärt worden. M. du Camp (Souvenirs de l'année 1848, 57 bis 74) theilt die Beichte des Unterofficiers Giacomoni selber mit. Lagrange war in dem Augenblicke am Gros-Caillou.

Digitized by Google

läden wurden geplündert. Niemand dachte auch nur daran, es zu hindern; und die Truppen standen fern rings um die Tuilerien. Als der Morgen des 24. graute, war Alles fertig; stand ganz Altparis in Waffen.

V.

Es war schon zwei Uhr Morgens, als Thiers die Einladung des Königs erhielt, sich nach den Tuilerien zu begeben und ein Ministerium zu bilden; über drei Uhr, ehe er in's Schloß gelangte: denn der Weg war durch Hunderte von Barrikaden gehemmt und vor jeder mußte parlamentirt werden, um Durchlaß zu erlangen. Der König empfing seinen neuen Minister fast spottend: „Ah, ich dachte, Sie wollten unter meiner Regierung nicht mehr dienen?“ rief er ihm zu. Thiers' entschiedene Antwort kühlte ihn ab. Man hatte sich schnell über die Namen der zukünftigen Minister verständigt. Rémusat, Lamoricière nahm der König gern an. „Barrot? Meinetwegen; er ist ein Einfaltspinsel, aber ein guter Mann im Grunde.“ Aber von Duvergier de Hauranne wollte er um keinen Preis hören und Thiers mußte drohen, um die Einwilligung zu erlangen. Die ersten Maßregeln, welche er vorschlug, um das Volk zu beruhigen, stießen auf noch lebhafteren Widerspruch. „Eine Wahlreform? Unsinn“; antwortete der König; „das gäbe uns schöne Gesetze! Krieg obendrein.“ Thiers bestand darauf; es genüge ja, 50,000—100,000 Staatsbürgern mehr das Wahlrecht zu geben, aber Etwas müsse geschehen, vor Allem jedoch die Kammer aufgelöst werden. „Unmöglich,“ rief der König. „Von meiner Mehrheit kann ich mich nicht trennen.“ Doch gab er endlich auch hierin nach; ergriff selbst die Feder, um die Note zu schreiben, welche im „Moniteur“ den Amtsantritt Thiers' und Barrot's anzeigen sollte; aber eine kostbare Stunde war verloren.

Thiers' erster Schritt war sich mit Marschall Bugeaud, dem neuen Oberbefehlshaber, zu verständigen, der die Stelle des Herzogs von Nemours eingenommen. Auch er hatte die Einladung sehr verspätet erhalten und war erst kurz nach zwei Uhr, wenig vor Thiers, im Schlosse angelangt. Er hatte das Commando ohne Bedingungen übernommen. „Nur keinen Prinzen,“ hatte er dem Boten des Königs gesagt. „Nur keinen Prinzen! Ich habe genug daran gehabt in Afrika.“ Als Thiers aus des Königs Cabinet kam, traf er den Marschall im Hofe der Tuilerien, höchst unzufrieden, obschon noch immer zuversichtlich. Seine Mittel seien viel geringer, als man ihm gesagt. Nur 16,000 Mann statt 31,000, und diese seien ermüdet, seit achtundvierzig Stunden unter den Waffen, ohne etwas Anderes als Zwieback zu sich genommen zu haben, den Ranzen auf dem Rücken, die Füße im kalten Koth; vollständig demoralisirt, weil man ihnen nicht erlaubt, sich gegen die Herausforderungen des Pöbels zu vertheidigen. Dazu hätten sie nicht mehr als je zehn Patronen in der Tasche. In ganz Paris seien nur sechs Munitionswagen, in Vincennes zehn; aber davon sei man jetzt durch den ganzen Aufstand getrennt. So habe Nemours, als Oberbefehlshaber, gesorgt; so Montpensier, der Vincennes commandire. Und nun habe man noch gar eines der beiden Cavallerieregimenter nach Vincennes geschickt und so die kleine Streitmacht noch weiter vermindert.

Digitized by

„Immerhin," meinte er, „werde ich das Vergnügen haben, recht Viele von der Canaille todtzuschießen. Immer Etwas." Mit der Nationalgarde sei Nichts anzufangen: nach langem Suchen habe er ihren Generalstabschef in einer Mansarde gefunden, wo er an seiner Entlassungsbitte schrieb. Des Marschalls erste Maßregel war gewesen, die schon abberufenen, jetzt ganz vereinzelten Posten der Bastille, des Stadthauses und des Panthéons an ihrem Platze zu belassen, und bei Tagesanbruch (6½ Uhr) drei starke Colonnen nach diesen drei Punkten ziehen zu lassen; eine vierte sollte den beiden ersten auf dem Fuße folgen und die Wiederaufrichtung der zerstörten Barrikaden hindern. Während zwei dieser Colonnen ungehindert bis an's Panthéon und das Stadthaus vordrangen, war diejenige, welche über die Boulevards nach der Bastille zog, vor dem Gymnasetheater auf eine große Menge gestoßen, die sie nicht durchlassen wollte. Der befehlende General Bedeau ließ sich auf Parlamentiren ein und als er damit Nichts ausrichtete, schickte er um Instructionen an den Marschall; aber während des Wartens begannen schon die Rufe: „Es lebe die Linie!" seine Leute zu erschüttern. Endlich nach zwei langen Stunden kam die Ordre, sich auf die Tuilerien zurückzuziehen, und nur mit Mühe verhinderte der General, daß der Rückzug nicht in eine vollständige Auflösung ausartete. Hinter ihm kehrten seine Leute schon die Kolben in die Luft und zogen Arm in Arm mit den Blousenmännern einher. Derselbe Befehl zum Rückzug war auch den beiden Abtheilungen, welche schon das Panthéon und das Stadthaus erreicht hatten, ertheilt worden. Sie zogen sich zwar in besserer Ordnung zurück; aber hinter ihnen strömten die Aufständischen in die verlassenen Positionen. Das Stadthaus war in ihren Händen. (10 Uhr.) Wie das gekommen war, erklärt ein Wort: der Soldat hatte den Politikern nachgeben müssen.

Als Thiers gegen 5 Uhr Bugeaud verlassen hatte, war er nach seinen künftigen Collegen gegangen, die denn auch Alle, mit Ausnahme Dufaure's und Passy's, annahmen. Barrot hatte zwar lebhaft eingeredet gegen Bugeaud's Ernennung, welche eine offene Herausforderung gegen das Volk sei; aber Thiers war fest geblieben. Ohne den Marschall unternahm er es nicht, das Ministerium zu bilden. Es war acht Uhr, als die neuen Minister sich endlich verständigt hatten und von Barrikade zu Barrikade nach dem königlichen Schloß zu kommen suchten. Ueberall ward ihre Anzeige ungläubig aufgenommen: „Der König betrügt Sie; man will uns tödten! Bugeaud will uns kartätschen!" Barrot bereuete schon, nachgegeben zu haben. Indeß war nirgends Etwas vom Kampf zu sehen: nur in der Rue Sainte-Anne wurden einige Schüsse gewechselt; doch gelang es den neuen Ministern leicht, das Feuer auf beiden Seiten zum Schweigen zu bringen. Endlich gelangten sie zu den Tuilerien, wo sie den eben aufgestandenen König noch immer wenig geneigt fanden, die Kammerauflösung und eine Wahlreform zu bewilligen, mit denen sie die Aufständischen beruhigen zu können glaubten. Endlich gab er nach. Die Verkündigung dieses Zugeständnisses und die Ernennung des beliebten Generals Lamoricière zum Obercommandanten der Nationalgarde sollte nun Allem ein Ende machen. Doch bestand Thiers darauf, trotz Barrot's Einreden, daß Bugeaud den Oberbefehl behalte: es war schon viel, daß er Lamoricière, mit dem er überworfen war, so willig angenommen

Digitized by Google

hatte. Nur fand auch Thiers, daß, bis Munition und frische Truppen aus der Umgegend herbeikämen, es besser sei, alle in Paris befindliche Mannschaft um die Tuilerien zu concentriren. Schon hatte Bugeaud mehrere Deputationen Pariser Bürger, die ihn baten, die Truppen zurückzuziehen und nur Nationalgarde zu gebrauchen, abschläglich beschieden. Als Thiers und Barrot ihm des Königs Befehle brachten, welche im selben Sinne lauteten, fügte er sich nur sträubend. Endlich schrieb er an seine Generale: „Auf besonderen Befehl des Königs und der Minister ziehen Sie sich auf die Tuilerien zurück. Wenn Sie jedoch angegriffen werden, vertheidigen Sie sich und handeln nach meinen ersten Befehlen.“ Thiers hegte schon jetzt den Gedanken an einen Rückzug des Königs und der ganzen bewaffneten Macht nach Saint-Cloud und an die Wiedereroberung der Stadt nach Heranziehung einer ansehnlichen Armee; Bugeaud aber, der diesen Plan billigte, gab nur nach, weil er glaubte, es würde dazu kommen.

Indeß begab sich der volksthümliche Barrot auf seinen Friedenszug. Thiers ward mit Gewalt verhindert, ihn zu begleiten; das Volk werde ihn schlecht empfangen, meinte Horace Vernet, der Schlachtenmaler, welcher in der Uniform eines Nationalgardenobersten Odilon Barrot nach dem Boulevard begleitete, während der neue Kriegsminister und Nationalgardencommandant Lamoricière sich nach der Rue de Rivoli und dem Palais Royal wandte. Beide neuen Würdenträger vertheilten auf ihrem Wege die Proclamation, welche Alle beruhigen sollte: „Bürger von Paris! Der Befehl ist gegeben, das Feuer einzustellen. Wir sind vom König beauftragt worden, ein Ministerium zu bilden. Die Kammer wird aufgelöst. Es wird an's Land appellirt. General Lamoricière ist zum Obergeneral der Nationalgarden ernannt. O. Barrot, Thiers, Lamoricière, Duvergier de Hauranne sind Minister. Freiheit, Ordnung, Reform! Odilon Barrot, Thiers.“ Die besseren Stände hatten sich schon vor dem Lärmen zurückgezogen; die gestern so zahlreiche Nationalgarde war nur spärlich in den Straßen vertreten. Indeß ward Barrot in den wohlhabenden Quartieren, wenn auch wohlwollend, so doch ungläubig empfangen. Weiterhin fand er Volk und Truppen in bestem Einverständniß; die Soldaten gaben ihre Patronen her; die Gassenjungen griffen ungehindert und mit vollen Händen in die Munitionskarren. Bei der Rue St. Denis, wo das eigentliche Terrain der Aufständischen begann, ward die Sache ernstlicher. Dort flatterte bereits die rothe Fahne. Die Barrikadenmänner lasen die Proclamation argwöhnisch, lächelnd oder verächtlich. Wo sie angeschlagen ward, wurde sie sofort abgerissen und durch eine andere ersetzt, welche auf dem Bureau der „Reform“ abgefaßt und gedruckt worden. Sie lautete: „Louis Philipp läßt uns morden, wie Karl X. So gehe er hin, wo Karl X. hingegangen ist.“ Auf dem Boulevard Bonne Nouvelle angekommen, mußten die Friedensboten wieder umkehren und entgingen nur mit Mühe den Thätlichkeiten der Aufständischen. Ja, selbst in den Champs Elysées ward ein Wachtposten von Municipalgardisten unter den Augen General Bedeau's niedergemetzelt, der sich auf seine Leute nicht mehr hinlänglich verlassen konnte, um sie gegen das Volk zu führen. Die Sache war eben heute in anderen Händen als Tags zuvor. Lamoricière war noch weniger glücklich gewesen: zwei Mal versuchte er seine Beredsamkeit an den Aufständischen;

Digitized by Google

zwei Mal mußte er unverrichteter Sache in's Hauptquartier im Pavillon de Flore (linker Flügel der Tuilerien) zurückkehren. Das dritte Mal ward es schlimmer: schon vor dem Palais Royal hatte man mit Flintenschüssen auf seine Friedensbotschaft geantwortet, obgleich er in Lagrange's Begleitung erschien, der eine Barrikade befehligte: sein Pferd stürzte unter ihm zusammen; er selbst ward in dieser Lage durch einen Bajonettstich verwundet. Nur mit Mühe gelang es einigen Nationalgardisten, ihn in Sicherheit zu bringen. Hier in der That vor dem Palais Royal ward wirklich gekämpft: es war der einzige Ort und der einzige Augenblick der drei Tage, wo es zu einem ernstlichen Zusammenstoß kam. Der Wachtposten des Château d'Eau gerade gegenüber dem Familienpalast der d'Orléans war kurz vorher (10 Uhr) von einer Compagnie des 14. Linienregiments bezogen worden, desselben, das Abends zuvor auf dem Boulevard des Capucines durch sein Feuern das Zeichen zum Wiederausbruch des Aufstandes gegeben hatte. Es waren etwa 100 Mann, neben denen noch ein Dutzend der vor ihnen hier Wache haltenden Municipalgardisten freiwillig zurückblieben. Umsonst forderte man sie zur Uebergabe auf: sie erklärten, auf ihrem Posten auszuharren, und nun begann ein zwei Stunden langes heftiges Gewehrfeuer zwischen den Aufständischen im Palais Royal und der Besatzung des Postens. Umsonst suchten Lamoricière zuerst, dann der alte Marschall Gérard, der inzwischen an Bugeaud's Stelle zum Oberbefehlshaber ernannt worden, dem Kampfe Einhalt zu thun. Ohne alle Aussicht auf Entsatz focht die kleine Schar weiter und ihr Heldenmuth war nicht verloren. Alle Vorstädte schienen auf den Fersen der zurückgezogenen Truppen, oft mit ihnen brüderlich vermischt, sich gegen die Tuilerien zu wälzen, wie einst in den verhängnißvollen Juni- und Augusttagen von 1792: Bugeaud schätzte die andringenden Massen auf 60,000 Köpfe; ohne den Widerstand, dem sie hier begegneten, würden sie die Tuilerien eine Stunde früher erreicht, d. h. sie würden den König und die königliche Familie noch getroffen haben.

Schon gegen 11 Uhr hatte Rémusat das Nahen der Revolution angekündet, die Prinzen gewarnt, daß ihres Vaters Leben bedroht sei. Thiers ging in den Hof, sich bei Bugeaud zu erkundigen und rief warnend: „Die Fluth steigt, steigt; in zwei Stunden sind wir vielleicht Alle verschlungen.“ Dringender als zuvor rieth er jetzt dem König zur Annahme seines Lieblingsplanes, den ja auch Bugeaud gut hieß: sich mit allen schon zusammengezogenen Truppen nach Saint-Cloud zu werfen und von da aus, nach Ansammlung der nöthigen Streitkräfte, Paris zurückzuerobern. Der König, der noch gestern nur seinen Willen gekannt, war heute keines eigenen Entschlusses mehr fähig: nach jedem Vorschlag ging er, um Rath zu erholen, in's Nebenzimmer, wo seine Frauen in Broglie's und Guizot's Gesellschaft warteten. Diesmal kam er daraus zurück mit dem Beschluß, ein letztes Mal die Macht seiner königlichen Person zu versuchen, sich den Nationalgarden zu zeigen, die so oft, so treu seinen Thron vertheidigt. Rasch warf er sich in die Uniform und zeigte sich zu Pferde, begleitet von den Prinzen, Bugeaud und Thiers, den Truppen im Hofe der Tuilerien, die ihn ehrerbietig und nicht ohne Sympathie empfingen. Kaum aber hatte er das Gitter durchritten, welches den Tuilerienhof vom Carousselplatze trennt und sich der hier statio-

Digitized by Google

nirenden Nationalgarde gezeigt, als ihm von allen Seiten der Ruf: „es lebe die Reform!“ entgegenschallte. „Sie ist zugestanden,“ rief er, „sie ist zugestanden!“ Aber die mißtrauischen Blicke, die drohenden Bewegungen der ihn umringenden Bürgersoldaten sagten ihm nur allzudeutlich, daß es zu spät war. Das Revolutionsfieber hatte auch die Nationalgarde ergriffen. Enttäuscht wandte er sein Pferd um und kehrte zu den Seinigen zurück. Kaum hatte er die Schwelle des Palastes überschritten, als auch schon von den Häusern des Carousselplatzes aus auf die Truppen im Hofe geschossen wurde: eine Salve genügte, um die Fenster zu säubern. Der König aber fühlte, daß der Augenblick gekommen war, sich und die Familie in Sicherheit zu bringen; und er berieth noch mit den ihn umgebenden Ministern — lauter Leuten des linken Centrums — über die Art und Weise der Ausführung, als Crémieux, ein Abgeordneter der Linken, hereinstürzte: Alles sei noch nicht verloren; die Lage könne sofort wieder hergestellt werden, wenn der König sich nur entschließen könne, Thiers und Bugeaud zu entfernen, von denen das Volk durchaus Nichts wissen wolle: die Namen, die wohlbekannten Gestalten Barrot's und Marschall Gérard's würden hinreichen, die Aufständischen zu beruhigen. Auch dazu reichte der König die Hand, im Augenblicke, wo Barrot's Popularität sich schon auf dem Boulevard ohnmächtig gezeigt, wie sich des alten Gérard volksthümliche Erscheinung wenig Minuten darauf als ganz wirkungslos auf die um's Palais Royal tobende Menge erwies.

Der König selbst hatte verzweifelnd die Decrete unterschrieben, und noch war die Tinte nicht trocken, als neue Unglücksboten heraufkamen. Dreihundert Schritt vom Palais tauschen schon die Soldaten ihre Säbel und Flinten mit dem Volk, meldet man, das Wort „Abdankung“ flüsternd als einzigen Rettungsweg. Die Prinzen Nemours und Montpensier — Joinville und d'Aumale waren fern von Frankreich — übernahmen es, dem Vater das harte Wort zu sagen. Er war sofort bereit; als aber Nemours, der sich unpopulärer wußte, als der König selber, darauf bestand, daß die Regentschaft der Schwägerin anvertraut würde, ward er wieder schwankend, ging von Neuem in's Nebenzimmer, aus dem er jedes Mal an diesem langen Morgen, und auch diesmal wieder, unentschlossen zurückkam: mit ihm drängten sich die königlichen Frauen in's Zimmer, wo die Minister, die Freunde versammelt waren: „Danken Sie nicht ab, Sire,“ rief die Herzogin. „Die Krone ist zu schwer für uns: Sie allein können sie ertragen.“ Aber schon ertönte aus den Vorzimmern der wirre Ruf nach Abdankung, Abdankung! „Ihr verdient keinen so guten König,“ rief Marie-Amalie und sie fand harte Worte für Thiers, der sie nicht nachtrug, für die Herzogin von Orléans, die ihr nur mit Thränen antwortete. In diese Gruppe weinender und zürnender Frauen, aufgeregter Männer, brach sich plötzlich ein ungewohnter Gast Bahn. Unangemeldet stürzte E. de Girardin in's königliche Gemach: ein plötzliches Schweigen trat an Stelle der heftigen oder schluchzenden Worte, als sich das bleiche Gesicht des unheimlichen Mannes zeigte, seine entstellte Stimme dem Könige das Wort „Abdankung“ entgegenrief. Und der König, fast mechanisch, ergriff die Feder. Entschieden redeten die Königin, redeten Bugeaud und Piscatory ein; und wiederum ließ er die Feder sinken; mit rascher fast unehrerbietiger Bewegung drückte sie ihm der jüngste Sohn, Mont-

Digitized by Google

pensier, wieder in die Hand. Dem ganzen Auftritte fehlte es an Würde: das Menschliche durchbrach das Fürstliche und überflutete es: war doch in dieser Königsfamilie der Mensch nie in dem Fürsten aufgegangen. „Danken Sie nicht ab, Sire," hatte Piscatory dem Könige zugerufen: „Ihre Abdankung bedeutet die Republik in einer Stunde". Wol hieß der König die Schwiegertochter zurückbleiben, sich mit dem Regenten, Nemours, zu verständigen, der jetzt allein zu befehlen habe, um „die Dynastie zu retten, ihrem Sohne die Krone zu erhalten": Dynastie und Krone wären besiegt, und besiegt ohne Kampf. „Schade," sagte Bugeaud. „Wir wären geschlagen und erdrückt worden; aber ich hätte doch wenigstens das Vergnügen gehabt, einige Tausend von den Schurken todtzuschießen. Das ärgert mich."

Nun aber war's hohe Zeit das Schloß zu verlassen: schon hörte man das Brausen der nahenden Menge: eben war das Château d'Eau gefallen; die wüthenden Belagerer hatten Feuer angelegt und die noch übrigen fast in Rauch und Flammen erstickten Vertheidiger hatten sich ergeben (1 Uhr): es war der tausendstimmige Jubel der Sieger, der bis in die Tuilerien drang. Hier hielten sich 3—4000 Mann im Hofe, während die königliche Familie mit Ausnahme der Herzogin von Orléans, ihrer Kinder und des Herzogs von Nemours, durch die Tuileriengärten die Seine entlang nach der Place de la Concorde eilten, wo die Wagen hinbestellt waren und dessen Ausgänge nach der Brücke wie nach der Rue Royale und der Rue de Rivoli zu von den Truppen unter Bedeau besetzt waren, die freilich dem Schmeicheln der Aufständischen schon nachzugeben begonnen hatten. Und die Wagen kamen nicht: sie mußten sich den Weg durch die Menge auf dem Quai bahnen; ein erster Zug war aufgehalten, der Piqueur erschossen worden; ein zweiter von nur zwei Coupé's ohne Livrée, ohne Wappen war glücklicher; es gelang, beide Wagen bis auf den Platz zu bringen. Die königliche Familie — fünfzehn Personen — stieg hastig ein und umgeben von einem auf dem Platze stationirenden Reiterregimente flogen sie die Champs Elysées hinunter nach Saint-Cloud.

Im selben Augenblicke dringt auch schon die Menge, die sich des Château d'Eau bemächtigt, in's Palais Royal, in dessen Garten sie fünf große Feuer anzündet und jubelnd die Möbel, Vorhänge, Teppiche des reichen Schlosses verbrennt, während Andere in die Keller eilen und sich gütlich thun. Der größere Theil jedoch stürmt nach den Tuilerien. „Das Gitter weicht; es lebe die Linie!" ruft man den Truppen entgegen und sie widerstehen nicht; unter Umarmungen, Küssen vertheilen die Leute ihre Waffen, ihre Montirungsstücke unter die Menge, ziehen Arm in Arm mit ihr die breiten Treppen hinauf: während der Herzog von Nemours zwei treugebliebene Regimenter nach der Place de la Concorde führt und der herbeigeeilte Dupin die Herzogin von Orléans und ihre beiden Knaben auf der anderen Seite zum Palais hinausführt. Gleichzeitig langt eine zahlreiche Schar Aufständischer, fast ausschließlich aus Studenten und Schülern der polytechnischen Schule bestehend, von Dunoyer, einem Hauptmann der Nationalgarde, geführt, vom linken Ufer her im Schlosse an und bald wimmeln alle Räume von Neugierigen, Aufgeregten und Lustigen. Die Einen stürmen in die Keller; die Anderen in die Ställe und die Remisen, wo sie

die Wagen zertrümmern und verbrennen, einen Stallknecht und fünf Pferde tödten; die Dritten in die geheimen Gemächer, erbrechen die Schreibtische, lesen und commentiren die Familienbriefe, eignen sich Staatsschriften an, lassen sie zum Fenster hinausflattern. Wieder Andere schießen auf die Bilder, die Büsten, zerschneiden die Vorhänge, den Sammt der Stühle, kleiden sich in die bunten Lappen, setzen sich auf den Thron und parodiren des Königs Thronreden. Trunkene Freudenmädchen und Gassenjungen tanzen singend in den Zimmern herum. Ein Officier der Nationalgarde tritt auf die Stufen des Thrones und meint, die Stunde für den Neffen des großen Kaisers sei gekommen; aber rauh tritt Lagrange, der Held von Lyon, an seine Stelle: nicht Kaiserthron, nicht Regentschaft, nur die Republik könne der Nation Glück und Freiheit geben. „Auf! Nach der Kammer, wo man Frankreich den schwachen Händen einer Frau, einer Fremden ausliefern will.“ Und die ganze Studentenjugend, geführt von jenem Dunoyer und einigen ihnen selbst unbekannten Verschwörern, welche im Auftrage des Aufstandscomité's der „Reform“ handelten, zieht nach dem Palais Bourbon, während die zerstörungslustige Menge bis in die Nacht ihr tolles Getreibe in den königlichen Gemächern fortsetzt. Ein Trupp Knaben und Weiber, der sich der Garderobe der Prinzessinnen bemächtigt, und in Seide und Sammt hüllt, ergreift den Thron, schleppt ihn hinaus, bringt ihn von Barrikade zu Barrikade, wo er jedesmal als Tribüne für einen Volksredner herhalten muß, hin nach dem Bastillenplatz, wo die Menge ihm einen schönen Scheiterhaufen errichtet. Hier an dem Platze, an dem der hundertjährige Thron der Bourbonen vor sechzig Jahren zum ersten Male in's Wanken gebracht worden, ging jetzt der Julithron in lustigen Flammen auf. Die Hände aber, die ihn achtzehn Jahre vorher gezimmert, waren es auch, welche jetzt das Feuer anlegten, das ihn spurlos verzehrte.

Der Sieg war erfochten. Er hatte das Volk 289 Todte gekostet, darunter die 35 des Boulevard des Capucines und die 38, welche vor dem Château d'Eau fielen. Unter den Todten waren 14 Weiber. Die Armee hatte 72 Mann verloren, darunter 22 Municipalgardisten. Schwerer war die Stadt geschädigt worden: man hatte 4013 Bäume umgehauen, das ganze Pflaster umgekehrt. Von wirklichem Kampfe hat die Geschichte in den drei Tagen nur den zweistündigen Widerstand des Château d'Eau zu verzeichnen.

VI.

Während noch vor dem Palais Royal um das Château d'Eau gekämpft, in den Tuilerien über die Abdankung und die Flucht berathen wurde, hatte sich schon auf der Redaction des „National“ ein Aufstandscomité wie das der „Reform“ gebildet. Letztere hatte die Leitung der ganzen Bewegung in die Hände genommen und war fest entschlossen, die unerhoffte Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen. Schon von dem Augenblick an, wo gegen 10 Uhr die Aufständischen hinter den abziehenden Truppen das Stadthaus eingenommen, hatten Ledru-Rollin und Caussidière, der Kopf und der Arm der „Reform“, die Invasion des Abgeordnetenhauses beschlossen. Die Leute des gemäßigten „National“ frei-

Digitized by Google

lich hätten wol gewünscht, die Gelegenheit wäre weniger günstig gewesen; aber nun die Männer der „Reform“ die entscheidenden Schritte thaten, um den Königsthron zu stürzen, die Republik auszurufen, war es den Altrepublikanern nicht länger möglich, zurückzubleiben, und vielleicht war der Wunsch, das Land vor einer Regierung von Wahnwitzigen zu retten, noch lebhafter bei ihnen als der Ehrgeiz, sich selbst der Gewalt zu bemächtigen. Schon seit die Truppen aus dem Stadthause zurückgezogen und die Colonnen General Bedeau's auf ihrem Rückzug über die Boulevards nach den Champs Elysées an der Rue Lepelletier vorübergekommen waren, wußte man im „National“, daß es aus war, und alle Barrikadenführer erhielten von dort die Weisung: „Die Abdankung des Königs vor 12 Uhr oder um 12 Uhr Sturm der Tuilerien.“ Die Abdankung kam nach 12 Uhr und um ½2 Uhr waren die Tuilerien erstürmt.

Noch ehe die Abdankung erfolgt war, hatte sich ein kleines republikanisches Parlament unter dem Vorsitze Sarrans', des alten Freundes von Lafayette, auf dem Redactionsbureau versammelt und auf Antrag Emanuel Arago's, des Sohnes von François, die Proclamation der Republik beschlossen, eine provisorische Regierung ernannt, welche trotz Louis Blanc's Gegenwart und Einrede, mit Ausnahme von O. Barrot und Ledru-Rollin, nur Namen von Altrepublikanern enthielt. Louis Blanc verließ sofort die Versammlung und begab sich auf das Hauptlager seiner Partei, die „Reform“, wo zugleich mit ihm der Abgeordnete des „National“, Martin (von Straßburg), erschien und die Liste den Verbündeten der socialdemokratischen Republik vorlegte. Hier waren außer dem Chefredacteur der „Reform“, Flocon, alle Häupter der geheimen Gesellschaften, Caussidière, de la Hodde, Chenu, Sobrier, Albert, Etienne Arago, der jüngste Bruder von François, zum Theil verkappte Polizeiagenten, versammelt. Hier wurde O. Barrot's Name „verächtlich und erzürnt“ gestrichen, und durch den Flocon's ersetzt; beigefügt wurden Louis Blanc und der Arbeiter Albert, sowie Lamartine, dessen in gebildeten Kreisen so volksthümlicher Name nothwendig schien; zugleich ward die Polizeipräfectur an Caussidière, die Postverwaltung an Etienne Arago überwiesen, die sich sofort auf ihre Posten begaben, während die übereingekommenen Listen in's Stadthaus, wo die Aufständischen Herr waren, und in das Haus der Abgeordneten gebracht wurden. Garnier Pagès, der noch eben dem neuen Minister des Innern, O. Barrot, erklärt hatte, er wolle die Republik nicht, die Regentschaft der Herzogin von Orléans sei Alles, was er wünsche, war von Barrot selbst nach dem Stadthaus gesandt worden, das er im Besitze des Volkes fand und wo er sich sofort aus eigener Machtvollkommenheit als republikanischer Maire von Paris einsetzte. Lamartine, der noch „eine Stunde vorher“ nicht an die Republik gedacht, erklärte sich bei seiner Ankunft im Palais Bourbon, wo ihn einige Republikaner des „National“ und der „Reform“ in ein Nebenzimmer zogen, ohne Weiteres bereit, für die Republik einzutreten. Eine plötzliche „Eingebung des Himmels, die er, die Stirne in den Händen, fünf oder sechs Minuten anrief“, soll ihn zum folgereichen Entschluß bestimmt haben. Doch wird die Nachricht seiner Ernennung in die republikanische Regierung, welche ihm die Journalisten brachten, demselben auch nicht fremd gewesen sein. Die Ueberzeugung, daß eine Regentschaft, welche von der siegreichen Emeute eingesetzt würde, nicht lebens-

Digitized by Google

fähig sein könne, daß er als Mitglied der provisorischen Regierung der Republik Diese im Sinne der Mäßigung werde leiten können, mag sich zugleich aufgedrängt haben. Genug, wenn er „eine Stunde vorher nicht wußte, was er sagen würde“ — jetzt, um 1/2 2 Uhr, als er in den Saal trat, wußte er, was er sagen würde.

Auch Bugeaud und Thiers richteten sich, nachdem der König die Tuilerien verlassen, nach dem Hause der Abgeordneten, wurden aber sofort von einander getrennt. Thiers entkam nur mit Mühe den Händen der losgelassenen Menge. Ein Bataillon Nationalgarden rettete ihn und brachte ihn in's Palais Bourbon, wo die Regentin schon eingetroffen war und wo seine strengen Worte gegen die nachgibige Mehrheit, deren Unterwürfigkeit dies Alles herbeigeführt, ungehört verhallten. Auch Bugeaud war nur auf Umwegen bis an's Gitter gelangt. Eine Schar Aufständischer hatte ihn erkannt und war unter dem Rufe: „Nieder mit Bugeaud“ auf ihn eingedrungen. Der Marschall ließ sich nicht einschüchtern: „Ihr ruft: nieder mit dem Sieger Abdelkader's!“ sprach er, „nieder mit dem Mann, der die Araber unterworfen, Afrika erobert hat! Nieder mit dem Manne, den Ihr brauchen werdet, ehe ein Monat vergeht, Euch gegen die Deutschen und die Russen zu führen!“ „Es lebe Bugeaud,“ hallte es wieder aus der beweglichen Menge: Jeder will seine Hand drücken. Im selben Augenblicke aber kommen auch bereits Abgeordnete aus dem Hause, die dem Marschall melden, die Republik sei verkündigt. Er wendet sich an das Bataillon Nationalgarden, das sich vor dem Palais aufgestellt: „Wollt Ihr wirklich die Republik?“ „Nein, nein“, ruft man ihm hier zu, wo man noch nicht weiß, was drinnen vorgegangen; allein schon dringt aus dem Hause die lärmende Menge, die es eingenommen, an ihrer Spitze Arm in Arm Lamartine und Dupont de l'Eure, die Häupter der neu ausgerufenen Regierung.

Nachdem der König die Tuilerien verlassen, hatte der Herzog von Nemours wieder den Oberbefehl der Truppen übernommen und sich mit den Wenigen, welche noch nicht fraternisirt hatten, nach den Champs Elysées gezogen. Seiner Schwägerin schrieb er ein Wort mit Bleistift, um sie zu bitten, ihm mit ihren Kindern nachzukommen. Unter'm Thorweg begegnete er Dupin und dem Marquis de Grammont, die zur Herzogin eilten. Sie war im Pavillon de Marsan (dem rechten Flügel der Tuilerien, gegen die Rue de Rivoli), allein mit ihren beiden Knaben und einer Hofdame. Wenige Augenblicke darauf kam eine Botschaft vom König, er erwarte die Herzogin auf der Place de la Concorde. Sie nahm sofort Dupin's Arm, ohne den Grafen von Paris loszulassen, während der Leibarzt der Herzogin den kleinen Herzog von Chartres, der etwas unwohl war, auf dem Arme trug. Rasch durchschritt die kleine Gruppe den Tuileriengarten, während hinter ihnen schon das Volk vom Palaste Besitz nahm. Auf der Place de la Concorde angelangt, war der König schon abgefahren: kein Wagen war zur Hand. Man faßte sich rasch und beschloß, nach dem nahen Palais Bourbon zu gehen und dort den jungen König und die Regentinmutter von der Volksvertretung ausrufen zu lassen. „Es lebe der Graf von Paris, König der Franzosen! Es lebe die Herzogin von Orléans, Regentin!“ rief Dupin der dort stationirenden Nationalgarde zu, und sie stimmte begeistert ein in den Ruf, bildete eine Gasse bis zur Brücke und die Herzogin, welche dem befehlführenden Officier den Arm

Digitized by Google

gab, gelangte unter fortgesetztem freudigen Zurufe der Nationalgarden und des Volkes nach dem Palais Bourbon (1½ Uhr).

Die Kammer erhob sich wie ein Mann bei ihrem Eintreten. Drei Sessel wurden für sie und die Prinzen vor die Rednerbühne der Versammlung hingestellt, und sie hatten eben Platz genommen, als der Herzog von Nemours eintrat, der erfahren hatte, was vorgefallen war, und zum Schutze der Schwägerin herbeieilte; er stellte sich neben die Regentin, der er selber seine Würde angeboten hatte. Dupin stieg auf die Tribüne und verkündete unter allgemeiner Beistimmung die Thronbesteigung des Grafen von Paris und die Regentschaft seiner Mutter. Tocqueville verließ seinen Sitz, legte die Hand auf Lamartine's Arm: „Ihre Stimme allein kann diesen Tumult beherrschen . . . Steigen Sie auf die Tribüne, sonst sind wir verloren.“ Seine Augen starrten auf die Gruppe der Herzogin und ihren Führer. „So lange die Frau und das Kind da sind, schweige ich,“ antwortete er, ohne sich gegen den Freund zu wenden, der sofort errieth, daß sein Entschluß gefaßt war. In der That erhebt sich Lamartine von seinem Platz und sofort schweigt das Haus, als ahne es, daß die Entscheidung von den Lippen dieses Mannes kommen würde, der so oft seit acht Jahren dem innersten Gefühle der Nation das Wort gefunden hatte: Er verlangte eine vorübergehende Aufhebung der Sitzung, wie „es die Ehrfurcht vor der Nationalversammlung und der erhabenen Fürstin verlange“. Und der Präsident — es war Sauzet — hob die Sitzung auf, „bis die Herzogin und der junge König sich zurückgezogen,“ während Marie, ein Mann der Linken, den der Revolutionsausschuß jetzt eben zum Mitglied der provisorischen Regierung ernannt und der diese Ernennung angenommen hatte, die Rednerbühne bestieg. Lamartine hatte der Regentschaft den Todesstoß versetzt. Umsonst wandte die Herzogin sich zum Vorsitzenden mit den bedeutsamen Worten: „Dies ist eine Königssitzung.“ Der Präsident hatte schon Lamartine zugestimmt: und wol mochte Dieser sagen: „Ich habe die Revolution nicht gemacht, aber nach geschehener Revolution habe ich die Republik gemacht.“

Während die Herzogin und die Ihrigen sich durch die Versammlung nach der hintersten Reihe der Abgeordnetenbänke begeben, strömt auch schon das Volk der Vorstädte unter Führung Emanuel Arago's und anderer Abgeordneten des „National“ und der „Reform“ in das unbewachte Haus, um welches nur Nationalgarde stand, und nahm den Platz ein, den die Prinzen leer gelassen. Zugleich schlägt Marie der Versammlung vor, eine „provisorische Regierung“ zu ernennen, da die Regentschaft der Herzogin ungesetzlich sei. Auch Crémieux, neben dem der kleine Herzog von Chartres Platz genommen und der noch eben die Regentin zu reden aufgefordert, verlangt jetzt die Ernennung einer provisorischen Regierung: und die Tribünen, die eingedrungenen Blousenmänner, klatschen Beifall. Odilon Barrot war indessen eingetreten; als thatsächlicher Minister ergriff er das Wort für die Regentin unter lautem Beifall des Centrum. Aus der Versammlung erschallt der Ruf: „Lassen Sie die Herzogin reden!“ Und sie erhob sich mit den Worten: „Mein Sohn und ich sind gekommen . . .“ als La Rochejaquelein's Stentorstimme ihr schwaches Organ übertönte. „Es gebührt Denen, welche in der Vergangenheit immer den Königen gedient haben,“ rief der

Digitized by Google

ungestüme Legitimist, „jetzt vom Lande und vom Volke zu sprechen. Heute sind Sie Nichts mehr!“ Das war der Racheschrei der Besiegten von 1830. Im selben Augenblick dringt die Colonne Dunoyer, welche zuerst die Tuilerien verlassen hatte, — Studenten, Nationalgardisten, Arbeiter, Alle bewaffnet, mit flatternden Fahnen — in den Saal. Hundertfach hallt der Ruf: „Nieder mit dem Königthum!“ im Hause wieder. Schon erklimmt ein Eindringling die Rednerbühne und spricht zu den Versammelten, ihm folgt ein Held der Julitage, der die dreifarbige Fahne aufpflanzt und den Sturz des Thrones verkündet. Crémieux, Ledru-Rollin, Lamartine erscheinen zugleich auf der Tribüne: Ledru-Rollin gelingt es endlich, sich Gehör zu verschaffen. Er verlangt eine provisorische Regierung, aber nicht länger eine, die von der Kammer, sondern eine solche, die vom „Volke“ ernannt sei! „Eine provisorische Regierung und eine augenblickliche Berufung an einen Convent.“ Nach langer lärmender Unterbrechung spricht Lamartine, der sich die ganze Zeit über neben Ledru-Rollin auf der Tribüne gehalten, um, wenn nicht die Rechte der Herzogin, die er einst so beredt vertheidigt, so doch das Recht Frankreichs zur Selbstbestimmung zu wahren: „Ich verlange, daß man eine provisorische Regierung bilde, die Nichts über die endgültige Regierung entscheide, welche es dem Lande belieben wird, sich selbst zu geben, sobald es befragt worden.“ „Die Namen,“ ruft die Menge, „die Namen der neuen Regierung!“ „Diese Regierung, beginnt Lamartine von Neuem, „soll keine andere Aufgabe haben, als das Land zu befragen . . .“ In dem Augenblicke donnern Gewehrkolben gegen die oberen Thüren, die bald den Stößen weichen und hereindringt ein neuer Schwall mit blinkenden Waffen unter dem Rufe: „Nieder mit der Kammer! Keine Abgeordneten mehr!“ Einer legt die Flinte an auf Lamartine; doch wird der Lauf noch zeitig in die Höhe geschlagen. Zugleich ward der Lärm so ganz unbeherrschbar, daß der Vorsitzende endlich die Versammlung, nicht in Worten, sondern thatsächlich auflöst, indem er den Saal verläßt.

Nicht so die Menge; auch viele Abgeordnete der Linken blieben und einer ihrer Veteranen, der greise Dupont (de l'Eure), besteigt den Sessel des Vorsitzenden. A. Marrast, der bald hier selber präsidiren soll und der die neuen Eindringlinge anführt, schützt mit seiner Revolutionsgarde die Tribüne, auf der Ledru-Rollin die von beiden Gruppen der Republikaner vereinbarten Namen der neuen Regierungsmitglieder abliest und das souveräne Volk Frankreichs, vertreten von den Studenten und dem Pöbel von Paris — es waren nur noch etwa dreißig Abgeordnete im Saal — acclamirt die Namen der neuen Regenten Frankreichs: Dupont (de l'Eure), François Arago, Lamartine, Ledru-Rollin, Garnier Pagès, — „Der ist ja todt!“ ruft Einer aus der Menge. „Der Richtige ist todt! Immerhin!“ — Marie, Crémieux! „Nach dem Stadthaus!“ ruft der Schauspieler Bocage, der Freund G. Sand's, derselbe, der auf dem „National“ die Aufnahme Lamartine's in die Regierung gefordert und erlangt hatte, und die Erwählten des „Volkes“ ziehen im Triumphe nach dem Stadthaus, während die muthwillige Menge die Gemälde, auf denen Louis Philipp als Eidleistender figurirt, zur Scheibe machen und die Herzogin mit ihren Kindern sich durch die Gänge des Hauses flüchtet. Sie ward von ihrem Schwager, von ihren Kindern getrennt; in der Menge der Flüchtenden und Eindringenden unerkannt und unbeachtet mehr hinausgeschoben als hinausgeführt.

Digitized by

Der Graf von Paris wurde nur mit Mühe den Armen eines Wüthenden entrissen, der ihn erdrosseln wollte, dann durch ein Fenster einem draußenstehenden Diener des Abgeordnetenhauses in die Arme geworfen, der ihn zur im Freien harrenden Mutter führte. Eine zufällig in dem Hinterhofe stehende Droschke brachte Beide in's nahe Hôtel des Präsidiums, wo bald auch der Herzog von Nemours eintraf. Nach zwei Stunden namenloser Erwartung ward endlich die Nachricht gebracht, auch der kleine Herzog von Chartres sei gerettet; ein Thürsteher habe ihn in einem Gange gefunden und zum Schwiegersohn Marschall Soult's, Graf Mornay, gebracht, bei dem er in Sicherheit sei. Fast gleichzeitig erschien O. Barrot, um zur Abreise zu drängen. Doch konnte die Herzogin erst am übernächsten Tage (26.) ihr jüngstes Söhnchen wieder in die Arme schließen und das Hôtel der Invaliden verlassen, wohin sie sich begeben. Es war Zeit: eine Stunde später erschien ein Agent des neuen Polizeipräfecten Caussidière, um sie zu verhaften.

Es war halb vier Uhr, als der Präsident der neuen Regierung, der dreiundachtzigjährige Dupont de l'Eure, erst am Arme Crémieux', dann, als er erschöpft nicht weiter konnte, in einer Droschke, zwei Trommeln und zwei Fahnen vorauf, hinter ihm Lamartine, im Triumphe geführt von den Sendlingen des „National", das Quai entlang nach dem Stadthause zog, wo die Republik schon von einigen Gemeinderäthen, Studenten und Polytechnikern verkündet worden und das, gemäß der revolutionären Ueberlieferung, allein einer neuen Regierung Legitimität verleihen konnte. Ledru-Rollin an der Spitze einer zweiten Schar folgt den Ersten, die sich nur mit Mühe über die Barrikaden einen Weg bahnen. An der Kaserne des Quai d'Orsay wäre auch Lamartine fast vor Aufregung erschöpft zusammengesunken. Ein Dragoner reichte ihm ein Glas Wein: „Auf den Bund des Volkes und des Heeres," ruft der Dichter; „das ist das wahre Bankett!" Endlich gegen halb fünf Uhr im Stadthause angelangt, finden sie neben dem selbsternannten Maire von Paris, Garnier Pagès, und dem greisen Fr. Arago, den sein Sohn herbeigeholt, den Vertreter der „Socialdemokratie", Louis Blanc, der ebenfalls seinen ihm von der Versammlung der „Reform" zuerkannten Platz in der neuen Regierung beanspruchte. Für's Erste ließen die neuen Regenten den unbequemen Collegen nicht einmal vor sich. Es gelang ihnen, nachdem sie eine Stunde in dem ungeheueren, menschenerfüllten, tosenden Labyrinthe des Volkspalastes herumgeirrt, ein leeres Zimmer zu finden, in welchem sie sich einschlossen, die ersten Proclamationen verfaßten, und die Rollen vertheilten. Der greise Dupont (de l'Eure) erhielt den Vorsitz ohne Portefeuille; Lamartine das Auswärtige, Fr. Arago die Marine, Crémieux die Justiz, Marie die öffentlichen Arbeiten, Ledru-Rollin das Innere, d. h. die thatsächliche Leitung der Politik. Garnier Pagès ward als Maire von Paris, an Stelle der zwölf Kreismaires, bestätigt. Goudchaux, ein liberaler Bankier, dem man schon, ehe man noch an die nahe Revolution gedacht, die Finanzen versprochen hatte, wenn je die Republik ausgerufen werden sollte, erhielt jetzt das versprochene Departement. Carnot, der sich eben so schnell wie Arago, Marie, Garnier Pagès von der Opportunität der Republik überzeugt hatte, bekam den Unterricht; Bethmont das Handelsministerium; den Krieg bot man General Bedeau an, der verweigerte, wol um keinen

Digitized by Google

neuen Anhalt zu mißliebiger Deutung seines Benehmens zu geben; auch Lamoricière schlug aus und es ward ein fast Unbekannter, General Subervie, damit belehnt. So ungern man es that, man mußte die Leute der „Reform", die Caussidière und Et. Arago, welche sich schon der Polizei und der Post bemächtigt hatten, an ihrer Stelle belassen: ein erstes Anzeichen, daß der einzige Mann der äußersten Linken, welcher in der neuen Regierung saß, Ledru-Rollin, stärker darin war als seine zehn gemäßigten meist altrepublikanischen Collegen zusammen. Kaum war die Arbeit unter dem Tumulte des Platzes, der kommenden und gehenden Boten beendigt, als auch Louis Blanc, der endlich das Versteck der neuen Machthaber entdeckt, hereindrang und seinen Platz verlangte. Allein, was thun? Die Welt war weggegeben; und nicht für sich allein, auch für die ihn begleitenden Chefredacteure, A. Marrast und Flocon, sowie für seinen Freund, den Arbeiter Albert, als Vertreter der geheimen Gesellschaften, verlangte er Sitz und Stimme im Rathe. Die beiden Journalisten waren leicht zum Verzicht zu bewegen, indem man ihnen den Titel von Secretären anbot. Louis Blanc gab erst nach, als er sah, daß er Nichts ausrichtete und man seinem Manne, dem Arbeiter Albert, einen Sitz ohne Portefeuille in der Regierung einräumte. Er selber begnügte sich dann endlich auch mit der Stelle eines Secretärs.

Noch hartnäckiger war der Streit um den Namen der neuen Regierung. Nicht nur draußen tobte die Menge und forderte ungestüm die Verkündigung der Republik; alle Zimmer, alle Gänge des Palastes waren gedrängt voll bewaffneter, von Wein oder Aufregung trunkener Scharen; bald war fast die ganze Aufstandsarmee in den Sälen des Hôtel de Ville und der große Platz fast leer; denn die Bürger hielten sich ängstlich fern und ließen die Aufrührer allein gewähren. Der große Gemeinderathssaal war das Theater heftiger Auftritte: umsonst bat die neue Regierung um Frist und Ruhe zur Berathung über die wichtige Frage; kaum hat man sie ihr zugestanden, als auch schon eine neue Schar Ungeduldiger die Thüren erbricht und zu rascher Entscheidung drängt, sie herrisch fordert. Dreimal mußten so die neuen Machthaber aus einem Zimmer in's andere flüchten. Umsonst stellte sich Lamartine, dessen Unerschrockenheit nur von seiner Unermüdlichkeit übertroffen wurde, wieder und wieder den Lärmenden entgegen: seine wunderbare Beredsamkeit, welche gerade für solche Augenblicke wie gemacht war, seine schöne, sympathische Erscheinung beruhigte nur auf Augenblicke und der Kampf war immer von Neuem wieder zu beginnen. Proclamation folgte auf Proclamation, keine befriedigte die „Sieger", nur das Wort Republik konnte sie besänftigen; und Lamartine hatte noch eben im Palais Bourbon feierlich sein Wort verpfändet, daß die neue Regierung die Frage der Staatsform nicht entscheiden würde, ohne vorher ganz Frankreich befragt zu haben. „Bürger", lautete das erste Manifest; „Louis Philipp ist nicht mehr König! Eine provisorische Regierung ist von dem Volkswillen (par le vœu national) ernannt worden. Sie tagt auf dem Stadthause. Die Nation wird befragt werden rc." Die zweite, von Lamartine selbst verfaßt, ging schon etwas weiter: „Die provisorische Regierung erklärt, daß die republikanische Form vorläufig von ihr und dem Volke von Paris angenommen ist; daß aber weder die provisorische Regierung noch das Volk von Paris im Sinne haben ihre

Meinung an Stelle derjenigen der Bürger zu setzen, welche in Urversammlungen über die endgültige Form ihrer Regierung befragt werden sollen.“ Auf Ledru-Rollin's Wunsch ward auch diese Fassung noch stärker betont, das Wort „Republik“ an die Stelle der „republikanischen Form“ gesetzt. Auch Das genügte nicht! Lange wogte der Kampf zwischen den beiden Gruppen der neuen Regierung, oft unterbrochen von der eindringenden Menge; am Ende sahen sich die Herrscher gezwungen, die Thüre eines Zimmers zu verrammeln, während sechs Polytechniker mit bloßem Degen Wache hielten und hier, doch immer noch in Gegenwart von Abgeordneten des Volkes, das man eingelassen, kam dann endlich die endgültige Proclamation zu Stande: ein Sieg Ledru-Rollin's und Louis Blanc's; Marie, Dupont, Arago hatten lange widerstanden. Achtzehn Jahre lang hatten die Republikaner die Legitimität des Julikönigthumes bestritten, weil es, von den gesetzlich erwählten Vertretern der hunderttausend Höchstbesteuerten Frankreichs errichtet, nicht die Nation in ihren Comitien versammelt hatte, um sich von ihr bestätigen zu lassen. Sollten jetzt die von wenigen Verschworenen ernannten, von einigen hundert bewaffneten Eindringlingen acclamirten Vertreter der Vorstädte von Paris die Republik aus eigener Machtvollkommenheit gründen dürfen, ohne das Plebiscit von Frankreich? Die so gestellte Frage war auch schon beantwortet und da ja nicht gesagt war, daß man den Wechsel auf die Zukunft auch zahlen müsse, so stellte man ihn gegen das baare Zugeständniß der Republik aus. Wiederum war es Lamartine, der zuerst nachgab, Crémieux, ein Advokat, heute Morgen noch ein Anhänger der Regentschaft, welcher die nicht eben elegante, aber Alle befriedigende Formel fand. Es war 10 Uhr 20 Minuten, als ein Mann auf den Balcon des Stadthauses trat, ein Dutzend beschriebene Zettel hinunterflattern ließ und bei dem Lichte einer Fackel den Inhalt derselben laut in die Nacht hinein las: „Die provisorische Regierung will die Republik, vorbehaltlich der Zustimmung des Volkes, das sofort befragt werden wird.“

VII.

Louis Philipp und die königliche Familie hatten sich in Saint-Cloud nur gerade so lange aufgehalten, als nöthig war, um im Städtchen zwei Omnibusse auftreiben zu lassen, in welchen die fünfzehn Personen, aus denen die flüchtige Familie bestand, ihre Fahrt etwas bequemer fortsetzen könnte, als in den beiden engen Coupés, die sie von Paris hergebracht. Man richtete sich nach dem Trianon bei Versailles; doch fühlte man sich auch hier nicht sicher und fuhr noch desselben Abends weiter, ein Theil der zahlreichen Familie direct nach dem Schlosse Eu, der König und die Königin, welche am Grabe ihres Sohnes beten wollten, nach Dreux, wo sie die Nacht zubrachten. Hier erfuhren sie anderen Morgens die Ausrufung der Republik und sie ward ihnen das Zeichen zu rascher Flucht. Der Herzog von Montpensier, die Herzogin von Nemours und ihre Kinder richteten sich nach Granville, wo es ihnen gelang, sich nach England einzuschiffen. Der König hatte seine militärische Eskorte schon Tags zuvor in Saint-Cloud verabschiedet, und er verfügte nur über 1200 Frcs., die man ihm

Digitized by Google

in Versailles geliehen. Unter solchen Umständen war nicht daran zu denken, in langsam-feierlichem Zuge die Küste zu erreichen, wie einst das greise Haupt seines Hauses, als die Revolution ihn des Thrones beraubt, um den Herzog von Orléans darauf zu setzen. Auch war die Stimmung eine andere. Eine panische Furcht schien sich des Mannes bemächtigt zu haben, der so oft unerschrocken dem Geschütze der Feinde und dem Dolche der Mörder die Stirne geboten. Hastig trieb er zur Abfahrt durch ein Hinterthor des Schlosses. Ja, er glaubte sich unkenntlich machen zu müssen: entfernte die schwarze Perücke und den schwarzen Backenbart, die, Dank den zahllosen Zerrbildern, in jedem Winkel des Landes bekannt waren, setzte eine grüne Brille auf, zog eine seidene Reisemütze tief in die Stirne und verließ so am 25. mit der Königin und nur vom General Rumigny begleitet die Stätte, wo der Sohn und die Schwester ruhten und welche dazu bestimmt gewesen war, das Saint Denis der Dynastie d'Orléans zu werden. Auf langen Umwegen und Nebenstraßen, um die Städte zu vermeiden, erreichten sie endlich nach ermüdendster Fahrt am 26. früh das kleine Gut eines ehemaligen Adjutanten des Königs in der Nähe von Honfleur. Hier verbarg man sich, so gut man konnte, bis der Zustand des Meeres erlauben würde, nach England hinüberzusetzen. Schon hatte man in Trouville einen Fischer gewonnen; und der König war allein und verkleidet an den Punkt gegangen, wo er sich einschiffen sollte: allein der Fischer fand noch immer das Meer zu wild, um sich hinauszuwagen. Während des Wartens aber verbreitete sich die Nachricht vom geheimnißvollen Reisenden im Städtchen. Rasch flieht der greise König zu Fuß, irrt von Pachthof zu Pachthof, bis ihn endlich ein kleiner Wagen aufnimmt und zur Königin zurückbringt. Endlich am 2. März kam die Erlösung aus dem, wenn nicht gefährlichen, doch wenig würdevollen Versteck. Der britische Viceconsul des Hâvre bot im Namen seiner Regierung die Ueberfahrt auf dem englischen Dampfschiffe an, das den Dienst zwischen dem Hâvre und Newhaven versah, und brachte englische Pässe auf falsche Namen. So halb beruhigt, bestieg der König mit seiner Gemahlin den kleinen Dampfer, welcher sie von Honfleur nach dem Hâvre brachte, von wo sie am 3. März die englische Küste erreichten. Tags darauf langten die Flüchtigen auf dem Schlosse Claremont, einem Gute ihres Schwiegersohnes, des Königs der Belgier, an, wo die übrigen Glieder der Familie bald zu dem Chef des gefallenen Hauses stießen.

Die Herzogin von Orléans war ohne weitere Unfälle unter Graf Mornay's Begleitung mit ihren Söhnen über die belgische Grenze entkommen. Die junge Herzogin von Montpensier war weniger glücklich und gelangte erst nach mancherlei Abenteuern wieder zu den Ihrigen. In Abbeville wäre sie fast erkannt worden, mußte — sie war guter Hoffnung — stundenlang in leichten Schuhen im Koth herumwaten. „Einerlei," soll sie gerufen haben, „immer noch besser als der runde Tisch." Der Herzog von Nemours hielt sich, wie auch Guizot, einige Tage in Paris verborgen und durfte dann mit seiner Schwester, der Herzogin Clementine von Coburg, ungehindert das Land verlassen. Dem Herzog von Württemberg, dem Wittwer der vielbetrauerten Prinzessin Marie, schickte Lamartine selbst die nöthigen Pässe. Der Herzog von Aumale und der Prinz von Joinville nahmen feierlichen Abschied von der algierischen Armee

Digitized by Google

und der mittelländischen Flotte, deren Oberbefehl sie ruhig den von der Republik ernannten Nachfolgern übergaben. Sie verließen Algier am 3. März.

Louis Philipp überlebte seinen Sturz um mehr denn zwei Jahre (26. August 1850), nicht als schweigender Beobachter der Dinge, wie es das hohe Alter wol gerechtfertigt, vielleicht auch gefordert hätte, und wie seine Vorgänger auf dem Throne Frankreichs ihm das würdige Beispiel gegeben. Er empfing gern Gäste aus dem Vaterland und aus der Fremde, unterhielt sie gern, um sie über die leitenden Gedanken seiner Politik aufzuklären, seine Handlungen zu vertheidigen, seine Unterlassungen zu entschuldigen, die Anklagen seiner Feinde zu widerlegen. Und es war ihm lieb, wenn diese vertrauten Ergüsse in die Oeffentlichkeit drangen, wenn bald ein französisches, bald ein englisches Zeitungsblatt Mittheilungen von Claremont brachten. Auch der Politik des Augenblicks blieb er nicht fremd. Es war, als ob durch alle seine Vertheidigungsreden durch die Gewissensstimme des Bourbons sich hören ließe. Er soll die Versöhnung mit dem älteren Zweige warm empfohlen, zur Anerkennung Heinrich's V. als Hauptes der Familie eifrig gerathen haben, trotz des Einspruchs der Frauen, Marie Amaliens, die jetzt auf den Königstitel ebenso widerstrebend verzichtete, wie sie ihn einst widerstrebend angenommen hatte; der Königin der Belgier, welche fühlte, daß auch der volksthümliche Thron, den sie einnahm, etwas einbüßen mußte, wenn ihr Vater den Ursprung des Seinigen verleugnete; der Herzogin von Orléans, welche den letzten Willen ihres Gemahls tief in ihr Herz geschrieben und nicht auf ungewisse Hoffnungen hin das Erbtheil ihres Sohnes preisgeben wollte. Der alte König aber wußte besser, „wie schwer die Krone auf dem Haupte sitzt", dem sie nicht als Erbtheil der Väter zukommt, oder durch die Nation als Preis fruchtbarer Siege über innere und äußere Feinde aufgedrückt wird.

Digitized by Google

Zur Charakteristik der Philosophie der Gegenwart in Deutschland.

Von
Professor Dr. B. Erdmann in Kiel.

Wenn die Theilnahme, die den Untersuchungen einer Wissenschaft von den Vertretern der übrigen Disciplinen und von den weiteren Schichten der wissenschaftlich interessirten Bevölkerung entgegengebracht wird, ein Maßstab wäre für die Leistungen, die aus denselben zu Tage gefördert werden, so müßte die Philosophie der Gegenwart zu den glänzendsten Perioden gehören, von denen die Geschichte zu berichten weiß. Denn dieser Theilnahme hat sich die Philosophie seit etwa einem Jahrzehnt in so schnell steigendem Maße zu erfreuen, daß gegenwärtig selbst die Naturwissenschaften, soweit sie innerhalb ihrer engeren Aufgabe verbleiben, kaum die gleiche Gunst genießen.

Ein solches Interesse ist jedoch nicht nothwendig dadurch bedingt, daß einer Zeit durch ein neuerstandenes philosophisches System eine Bewußtseinsbereicherung gegeben wird, in der sie ihr bestes Wissen und ihre edelsten Hoffnungen wiederfindet, der sie deshalb von den verschiedensten Gesichtspunkten aus freudig zustimmen kann. Es ist ebenso möglich, daß die Bewegung nicht von der Philosophie zu den Einzelwissenschaften hinab-, sondern umgekehrt von den Einzelwissenschaften zur Philosophie hinaufgeht. Dann nämlich wird dies der Fall sein, wenn die Ergebnisse der Einzelforschung sich auf einem oder mehreren Gebieten hinreichend gehäuft haben, um allgemeinere Inductionen möglich zu machen, deren Rückwirkung auf das Besondere die bestimmenden Gesichtspunkte für den ganzen Wissensstoff einer eingreifenden Veränderung unterzieht. Denn die nothwendig sich aufdrängenden Fragen nach der möglichen Bedeutung jener Verallgemeinerungen lassen das Bedürfniß entstehen, sich an der Hand der philosophischen Hilfsmittel über die ersten Grundlagen wie über die letzten Ziele des Erreichten zu orientiren.

Daß die Theilnahme an der Philosophie der Gegenwart lediglich diesen letzteren Ursachen entsprungen ist, wird kaum einem ernsten Zweifel unterliegen. Sei es, daß wir Deutschland, England, Frankreich oder Italien zum Beispiel

Digitized by

nehmen, nirgends erfahren wir von einem philosophischen System, das innerhalb des letzten Jahrzehnts etwa eine allgemein schülerbildende, die Ueberzeugungen vieler packende und fesselnde Kraft documentirt hätte. Man wird sogar vielleicht nicht irre gehen, wenn man behauptet, daß es uns auch an solchen Lehrmeinungen fehle, die berufen wären, diese Kraft in dem Kampf der Ueberzeugungen, der jeden Fortschritt bedingt, allmälig zu erringen. Zwar legen die philosophischen Untersuchungen der letzten Jahrzehnte mehrfach ein rühmliches Zeugniß ab von Systemen, die, wenn die historische Wirksamkeit einer metaphysischen Lehre lediglich abhinge von der geistigen Kraft ihres Urhebers und von der eindringenden, umfassenden Bethätigung derselben, den meisten jener Systeme an die Seite zu setzen wären, deren überzeugende Gewalt die Geschichte uns kennen lehrt. Jedoch dieselben — ich denke an Schopenhauer, an Fechner und Lotze, an Comte und Spencer, wol auch an Dühring und von Hartmann — wurzeln in einem Boden, den schon eine lange Zeit wissenschaftlicher Arbeit so weit zersetzt hat, daß sie die Kraft, die sie bisher nicht gewonnen haben, unter den veränderten Lebensbedingungen schwerlich erreichen werden. Statt der Herrschaft einer oder einiger Schulen erkennen wir vielmehr überall, in philosophischer Hinsicht nicht weniger als auf allen anderen wissenschaftlichen und praktischen Gebieten, die Signatur der Systemlosigkeit, einer Anarchie der Individualität, die jeden Quidam sagen läßt, er sei von keiner Schule. Den philosophischen Charakter der Zeit bildet im Ganzen ein Eklekticismus, der Anregung sucht in den entlegensten Anfängen der griechischen Speculation, zugleich aber kokettirt mit den modernsten Annahmen besonders der naturwissenschaftlichen Forschung, der sich nährt sowol aus dem Rationalismus der continentalen Metaphysik von Cartesius bis auf die idealistischen Nachfolger Kant's, wie aus dem Empirismus der englischen Erkenntnißtheorie von Baco bis Mill, gelegentlich wol selbst aus der mittelalterlichen Mystik. Diese Verwilderung der Ueberzeugungen hat überdies gerade in Deutschland nicht wenig dazu beigetragen, jenem gleichsam persönlichen Gegensatz Raum zu schaffen zwischen dem, was man jetzt universitäre oder akademische Philosophie nennt, und dem, was man nicht unbillig Popularphilosophie nennen könnte. Das aber ist ein Gegensatz, der in Folge der Art, wie, von der einen der beiden Parteien wenigstens, sachliche Kritik mit persönlichen Anschuldigungen und Verdächtigungen gemischt wird, ebenfalls an ein unerfreuliches allgemeines Zeichen der Zeit erinnert.

Zeigt somit die philosophische Literatur der Zeit im Ganzen ein Bild, das für sich offenbar nur wenig Anziehungskraft auf weitere Kreise auszuüben vermag, so bekunden andererseits die Einzeldisciplinen, und zwar vor allen die Naturwissenschaften, ein philosophisches Interesse, das nach Inhalt und Form beweist, wie durchaus es aus ihren eigenen Problemen herausgewachsen ist. Zunächst sind es jene allgemeinen Ergebnisse der physikalischen, biologischen und psychophysischen Forschung der letzten Jahrzehnte, sodann die hierdurch gegebenen Fragen über den Sinn und den Werth der Grundbegriffe unseres Naturerkennens, die zur Grenzüberschreitung in das Gebiet der Philosophie gedrängt haben. Solche Uebertretungen finden nachgerade sogar so vielfach und so weitgehend statt, daß die philosophische Neigung ein specifisches Kennzeichen der gegenwärtigen Natur-

Digitized by Google

forschung geworden ist. Einen Beweis dafür bieten selbst diejenigen Erscheinungen, die auf den ersten Blick entgegengesetzte Tendenzen zu verrathen scheinen. Nicht blos z. B. die neuerliche entschiedene Erinnerung von Helmholtz gegen das unkritische, leere Hypothesenbilden der Metaphysik, sondern selbst die principielle Ausschließung aller Causaltheorien von der Aufgabe der mechanischen Naturwissenschaften, die Kirchhoff kürzlich vertreten hat, zeugt von einer philosophischen Theilnahme, für die sich z. B. in der Periode der zwanziger und dreißiger Jahre kein Analogon findet. Denn die eigentliche Absicht jener Erinnerungen geht lediglich gegen den Eigendünkel metaphysischer Dogmatik in Naturwissenschaft und Philosophie, von dem uns gerade in der letzten Zeit mannigfache Proben geboten worden sind; diese Beschränkung aber der Naturbearbeitung auf eine Beschreibung der Phänomene zeugt direct von einer erkenntnißtheoretischen Parteinahme im Sinne des extremen Empirismus Comte's.

Durch dies Alles nun wird deutlich, daß die Richtung sowol wie auch die Intensität der philosophischen Bewegung der Gegenwart bedingt ist einerseits durch die Motive, die der Naturforschung neuerdings ein Interesse an den philosophischen Problemen gegeben haben, andererseits durch den Stand der philosophischen Forschung, auf den jene antreibenden Kräfte trafen.

Wir werden somit hier wie bei allen historischen Fragen an die Entwickelungsgeschichte verwiesen. Den Weg derselben können wir jedoch nicht sofort betreten; denn wir werden ihn nur dann inne zu halten wissen, wenn wir uns über das sachliche Verhältniß der beiden Wissenschaftsgruppen kurz orientirt haben.

I.

Ueber den Begriff der Naturwissenschaften dürfen wir uns kurz fassen, da wir uns damit begnügen können, ihre Aufgabe so zu begrenzen, daß sie jeder der mannigfachen Ansichten über die letzten Lösungen derselben, die gegenwärtig noch möglich sind, nahezu gleicher Weise entspricht. Denn daß es möglich sei, alle Vorgänge, soweit sie uns durch unsere Sinne gegeben werden, als Bewegungsvorgänge aufzufassen, also auch alle, selbst die complicirtesten physischen Vorgänge etwa im menschlichen Gehirn, als Producte einer continuirlichen Entwickelung auf Grund der Wechselwirkung constanter Bewegungskräfte zu begreifen, ist ein Axiom unserer Naturforschung geworden. Der Streit beginnt erst, wenn wir weiter fragen, welches die einfachsten Bewegungsgesetze sind, resp. wie beschaffen wir die elementarsten Bewegungskräfte vorauszusetzen haben; inwieweit wir ferner durch dieselben die Vorgänge blos nachschreiben oder auch causal erklären können; ob wir endlich als die letzten Elemente des Physischen discrete Atome oder eine continuirlich den Raum erfüllende Materie annehmen sollen. Ueber diese Fragen aber brauchen wir hier keine Entscheidung zu versuchen. Naturwissenschaften nennen wir deshalb erstens diejenigen (formalen) Disciplinen, die, wie Physik und Chemie, die einfachsten Bewegungsgesetze selbst bestimmen, und dann diejenigen (historischen) Doctrinen, die, wie Astronomie, Geologie, Mineralogie, Botanik und Zoologie die Wechselwirkung jener gesetzlichen Vorgänge in den Entwickelungsreihen der einzelnen körperlichen Objecte verfolgen.

Ernstere Schwierigkeiten stehen der Definition der Philosophie gegenüber. Für sie würden wir, möchten wir die Aufgabe so allgemein halten, wie wir wollen, keine Fassung finden, die auch nur Einigen vollständig genügte; hier bedingt die Parteistellung noch durchaus den Begriff der Wissenschaft. Wir sind daher darauf angewiesen, den Maßstab, den wir brauchen, selbst zu bestimmen.

Zu diesem Zweck beanspruchen wir zunächst nur, was allgemein zugestanden wird, daß die geschichtlichen Geisteswissenschaften nicht weniger als alle Naturwissenschaften die Grundlage ihrer begrifflichen Bearbeitung der Thatsachen, die Gesetze nämlich des Geisteslebens, der psychischen Vorgänge des Vorstellens, Fühlens und Wollens, als bekannt voraussetzen. Die Disciplin nun, die es sich zum Ziel setzt, die Gesetzmäßigkeit des thatsächlichen Verlaufs der psychischen Vorgänge zu erforschen, ist die Psychologie. Jedoch dieser thatsächliche Verlauf ist nicht das Einzige, das uns an jenen Vorgängen wissenswürdig ist. Denn sie sind nicht blos Vorstellungen, Gefühle und Willensacte, sondern erheben zugleich den Anspruch, Darstellungen und Werthschätzungen von Objecten (im allgemeinsten Sinne) zu sein, die unser Verhalten gegen dieselben regeln. Dieser Anspruch aber auf eine, über das immanent Psychische hinausgehende Geltung bedarf besonderer Untersuchung. Wir kommen somit zu Normativdisciplinen, die sich auf dem Grunde der Psychologie aufbauen. Die Bedeutung nämlich unseres Wollens als eines Verhaltens gegen die Dinge bestimmt die Ethik; die Bedeutung unseres Fühlens als eines Werthschätzens der Dinge erörtert die Aesthetik; die Bedeutung endlich unseres Vorstellens als eines Erkennens der Dinge untersuchen die Logik und die Erkenntnißtheorie, die letztere, um zu erfassen, was Wahrheit ist, die erstere, um zu erfahren, wie wir zu derselben gelangen.

Die bisher genannten Disciplinen, Psychologie, Logik, Erkenntnißtheorie, Ethik und Aesthetik geben Problemreihen, die nicht blos sachlich zusammengehören, sondern auch historisch stets vereinigt gewesen sind, und zwar vereinigt gewesen sind in dem Complex der philosophischen Wissenschaften. Sie umspannen jedoch nicht den ganzen Inhalt Dessen, was historisch als Philosophie gegolten hat. Denn mit diesem wissenschaftlichen Bestandstück haben sich ohne Ausnahme auch jene Probleme zusammengefunden, die als metaphysische bisher die verschiedenartigsten Lösungen, die entgegengesetztesten Werthurtheile über sich ergehen lassen mußten, deren Fassung auch gegenwärtig vor Allem die Ansichten über das Wesen der Philosophie auseinander treibt. Wir dürfen deshalb auch erwarten, daß sie sachlich jenen Disciplinen am nächsten stehen. Es ist dies, wie leicht zu zeigen, in der That der Fall. Jene Probleme nämlich entspringen dem altbekannten Widerspruch zwischen den Leistungen des thatsächlich Erkannten und den thatsächlichen Bedürfnissen des Erkennens, der niemals, auch durch den fortgeschrittensten Stand der wissenschaftlichen Erkenntniß aufgehoben werden kann, es sei denn, daß eine unendliche Aufgabe durch einen endlichen Intellect zu lösen wäre. Denn das Bedürfniß zu erkennen treibt unausbleiblich jeden Einzelnen und jedes Volk in jeder Periode seines Denkens zu dem Versuch einer allgemeinen Weltauffassung, der uns zwingt, hypothetisch zu ergänzen, was wir innerhalb jedes einzelnen und zwischen den verschiedenen

Digitized by Google

Wissensgebieten an nothwendigen Lücken vorfinden. Diese unausbleiblichen Ergänzungshypothesen oder Speculationen beziehen sich daher auf die letzten Fragen unseres Wissens, auf den Ursprung und das Wesen der Welt, auf das Verhältniß des Psychischen und Mechanischen, auf die Beziehung von Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit u. s. w. Sie enthalten also in der That alle jene Probleme, die, soweit es sich um eine begriffliche Lösung derselben handelte, und nicht, wie in den Religionen, um praktische Lösungen für das Gemüth, der Metaphysik ursprünglich eigen gewesen und meist auch bisher verblieben sind. Die Metaphysik steht demnach zunächst gegen alle Wissenschaften in gleichartigem Gegensatz. Ihr Gebiet beginnt, wo das Gebiet der Wissenschaften aufhört, ihre Speculationen fangen da an, wo die begriffliche Bearbeitung der Thatsachen eine feste Berührung ausschließt, sei es daß die Kenntniß der bezüglichen Vorgänge zu gering oder der Complex derselben zu allgemein bleibt. Stellen wir uns das Gebiet unserer theoretischen Erkenntniß unter dem Bilde einer Ebene vor, so gleicht die wissenschaftliche Erkenntniß einem unregelmäßig gestalteten, ungleich beleuchteten, vielfach mit ganz dunkelen Stellen untermischten Theil derselben; jene dunkelen Stellen aber, die sich im Inneren finden, und von den äußeren Grenzen aus in's Unendliche nach allen Seiten sich ausdehnen, bilden das Gebiet der Metaphysik, das durch die continuirlichen Grenzverschiebungen im Inneren und an den äußeren Rändern des hellen Flecks im Ganzen nur wenig und sehr allmälig verändert wird. Trotz dieses allgemeinen Gegensatzes aber der metaphysischen Speculationen gegen die Theorien der Wissenschaften, stehen sie in einem besonderen, engen Verhältniß noch zu den oben erwähnten formalen oder philosophischen Disciplinen der Geisteswissenschaften. Zwei Andeutungen müssen hier jedoch genügen. Einmal nämlich besteht das Material, das der metaphysischen Speculationsbildung zu Grunde liegt, nicht in den Ergebnissen der Einzelwissenschaften als solchen, sondern in denselben, sofern sie durchleuchtet sind von den Strahlen, die ihnen die Erkenntnißtheorie gibt, d. h. sofern sie geprüft sind auf ihren Erkenntnißwerth überhaupt. Dem Naturforscher z. B. sind seine Atome das Wirkliche selbst, sind die einzelnen materiellen Theile, die den Raum erfüllen, die Substanz der Welt. Dem Erkenntnißtheoretiker und somit auch dem Metaphysiker zerfließt diese naive Objectivirung in ein subjectives Vorstellungsbild, das nicht mehr, allerdings auch nicht weniger das Wirkliche ist, als unsere Empfindungen etwa die Dinge selbst sind, durch die sie in uns gewirkt werden. Sodann ist klar, daß die Metaphysik in dem Maße, als sie gezwungen ist, auf eine thatsächliche Prüfung ihrer Annahmen Verzicht zu leisten, auch dazu gedrängt wird, jenen Anreizen Gehör zu schenken, die uns durch unser sittliches Verhalten und unser Werthschätzen, kurz also durch unser Wollen und Fühlen gegeben werden. Diese Reize aber, deren Gewalt selten hoch genug geschätzt ist, werden näher bestimmt von der Ethik und der Aesthetik. Solchen Beziehungen aber der philosophischen Wissenschaften zur Metaphysik lassen sich leicht noch genug andere anfügen, so daß der historische Zusammenhang beider Gebiete in der Entwickelung der Philosophie vollauf verständlich wird. Wir jedoch brauchen hier nur den Nachweis ihrer sachlichen Zusammengehörigkeit; denn dieser liefert uns die Definition, die wir suchen; er läßt uns die Philo-

Digitized by

sophie begrenzen als die Wissenschaftsgruppe von den Gesetzen der psychischen Vorgänge und ihrer Bedeutung, verbunden mit der Metaphysik.

Diese sachliche Bestimmung aber gibt uns zugleich das Mittel, uns über den gegenwärtigen Stand der philosophischen Bewegung in Deutschland zu orientiren.

Die treibenden Kräfte für diese Bewegung weisen durch ihre Richtung vor Allem zurück auf das Hauptwerk Kant's, die „Kritik der reinen Vernunft", sowol auf das, was durch dieselbe erreicht worden ist, als auch auf das, worin sie hinter ihrem Ziel zurückblieb. Der allgemeinste Gedanke dieses in einsamer zwölfjähriger Gedankenarbeit allmälig gereiften Werks liegt in der kritischen Behauptung, daß alle diejenigen Vorstellungen, die wir unabhängig von aller Erfahrung aus den Gesetzen unseres Geistes heraus erwerben, d. i. alle Vorstellungen a priori nichts Anderes sind als Formen möglicher Erfahrung; daß daher unsere theoretische Vernunft an die Grenzen möglicher Erfahrung unauflöslich gebunden ist. Die Aufgabe desselben war demnach, um mit Kant's eigenen Worten zu reden, eine nach allgemeingültigen Grundsätzen vollzogene Grenzbestimmung der reinen Vernunft, die ihr nihil ulterius mit größter Zuverlässigkeit an die herkulischen Säulen heftet, die die Natur selbst aufgestellt hat, um die Fahrt unserer Vernunft nur so weit fortzusetzen, als die stetig fortlaufenden Küsten der Erfahrung reichen. Die Lösung dieser Aufgabe gewinnt Kant dadurch, daß er zunächst die Nothwendigkeit jener Grenzbestimmung für unsere sinnliche und unsere Verstandeserkenntniß nachweist, und dann auf dieser Grenzbestimmung eine Kritik aller bisherigen Metaphysik auferbaut, die in der That die Axt an die Wurzeln des stolzen Baumes legt, der nach dem Wahn seiner letzten Pfleger alles Seiende, so wie es an sich ist, nicht blos wie wir es uns vorstellen, nach seiner allgemeinen Gesetzmäßigkeit umspannen sollte; nicht allein die menschliche Seele und die Körperwelt, sondern auch die Gottheit. Trotz des tiefgehenden Einflusses jedoch, den das neue System bald auszuüben begann, gelang es Kant nicht, für seinen allgemeinen kritischen Gedanken Anerkennung zu erlangen. Er mußte es sogar erleben, daß selbst unter seinen hervorragenden Anhängern eine Auffassung seiner Lehre herrschend wurde, die ihm bei der ursprünglichen Conception derselben vollständig fern gelegen hatte. Die wirksamste Ursache dieser Verschiebung lag allerdings in der Natur seiner Lehre selbst: der Nachweis der nothwendigen Beschränktheit unserer Erkenntniß auf mögliche Erfahrung litt an einem fundamentalen Mangel, der das ganze Ergebniß im Grunde aufhob. Den Unterbau nämlich des ganzen kritischen Gebäudes bildet der Beweis, daß wir durch unsere sinnliche Erkenntniß die Dinge, deren Einwirkung uns die Empfindungen gibt, nur erkennen, wie sie uns erscheinen, nicht wie sie an sich sind. Von hier aus schließt Kant weiter, daß auch unsere reinen Verstandesbegriffe, durch die wir die Dinge z. B. als existirend setzen, als Substanzen denken, in Causalzusammenhang und Wechselwirkung annehmen, sich lediglich auf Erscheinungen oder mögliche Erfahrung beziehen. Daraus aber folgt, daß wir von den Dingen nur wissen können, was sie in den Empfindungen, dem Stoff aller unserer Vorstellungen, in uns wirken, und was wir aus der Gesetzmäßigkeit unseres Geistes zur Formung dieses Stoffes a priori hinzuthun.

Digitized by Google

Die kritische Beschränkung unserer Erkenntniß wird also nothwendig durch den Nachweis des absoluten Phänomenalismus sogar unserer apriorischen Vorstellungen. Selbst die Existenz und die Causalität der Dinge gelten als apriorische Vorstellungen über den Kreis möglicher Erfahrung nicht hinaus. Diese an sich nicht mißverständliche Argumentation des großen Denkers legt jedoch als eine naive, gar nicht in Zweifel kommende Voraussetzung zu Grunde, was durch das Ergebniß derselben nicht einmal mehr denkbar bleibt. Können wir nämlich auch die Existenz und die Causalität nur von den Erscheinungen behaupten, sollen die Dinge an sich uns absolut unbekannt bleiben, so haben wir auch kein Recht, von den Erscheinungen auf Dinge an sich als ihre wirklichen Ursachen zurückzuschließen. Der Begriff der Erscheinung, der nur unter der Voraussetzung solcher Dinge einen Sinn hat, wird also selbst hinfällig; was wir so nennen, sind im eigentlichsten Sinne „nichts als Vorstellungen". Von diesem Gesichtspunkt aus aber wird der kritische Grundgedanke, den Kant allein vor Augen hatte, zu einem idealistischen. Dieser Wendung kam überdies zu gut, daß Kant selbst seine Lehre ausdrücklich, wenn auch in ganz beschränktem Sinne, als transscendentalen Idealismus bezeichnet hatte. Deshalb kann es nicht überraschen, daß in dem Streit zwischen der Meinung, die der Autor durch seine Darlegungen ausdrücken wollte, und der Interpretation, zu der die thatsächliche Beschaffenheit dieser Darlegungen die Leser damals hinführte, die letztere einen vollständigen Sieg davontrug. In der Behauptung, daß der eigentliche Kernpunkt der Lehre der Idealismus sei, stimmten gerade die hervorragenderen Anhänger des Philosophen mit seinen Gegnern überein. Der Vorwurf aber, daß dieser Idealismus sich selbst aufhebe, den die Gegner allgemein erhoben, wurde wenigstens so weit auch von den Anhängern thatsächlich anerkannt, daß schon in dem ersten Stadium der Schulenbildung Fortbildungsversuche in dieser Richtung auftraten, die den kritischen Hauptgedanken Kant's bald in sein volles Gegentheil verkehrten. Für diese Versuche nämlich wurde noch der besondere Umstand maßgebend, daß Kant es unterlassen hatte, seine Kritik aller bisherigen dogmatischen, d. i. die Grenze der Erfahrung überschreitenden Metaphysik durch die Ausführung eines eigenen metaphysischen Lehrgebäudes zu vollenden. So war gerade den berufensten seiner Anhänger die metaphysische Ausführung des Systems nahegelegt. Für diese aber hatte Kant selbst in der späteren Entwickelung seines Systems, besonders in seinen moralischen Schriften Fingerzeige gegeben, die um so mehr benutzt wurden, als sie selbst durch das Bedürfniß Kant's mitbedingt waren, jenen von ihm wohlempfundenen Mangel seiner theoretischen Grundlegung aufzuheben. Die Moral Kant's nämlich, die in einem nur historisch verständlichen Gegensatz gegen die theoretischen Ausführungen desselben steht, weil sie eine Bestimmung der intelligiblen Natur des Menschen als eines Dinges an sich geben will, enthält einen Versuch, den metaphysischen Ideen der Gottheit, der Unsterblichkeit und der Willensfreiheit, denen theoretisch lediglich eine regulative Bedeutung für die systematische Gliederung unserer phänomenalen Erkenntniß bewilligt war, reale Stützpunkte zu verschaffen. So drängte Kant selbst die metaphysische Erfüllung seines Systems in die Richtung des Dogmatismus zurück.

Digitized by Google

Die thatsächliche Entwickelung dieser metaphysischen Periode, die wir etwa von 1795 bis 1835, bis auf das Erscheinen von Strauß' „Leben Jesu" datiren können, beweist, daß ihr im Ganzen drei Wege zur Erreichung ihres Zieles offen gelassen waren.

Das Nächstliegende war, jenen Widerspruch zwischen der Voraussetzung wirkender Dinge an sich und dem kritischen Ergebniß der absoluten Beschränktheit aller unserer Erkenntniß durch das Gebiet möglicher Erfahrung durch Beseitigung jener Voraussetzung selbst zu heben. Die Ursache auch unserer sinnlichen, empirischen Vorstellungen mußte somit in das Ich hineinverlegt werden. Dieses Ich aber mußte in dem Maße, als es zum Quell der Objecte aller unserer Vorstellungen, zum Urgrund der Natur erhoben wurde, die Merkmale seines ursprünglichen psychologischen Charakters verlieren. Es wurde zu einem Absoluten, das nur noch den allgemeinsten Charakter der Geistigkeit, eine zu ganz unbestimmter Aufhebung von Subject und Object verflüchtigte Vernunft sich bewahrte. Diese Entwicklung ging vor sich in der Umbildung des apriorischen Ich der Apperception bei Kant durch das transscendentale Ich Fichte's und die absolute Identität Schelling's zu dem absoluten Geist Hegel's, sowie in der parallel laufenden Umbildung der transscendentalen Methode Kant's zu der dialektischen Methode Hegel's. Jene gab den absoluten Ausgangspunkt für die Speculation; diese das Mittel, aus demselben ohne jede Beihilfe der Erfahrung das ganze Gebiet des Seienden zu construiren. Besonders begünstigt und zugleich näher bestimmt wurde dieser ganze Proceß durch den Einfluß der pantheistischen Lehre Spinoza's, auf die kurz nach dem Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft" das philosophische Interesse durch den Streit zwischen Jacobi und Mendelssohn über Lessing's Spinozismus hingelenkt worden war. Nur erwähnt möge werden, daß auch die Lehren von Baader und Krause sowie von Schleiermacher durchaus in diese Entwickelung hineingehören; sie stellen nur besondere Verzweigungen derselben dar, die allerdings, wie der noch gegenwärtig fortwirkende Einfluß Schleiermacher's beweist, von ungleicher Bedeutung sind.

Wesentlich anderer Art war der zweite Weg, der dem metaphysischen Bedürfniß der Zeit offen stand. War dort der Versuch gemacht, das Ding an sich aufzugeben und die erkenntnißtheoretischen Ausführungen Kant's über Sinnlichkeit und Verstand für eine apriorische Metaphysik zu verwerthen, so konnte andererseits auch das Ding an sich beibehalten, und von hier aus die Lehre Kant's von Sinnlichkeit und Verstand empiristisch gewendet werden, so jedoch, daß der kritische Grundgedanke nicht weniger zum Fortfall kam. Unmittelbar gegeben blieb der Schein der Dinge, aber soviel Schein, soviel Hindeutung auf das Sein war nunmehr vorhanden. Die Widersprüche in den Erscheinungen ermöglichen es deshalb, zu dem Seienden selbst zu gelangen, sofern die Methode der Beziehungen uns lehrt, dieselben aus den Verhältnissen des Seienden abzuleiten. Auf diesem Wege wird das Seiende bestimmt als eine Vielheit absolut einfacher Realen, deren Selbsterhaltungen, d. i. deren Bestehen wider jede Negation der einzige Grund der scheinbaren Wechselwirkung der Dinge ist. Dies sind die Gesichtspunkte, von denen aus Herbart zu seiner Metaphysik geführt wurde.

Digitized by Google

die den Hintergedanken Kant's über die Beschaffenheit der Dinge an sich am meisten entspricht.

Auch hiermit aber ist die Zahl der Versuche, die jenen erkenntnißtheoretischen Widerspruch zum Ausgangspunkt und ein metaphysisches Gebäude zum Ziel hatten, noch nicht erschöpft. Die beiden bisher charakterisirten Lehren waren darin ähnlich, daß die Motive ihrer Fortbildung fast ausschließlich durch den Inhalt der theoretischen Ausführungen Kant's gegeben waren, obgleich sie den kritischen Grundgedanken derselben beide gleich vollständig aufgegeben hatten. Es blieb noch möglich, diesen Grundgedanken festzuhalten, behufs metaphysischer Aufhebung des antreibenden Widerspruchs aber jenen Weg zu betreten, auf den Kant selbst durch seine Moral, wenn auch nur ganz unbestimmt, hingewiesen hatte. Kant hatte behauptet, die durch die Natur des Sittengesetzes bedingte Freiheit des Willens zeige uns als Glieder der intelligiblen Welt der Dinge an sich, so daß die Wirklichkeit der Freiheit die praktische Bestätigung gebe für die Betrachtung der Dinge als Erscheinungen und als Dinge an sich. Unter dem Einflusse nun des metaphysischen Zuges der Zeit lag es nahe, diesen Gedanken, daß der Wille Bestimmung sei des Dinges an sich, zu der Behauptung umzukehren, das Ding an sich sei Wille, denn der Begriff des Willens ließ durch die naheliegende Beziehung desselben auf alle Kraftäußerungen der organischen, zuletzt auch der unorganischen Natur die nothwendige Verallgemeinerung mit Hilfe einiger kühner Analogien unschwer zu. Es konnte von hier aus sogar der Versuch gemacht werden, den kritischen Grundgedanken für das Gebiet des Intellects unverändert zu wahren. Diese Andeutungen kennzeichnen die sachliche Hineingehörigkeit Schopenhauer's in diese Periode, die schon durch den historischen Zusammenhang an allen Punkten seiner Lehre nahe gelegt ist. Besonders offenbar ist der Parallelismus zur Metaphysik Hegel's: dort war eine Verdinglichung des unbestimmt verallgemeinerten Intellects, hier eine gleiche Verdinglichung des unbestimmt verallgemeinerten Willens zur Substanz der Welt geworden, aus der in logischer Entwickelung, mit Hineinnahme jedoch ganz unbestimmter physischer, psychischer und metaphysischer Entwickelungselemente die einzelnen Bestandtheile der Welt ableitbar wurden.

Es ist nicht schwer verständlich, weshalb diese Fortbildungen, deren charakteristische Repräsentanten Hegel, Herbart und Schopenhauer sind, trotzdem es ihnen gleicherweise um eine speculative metaphysische Construction des Universums zu thun war, die Theilnahme der Zeitgenossen doch in sehr ungleicher Weise gewannen. Die speculativste derselben, die Lehre Hegel's, erhielt zunächst fast ausschließlich die Herrschaft über die Geister; nicht blos, weil ihr Ausgangspunkt der nächstliegende gewesen war, und deshalb die meisten Theilnehmer in die durch denselben gegebene Richtung hineingedrängt waren, sondern vor Allem auch, weil sie am Meisten zu leisten verhieß. Es war in der That ein erhabenes, begeisterndes Programm, das diese rationalistische Metaphysik zu erfüllen versprach. Ein apriorischer Aufbau des Universums sollte möglich sein, der alle empirische wissenschaftliche Einzelarbeit weit und schnell überholte, dessen Hilfsmittel, die dialektische Methode, jener Zauberstab für die „Selbstbewegung des Begriffs im Blauen", wie Dr. Mises' geistvolle Satire sie charakterisirt hat, für jedes

Digitized by Google

Problem mit gleicher Leichtigkeit herzurichten war. Nehmen wir, abgesehen von manchen anderen Gründen, noch hinzu, wie sehr das Elend des öffentlichen Lebens in Deutschland damals gerade die helleren Köpfe in das Reich der Träume drängte, so wird jener metaphysische Taumel begreiflich, der die ersten drei Jahrzehnte unseres Jahrhunderts hindurch die speculative Philosophie für das Urtheil weiter Kreise zur Königin aller Wissenschaften machte.

Es ist jedoch nicht weniger klar, daß dieser Rausch einer Alles construirenden Dialektik nicht von langer Dauer sein konnte. Der Widerspruch der Einzelerforschung des Thatsächlichen war von Anfang an in vielen Punkten vorhanden gewesen; er wurde um so greller, je mehr die Speculation sich in sich selbst verlor, je gewisser sie wurde, von ihrem selbstgeschaffenen Absoluten aus auf alle Einzelthatsachen der Natur und des Geisteslebens zurückgelangen zu können. Dieser Widerspruch aber mußte um so sicherer zersetzend wirken, als er gerade da begann und da am Stärksten wurde, wo er, wenn die Speculation auf dem richtigen Wege war, am Wenigsten hätte zum Vorschein kommen dürfen, bei der Construction nämlich der äußeren Natur, der körperlichen Vorgänge. Es kam hinzu, daß die Speculation, nachdem sie einigermaßen selbstgewiß geworden war, im Vertrauen auf die Wahrheit ihrer Principien die Kenntnißnahme des empirisch Thatsächlichen gerade auf dem ihr weniger leicht zugänglichen Gebiete der Naturforschung vernachlässigte, und so in Folge der Ueberreizung des Triebes nach systematischer Production aus einer allgemeinen Wissenschaft des Möglichen in mehr als einem Fall zu einer allgemeinen Unwissenheit des Wirklichen wurde, wie Hamann ahnungsvoll vorhergesagt hatte. Andererseits hatte das Zeitalter der chemisch-physikalischen Entdeckungen schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts begonnen. Die Ergebnisse, die anfangs von einzelnen Punkten, bald aber, in Deutschland besonders seit der Mitte der zwanziger Jahre, von allen Seiten aus gewonnen wurden, documentirten in der vernehmlichsten Sprache, in der Bereicherung nämlich der Technik, das vollständige Uebergewicht der Einzelforschung. Es war in der That ein klassisches, wenn auch an sich geringfügiges Zeichen der Zeit, daß Hegel Ende August 1801 im Anschluß an naturphilosophische Speculationen Plato's folgerte, es sei zwischen Mars und Jupiter gesetzmäßig eine Lücke vorhanden, während Piazzi schon Anfang Januar desselben Jahres den ersten der kleinen Planeten entdeckt hatte.

Die nächste Folge dieses stetig anwachsenden Widerspruches war, daß die Naturforscher das Bündniß mit den Philosophen, das sie anfangs in Deutschland nicht zurückgewiesen hatten, vollständig aufgaben, während die Philosophen, in ihren Ansprüchen gekränkt, in ihren Hoffnungen aber nicht entmuthigt, sich von den Genossen verachtend abwandten, die ihnen, wie sie wähnten, doch nur hätten bieten können, was sie aus eigener Kraft leichter und besser zu erwerben im Stande waren. Gegen Ende der zwanziger Jahre schon war der Bruch so weit geworden, daß auf der einen Seite laut der Gegensatz nicht blos gegen die aprioristische, metaphysische Construction, sondern gegen alle Philosophie, ja selbst gegen alle hypothetische Erweiterung des Wissens über die engsten Grenzen rein experimentaler Forschung, dort versteckter, aber nicht minder scharf der Gegensatz gegen alle empirische Untersuchung als berechtigt ausgesprochen wurde.

Die Entfremdung war eine so vollständige geworden, daß selbst die Fortentwickelung der Philosophie, zunächst also die rückbildende Anpassung derselben an den Stand des empirischen Wissens nicht, wie man a priori erwarten könnte, von ihr aus eintrat. Dieselbe begann vielmehr auf einem weit entlegenen Gebiete, wenn auch aus nicht ganz unähnlichen Ursachen. Noch hinsichtlich andrer Probleme nämlich hatte die Speculation zu wenig gelernt, allerdings nicht, weil sie es verschmäht hatte, sich mit den empirischen Hilfsmitteln und Einzelergebnissen vertraut zu machen, sondern weil sie es, den romantischen Neigungen der Zeit folgend, vorgezogen hatte, sich dem Stande der Durchschnittsüberzeugung zu eng anzupassen. In seiner Religionsphilosophie nämlich hatte Hegel zu zeigen unternommen, daß das Christenthum das Bewußtsein des Absoluten in der reinsten Form, die der sinnlichen Vorstellung und dem Gefühl zu Gebote stehe, zum Ausdruck gebracht habe, daß es daher die absolute Religion sei, wie seine Lehre selbst die absolute Philosophie. Er führte deshalb sogar den Versuch durch, in die einzelnen christlichen Dogmen die Hauptsätze seiner eigenen metaphysischen Ueberzeugung hineinzudeuten.

Diese Abhängigkeit seiner Lehre von der traditionellen kirchlichen Glaubensauffassung war es, die der Wirksamkeit seiner Gedanken den ersten empfindlichen Stoß versetzte, weil sie viel weiter ging, als sowol die unbefangene Reflexion wie auch die historische Bibelforschung vertragen konnte. Die ersten, unbeachteten Vorboten sandte wie immer die Reflexion, z. B. die geistvollen Aphorismen, Reimverse und Distichen des jugendlichen L. Feuerbach „über Tod und Unsterblichkeit" (1831). Den eigentlichen Angriff aber leitete die Geschichtsforschung. Strauß' „Leben Jesu" (1835) gab durch seine Zersetzung des theologischen Supranaturalismus und Rationalismus, durch seinen Nachweis der mythischen Elemente in der Vergöttlichung Jesu nicht blos den Anstoß zur Bildung der Tübinger Schule, die unter der Leitung Baur's die historische Arbeit des Werks vertiefte und vervollständigte, sondern auch den Anlaß zur Trennung der Hegel'schen Schule in eine rechte und eine linke Seite, da Strauß nicht nur aus der Hegel'schen Schule hervorgegangen war, sondern auch behauptete, in der Consequenz der Hegel'schen Lehre zu denken. Diese Trennung, die anfangs viel von sich reden machte, hatte allerdings als solche nicht langen Bestand. Die linke Seite, deren hervorragendste Kraft Strauß blieb, hielt von Anfang an nur durch den gemeinsamen Gegensatz gegen die traditionellen Ansichten über Religion und Christenthum und ihre philosophische Rechtfertigung zusammen, und zerfiel als Partei nach dem staatlichen Verbot ihres Organs, der „Halle'schen Jahrbücher", bald gänzlich. Sie hatte jedoch auch nach jenem ersten Anprall, besonders durch Strauß' „christliche Glaubenslehre" (1841) noch Hervorragendes geleistet, und diese Leistungen waren durch geistesverwandte Schriften, vor allen durch Feuerbach's „Wesen des Christenthums" (1841) eindringlich verstärkt worden. Die Zersetzung, die sie eingeleitet hatte, nahm deshalb unaufhaltsam ihren Gang. Die rechte Seite und auch das Centrum hatte diesen Erfolgen nichts Ebenbürtiges an die Seite zu setzen; ihre Reihen lichteten sich, da nicht blos manche der älteren austraten, sondern auch nur vereinzelt noch jüngere Kräfte hinzugewonnen wurden.

Digitized by Google

So begann jene führerlose Zeit allmäliger Zerbröckelung der metaphysischen Speculation, die ungefähr drei Decennien, von etwa 1835 bis etwa 1866, währte. Neben den allmälig absterbenden Schulen der Fichte-Hegel'schen Entwickelungsreihe kamen mancherlei Vermittlungsrichtungen auf; Herbart, dann auch Schopenhauer, gewannen zunehmend an Einfluß; die metaphysischen Neubildungen Fechner's und Lotze's entstanden; auch naturwissenschaftliche Neubildungen des philosophischen Bewußtseins endlich wurden versucht, jedoch ohne daß es einer dieser Parteien gelungen wäre, sich allgemeine Anerkennung zu verschaffen.

Da keine derselben gegenwärtig bereits ganz ohne Wirksamkeit ist, einige sogar noch zunehmenden Einfluß bekunden, andere endlich auf größere Berücksichtigung Anspruch hätten, als sie genießen, so ist es nothwendig, auf sie im Einzelnen etwas näher einzugehen.

II.

Nicht leicht entwirrbar sind die Antriebe, die jene zuerst genannten Vermittlungsparteien entstehen ließen. Zu ihnen gehört jene Gruppe von Schriftstellern, deren Wirksamkeit zwar schon unmittelbar nach dem Tode Hegel's beginnt, die jedoch erst nach der Trennung der Schule und in bestimmter Rücksicht auf dieselbe größere Kraft erlangt. Es sind dies jene positiven Philosophen, wie man sie treffend genannt hat, die in engem Anschluß an die allgemeinen metaphysischen Gesichtspunkte der Hegel'schen Epoche, wenn auch in bestimmten Widerspruch gegen die specielle Lehre Hegel's, vor Allem gegen seine (nach dem Vorbilde von Strauß interpretirte) Religionsphilosophie, eine neue Vermittlung zwischen Glauben und Wissen zu Gunsten des ersteren versuchten. Weitaus der hervorragendste derselben war Chr. F. Weiße, der schon seit dem Ende der zwanziger Jahre immer energischer gegen Hegel Partei ergriffen hatte; von den ihm nahestehenden sind Fichte, Ulrici, Carriere u. A. noch jetzt literarisch thätig.

Eine ungleich breitere Wirksamkeit hat der zweite Vermittlungsversuch entfaltet, den wir hier zu besprechen haben, jene Reaction nämlich, die sich ebenfalls im Laufe des vierten Jahrzehnts gegen Hegel's Geschichtsconstruction richtete, trotzdem die Letztere dadurch, daß sie die geschichtlichen Vorgänge als nothwendige Entwickelungsstufen erfassen gelehrt hat, den Geschichtswissenschaften eine reiche Förderung hatte zu Theil werden lassen. Trendelenburg war es vor Allen, der durch seine geschichtlichen Arbeiten zur griechischen und durch seine kritischen Untersuchungen zur neueren Philosophie diese Mission übernahm. und mit ungleich größerem Erfolge ausführte, als die Entwickelung seiner eigenen metaphysischen Lehren. Es kann nicht überraschen, daß die hierdurch gegebene historische Richtung des Philosophirens sehr bald in weiten Kreisen Anklang fand, und nicht blos viele, sondern auch gerade die hervorragendsten Kräfte sich dienstbar machte, die nicht von den Naturwissenschaften aus zu selbständigen Neubildungen geführt wurden. Denn die Fähigkeit zu sachlicher Neubearbeitung der philosophischen Probleme wuchs dem Bewußtsein der Unzulänglichkeit des bisher eingeschlagenen Weges nicht proportional; man bedurfte dazu eines neuen Unterbaues. Deshalb bot die Geschichte auch denen, die sich einem der herrschenden Systeme der

Digitized by Google

früheren Epoche angeschlossen hatten, ein dankbares Untersuchungsgebiet. Die Rückwirkung aber, die dieses historische Philosophiren auf die Entwickelung der Zeit hatte, darf nicht unterschätzt werden. So allgemein damals auch die Einsicht geworden war, daß alle jene vielversprechenden Versuche weit hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben waren, so hatte man doch noch viel zu thun, sich innerlich von ihnen frei zu machen. Zu dieser Läuterung aber trug gerade die historische Selbstbesinnung über die Entwickelung der philosophischen Probleme nicht wenig bei. Die sachliche Bedeutung derselben liegt deshalb nicht blos in dem, was sie uns gegeben, sondern viel mehr noch in dem, was sie uns absichtlich und unabsichtlich genommen hat. Die besten der hierhergehörigen Arbeiten, vor allen Zeller's bewundernswürdiges Geschichtswerk der griechischen Philosophie, die eindringenden Untersuchungen von Schwegler, Waitz und besonders von Bonitz aus dem gleichen Gebiet, sodann die Arbeiten von Ritter, J. E. Erdmann, Prantl, K. Fischer u. A. haben sich daher meist mit vollem Recht einer fast allgemeinen Anerkennung zu erfreuen.

Zugleich mit diesen Uebergangsrichtungen gewannen, wie bereits angedeutet, die metaphysischen Schulen von Herbart, dann auch von Schopenhauer (von dem psychologischen Kantianismus der Schule von Fries ganz abzusehen) zusehends an Einfluß. Schon der von ihnen gemeinsam zur Schau getragene Gegensatz gegen die absterbende Hegel'sche Dialektik führte diesen Zuwachs herbei. Beide Richtungen gewannen jedoch nicht gleich viel. Herbart zog durch seine reformatorischen psychologischen Leistungen und pädagogischen Anregungen allmälig eine so große Zahl jüngerer Kräfte zu sich heran, daß seine Schule gegen das Ende dieser Periode weitaus mehr Anhänger zählte, als irgend eine der anderen hierhergehörigen Ueberzeugungsrichtungen, unter ihnen Männer wie Bonitz, Waitz und Steinthal, sowie Drobisch, Hartenstein und Zimmermann. Der Einfluß seiner Pädagogik, als deren weitaus hervorragendster Vertreter wieder Bonitz zu nennen ist, ist sogar, wie die Schulinstitutionen in Oesterreich und in mehr als einem der deutschen Staaten rühmend beweisen, weit über den Kreis der theoretischen Forschung hinausgedrungen. Sehr viel langsamer und schwerer gelang es Schopenhauer, Anerkennung für seine Lehre zu finden. Selbst als der veränderte Geist der Zeit die Aufmerksamkeit Mehrerer auf die 1844 erschienene zweite Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung" hinlenkte, wurde nicht sofort eine allgemeinere Theilnahme rege. Die Gründe dafür lagen vor Allem in Schopenhauer's Lehre selbst, in einem ihrer speziellen Vorzüge nicht weniger als in ihren allgemeinen Mängeln. In seinem erkenntnißtheoretischen Anschluß an Kant nämlich war Schopenhauer der Zeit der vierziger Jahre um Vieles voraus. Man hatte das Verständniß für die Bedeutung einer erkenntnißtheoretischen Grundlegung, die Kant so eindringend eingeschärft hatte, in dem metaphysischen Taumel so weit verloren, daß man noch immer wähnte, weit über den Riesen, auf dessen Schultern man stand, hinausblicken zu können. Sodann aber bietet die Lehre Schopenhauer's weniger als die irgend eines anderen hervorragenden Philosophen einen Standpunkt, auf dem mehr als ein Individuum stehen bleiben kann, wenngleich er vielen vorübergehend reiche Blicke zu eröffnen vermag. Er hat denn auch in der That zwar vielfach anregend, aber nirgends schülerbildend

gewirkt. Offenbar aber wirkten auch persönliche Gründe anfangs mit, zunächst die Isolation aus der Hegel'schen Epoche, die er selbst eigenwillig vergrößert hatte, sodann die Art, wie er seiner Mißstimmung über diese Isolation gegenüber der Zeitphilosophie Ausdruck verlieh. Unverkennbar enthält diese, noch in der Gegenwart lebenskräftige Polemik, sofern sie gegen wissenschaftliche Intoleranz und Gesinnungslosigkeit gerichtet ist, durchaus berechtigte Gedanken, die auszusprechen in keiner Zeit überflüssig ist; um so mehr aber müssen wir hier betonen, daß die Zeitgenossen in ihrem vollen Rechte waren, als sie an der Art, wie Schopenhauer zugleich seine persönlichen, oft bizarren, ja selbst häßlichen und schlechten Empfindungen zu objectiviren wußte, Anstoß nahmen. So wird es begreiflich genug, daß seine Lehren auf die wissenschaftlichen Kreise erst zurückwirkten, nachdem sie ein allgemeineres Publicum für sich interessirt hatten.

In den bisher charakterisirten Erscheinungen des Zersetzungsprocesses waren die Naturwissenschaften noch fast ganz unwirksam geblieben; denn auch Herbart und selbst Schopenhauer standen denselben ebenso fremd gegenüber, wie die Vertreter der dialektischen Naturphilosophie, fremder sogar als die Naturphilosophen der Schule Schelling's, die manchen hervorragenden Naturforscher, wie Oken, für sich gewonnen hatte. Wäre die Bedeutung Schopenhauer's für die Naturforschung nicht erst kürzlich in ganz unzulässiger Weise hervorgehoben worden, so wäre es überflüssig, daran zu erinnern, wie Schopenhauer seine abweisende Stellung gegenüber der mechanischen Richtung der Naturwissenschaft, durch die sie groß geworden ist, oft genug hervorgehoben hat, und nach dem ganzen Inhalt seiner Metaphysik trotz der äußeren Anlehnung an den Materialismus des Intellects der französischen Physiologen und trotz seiner unverkennbaren, wenn auch unbestimmten und mangelhaften Anticipation mancher Ergebnisse der neueren Sinnesphysiologie auch hervorheben mußte. Es war jedoch zu erwarten, daß jenes Verhältniß künstlicher Isolirung, in das die Philosophie sich gleichsam selbst hineingedrängt hatte, nicht auf die Dauer bestehen blieb. Die Naturwissenschaften hatten unterdessen allgemeine Ergebnisse und Aussichten genug gewonnen, um jüngere hervorragende philosophische Kräfte für ihren Weg und ihre Ziele zu interessiren, wenngleich das Gros der Naturforscher noch lange in seiner experimentalen Beschränkung und das Gros der Philosophen nach wie vor in seiner speculativen Abgeschlossenheit verblieb. Fechner und Lotze waren es, die diese Erwartung erfüllten. Beide sind aus den Naturwissenschaften, und zwar speciell aus der Medicin herausgewachsen, beide haben von Anfang an den mechanistischen Principien sowie den atomistischen Ergebnissen der damaligen Naturforschung gleich rückhaltlos zugestimmt, beide endlich haben sogar an der naturwissenschaftlichen Arbeit der Zeit in hervorragendster Weise Theil genommen. Lotze wurde durch seine ersten physiologischen und pathologischen Arbeiten der einflußreichste Begründer einer rein mechanischen Auffassung der physischen Vorgänge im lebenden Organismus, und gab durch seine medicinische Psychologie, speciell durch seine Raumtheorie, sehr nachhaltige Anstöße zur Entwickelung der empiristischen Raumtheorie der neueren Physiologen. Aehnlich wirkte Fechner anfangs durch seine Untersuchungen auf dem Gebiet der Electricität, dann durch seine ebenso sorgsame wie scharfsinnige Begründung der Psychophysik, die in ihm

Digitized by Google

zugleich den Entdecker eines ersten allgemeinen psychophysischen Gesetzes ehrt, um dessen Sinn und Tragweite allerdings noch Streit ist, endlich durch seine Beiträge zur Darwin'schen Theorie. Beide sind überdies auch in den metaphysischen Spitzen ihrer Lehren schon deshalb zusammenzustellen, weil dieselben gleich sehr in der rationalistischen Metaphysik der Zeit wurzeln. Fechner, der in der ersten seiner vortrefflichen medicinischen Satiren auf Oken's Naturphilosophie nicht eben freundliche Seitenblicke geworfen hatte, hat selbst gelegentlich erklärt, er sei ursprünglich mit seiner ganzen Philosophie vom Stamme Schelling's gefallen und habe die beste Frucht von einem, freilich weit abgelegenen Zweige Hegel's gepflückt. Lotze aber hat noch in seinem neuesten Werke betont, daß er die synthetische und dennoch nothwendige Entwickelung synthetischer Wahrheiten aus einem höchsten Princip, die das Ziel der Platonischen und Hegel'schen Dialektik gewesen sei, für das höchste, nicht schlechthin unerreichbare Ziel der Wissenschaft halte. Und schon in seiner Streitschrift gegen Fichte sprach er aus, daß er durch die Einwirkung Weiße's zu jenem Gedankenkreis geführt worden sei, den wieder aufzugeben er seit seiner ersten metaphysischen Schrift (1841) weder einen äußeren Anlaß gefunden, noch einen inneren Trieb gefühlt habe. Daß ihm überdies auch von Herbart, trotz der unbesiegbaren Antipathie, die er gegen denselben zu hegen gestanden hat, manche tiefgehende Anregung, wenn auch mehr polemischer als zustimmender Art, zugekommen ist, hat Lotze im letzten Buche seines „Mikrokosmus" selbst angedeutet. Nehmen wir endlich hinzu, daß beide Philosophen schon früh eine lebhafte ästhetische Empfänglichkeit documentirt haben, die bei Fechner religiös, bei Lotze ethisch gefärbt ist, so haben wir des Gleichartigen genug, um den eigenartigen Parallelismus ihrer von einander wol ganz unabhängig entwickelten Gedankenreihen verstehen zu können.

Fechner's Grundgedanke liegt in einer dem Spinozismus ähnlichen Wendung des Verhältnisses zwischen Geist und Körper. Beide sind ihm ihrem Wesen nach identisch; was sie trennt, ist nur ein Unterschied unserer Auffassungsweise. Der Geist ist nur die Selbsterscheinung eben desselben Wesens, das uns als Körper äußerlich erscheint. Wie demnach zum Dasein eines jeden Geistigen ein Körperliches gehört, vermöge dessen es Anderen erscheint, so gehört auch zu jedem Körperlichen ein Geistiges, das sich selbst erscheint. Nicht blos der menschliche Geist also, sondern auch alle höheren Selbsterscheinungen bedürfen eines Körpers; und nicht blos der menschliche Leib, sondern auch alle anderen organischen wie unorganischen Körper sind beseelt. Der Parallelismus zwischen beiden Seiten ist jedoch kein vollständiger. Einmal nämlich entspricht nicht jedem physischen Proceß ein besonderer psychischer. Die Seele hat vielmehr eine vereinfachende Kraft; sie kann viele Nervenprocesse in eine Empfindung, überhaupt das, was sich in der äußeren Erscheinung in eine Mannigfaltigkeit auseinanderbreitet, vereinfacht und einheitlich zusammenziehen. Sodann aber ist das Bewußtsein in seiner Einheit und mit seinem Inhalt, dem Empfinden, Fühlen, Denken, Wollen die reinste, unmittelbarste Erfahrung, ein Sein, das weiß, wie es ist, und ganz so ist, wie es weiß, daß es ist. Die Grundansicht fordert somit eine idealistische Wendung: der Geist ist das verknüpfende Princip des Körpers, seiner Zusammenstellung und seiner Aufeinanderfolge. Die Außenwelt, die zu setzen uns prak-

Digitized by

tische und historische Gründe nöthigen, ist demnach nicht eine Vielheit dunkler, durch keine Erfahrung aufhellbarer, unerkennbarer Dinge an sich, sondern ein höheres Bewußtsein, das für uns Außenwelt ist, sofern es unser Einzelbewußtsein übersteigt und eben deshalb bestimmt. Dieses höhere Bewußtsein aber ist nicht ein einzelnes, sondern vielmehr eine Reihenfolge höherer Bewußtseinseinheiten, ein geistiger Stufenbau, von denen jede höhere Stufe, z. B. die Erde, eine Mehrheit einander nebengeordneter Glieder niederer Stufe, z. B. Pflanze, Thier, Mensch zugleich körperlich und geistig umfaßt. Die Zulässigkeit dieser Auffassung der Außenwelt wird durch jene nicht blos historischen und praktischen, sondern auch theoretischen Motive bestätigt, die wir für die Existenz der höchsten dieser Bewußtseinseinheiten, der Gottheit nämlich, besitzen, die das Höchste und Letzte von Allem, in Allem, über Allem ist.

Es würde vergeblich sein, wollten wir versuchen, der Ausführung hier näher nachzugehen, die Fechner diesen allgemeineren Gedanken gegeben hat. Die Ergebnisse, zu denen er im Einzelnen gelangt, sind der durchschnittlichen Richtung unserer Denkgewohnheiten so fremdartig, daß nur eine eingehende Vermittelung sie wirklich verständlich machen könnte. Was er gelegentlich in seiner, die Grenze zwischen Ernst und Scherz ganz unbestimmt lassenden vergleichenden Anatomie der Engel behauptet, daß die ersten natürlichen kindlichen Ideen immer die seien, worauf die vollendetste Philosophie zuletzt wieder zurückkomme, nur mit vollständig entwickeltem Bewußtsein, ist ihm leitender Grundsatz. So kommt er dazu, nicht blos in fast allen jenen psychischen Personificationen der religiösen Naturauffassung überhaupt, sondern auch in den besonderen Dogmen des christlichen Glaubens einen tieferen, metaphysischen Sinn zu finden. Sein Standpunkt nimmt in letzterer Hinsicht, wie er selbst einmal erklärt hat, mehr als der Wortgläubige die wichtigsten Aussprüche der Bibel beim Wort, mehr als der Vernunftgläubige sie bei der Vernunft, und erhebe die Gründe des Unglaubens zu Glaubensgründen. Im Ganzen darf man sagen, daß es unter den Systemen des Mysticismus kaum ein so religiöses, unter denen des Spiritualismus sicher kein so von poetischer Empfindung getragenes gibt, als die Lehre Fechner's. Selbst aber wenn Fechner's Ansichten von der Heerstraße des sogenannten gesunden Menschenverstandes weniger weit abliegen würden, möchte es eine undankbare Aufgabe sein, sie im Einzelnen zu reproduciren. Seine Argumentationsweise nämlich weicht in seinen metaphysischen Schriften, wennschon sie überall so klar ist, als es der Gegenstand nur irgend möglich macht, nicht minder weit als seine Ergebnisse vom Hergebrachten ab. Seine Methode ist nicht die der Induction oder der Deduction, sondern der Analogie. Diese aber beherrscht er mit einer Meisterschaft, die jeder Nachahmung spotten dürfte. Was der Witz Spielendes, die poetische Stimmung sinnvoll Gedachtes, der Scharfsinn geschickt Trennendes, die Vernunft tiefsinnig Vergleichendes verwerthen kann, das steht ihm gleicher Weise zu Gebote. Seine Schriften müssen deshalb für alle Diejenigen, die nicht beschränkt sind durch die hausbackenen Meinungen des nüchternen, platten Unverstandes der Menge, selbst dann noch eine Quelle reicher Anregung und Belehrung sein, wenn sie den Ergebnissen, zu denen er gelangt, ihre Zustimmung versagen.

Digitized by Google

Wesentlich anderer Art ist die Methodik Lotze's. Ueberrascht Fechner durch das Treffende seiner Analogien und durch das Feinsinnige seiner überaus poetischen Naturinterpretation, so reizt Lotze durch eine Behutsamkeit und Schärfe der Reflexion, die kein Ergebniß zuläßt, bis nicht auch alle Nebengedanken entweder ausgeschlossen oder fest bestimmt sind, sowie durch eine Darstellungskunst, die mit den überraschendsten Ausdruckswendungen und Bildern gleichsam spielt, dieselben aber den Gedanken stets so vollkommen anpaßt, daß sie auch den abstractesten Inhalt rein zum Vorschein bringt.

Die allgemeine Tendenz seiner Lehre hat Lotze selbst in der Einleitung zu seinem Hauptwerk, dem „Mikrokosmus", ausgesprochen. Es gilt ihm, jenen alten, nie geschlichteten Zwist zwischen den Bedürfnissen unseres Gemüths und den Ergebnissen der Wissenschaft in ein Bündniß zu verwandeln, das die berechtigten Ansprüche beider Parteien gleich sehr zur Anerkennung bringt. Die Aufgabe, die ihm hieraus gemäß dem vorgefundenen speciellen Verhältniß der beiden Ueberzeugungsrichtungen erwächst, ist eine doppelte. Er sucht einerseits gegenüber jener speculativen Metaphysik der ersten nachkantischen Epoche zu zeigen, wie ausnahmslos universell der Mechanismus, d. i. die gesetzmäßige causale Abfolge der Erscheinungen sei; er hat andererseits gegenüber der Naturforschung nachzuweisen, wie völlig untergeordnet die ideelle Bedeutung dieses Mechanismus für den Bau der Welt ist, wie völlig die Welt der Gestalten, wie er denselben auch nennt, nur das thatsächliche Mittel des Absoluten ist, das Reich seiner Zwecke zu verwirklichen. Der Unterbau seiner Metaphysik ist daher eingegraben in den Mechanismus, ihr Aufbau aber wird durchaus von ethischen Gesichtspunkten beherrscht. Die zu erfüllenden Forderungen aber dieses Mechanismus sind doppelter Natur; er verlangt zunächst insbesondere, daß nicht blos die sogenannten anorganischen, sondern auch alle Vorgänge des körperlichen Lebens der Organismen ohne Rest eingefügt werden in das gesetzmäßige Verhalten physikalischer Kräfte; er nöthigt sodann, den ganzen vielgestaltigen Naturlauf aufzulösen in die Wechselwirkung unzählbarer, einfacher und unveränderlicher Atome. Diese Atome aber können näher nur bestimmt werden als Kraftcentren, als unausgedehnte übersinnliche Punkte, deren Inneres nach Analogie unserer eigenen substanziellen einfachen Seele als ein Geistiges zu denken ist. Die Atome also sind beseelte Wesen oder Monaden, und die mechanische Gesetzmäßigkeit derselben ist nur ein Ausfluß ihrer inneren Zustände, ohne daß wir allerdings im Stande sind, dieselbe psychologisch nachzuconstruiren. Diese Monaden aber sind, wie die metaphysische Betrachtung des Seins lehrt, nicht selbständige Wesen neben einander. Eine solche Selbständigkeit, die das Einzelne zu einem unabhängig von dem anderen Einzelnen Existirenden machte, könnte nur sein, wenn es ein reines beziehungsloses Sein geben könnte. Alles Sein ist jedoch vielmehr ein „in Beziehung stehen". Die nähere Untersuchung aber des Inhalts dieser Beziehungen ergibt, daß jedes Einzelne gedacht werden müsse als Modification eines einzigen Wesens, einer einzigen, substantiellen unendlichen Einheit, deren innerlich geltende intellectuelle Ordnung von uns als eine äußerlich bestehende, räumlich-zeitliche angeschaut wird. Damit ist die Realität der einzelnen Monaden nicht aufgehoben, denn alle Realität ist Geistigkeit, diese Geistigkeit

aber ist wiederum nichts als Fürsichsein, ein nicht blos für Andere Sein; dem Fürsichseienden endlich widerspricht es nicht, immanente Modification eines Absoluten zu sein, dessen höchste Geistigkeit zugleich vollkommenste Persönlichkeit ist, weil sie die beschränkende Bedingung des Nicht-Ich ausschließt. Das wahrhaft Wirkliche, das ist und sein soll, ist daher weder der Stoff, wie die Naturforschung will, und noch weniger die Idee, wie die dialektische Metaphysik wollte, sondern der lebendige persönliche Geist des Absoluten, und die Welt endlicher persönlicher Geister, in denen allein es Gutes und Güter gibt.

Diese Andeutungen über den Inhalt der metaphysischen Lehren beider Philosophen lassen die Aehnlichkeit, die wir erwarten durften, leicht erkennen, so viel des Verschiedenen die Ausführungen im Einzelnen auch aufweisen. Dieselbe wird noch deutlicher hervortreten, wenn wir den eigentlich unpassenden Versuch machen, den reich gegliederten Gedankeninhalt Beider in kurze Formeln zu bringen. Vorher sei nur noch erwähnt, daß man diejenige metaphysische Lehrmeinung, welche im Gegensatz zu Materialismus und Spiritualismus das Verhältniß zwischen Geist und Körper als eine Beziehung zweier Seiten, Ausdrucks- oder Auffassungsweisen eines und desselben Absoluten faßt, das die eigentliche Substanz der Welt bildet, Absolutismus nennen kann. Man darf daher sagen: Fechner geht von einer absolutistischen Verhältnißbestimmung zwischen Geist und Körper aus, die er auf Grund der ausschließlichen Erfahrbarkeit des Psychischen idealistisch wendet, und in dieser Wendung durch die Stufenreihe der psychischen Einheiten monadologisch ausführt; Lotze dagegen legt eine monadologische Fassung des Verhältnisses von Körper und Geist zu Grunde, wendet diese durch seine Betonung der Substantialität der Seele realistisch, und führt sie in dieser Wendung durch die Fassung der Realität als eines Fürsichseins und durch die Setzung desselben als immanente Modification des absoluten Geistes absolutistisch aus.

Der charakteristische Umstand, der beiden Systemen ihre historische Stellung anweist, auf den wir deshalb schon oben hindeuteten, konnte durch diese Analyse ihrer allgemeinen Gedanken nicht zur Darstellung gebracht werden. Es sei deshalb nochmals darauf hingewiesen, daß beide Systeme, trotz ihrer weitabliegenden metaphysischen Resultate und trotz ihrer principiellen Durchführung teleologischer Ansichten, dem Bestande der naturwissenschaftlichen Ergebnisse nicht blos durchgängig gerecht werden, sondern auch, bei Fechner mehr noch als bei Lotze, von specieller Rücksichtnahme auf diese Ergebnisse getragen sind. Diese Ueberlegenheit aber über ihre Zeit hatte zur Folge, daß Lotze ebenso wie Fechner in den vierziger und fünfziger Jahren, während deren sie ihre Hauptschriften veröffentlichten, nur sehr allmälig und ganz vereinzelt Anhänger gewannen. Sie waren ihren philosophischen Fachgenossen zu mechanistisch, den Naturforschern dagegen zu speculativ, Fechner überdies dem Gros beider Parteien zu mystisch religiös.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

Münchener Bilderbogen.

Von

Franz Dingelstedt.

IV. Das Ende des Anfangs.

„Mittwoch, den 28. November 1855: Bei festlich beleuchtetem Hause, zur Feier des Allerhöchsten Geburtsfestes Seiner Majestät des Königs, zum ersten Male: Der Sturm, Schauspiel in drei Aufzügen von Shakespeare; Uebersetzung von Schlegel, Bearbeitung und Einrichtung von Franz Dingelstedt, Musik von Wilhelm Taubert."

Dieser „stürmische" Abend war der letzte Lichtblick in meinem Münchener Hofleben. König Max, seit geraumer Zeit einmal wieder zu vertraulichem Zwiesprach aufgelegt, nachtwandelte mit mir nach beendigter Vorstellung noch eine halbe Stunde lang im Wintergarten. Er hatte, wie er bei besonderen Anlässen pflegte, vorher über das Stück gelesen, was ich ihm an Commentaren und Monographieen zusammengestellt: Gervinus, Ulrici, auch das Curiosum einer englischen Broschüre, die mir, sammt Titel und Namen des Verfassers, abhanden gekommen. Darin wurde der Sturm für eine politische Tendenzschrift erklärt, eine Satire auf absolutistische Regierungen und Usurpationen; wunderliches Zeug, wie es unlängst in einer unglaublichen Fortsetzung des „Sturm" durch Ernst Renan aufgetaucht ist, der in seinem Caliban die republikanische oder demokratisch-socialistische Staatsform personificirt oder persiflirt. Ich schüttelte den Kopf zu einer solchen Auslegung, die den König, seiner grübelnden Natur gemäß, nachhaltig angeregt hatte, und konnte im Original-Sturm nichts Anderes finden, als eine dramatische Robinsoniade, wie sie dem Zeitalter der Weltreisen und Entdeckungen nahe gelegen war. Wollten und mußten durchaus tief vergrabene Beziehungen gefunden werden, so dachte ich nur an eine: die persönliche des Dichters zu seinem Werke. Shakespeare nahm als Prospero Abschied vom Theater, das ja auch ein Zauber-Eiland ist. Ueber dem ganzen Stück liegt ein wolkenschwerer, wetterschwüler Himmel mit prachtvollen Farbenspielen und Beleuchtungs-Effecten. Die Sonne neigt sich zum Untergange. In weiter,

Digitized by

weiter Ferne sind verschwunden der frische Frühlingsmorgen der ersten Lustspiel-Schöpfungen, der vollreife Mittag der Historien und der Tragödien. Die Weltanschauung des Dichters hat sich getrübt, seine Kraft erschöpft. Es wird Abend, ein ruhiger Abend nach dem Sturm.

In ruhiger Harmonie verklang auch die Unterhaltung im Wintergarten. Der König entließ mich, nachdem er die Aufführung beifällig anerkannt hatte, die es verdiente, und ebenso meine Bearbeitung, die es nicht verdiente [1]), mit den Worten: „Die heutige Vorstellung hat Mir Freude gemacht. Sie war ein werthvolles Geburtstagsgeschenk."

Kaum war ich zu Hause angelangt und hatte mir's bequem gemacht, um den „Sturm" vor mir selbst Revue passiren zu lassen und zu spät zu sehen, (— die Verzweiflung jedes gewissenhaften Theaterdirectors! —), wie es hätte sein müssen, so schreckte mich und die Familie ein scharfer Zug an der Hausglocke auf. Als später Besuch stellte sich Herr Luigi Tambosi ein mit der Meldung: Seine Majestät habe, meinem Antrag entsprechend, dem Capellmeister Taubert aus Berlin, der seine Musik zum „Sturm" persönlich dirigirt hatte, das Ritterkreuz erster Classe des Verdienstordens vom heiligen Michael verliehen, und theile mir zuerst diese erfreuliche Nachricht mit. Meinen Dank und eine, vielleicht einigermaßen censurwidrige Rede meiner Frau, die mit Signor Luigi angelegentlichst italienisch zu plaudern pflegte, schnitt der feine Königsbote mit dem Troste ab: „Quando vengo la prossima volta, sarà per il Signor Intendente; mà sicuramente!" Guter Luigi, du wußtest recht gut, besser und eher als ich, was von da droben für mich unterwegs war!

Und doch habe ich zu keiner Zeit fleißiger gearbeitet, sorgfältiger verwaltet, ängstlicher gespart, auch niemals mehr erzielt an finanziellen und an artistischen Resultaten, als in den letzten zwei Jahren meiner Münchener Intendanz, 1855, 1856. In der That ward mir denn auch die Genugthuung, meinen Rechenschaftsbericht für das Jahr 1855/56 wiederum mit einem Ueberschuß (von 5336 Fl. 16½ Xr.) abzuschließen. Ich glaube fast, daß ich naiv genug gewesen bin, eine Zeit lang anzunehmen, mit dem Grund meines Sturzes den Sturz selbst beseitigt zu haben. Als ob das famose „Deficit", welches eine stehende Rubrik in allen feindlichen Mäulern und Preßorganen geworden war, nicht blos der Vorwand gewesen, das Mittel zum Zweck: ein Intendantenwechsel um jeden Preis, auf jedem Wege! Einmal angelangt auf der gewissen „schiefen Ebene", glitt ich unaufhaltsam, mit wachsender Geschwindigkeit niederwärts, dem Ab-

[1]) Das soll keine falsche Bescheidenheit sein; weiß ich doch, daß ich es nachmals in Weimar besser gemacht habe, am besten in Wien. Ich steckte bei dem Münchener Versuche, einem meiner ersten Shakespeare-Revivals, noch tief im Ballet- und Opern-Beiwerk. Die Exposition, das herrliche Gespräch an Deck des Königsschiffes, war ersetzt durch ein Paradestück des Malers und des Maschinisten, mit Orchestermusik, der Ariel in eine singende und eine recitirende Person gespalten, die Nixenwirthschaft, mit Versenkungen und Wolkenflügen überladen, ungebührlich in den Vordergrund geschoben. Dagegen hielten sich, auf einem vollkommen neuen Boden, meine Leute prächtig: Dahn als Prospero, Marie Dahn-Hausmann als Miranda, Straßmann als Ferdinand, und das humoristische Kleeblatt, Lang als Caliban, Christen als Trinculo, Jost als Stephano; Franz Seitz nicht zu vergessen als poesievoller Costümezeichner.

Digitized by Google

grunde zu. Was mir ein Anhalt schien, wonach ich im Triebe der Selbsterhaltung, im verzweifelten Ringen um's Dasein krampfhaft griff, ein Stein rechts, ein Busch links, das erwies sich nach dem Naturgesetz solcher Krisen als ein Anstoß, meinen Fall beschleunigend.

„Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor",

und riß mich durch sein Gewicht unwiderstehlich fort, so daß ich noch froh sein mußte, nicht unter der Last begraben zu werden, ich und die Meinigen, schuldlose Opfer, welche in mein Verhängniß mit hineingezogen wurden .....

Ein solcher Stein des Anstoßes war „Tanhäuser". Die Oper, bisher in München nicht gegeben, versprach ein Cassenstück ersten Ranges zu werden; sie hielt auch Wort, denn sie wurde in einem halben Jahre, von Mitte bis Ende 1855, neun Male aufgeführt, darunter acht Male mit erhöhten Preisen, — für München ein außerordentlicher Erfolg. Kaum war die Absicht, sie in das Repertoire aufzunehmen, in die Oeffentlichkeit gedrungen, so erhob sich der Widerspruch, die Denunciation: „Der königlich-bayerische Hoftheater-Intendant gibt ein Werk des Social-Demokraten, des Revolutionärs, des rothen Republikaners, Richard Wagner!" Einer der gesinnungstüchtigen Zionswächter verstieg sich sogar in das hochpoetische Gleichniß: Der Orpheus, welcher im Dresdener Mai-Aufstande durch sein Saitenspiel Barrikaden gebaut, der landesflüchtige Verbrecher, er findet Unterstand in einem Kunsttempel des Königs von Bayern, des nahen Anverwandten des Königs von Sachsen, an welchem sich der in contumaciam verurtheilte Sträfling durch den schnödesten Undank vergangen. In's Zuchthaus zu Waldheim gehört er, nicht in das Münchener Opernhaus. So lauteten die Anklagen, und die Nutzanwendung blieb natürlich nicht aus: daß dergleichen ungeheuerliche Tactlosigkeiten nicht Wunder nehmen könnten, da ja in dem kosmopolitischen Nachtwächter ein Parteigenosse Wagner's an der Spitze des bayerischen Hoftheaters noch immer sein Unwesen treibe. Ja, ja, — so wurde geschrieben und geschrieen, gedruckt und gedrückt, Monachi Monachorum, im Jahre des Heils 1855, genau zehn Jahre vor dem Regierungsantritte Richard's, des dermaligen Markgrafen von Bayreuth. Mir blieb Nichts übrig, als den Handschuh aufzunehmen, um einem Verbote zuvorzukommen. Ich that es, indem ich bei König Max einfach auf die Thatsache hinwies, daß Wagner's Opern im Dresdener Hoftheater unbeanstandet gegeben würden. Darauf löste der König den Knoten mit einem seiner in Lapidarschrift gefaßten Urtheile: „Wir wollen nicht sächsischer sein, als der König von Sachsen." Tanhäuser ging in Scene, zum ersten Male am 12. August 1855. Es war ein heißer Schlachtabend, ungefähr mit demselben Heiden- und Höllen-Lärm, der im Theater seit fünfzehn Jahren überall an der Tagesunordnung ist, wo eine neue Offenbarung der Zukunftsmusik zur Welt kommt. Aber der Sieg verblieb ihr; als merkwürdigster Trophäe desselben erinnere ich mich des Moments, da Franz Lachner, nach minutenlangem donnerndem Hervorrufe, auf der Bühne erscheinen mußte, trotz begreiflichen Zögerns und Widerstrebens — mußte, um den Löwenantheil des Orchesters sichtbarlich in Empfang zu nehmen. Der Napoleons-Kopf des berühmten General-Musik-Directors, mit der, bei der Hitze des Tactirens in die Stirn fallenden Haarlocke und dem willensstark hervortretenden Kinn, hat mir

Digitized by

niemals mehr den Eindruck eines Jupiter tonans gemacht, als da Lachner für Wagner dankte.

Noch ein Stein des Anstoßes: Señora Pepita de Oliva. Wie ich ihn niederschreibe, den damals so oft genannten, so laut gejauchzten, jetzt längst verschollenen Namen, steht sie leibhaftig vor mir, die wunderbar schöne Spanierin, höre ich, — aber wie deutlich! — das trockene, scharfe Rasseln der Castagnetten, womit, noch in der Coulisse, die Klapperschlange ihr Erscheinen ankündigte. Nun schießt sie heraus, stellt sich eine volle Minute regungslos hin, aus den üppigen Hüften hoch aufgebäumt, weit rückwärts gebogen, daß die dichten schwarzen Haare fast den Boden fegen, und stürzt dann vor, ihre Vampiraugen jedem einzelnen Zuschauer in's Hirn bohrend, mit den kleinen, spitzen, weißen Zähnen des halb geöffneten Mundes sich fest einbeißend in alle Männerherzen, die ihr in höchster sinnlicher Wallung entgegenklopfen. Was sie tanzte, ihre Madrileña, ihr Ole, ihre Linda Gitana, das war ja alles Nebensache; die Person allein wirkte, galt, zog. Diese Straßentänze, als Soli aufgeführt, hatten eigentlich, von dem künstlerischen Werthe ganz abgesehen, gar keinen Sinn, wiefern jeder Nationaltanz wenigstens ein Paar, wenn nicht eine Gruppe, erheischt. Aber Pepita tanzte allein; ihr Partner war das Publicum. Darin lag der Reiz, darin der Erfolg. Ich hatte sie auf einer Streife nach geldbringenden Gastspielen in Braunschweig gefunden und auf dem Flecke engagirt; freilich nicht ohne Gewissensbisse. Als ich den Vertrag unterzeichnete, glaubte ich die blauen Augen und das blonde Haupt meiner Freundin Lucile Grahn vor mir zu sehen, wie sie mich kopfschüttelnd und vorwurfsvoll anblickte. Sie hatte Recht: Pepita gehörte nicht auf ein künstlerisch geleitetes Hoftheater. Aber verfolgte mich denn nicht das Gespenst des lumpigen Deficits? Suchte ich nicht, gieriger als je ein wälscher Impresario gewesen, leidenschaftlich wie ein Alchymist, nach Gold, nur Gold, immer Gold, um meine verfallene Seele loszukaufen? Nun, Pepita brachte mir Gold; aber um hohen Preis. In einem Augsburger Blatte blitzte zuerst, noch ehe sie kam, der meuchlerische Schuß auf: daß nur ein „Fremder" dem Bayernlande das Herzeleid anthun könne, durch eine spanische Tänzerin zu erinnern an — Lola Montez. Die Kugel saß. Dies Mal durfte ich nicht an König Max appelliren, durfte auch er mich nicht decken, seinem Vater gegenüber. Da faßte ich mir ein Herz, nahm eine Privat-Audienz bei König Ludwig, — der, wie ich aus eigener und fremder Erfahrung wußte, Vieles hören konnte, weil er Alles sagte, — und trug ihm offen den heiklen Fall vor, mich bereit erklärend, dem spanischen Gast abzusagen, wenn Seine Majestät sich irgendwie unangenehm berührt fühlte. König Ludwig ließ mich nicht ausreden; er überschüttete meine wohlgesetzte Entschuldigung durch eines seiner bekannten, charakteristischen Gelächter, „Tempi passati, mein lieber Intendant," rief er mir in's Ohr und setzte, mich beim Frackkragen fassend, ein paar geflügelte, eigentlich: gesalzene Worte hinzu, die sich, wie so vieles Gute in dieser schlechten Welt, leider, leider, der öffentlichen Wiederholung entziehen. Mit einem Freibriefe für Pepita in der Tasche, verließ ich, nach einer Unterredung von einer vollen Stunde, das Wittelsbacher Palais. Pepita durfte kommen. Pepita kam, zu zwei längeren Gastspielen, eines im Anfange, eines zu Ende des Jahres 1855, und machte

Digitized by Google

nicht blos München toll, sondern auch die ernste, ehrbare Nachbarstadt Augsburg, wohin Pepita ebenfalls gesprungen war. Bis auf die Zirbelnuß auf ihrem stolzen Rathhause drehte sich Augusta Vindelicorum mänadisch mit, und die Mägde an den schönen Brunnen der leeren Maximilianstraße, deren melancholisches Rauschen sonst nur schlaftrunken vom Kaiser Karl und vom Fugger erzählt, sie phantasirten, Brunnen und Mägde, von der spanischen Zauberin. Mein, in der Moral und in der Kritik gleich strenger Freund Altenhöfer schrieb in der majestätischen Allgemeinen einen dithyrambischen Artikel: „Noch einmal sie!“ Pepita hatte gesiegt, Tanhäuser hatte gesiegt. Noch ein paar Pyrrhus-Siege solcher Art, und ich war verloren. Ich fühlte, wie ich hinabglitt, hinab, hinab . . . . .

Den letzten Stoß gab mir „der Fechter von Ravenna“. Heute, nach zwanzig Jahren und darüber, ist es verdammt leicht, über den „Bacherl-Scandal“ vornehm lächelnd die Achsel zucken, als über eine bedeutungslose Alltagsposse. Wer darin mitgespielt hat, ob handelnd, ob leidend, oder wer als Zuschauer sich erinnert, wie tief und wie nachhaltig das Theater, die Presse, die Gesellschaft, über Deutschland hinaus, durch die cause célèbre Jahre lang aufgeregt, in Parteien zerrissen, in Leidenschaft entzündet wurden, der weiß und wird es nie vergessen, daß das unfläthige Satirspiel nach einer echten, edlen Tragödie durchaus nicht lächerlich und kindisch war, daß seine Leitmotive hinter den Coulissen, seine Wirkungen jenseits des Theaters lagen. Dieser Umstand und die Rolle, welche dem Intriguenstück in meinem Leben zugefallen, mögen hier ein näheres Eingehen rechtfertigen.

Julie Rettich brachte mir Anfangs Juli 1854 zum Gesammtgastspiel ein Manuscript mit, welches sie mit einem tiefen Schleier des Geheimnisses bezüglich des Dichters und mit einem hohen Nimbus über den Werth des Werkes zu umgeben wußte. Sie hütete ihren Schatz mit einer Treue, einer Festigkeit, deren nur seelenstarke Frauen fähig sind. Die Hand, aus der ich ihn empfing, mehr noch Stil und Tonart der Dichtung wiesen sofort auf den Urheber hin. Indeß, wär' ich auch neugierig gewesen (was ich von Natur nicht bin, so wenig wie argwöhnisch, neidisch, eifersüchtig), alles Fragen und Forschen war verboten; ebenso die Aufführung des Stückes, welches ich gern meiner Bühne unverzüglich gewonnen hätte. Der Vorgang des Wiener Burgtheaters mußte abgewartet werden. Doch durfte ich das Manuscript behalten, auch verbreiten durch Vorlesen. Ich las es am Hofe zu Coburg, wo Herzog Ernst sich durch den politisch-patriotischen Zug der Dichtung lebhaft angesprochen fühlte, las es in Augsburg bei Kolb, der vergeblich einen Artikel für seine Beilage verlangte, las es in München vor meinen Freunden. Ueberall war der Eindruck unverkennbar ein mächtiger, ungewöhnlicher, vielleicht durch den Reiz der Anonymität verstärkter. Darüber kam die erste Aufführung in Wien heran, Mittwoch, den 18. October 1854. Und — sonderbar! — der Abend entsprach den Erwartungen nicht, ließ wenigstens keineswegs auf den (wie man heutigen Tages sagen würde) sensationellen Erfolg des Stückes schließen, der sich erst aus den weiteren Darstellungen herauswuchs. Der Besuch soll mäßig, der Beifall kühl und spärlich gewesen sein. Ich denke mir, daß die „Tendenz“ Zeit brauchte, um durchzubringen; daß die po-

litischen Schlagwörter nicht wie Blitze zündeten, sondern wie Minen, deren Fäden eine Weile lang glimmen müssen, ehe die Explosion vor sich geht. Aber als nun die Aufführung in München erfolgte, zum ersten Male Dienstag den 16. Januar 1855, war der Ruf des „Fechters" bereits gemacht, und das große, übervolle Haus stand vom zweiten Aufzuge an hoch und hell in Flammen. Ich hatte mir, wie früher im Lesezimmer, so jetzt auf der Bühne, ein Paradepferd in dem Stücke zugeritten und aufgeputzt. Namentlich Caligula's Hof, weite Prunkgemächer mit dem Ausblicke in die Kaisergärten, angefüllt mit allen bekannten und fremdartigen Erscheinungen Urbis et Orbis, durch scenisches Raffinement in steter Bewegung erhalten, brachte die mächtigste Wirkung hervor. Dem Rahmen entsprachen die Bilder: die schöne Damböck das Ideal einer Thusnelda, Straßmann ein von natürlicher Kraft strotzender Fechter, Haase der geborene Caligula, Dahn ein biderber altgermanischer Reichsfürst, seine Frau als Blumenmädchen selbst ein stachlichtes Dornröslein. Unsere Darstellung durfte, im Ganzen wie im Einzelnen, sich kühn an die Wiener hinanwagen, und das Stück legte unzweifelhaft von Wien aus, aber auf dem Wege über München, seinen fast beispiellos glänzenden Siegeslauf über alle deutschen, über viele auswärtige Bühnen zurück. Bei uns wurde dasselbe (für ein Trauerspiel ein seltener Erfolg) im ersten Jahre, 1855, sechsmal gegeben, immer anonym.

War es der Glanz, der von der Dichtung ausstrahlte, oder das Dunkel, in welches sich der Dichter consequent einhüllte, was den Raub- und Mordanfall auf Beide veranlaßte? Ich weiß es nicht, weiß mich auch nicht genau des Zeitpunkts zu erinnern, wann derselbe sich ereignete. Doch stand im Winter 1855 auf 1856 der Scandal schon in voller Blüthe, die an zwei Stellen, Wien und München, besonders üppig und giftig ausgebrochen war. Ein Dorfschulmeister, des Namens Franz Bacherl, wohnhaft in Pfaffenhofen, der Urheber des unsterblichen Verses: „Was sie haben, das wollen sie nicht, und was sie wollen, das haben sie nicht", hatte, erst leise und elegisch, dann, da sein Erfolg wuchs, mit ebenfalls wachsender Dreistigkeit, zuletzt stürmisch und von einem Chor fanatischer Anhänger begleitet, darunter zum Theil Leute des besten Glaubens, gegen einen der anerkanntesten Dramatiker Deutschlands, gegen Friedrich Halm, die Anklage auf Plagiat erhoben. „Der Fechter von Ravenna" sollte entstanden sein aus einem Stücke, das Bacherl zur Bewerbung um einen von der Direction des Burgtheaters ausgeschriebenen Dramenpreis nach Wien geschickt hatte; welches Stück von Halm, einem der Preisrichter, gelesen und widerrechtlich für die Fabel, die Charaktere, die Tendenz seiner Dichtung ausgebeutet worden wäre. Das Machwerk Bacherl's wurde als Beweisstück an's Tageslicht gezerrt; eine klägliche Mißgeburt, aber in einzelnen Zügen dem Fechter unleugbar ähnlich. Daß diese Aehnlichkeit ein Spiel des Zufalls sein könne, wurde vergebens von unbefangenen Zeugen des Streites geltend gemacht. Der Stoff des Arminius liegt, so zu sagen, in der Luft, wie unter Anderen auch der arme Conradin; beide sind unzählige Male dramatisirt worden, und warum sich nicht, durchaus unabhängig von einander, zwei Dramatiker in dem gleichzeitigen Griffe nach Armin's Sohn und Wittwe begegnen sollten, deren eine Anekdote im Tacitus erwähnt, das ist vernünftiger Weise nicht wohl abzusehen. Nicht zu reden von der, am Ende

Digitized by Google

keineswegs ausgeschlossenen Möglichkeit, daß Bacherl, nachdem er einer Aufführung des Fechters beigewohnt, sein im Wust alter Manuscripte vergrabenes Product desselben Inhalts hervorgesucht, geändert und für das Prototyp des Halm'schen Stückes ausgegeben. So etwas zu sagen und zu denken, erschien Hochverrath. Nein, Bacherl war nicht der Betrüger, konnte kein Betrüger sein; Halm, dessen Autorschaft zu transpiriren begann, war der Dieb, mußte der Dieb sein. Der arme Dorfschulmeister, welcher seine „Theaterstückeln" nach auswärtigen Zetteln schrieb, — ähnlich wie sein College bei Jean Paul, Ehren Wuz, seine Romane nach den Titeln im Meßkataloge, — wurde ausgespielt gegen den vornehmen Reichsfreiherrn, der sich kein Gewissen daraus macht, mit langem Arme den letzten Pfennig des Volksmannes an sich zu reißen und in Goldstücke umzusetzen. Denn „die fetten Honorare und Tantièmen" spielten in allen Artikeln zu Bacherl's Gunsten die erste Violine. In Bayern, namentlich in München, empörte sich für den Märtyrer und gegen den Usurpator noch ein ganz besonderer Trieb, — das Stammesgefühl, in diesem Falle, wie in den meisten, versetzt mit einer „schwarzen" Farben-Nüance ultramontanen Ursprunges. Bacherl hatte in sich entdeckt, außer seinem unterdrückten Dichtertalent, eine „weitschichtige" Verwandtschaft mit dem Herrn Erzbischof von München-Freysing. Zum hohen Namenstage Seiner Gnaden versäumte der aufmerksame Vetter nicht, mit einem Gedichte sich einzustellen, worin „Glaube, Liebe, Hoffnung als hellstrahlender Diamant, feuerrother Rubin, grüner Smaragd funkelten"; für welche sinnreiche Juwelier-Phantasie, leider, nur ein huldvolles Dankschreiben aus dem erzbischöflichen Secretariat den Gratulanten lohnte. Alle diese Beziehungen wußte Herr Franz Bacherl — Lord Francis Bacon hat, allerdings unfreiwillig, in Shakespeare's Dichterruhm einen ähnlichen Schatten geworfen, wie Franz Bacherl in Halm's, — wußte er auszubeuten mit der ganzen verschmitzten Findigkeit des Altbayern, gesteigert durch die krankhaft überspannte Eitelkeit des allzeit malcontenten Dorfschulmeisters. Er veranstaltete Subscriptionen auf seine Werke, lyrische wie dramatische, und that sich später sogar als reisender Declamator und Improvisator vor dem gesammten deutschen Publicum auf. Pokorny in Wien bot ihm, — irr' ich nicht, geschah dies im Frühjahre 1857 — das Theater an der Wien an für seine Production, gegen ein Drittel der Brutto-Einnahme, wozu ein kunstliebender Gasthofbesitzer die Einladung auf freie Kost und Wohnung für die Dauer des Aufenthaltes hinzufügte. Bis fast an das Ende der fünfziger Jahre hat der Pfaffenhofer „Hirte des Kleinviehs", pastor minorum gentium, seinen Bakel in einen Rhapsodenstab verwandelnd und listig mit den gesammelten Ducaten oder Friedrichsd'or anfüllend, seine Kunstreisen fortgesetzt. Die kühlere Luft Norddeutschlands erwies sich indeß nicht günstig für seine Zwecke; am Rhein, an der Elbe, an Nord- und Ostsee ward er bald durchschaut und, wie er es verdiente, behandelt: als halb komische, halb verdächtige Figur. Er verschwand aus der Oeffentlichkeit, nachdem er das Gaukelspiel seines Ruhmes nicht lang überlebt. Persönlich ist er mir niemals begegnet; er hat mich nicht aufgesucht, noch weniger ich ihn, und so kann ich ihn auch hier aus meinem Gesichtskreis sich verlieren lassen.

Was Halm durch ihn gelitten, das beschreibt sich nicht. Baron Münch

Digitized by Google

war in seinen Vorzügen, wie in seinen Mängeln eine durchaus vornehme Natur, deren feine Fühlfäden sich bei jeder Berührung mit der Außenwelt schaudernd zusammenzogen. Daraus, mein' ich, noch mehr als aus Standesrücksichten erklärt sich die Pseudonymität, die er bei dem Betreten seiner Dichterlaufbahn angenommen und lange, nachdem sie völlig durchsichtig geworden, festgehalten hat. Durch die öffentliche Anklage auf Diebstahl fühlte er sich in seiner Ehre als Edelmann, in seiner Ehre als Schriftsteller doppelt gekränkt; die letztere stand ihm vielleicht noch höher, als die erstere. Um so tiefer packte, schüttelte, marterte ihn die wilde Jagd, die sich an seine Fersen geheftet, durch die Spalten aller Zeitungen ihn hetzend, als er schon bei seinem ersten und größten Erfolge auf das Gespenst derselben Verleumdung gestoßen war: „Griseldis“ sollte nicht sein Eigenthum sein, sondern Enk's, seines Lehrers. Aus den ersten drei Monaten des Jahres 1856 besitze ich Briefe Münch's, in denen jede Zeile blutet; es ist, als krümmten und wänden sich die zarten, ängstlich kleinen Schriftzüge seiner Hand vor tödtlicher Qual. Namentlich einer, vom 9. März 1856, gehört zu den beredtesten Schmerzensschreien, die jemals eine menschliche Brust ausgestoßen. Er wird, für den Schreiber wie für den Empfänger ein goldenes Blatt, in meinem Tagebuche aus Wien einst seine Stelle finden.

An dem Tage, da Münch sich vor aller Welt zum Fechter bekannte, — mich dünkt: bei Veröffentlichung des Trauerspiels durch den Buchhandel, im Frühjahre 1856, — wußte ich, was ich zu thun hatte: ich kündigte, zuerst auf dem Wochen-Repertoire, welches Sonntag den 13. April gedruckt wurde, dann auf dem Zettel der Vorstellung, Dienstag den 15. April, das bisher anonym gegebene Stück an als: von Friedrich Halm. Damit war das Signal für die Münchener Hetze gegeben. Meine Freunde warnten, unter Hinweis auf die offenkundige Erschütterung meiner Stellung. Der einzige Geibel, mir immer ein guter, ein treuer, auch ein tapferer Kamerad gewesen, gab mir Recht. Er sagte: „Als Intendant sollte er es vielleicht nicht thun, denn es schadet ihm; als Freund Münch's braucht' er es auch nicht zu thun, denn er nützt ihm nicht; aber als Dichter muß er es thun. Wir sind solidarisch mit einander verbunden, wir von Gottes Gnaden, gegen die durch Pöbels Gunst. Also vorwärts, langer Franz!“ Ich drückte meinem Emanuel die Hand und — that's.

Dienstag Vormittag kamen die ersten Sturmvögel in die Kanzlei geflogen. Die Zettelträger erzählten: an den Straßenecken wären die Zettel theils abgerissen, theils beschmutzt, theils mit Bleifeder corrigirt, d. h. „Friedrich Halm“ dick durchstrichen, noch dicker darüber geschrieben: „Franz Bacherl“. Unser Mercurius aus der Vorstadt Au producirte schüchtern das Fragment eines Zettels, worauf, quer über das königliche Wappen am Kopf, mit Rothstift und hinter einer wunderschön gezeichneten Hand zu sehen und zu lesen stand:

☛ Pereat Dingelstädt!!!

Um zwölf Uhr meldete der Tagscassirer, — Schweiger hieß er, — mit herkömmlicher Gravität: „Ausverkauft“. Aber der würdige alte Knabe, der ein vertrauen-erweckendes Bäuchlein vor sich hertrug und mit einem hochrothen Biergesicht unter schneeweißen Haaren in die dunkle Cassa hineinleuchtete, er sprach das willkommene Wort nicht aus wie sonst, mit strahlender Miene, die

Digitized by

zu sagen schien: „Heut' Abend kann sich ein armer Tagscassirer ein paar Maßerl'n extra vergunnen"; vielmehr war er sichtlich niedergeschlagen, ärgerlich, mißvergnügt, und sagte, ehe er sich abschob: „Mir scheint, mir scheint, Gnaden Herr Intendant, auf die Nacht setzt's wieder was." Die gleiche Warnung sandte, durch den Hausinspector und Secretär Schmitt, mein allzeit hilfreicher Nachbar, Polizeidirector Düring. Ich ließ ihm danken; was Schmitt billigte, jedoch mit dem Rathschlag, ein in ähnlichen Nöthen oft gebrauchtes Hausmittel zu versuchen: Absage der Vorstellung. „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre," flüsterte er, „so müßte mir der Dahn oder sonst ein zuverlässiges Mitglied plötzlich krank werden." Trotz der Zuverlässigkeit schämte ich mich vor meinem Personal und vor mir der Nothlüge, die obendrein, im besten Falle, mir nur eine Galgenfrist gewährte. Ich entschied: „Nein," und ging, früher als gewöhnlich, von der Kanzlei nach Hause.

Daß mich mein unerbittliches Gedächtniß mit solchen nichtswürdigen Nebendingen durch Jahrzehnte verfolgt! Bei Tisch gab es an dem Tage eine meiner Leibspeisen: Renken, auf dem Rost gebraten, einen delicaten Fisch aus den bayrischen Seen, und die letzten Schnepfen, letztere ein Nimrodgeschenk meines erlauchten Gönners und Nachbarn, des Grafen Bassenheim. Meine arme Frau pflegte mein sterbliches Theil bei allen Gelegenheiten, wo dem unsterblichen Stürme und Kämpfe drohten, mit besonderer Aufmerksamkeit zu stärken und zu laben. Sie wußte, was bevorstand, und wunderte sich deshalb nicht, — desto mehr aber die zwei ältesten Kinder, die seit einiger Zeit für tafelfähig erklärt worden waren, — daß Papa nur einmal von den guten Fischen nahm und sein Weinglas halb voll stehen ließ. Ich fand eben nirgends Ruhe, auch nicht am häuslichen Heerd, über welchem, bis zu den Leuten hinab, die Ahnung einer nahen Gefahr drückend lagerte. Mit Mühe hatte ich durchgesetzt, daß meine Frau mich nicht in das Theater begleitete, sondern zu Liebig's ging, wo ich nach der Vorstellung sie abholen würde. Sie war, begreiflicher Weise, noch aufgeregter als ich, und unserem treuen Jacob zitterte sogar die Hand, als er, ein Opfer schmückend, die Schleife des Maximilians-Ordens in das Knopfloch meines schwarzen Fracks steckte. Jenny küßte mich zum Abschied unter erstickten Thränen und machte, wie sie immer that, wenn ich auf Reisen ging oder auf wichtige Gänge, auf Stirn und Brust mir das Kreuz. Ueber das Treppengeländer sah sie uns nach und rief: „Jacob, daß Sie mir gut Acht geben auf den Herrn!"

Um halb sieben Uhr begann die Vorstellung. Da ich in's Theater kam, volle zwanzig oder dreißig Minuten früher, war das Parterre schon überfüllt. Schmitt berichtete, daß man „rottenweise", gleich nach Eröffnung des Hauses, die Bänke besetzt hätte; „ein Billeteur, der den Bacherl kennt, will gesehen haben, daß ein Haufe junger Bursche ihn in die Mitte genommen und im dunkelsten Parterrewinkel versteckt hat." Ich zuckte die Achseln und ging auf die Bühne, meine Truppen mustern. Auch dort dumpfe Gährung; doch begrüßte mich die Mehrzahl mit Sympathie. Nur bei zwei Mitgliedern ersten Ranges entdeckte ich, zum ersten Male an jenem Abend, das Wahrzeichen einer bevorstehenden Veränderung: schlecht verhehlte Schadenfreude blitzte aus ihren Augen, eine unterdrückte Ironie aus den übertrieben höflichen Verbeugungen, womit sie

Digitized by Google

mir entgegentraten. Es waren zwei Herren, die Herren . . . Soll ich sie nennen? Pfui Teufel! Sie leben noch und haben ihren Lohn dahin. Doch eines Verstorbenen will ich in Ehren gedenken: des braven Büttgen, der im „Fechter“ zwar einen Ueberläufer und Verräther spielte, Flavius Armin, im Gefecht aber mir allzeit ein treuer Soldat gewesen ist. Er zog mich auf die Seite, meine Hand an sein Herz, das heftig unter der Toga schlug. „Herr Intendant,“ bat er, „wollen Sie mir eine Liebe thun? Bleiben Sie heut' Abend hier unten, bei uns!“ Ich riß mich los mit einem, vermuthlich recht mißlungenen Spaß und eilte hinüber in die Residenz, die Majestäten abzuholen. König Max ließ heraussagen, er werde später kommen; ebenso Königin Marie. Nachdem beide Herrschaften eingetroffen, meldete ich mich in der königlichen Loge und bat die Majestäten, vor dem Ende der Vorstellung sich zurückziehen zu wollen, da möglicherweise ein Spectakel im Publicum versucht werden würde, gegen Halm, für Bacherl. Es war beiläufig dieselbe Situation, wie die bei meinem Debut als Intendant; aber eine sehr geänderte Lösung. Der König neigte das Haupt und sprach in sehr ernstem Tone: „Wir werden nach dem vierten Act gehen.“ Weiter kein Wort, auch nicht, da ich die Majestäten heimgeleitete. Ein stummer, kühler Gruß.

Die Vorstellung wollte kein Ende nehmen. So wenigstens schien es mir, wie ich sie auch, gewiß nur nach der eigenen Stimmung, unruhiger, fieberhafter und unbefriedigender fand, als die früheren. Als der fünfte Act endlich, endlich, dem Schlusse nahte, ging ich hinab auf die Bühne. Polizeidirector Düring und Inspector Schmitt spazierten, Arm in Arm, hinter den Coulissen auf und nieder, wo sich, vollzählig und malerisch gruppirt, auch das Kunst-, Haus- und Dienst-Personal versammelt hatte. Die Ohren spitzend, die Mäuler aufsperrend, harrten alle der Dinge, die da kommen sollten. Während ich die Coulissen von Allen, die nichts darin zu thun hatten, säubern ließ, spielte sich draußen die letzte Scene ab, in lächerlicher Vorbedeutung für mich eine Verschwörung im Murmeltone:

Cassius.
Du siehst, es drängt die Zeit. Er oder wir!
Erforschtest du der Prätorianer Stimmung?

Cornelius.
Sie sind für uns.

Cassius.
Und so auch der Senat.

Cornelius.
Wann also meinst du?

Cassius.
Morgen.

Cornelius.
Gut denn! Morgen!

Der Vorhang fiel, „rasch,“ wie es der Dichter vorschreibt. Darauf brach im Hause ein Beifallssturm los, aus welchem aber ein bestimmter Name, als Hervorruf, nicht zu vernehmen war. Die Trägerin der Hauptrolle, Fräulein Damböck, ging hinaus; dann, als der Sturm sich wiederholte, Fritz Dahn, der

Digitized by

Fritz Haase abgelöst hatte auf dem wurmstichigen Throne der Cäsaren. Da das Parterre und die Galerie immer weiter, immer lauter stürmten, jedoch immer noch ohne Namen zu nennen, zeigten sich, widerstrebend, nur auf meine Bitte, noch einmal, Hand in Hand, Dahn und Damböck. Eisiges Schweigen empfing Thusnelda und Caligula, plötzlich gebrochen durch den gellenden Schrei einer Weiberstimme, die im zweigestrichenen C aufkreischte: „Bacherl 'rrraus!!" Wiederum fiel der Vorhang, und zwar wiederum rasch; dies Mal ohne Vorschrift, vor Schreck. Darauf begann denn der lang erwartete, lang zurückgehaltene Scandal, das sorgsam einstudirte, inscenirte Schauspiel im, oder nach dem Schauspiele. Zu den klatschenden Händen gesellten sich stampfende Füße und Stöcke, die an den Brüstungen und den Wänden des Parterre's, der Galerie den Tact traten und schlugen zu dem höllischen Finale. „Bacherl 'raus;" klang der Chorgesang männlicher und weiblicher Furien. Auf den Brettern, gleichsam das Echo, ein rathloses Durcheinander. Die Gucklöcher im Vorhang, durch welche man, von der Bühne aus, vor und zwischen den Acten das Haus zu beobachten pflegt, waren besetzt von einer langen Queue ängstlicher Späher. Aus den Garderoben stürzten, halb ausgekleidet, händeringend, mich umdrängend, die Mitglieder. Die Regisseure stürmten auf mich ein: „Lassen Sie uns hinaus und ankündigen, daß Herr Bacherl nicht auf der Bühne ist!" — Damit man ihn im Triumphe aus dem Parterre heraufträgt?! — „Wolan, so sagen wir's muthig den Schreiern, daß wir Herrn Bacherl nicht kennen und heißen sie heimgehen." — Oel in's Feuer! — „Aber Etwas muß doch geschehen, dem Scandal ein Ende zu machen." — Dasselbe meinte der Polizeidirector, der mir anbot, das Haus durch seine Leute räumen zu lassen. Ich lehnte dankend ab und sagte: „Das besorg' ich selbst, und leichter. Inspector Schmitt." — Herr Intendant? (Im strengsten Feldwebelton, Hand an der Dienstmütze.) — „Bitte, stellen Sie sich hier am Harlekinsmantel auf und behalten Sie meine Loge im Auge. Ich begebe mich hinauf, damit meine Abwesenheit nicht falsch ausgelegt wird. Sobald Sie mich oben sehen, zählen Sie auf Ihrer Uhr fünf Minuten; ich thue desgleichen auf der meinigen. Sind sie vorbei, so ziehe ich mein Taschentuch. Darauf lassen Sie im Nu den Kronleuchter auslöschen. Noch fünf Minuten, und Sie verfahren ebenso mit allen Gaslichtern auf den Stiegen, in den Corridors. Nur die Nothlampen bleiben brennen." (Oellampen, die, je eine in jedem Gang, im Gebrauch erhalten worden, für den Fall, daß in der Gasbeleuchtung eine Störung einträte.) — Zu Befehl, Herr Intendant. — „Aber, bedenken Sie, in den Logen ist auch noch Publicum anwesend." So warnte der Polizeidirector. — Desto schlimmer für das Publicum. Das Stück ist aus. Fünf Minuten hat das Nachspiel gedauert. Ich gebe ihnen noch zehn zum Beschluß im Inneren des Hauses und für draußen. Dann ist's genug." Sprach's, wünschte allerseits gute Nacht, schlug die schwere Eisenthür zwischen Bühne und Zuschauerraum hinter mir zu und stieg hinauf, an vielen, hastig davoneilenden Besuchern des Theaters vorüber. Als ich in meine Loge eintrat, hatten die bis dahin blinden Angriffe ihren Gegenstand gefunden. Geschrei, Geheul, Gepfeif, Gestampf, Gejohl empfing mich: „Pereat Dingelstedt! Nieder mit Halm! Bacherl hoch! Bacherl 'raus!!" Ich sah, wie ein fremdes Menschen-

kind aus dem Dunkel des Parterres hervorgezogen, emporgehoben, auf eine Bank gestellt wurde. Im Parterre wie auf der Galerie stieg man auf Sessel und Bänke, drohte hinauf und herab zu mir mit Fäusten, Stöcken, ausgebrochenen Stuhlbeinen . . . . . . Ich hatte, was ich einstmals thöricht mir gewünscht: eine Theaterrevolution in bester Form. Mein Blick haftete starr auf der Uhr, deren Pulsschlag langsamer ging als der meine. Sobald der Zeiger die fünfte Minute erreicht, winkte ich mit dem Tuch. Und es ward, — nicht Licht, — sondern Nacht, tiefe totale Finsterniß in dem ungeheueren Hause. Nun brach der Lärm verdoppelt los, variirt durch schallendes Hohngelächter des unparteiischen Publicums. Doch verlief sich, nachdem sie sich heiser geschrieen, allmälig die Menge. Nach Ablauf der nächsten fünf Minuten erschien, unter Vortritt eines Feuerwächters mit der Laterne, Inspector Schmitt, mich abzuholen. Er hatte meinen Wagen vom Hauptportal, das noch dicht umlagert war, an den Seiteneingang beordert, wo die Theaterwagen warten. Allein die wohlgemeinte Vorsicht war nicht unbemerkt geblieben. Eine Schar aus dem Paradiese gefallener Engel begleitete mein Coupé, das hart an dem Künstlerpförtchen angefahren war. Jacob riß den Schlag auf, warf mich hinein, dann, statt auf den Bock zu steigen, sich hinterdrein, mich mit seinem Leibe deckend, und fort ging's, in einem Tempo, das ich mein Lebtag von Fiakergäulen nicht geahnt, das auch nur möglich war, weil der Fuhrherr selbst, nicht ein Kutscher, Zügel und Peitsche führte. Flüche, Knittel, Steine flogen nach, geschleudert aus der, zu beiden Seiten auseinander stiebenden Menge. Ein Wurf zertrümmerte den Futterkasten unter dem Kutschersitz. „Die Stückerln heb' ich auf," knirschte mein Automedon, als er vor Liebig's Hausthor anhielt, „heb' sie auf zum Andenken an die Lausbuben, die verfluchtigen" . . . .

Würdiger Ortner, dein Porträt darf nicht fehlen als Federzeichnung am Rande des Münchener Bilderbogens. Er war das stil- und charaktervolle Urbild eines Fiakers aus der Altwienerschule, jedem kundigen Rosselenker der Kaiserstadt ebenbürtig an Pferde- und an gesundem Menschenverstand, an Humor, auch an Durst. Ein Prachtkerl; so lang wie ich, aber doppelt so breit; unstät auf den Füßen, desto fester auf dem Bock; ein lebendiges Frühlingsmodejournal für schreiend bunte Seidencravatten und weißgleißende Filzhüte. Sommer und Winter steckte er, wie eine Leberwurst in ihrer Schale, in einem langen, lichtgelben, ledertuchenen Ueberrock, aus dessen hohem Kragen eine Bardolphsnase und ein blatternarbiges, feistes, aber unendlich gutmüthiges Vollmondsgesicht herauslachte, mit zwei kleinen, rothen, pfiffigen, weinseligen Aeuglein und großen Ohrringen in noch größeren Ohrwascheln. In der Stadt hielt er gewöhnlich eine Blume, irgend eine der Jahreszeit, Rose, Nelke, Aster, zwischen den Zähnen; auf Landpartieen eine Cigarre, an langem „Spitz". Dafür, daß ich ihm, nicht allein in seinem Interesse, die meinigen aufdrängte, zahlte er mir mein Bier. „Denn," schmunzelte er mitleidig, „solch ein Bier wie ich krieget' der gnä' Herr doch nit, und wann er's Seidel aufwieg'n thät' mit blanke Guldenstückeln." Hinwiederum erquickte ich dann und wann seine Kennerzunge mit einer Flasche Deidesheimer aus meinem Keller, den mein freigebiger Freund Buhl oder sein Schwager Jordan aus der Pfalz mit der Blume ihrer köstlichen Erzeugnisse zu

Digitized by Google

schmücken pflegten .... Wo sind sie, die Zeiten, die Männer? Auch mein braver Ortner dürfte hinüber sein. Wir liebten einander und lebten, wie er selbst oftmals mir nachgerühmt, sechs Jahre lang „wie die Brüder“. Daß er mich bei großen Gelegenheiten eigenhändig fuhr, war eine besondere Auszeichnung. Als er bei der letzten, schweren Fahrt zur Abreise mich auf dem Bahnhof abgesetzt, weinte er wie ein Kind, wischte sich darauf mit dem blaugewürfelten Sacktuch den Schnupftabak in's Gesicht und busselte mich herzhaft ab, so daß meine Frau, obwol ihr nicht lächerlich zu Sinn sein mochte, hell auflachte, halb über sein Gesicht, halb über das meinige. In der Einsteighalle stand er noch am Waggon und sah mir nach. Leb' wohl, alter Ortner! Oder, so Du nicht mehr lebst, leb' auf in meiner Erinnerung, vielleicht auch in der eines und des anderen unter meinen Lesern, Deinen Kunden!

Bei Liebig ging es am Fechter-Abend still zu, „still und bewegt“. Die Frauen weinten sich aus; der Freund war weich, beinahe väterlich zärtlich. Nachdem ich erzählt, was zu erzählen war, und verschwiegen, was ich verschweigen durfte, brachen wir, Jenny und ich, frühzeitiger als gewöhnlich, auf, ohne daß gesungen, gegessen und getrunken, oder ein behagliches Whist gedroschen worden wäre. Ich klagte über Müdigkeit. Mein Weib am Arm, schritt ich durch die herrliche Frühlingsnacht dahin, leisen Herbstfrost im Innern, fühlend, daß mein Frühling unwiderbringlich vorüber war. In der Barerstraße stießen wir auf eine Reiterpatrouille, die blanken Helme und die weißen Mäntel der Cuirassiere im Mondschein aufleuchtend, welche langsam um den Obelisken-, richtig: Karolinen-Platz herumschwenkte und in die Max-Straße einbog. Am äußeren Thor des Montgelas-Hauses wartete, wider Gewohnheit, der Haushofmeister des Grafen, im Zwiegespräch mit unserem vorausgeschickten Jacob, auf uns. Sie schwiegen betroffen, als ich nach dem Grunde ihres späten Wachtpostens fragte. Endlich ließ sich Herr Meyer, dem eine langsame, gedehnte, singende Sprechweise zu eigen war, also vernehmen: „Nu' ja, — es ist nun einmal so, — und erfahren müssen es der Herr Intendant doch auch. — Da ist heut' Abend Einer von der Polizei daher kommen und hat angesagt, wir mögen auf's Haus passen, falls was gescheh'n sollt'. Glauben thu ich's nicht, aber wissen kann man's halt auch nicht. — Böse Menschen gibt's eben, — und dumme Viecher auch. — Und haben der Herr Intendant die Patroll' nicht bemerkt? — Ja, ja, die reitet nun schon eine ganze Stund' herum, und bis auf den Morgen, heißt es, sollen die Leut' Dienst haben. . . .“

Acht Tage schlief ich, von einer königlichen Leibwache umgeben. Ich hab' erprobt, daß Shakespeare, wie immer, das Wahre trifft, wenn er meint, eine Leibwache fördere den Schlaf nicht, eher das Gegentheil. Aber Herr Meyer behielt zum Glück Recht: es geschah Nichts. Ein Rudel Gassenbuben, die sich an den ersten Abenden um's Haus und im Hof umhertrieben, jagte der Montgelas-Kutscher mit der Peitsche auseinander; für welchen Liebesdienst er ein Freibillet auf die Galerie erbat und erhielt: „nicht für sich, blos für seinen Schatz.“ Ich schenkte ihm zwei, damit er und sein Schatz am nächsten Sonntag den „Hamlet“ sehen konnten (mit fetten Lettern: Hamlet — Herr Bogumil Dawison, als Gast). Seitdem, so oft ich ihn, den Kutscher, auf dem Hofe beim

Pferdestriegeln traf, grinste er freundlich, als wollt' er fragen: Gibt's nicht bald einmal wieder was?

Um das Elend des endlos langen Tages voll zu machen, schloß er mit einem Zankduett, allegro furioso, zwischen Jenny und mir. Wie es starken Naturen zu geschehen pflegt, hatte sich ihr Kummer in Zorn, ihre Angst um mich in Haß gegen meine Feinde verhärtet. Sie schnob Rache. „Wirf ihnen," rief sie aufflammend aus, „wirf ihnen, und das morgenden Tags, den Bettel vor die Füße. Wir sind, Gottlob, nicht arm; wir können auch noch verdienen, Du schreibst wieder, ich singe wieder. Ist's zu spät dafür, so geb' ich Singstunde. Wir ziehen nach Wien, ziehen, wohin Du willst. Nur fort von hier, wo man so Dir mitspielt, so Dir Wort hält, so dankt. Hier ist die Hölle für uns. Oder magst Du's abwarten, bis man es Dir macht, wie dem armen Dönniges?" — Vielleicht sprach mein guter Engel aus ihr; vergebens, wie es bekanntlich das Loos der guten Engel zu sein pflegt. Ich war damals noch nicht vierzig Jahre alt. Wär' ich gegangen, hätt' ich mich los und frei gemacht, wie viel würd' ich in einem Vierteljahrhundert haben schreiben können an eigenen Stücken, statt für fremde mich einzusetzen, an dreibändigen Romanen (niemals drunter, aber auch niemals drüber!), statt allerunterthänigst-treugehorsamste Rechenschaftsberichte?! Schreiben können, allerdings. Jedoch auch schreiben müssen, wollt' ich nicht, was ich als Bräutigam schon mit Abscheu von mir gewiesen, der Mann meiner Frau werden, ein Theater-Gatte, welcher der Primadonna das Notenblatt nachträgt und boshafte Kritiker abprügelt. . . . Und dann: in mir regte sich der blinde Hessen-Trotz; lieber gegangen werden, als gehen, lieber fallen, als fliehen. Dabei flüsterte mir eine innere Stimme zu, möglicher Weise die meines bösen Engels, der — wiederum bekanntlich — zu siegen pflegt, daß mein letztes Wort auf der deutschen Bühne noch nicht gesprochen worden sei. Ich empfand die dämonische Kraft des alten Zaubers: Wer Ein paar Sohlen auf den Brettern zerrissen hat, der läßt nicht mehr von der reizvollen Welt der gemalten Leinwandfetzen, der bunten Seidenlappen, des Rauschgoldes, der plötzlich geöffneten Versenkungen, des Gas- und Schminkeduftes. . . . Alice flehte umsonst. Robert folgte nicht ihr, sondern dem Bertram in ihm; er stieg in die Hölle hinab. Doch versöhnte er sich vorher mit Alicen. Das Zankduett löste sich auf in ein schmelzendes Unisono.

Tags darauf — allein, wer weiß nicht, was folgt? Quis caetera nescit? Es kamen die Zeitungen, die, geraume Zeit hindurch, nur Ein Lied sangen, nicht einmal ein neues, bald im festen Dur des Volksboten, bald im säuselnden Moll der Postzeitung: wie die „Fremden" in Bayern das einheimische Talent unterdrückten, wie sich die „Berufenen" zwischen den guten König Max und sein getreues Volk drängten, wie er, nachdem er sie, auf Kosten gleich befähigter Landeskinder, mit Wohlthaten überhäuft, ihren Undank ernten und für ihre Verbrechen büßen müßte. Und so weiter, senza grazia, aber mit geübter Meisterschaft, in infinitum. Es kamen Condolenz-Besuche heuchlerischer Anhänger, die zum Theil schon erbschleichend auf die Nachfolge in der Intendanz schielten; einer derselben wollte sich persönlich überzeugen, ob es wahr sei, was man sich in der Stadt erzähle, daß ich, thatsächlich mißhandelt, das Bett hüte.

Digitized by Google

Es kam ein Brief Münch's aus Wien, der, augenscheinlich auch gegen mich verstimmt, unter Anderem schrieb: „Ich kann nicht leugnen, daß die Nachrichten über die Aufnahme des Fechters bei seiner letzten Aufführung auf dem Münchener Hoftheater mich sehr schmerzlich berührt haben. Nicht als ob ich mich durch das rohe und gewaltthätige Verfahren einer Bande von Verrückten oder Betrunkenen gekränkt oder beleidigt fühlte; die Stimme des Pöbels ist mir nie Gottes Stimme gewesen. Was mich tief erschütterte, war der Umstand, daß ein solcher Scandal in München, unter den Augen eines Königs, der seit Jahren die edelsten Geister der Nation zur Pflege der Künste und Wissenschaften um seine Person versammelt hält, daß er gegen einen Dichter, der auf eine Reihe glänzender Erfolge hinzuweisen vermag, auf elendes Zeitungsgewäsch, auf erwiesen grundlose Verdächtigungen hin zu Gunsten eines Halbnarren stattfinden konnte. Was wollen diese Sinnlosen, was beabsichtigen sie, was können sie beabsichtigen, daß sie nach so vielen Niederlagen ihr blödsinniges Gelärm noch immer nicht aufgeben? Oder sind es nur die 20,000 Gulden, die ich nach den Journalen an Tantième vom Wiener Burgtheater eingenommen haben soll, und die nach richtiger Rechnung auf 2100 Gulden herabschmelzen, die diese Fackel angezündet, und all dies Geschrei verursacht haben?“ — Zum Schluß das kühle Postscriptum: „Daß man sich auch gegen Sie, wie ich höre, zu Demonstrationen hat hinreißen lassen, bedauere ich von Herzen; war denn der Thorheit nicht genug?“

So kamen, für und wider, Zeugnisse, Abstimmungen, Urtheile von allen Seiten; nur von Einer nicht, von oben. In der höchsten Sphäre herrschte Todtenstille. Doch war, wie ich später erfahren, vom 15. April 1856 an meine Entlassung bei König Maximilian beschlossene Sache, obwol sie, um vollendete Thatsache zu werden, noch voller neun Monate bedurfte. Mein persönliches Verhältniß zu seiner Majestät schnitt jener Tag ab, wie mit dem Messer ab. Der König hat bis zu dem am 1. Februar 1857 vollzogenen Intendanz-Wechsel nicht eine Silbe mehr mit mir gesprochen, bis auf ein paar flüchtige Anreden, deren er mich bei öffentlichen Gelegenheiten, im Cercle an mir vorübergehend, würdigte. Alles, was meiner Stellung als solcher an dergleichen äußerlichen Ehren gebührte, das wurde mir, unverkürzt, unverkümmert, gewährt: mein Platz an der Tafelrunde der Maximilians-Ritter, die sich jährlich einmal um Seine Majestät versammelten, meine Stelle im großen Cortége, welches den Besuch fremder Herrschaften im Hoftheater geleitete, die Theilnahme an der Neujahrscour, an Hofconcerten, an Hofbällen. Aber ich selbst hatte aufgehört für den König zu existiren. Mit der souveränen — sagen wir: Objectivität, die nur den Souveränen möglich ist, weil sie ohne dieselbe nicht Souveräne sein könnten, sah er mich nicht, wenn ich, fast täglich, knapp vor ihm einherschritt, die langen Gänge der Residenz und des Theaters einmal hin, einmal her. Und das geschah in einem halben Jahre unzählige Male, da der König, so lang er sich in München aufhielt, sein Theater regelmäßig zu besuchen pflegte. Beim Kommen ein stummer Gruß, mehr mit dem Hut, als mit dem Haupt; beim Gehen ein gleicher; dazu dann und wann das Almosen eines theilnehmenden Blickes der Königin. Das schreibt sich leicht nieder, liest sich noch leichter, lebt

Digitized by Google

sich aber verdammt schwer durch. Da war unter den Hatschier-Officieren, welche mit mir den Dienst thaten, ein Veteran mit langen weißen Haaren, vom Alter gebeugt, Knie und Füße in den steifen Lederhosen, den hohen Stiefeln schlotternd; der sah mich eines Abends, als wir zusammen die schwarze Stiege herunterkamen, aus den Appartements Seiner Majestät in das Theater zurückkehrend, von der Seite verstohlen an, mit dem Ausdrucke tiefen, tiefen Mitleids. „Ja, ja," seufzte er dann, mehr für sich, als zu mir redend, „das geht einmal nicht anders bei Hof. Heut' Regen, morgen Sonnenschein. Man g'wöhnt's, man g'wöhnt's!" Meine Ungnade war offenkundig; aber da ich niemals, — nicht in München, nicht an den anderen Höfen, durch die mein Lebensweg mich geführt, — als Günstling, als Tasso[1]) im schwarzen Fracke, mich gefühlt und betragen habe, so durfte ich, selbst auf die Gefahr, für einen eindringlichen oder dickhäutigen Parasiten genommen zu werden, meine Stellung behaupten, ohne meine Haltung zu verlieren.

Im Herbst 1856 begannen, weil ich nun einmal in meinem passiven Widerstand verharrte, von der anderen Seite die Versuche, eine Katastrophe herbeizuführen. Es wurden Mittelspersonen an mich abgeschickt, die mir die Initiative der Entlassung zuschieben wollten; wobei man zu verstehen gab: ich werde weich fallen, auf eine Sinecure an der Bibliothek, ein Universitäts-Katheder. Ich schüttelte den Kopf. Sim ut sum, aut non sim. Darauf drängten und preßten mich amtliche Maßregelungen. Ein Cabinetsschreiben fragte an, ob ich mich getraue, mit einem Supplementär-Etat von jährlichen 20,000 Gulden das Hoftheater in der bisherigen Weise fortzuführen; ein zweites, ob ich es vorziehe, die administrative und ökonomische Leitung in andere Hände abzugeben und mich auf die Dramaturgie zu beschränken, — dies fünfte Rad am Thespiskarren. . . . Mir widerstrebt es, die gewundenen Winkelzüge einzeln zu verfolgen, die nur Ein Ziel hatten: meinen Ausgang. Erfindungen subalterner Geister, waren sie eines Königs entschieden unwürdig, der ja einem Diener gegenüber seine Entschließung nur auszusprechen, nicht zu begründen braucht. Umsonst strengten sich meine Freunde an, die Machinationen meiner Gegner im letzten Stadium noch zu durchkreuzen. Sie traten, mich vertheidigend, in der Presse, in der Gesellschaft, im Theater für mich auf. Geibel ließ sich sogar, offen und mannhaft, beim König melden, ihm vorzustellen, daß meine Entlassung ein Bruch mit des Königs eigenem System sei, wie mit dem Principe, das Hoftheater durch einen Fachmann leiten zu lassen, und daß man den aber-

[1]) Hier breche ich die Gelegenheit vom Zaune, um mit Tasso eine Lanze zu brechen. So glühend ich Goethe liebe, den ganzen, einzigen Goethe, so glühend hasse ich dies einzige Stück von ihm, den Tasso. Mein Freund Auerbach vertheidigt es gegen mich; er nennt es die Tragödie der Empfindlichkeit. Aber Empfindlichkeit ist kein tragisches Motiv; sie kann nur ein Lustspiel abgeben („un homme qui prend la mouche"). Ist es nicht eine Sünde gegen den heiligen Geist der Geschichte, daß ein Hof der italienischen Renaissance aus Rand und Band geräth, weil ein großer Dichter eine kleine Prinzeß geküßt? Darüber wissen denn doch die Vehse jener Zeit andere Chroniken zu erzählen. Und welch' ein Majestätsverbrechen, ein Verbrechen gegen die Majestät des Dichters, liegt darin, daß ein großer Dichter von einem kleinen Minister sich Lebensweisheit muß predigen lassen, daß er, unmündig wie ein Knabe, in der Sorge um seine Wäsche von vornehmen Frauen überwacht wird!

Digitized by Google

maligen, verderblichen Intendanzwechsel wenigstens aufschieben möge, bis ein Ersatz gefunden worden, nicht ein besserer, nur überhaupt einer. Liebig und Pfeufer irrten, Hilfe und Rettung für mich suchend, persönlich umher unter den Hofwürdenträgern, den Ministern, den Vertrauten des Königs; sie begegneten verlegenen Blicken, kühlem Achselzucken, im besten Falle müßigem Bedauern. Ich war ein aufgegebener Mensch. So urtheilten Alle, so sprach es auch Geibel in seiner pathetischen Tonart aus: „Du fällst; falle denn schön und würdig, wie der sterbende Fechter. Et vivat sequens!“

Mittwoch, den 28. Januar 1857, kurz vor sieben Uhr Abends, empfing ich mein Entlassungsdecret, nachdem am Morgen desselben Tages König Maximilian eine Winterreise nach Italien angetreten, an deren Vorabend ich ihn aus dem Theater, wie gewöhnlich, schweigend, ohne Abschied zu nehmen, in seine Gemächer heimgeleitet hatte. Ich empfing es aus den Händen des Inspectors Schmitt, der am Hauptportal des Theaters auf mich wartete. Ohne zu wissen, was ich that, — denn was ich that, war sicher so wenig klug, wie paßlich, — ging ich, nachdem ich unter der Lampe der Abendcassa das Schreiben rasch durchflogen, in meine Loge. Man gab das Lustspiel meines lustigen Freundes Schleich: „Bürger und Junker“. Wie sie mich anstarrten, als wär' ich ein Gespenst, die auf der Bühne, die im Parterre, die in den Logen, die auf der Galerie! Sie Alle hatten es ja, Vormittags im Hofbräuhaus, Nachmittags im Café, Abends im Theater, bereits erfahren: daß vor der Abreise des Königs noch ein berühmter Proceß entschieden worden war, auf dessen Ende die Stadt München, das Land Bayern, die Welt „Theater“ seit Jahr und Tag in ungeduldiger Spannung geharrt. Das Urtheil veröffentliche ich hier nicht. Ich schäme mich; nicht für mich, sondern für den Namen, der darunter steht.

Obgleich vorhergesehen und mit verschiedenartigsten Stimmungen erwartet, verfehlte mein Sturz nicht, ein gewisses Aufsehen zu machen. Die Ursachen desselben lagen so klar am Tage und so nah, daß man darüber stolperte; desungeachtet verfielen Pharisäer und Schriftgelehrte auf die wunderlichsten Erklärungen. Einmal sollte ich der Königin Marie manquirt haben, Ihr, welcher Jedermann am Hofe, vom Oberstkämmerer an, bis herunter zum letzten Lakaien, mit wahrer Wonne diente. Eine andere Lesart wollte wissen, König Ludwig sei auf meiner Entfernung bestanden, weil ich es gewagt, einem Hofschauspieler die Erlaubniß zur Mitwirkung in einer, zu Ehren des alten Herrn veranstalteten Dilettanten-Vorstellung zu versagen. Daran war nun, weder in der Sache, noch im Motiv, ein wahres Wort; im Gegentheil: König Ludwig hatte kurz vor der Abreise des Königs Max diesen ausdrücklich vor meiner Entlassung gewarnt. „Das Theater hat nie einen besseren Intendanten gehabt und bekommt keinen so guten wieder;“ so lauteten die Worte, die mir von einem Ohrenzeugen brühwarm hinterbracht wurden. Horchen gehört ja zur Hausordnung an Höfen, und bei der Schwerhörigkeit des Königs Ludwig bedurfte es keiner besonders feinen Sinne, um die intimsten Gespräche im Kreise der königlichen Familie zu erlauschen. Am geradesten gingen noch diejenigen Organe der ultramontanen Partei zu Wege und an's Werk, welche mir auf den Kopf zusagten: ich habe die Theatercasse betrogen und bestohlen, und sei entlassen worden, plötzlich, Knall

Digitized by

und Fall, weil man haarsträubende Unterschleife und Schulden entdeckt habe. Solche Gegner konnte ich fassen und vor Gericht ziehen; was denn auch in einem hervorragenden Beispiele mit Hilfe meines Rechts- und Herzensfreundes, des „rothen Hermann", geschah, mit so glücklichem Erfolge geschah, daß der Redacteur der „Augsburger Postzeitung", — ein geistlicher Herr, — wegen Verleumdung durch die Presse zu der höchsten gesetzlichen Strafe, vierzehntägigem Arrest, verurtheilt wurde. Gleichzeitig kam, in Folge der sogenannten Extradition, der Auslieferung der Intendanz an meinen Amtsnachfolger, das wahre Resultat meiner Verwaltung an's Licht. Ich konnte einen Baarbestand von mehr als 13,000 Gulden in der Casse nachweisen, so daß mehr als die Hälfte des Cholera-Anlehens von 20,000 Gulden nach Verlauf Eines Jahres bereits gedeckt erschien.

Traurige Genugthuung, was half sie mir? Ich war gefallen, ich blieb am Boden liegen, das Opfer einer, halb Palast-, halb Theater-Intrigue, deren Fäden allerdings in Vorzimmern ausliefen, aber in ungleich vornehmeren Räumen angesponnen worden waren. Nach der alten Criminalistenregel verfahrend: Quaere, cui prodest, stieß man, nach dem Urheber suchend, auf ein paar „kleine Herren", an Höfen in der Regel mächtiger als die großen, welche es sich, nach meinem Abgange und nach dem kurzen Schattenregiment meines nur als Nothnagel herangezogenen und bald wieder weggeworfenen Nachfolgers, im Theater wohl sein ließen. Dieser Schmitt, der Lehrling Küstner's, unter Frays dessen Gesell geworden, mein alter ego, — er hatte sein Meisterstück an mir gemacht und sich auf meinen Stuhl gesetzt, den er darauf inne gehabt während eines zehnjährigen Interregnums. Dem König Max aber war meine Beseitigung als eine Sühne für die verletzte öffentliche Meinung dargestellt worden. Gerade wie mit Dönniges, verschwand auch mit mir ein Hinderniß, so hieß es, das zwischen König und Volk gestanden, ein trüber Fleck in der Popularität des Ersteren. „Ich will Frieden haben mit Meinem Volke," hat König Max bei einem Ministerwechsel einst ausgerufen. Ein schönes Wort, aber auch ein sehr dehnbares, dem Mißbrauche ausgesetztes. Wußte er immer, wo sein Volk war? Sein Volk, wußte es immer, was es wollte? Noch ein charakteristischer Zug: Gleichzeitig mit meiner Entlassung, vielleicht mit derselben Feder, welche mein Todesurtheil unterschrieben, zeichnete der König die Cabinetsordre, welche die Restauration des alten, des sogenannten Residenztheaters befahl. Während die eine Hand nahm, gab die andere, um darzuthun, daß nicht um des schnöden Mammons willen König Max mich von sich gethan habe, und wie in allen Stücken gerecht seine Herrschaft sei. Sechs volle Jahre strebte ich nach diesem Ziele, überzeugt, daß, bei den eigenthümlichen Bedingungen des Theaterlebens in München, ein kleines Haus neben dem großen, ebenso künstlerisch wie ökonomisch, von bedeutendem Vortheil sein müsse. Die Erfahrung hat seitdem, mehr als zwanzig Jahre hindurch, diese meine Ueberzeugung bestätigt; mir aber sollte es nicht vergönnt sein, zu ernten, wo ich gesäet. Ich schied am 1. Februar 1857, und am 28. November 1857, am Geburtstag des Königs Max, wurde das neue alte Theater eröffnet. Sic vos, non vobis!

Wie mir zu Muth gewesen, als ich Sonntag, den 1. Februar früh Morgens

aufwachte, über Nacht, oder doch binnen drei Tagen, heimathslos, berufslos, brotlos geworden? Denn eine Gnadenpension von jährlich eintausend Gulden rheinisch konnte, wenn eine an Wohlstand gewöhnte Familie davon hätte existiren müssen, nicht den bescheidensten Ansprüchen genügen. Nun, ich denke: genau so, wie dem unglücklichen Aelpler, über dessen sicher gewähnter Hütte eine Lawine plötzlich niedergegangen ist. Das Häuslein steht zwar noch, aber die Sparren und Schindeln des Daches ächzen bedenklich unter der kalten Last; die schwachen Grundmauern scheinen mit jedem Augenblick sich tiefer zu senken, in den Wänden klaffen, wie Todeswunden, tiefe Risse, durch welche das eisige Naß hindurchsickert. Die verschütteten Bewohner leben noch, jedoch nur ein Schattenleben ohne Licht und ohne Luft von Außen, abgeschieden von der Oberwelt, in dumpfer Resignation des nahen Endes gewärtig. Die Kinder, welche gestern mit fröhlichem Lärm den trauten Raum erfüllten, kauern, vor Frost und vor Angst zitternd, am erloschenen Heerde; fünf arme, dem Untergang geweihte Wesen, denn zu meinem schwäbischen Kleeblatt hatte sich ein besonders wohl gediehenes bayrisches Pärlein gesellt. O, es waren trübe, traurige Tage, Nächte, Wochen, in denen nur das starke Herz meiner Frau mich aufrecht und das Haus zusammen hielt. Sie hatte sich wieder gefunden, sobald die Entscheidung gefallen war. Als der bittersten Stunde erinnere ich mich eines Abends, da ich, von Furien gepeitscht, vom Eßtisch auf- und hinausgeflüchtet war in die stürmische Nacht. Unbewußt, oder von geheimem Drang getrieben, umkreiste ich, einer abgeschiedenen Seele gleich, die Stätte meines Wirkens, das Theater, welches mit seinen zahllosen, hell erleuchteten Fenstern, dämonisch höhnend, in meine Finsterniß herniederblickte. Ich eilte nach Hause und fiel, in Thränen aufgelöst, meiner treuen Lebens- und Leidensgefährtin in die Arme. Sie saß mit Gabriele, unserer ältesten Tochter, die noch wachte, während die Jüngeren schon zu Bett gebracht worden waren, bei der Lampe und lehrte die Kleine stricken. Das Kind, damals zehnjährig, schluchzte laut auf, als sie mich weinen sah. Vor ihr, wie vor ihren Geschwistern, war der Schlag, der uns getroffen, natürlich nicht besprochen worden; die zwei Jüngsten freuten sich sogar, wenn Papa und Mama Abends nicht in's Theater mußten, sondern bei ihnen blieben. „Weißt du denn," fragte die Mutter, „warum Papa weint?" — Gabriele nickte und flüsterte, kaum hörbar: „Weil wir nicht mehr Intendant sind!" Dieser Pluralis des Schmerzes, die tief empfundene Gemeinsamkeit schweren Leides im Munde des unschuldigen Kindes ging mir durch Mark und Bein. Meine Qual hätte nicht heißer sein können, wäre ich Schuld gewesen an dem Unglücke der Meinigen.

Zum Glück dauerte der unerträgliche Zustand des Lebendigbegrabenseins nicht lange. Spatenstiche und Schaufelschläge von Draußen drangen bald an unser Ohr; dann hilfreiche, tröstende Stimmen. Die Hausgenossen, die Nachbaren, die Freunde brachen sich Bahn zu uns, uns Bahn in's Freie. Die Stimmung gegen mich hatte umgeschlagen, ich fühlte mich, da ich in die Oeffentlichkeit zurückkehrte, von sanften Frühlingshauchen des Mitleids, der Theilnahme, der Achtung umweht. Die aura popularis, wetterwendisch wie sie ist, schmeichelte mir jetzt, und das aus Regionen, die unlängst noch Nichts als Kälte und Wolken für mich gehabt. Von nah und von fern kamen Condolenzschreiben, darunter auch solche, die mehr

Digitized by Google

brachten, als Bedauern. Aus Gotha lud mich Herzog Ernst in einem wundervollen Brief ein, der Gast seines Hauses zu sein, so lang' ich möge und mich von den Folgen meines, seit geraumer Zeit von ihm prophezeiten Münchener Purzelbaumes zu erholen. Franz Liszt, mein berühmter und bewährter Freund, rief mich, im Namen des Großherzogs von Sachsen, nach Weimar, da Seine Königliche Hoheit den Augenblick gekommen glaubte, seine oftmals ausgesprochenen Absichten auf meine Erwerbung für sein Theater zu verwirklichen. Hier bot sich nun eine wirklich und thatkräftig rettende Hand, und dennoch zögerte ich, zuzugreifen. Der Schreck lag mir noch bleischwer in den Gliedern. Meine Freunde riethen zu; „um mich los zu werden," raunte mir krankhaftes Mißtrauen in's Ohr: Unglück, namentlich unverschuldetes, macht ja mißtrauisch. Kolb's Stimme gab den Ausschlag; er kam eigens herüber von Augsburg und drängte zur Annahme des ehrenvollen Antrages. „Nicht sowol zu Ihrer Genugthuung," sagte er; „dergleichen Auffassungen redet man sich, ohne daß sie objectiv von Werth und Bedeutung sind, ebenso leicht ein wie aus; sondern damit Sie wieder in Thätigkeit kommen und dem deutschen Theater nicht verloren gehen." Ich folgte ihm, ging in der Charwoche nach Weimar und schloß, nach Einer Stunde Unterhandlung, für den Herbst ab. Mein Debut als General-Intendant fiel in die glänzende Festwoche zu Anfang September, da Rietschel's Doppel-Standbild Goethe's und Schiller's vor dem Hoftheater feierlich enthüllt wurde, — zwei riesige Schild- und Wappenhalter vor einem kleinen, aber reinlich gehaltenen und im Sinne der größten Ueberlieferungen erhaltenen Hause.

Mit der Ankunft im Hafen könnte ich hier meine Münchener Odyssee beschließen, hätte ich nicht noch einer letzten Begegnung mit König Max, einer beiderseits unerwünschten und wenig erfreulichen, zu gedenken.

Im Frühling kehrte Seine Majestät aus dem Süden zurück. Eine Friedenstaube mit dem Oelzweige, verkündend, daß sich die großen Wasser verlaufen, zwar nicht ausdrücklich in dieser Mission gesendet, aber glaubwürdig, war meine geistreiche Freundin, Charlotte von Oven-Hagn, vorausgeflogen gekommen. Ihr hatte König Max, nachdem er, frei von den Eindrücken der Münchener Umgebung, aus den Protokollen und Acten des Intendanz-Wechsels die Wahrheit erkannt, in Rom eines Tages nachdenklich gesagt: „Dem Dingelstedt ist doch wol zu viel geschehen." — Auf ihre Antwort: „Aber Nichts, Majestät, das sich nicht gutmachen ließe," schüttelte er den Kopf und ließ das Gespräch fallen.

Um dieselbe Zeit, im April oder Mai, — ich weiß es nicht genau, da meine Tagebücher während des damaligen Zwischenreiches weiße Lücken zeigen — war Kaulbach damit beschäftigt, als Abschiedsgeschenk für meine Frau mein Porträt zu zeichnen; Bruststück in Kreide, über Lebensgröße. Unseren ganzen Kreis hat der Meister in solchen, so zu sagen: monumentalen Bildern festgehalten, welche die volle Tiefe seiner Auffassung, die Kraft seiner originellen Charakteristik, und, trotz dem Mangel der Farbe, den Glanz seiner Ausführung, fast hätt' ich geschrieben: seines Pinsels, tragen. Er arbeitete daran, nicht bei sich zu Hause, sondern in seinem Atelier in der Akademie, wohin ich zu häufigen und langen Morgensitzungen von ihm bestellt wurde. Kaulbach war weder mit sich, noch

Digitized by Google

mit mir zufrieden. „Ihr seid," sagte er, — wir ihrzten uns, auf dem Weg vom Sie zum Du stecken geblieben, — „Ihr seid eigentlich ein ganz schöner Kerl, aber Ihr habt alle Tage ein anderes Gesicht. Man weiß nie, wo man Euch packen soll." So wurde denn, unermüdlich, ob auch ermüdet, fortgesessen, fortgezeichnet, fortgeschwatzt, fortgeraucht. In eine solche müßig-thätige Vormittagsstunde fiel plötzlich einmal, dem Meister natürlich nicht unerwartet, desto mehr aber mir, der Besuch des Königs Max, angekündigt durch den vorauseilenden, die hohen Flügelthüren geräuschvoll aufreißenden Akademiediener. Der König stutzte, da er mich gewahrte; ich sprang auf, fühlte, daß ich bleich wurde bis in die Lippen hinein, gleich darauf wieder feuerroth, und warf, wüthend über mich selbst und meine Schwäche, meine Cigarre auf den Boden, daß sie Funken stob. Kaulbach's selig lächelndes Antlitz verzog sich in hundert Fältlein, bis zur sprechendsten Reinecke-Fuchs-Maske. Er machte seinem hohen Gast, welcher zuerst an ihn, dann an mich einige Begrüßungsworte gerichtet hatte, die Honneurs des Ateliers, zeigte, was an Neuem vorhanden war, und erläuterte eine und die andere Skizze für Zukünftiges. Ich stand indeß, abgewendet, am Fenster und starrte, — wahrhaftig: wie in einer Betäubung, in's Blaue hinaus. Nachdem der König seinen Rundgang vollendet, augenscheinlich hastig und übel aufgelegt, trat er an mich heran und fragte, wie es mir gehe, was meine Muse mache, ob ich nicht auch ein Bild auf der Staffelei habe? Er war nicht viel gefaßter als ich, der ich, Gott weiß welche verworrenen Antworten suchte und nicht fand, stammelte oder gewaltsam wieder hinunterwürgte, bejammernswerth in meiner hilflosen, hinterdrein mir selbst unbegreiflichen Unmündigkeit. Mir war, als hätte mich ein Schlag getroffen und gelähmt; das ganze Unrecht, das schwere Herzeleid, die öde Verzweiflung der letzten drei Monate machte ich noch einmal durch, in einige Minuten zusammengepreßt.

Als der König verschwunden und Kaulbach von dessen Geleit zurückgekommen, fiel ich über Letzteren her mit einer Fluth von Vorwürfen, warum er das mir angethan? Er warf sich lachend in seinen Stuhl und forderte mich auf, eine neue Cigarre zu nehmen; dann wollten wir weiter reden, weiter arbeiten. „Heute nicht eine Secunde mehr," entgegnete ich, und der Schwall meines Unmuths sprudelte auf's Neue hervor. Darauf erhob sich Kaulbach, legte den Wischer, den er schon wieder emsig in dem Pelzkragen meines Conterfeis spazieren geführt hatte, bei Seite, seine beiden Hände fest auf meine Schultern, und sah mich lange durchdringend an, mit seinen merkwürdig scharfen und ausdrucksvollen Augen, die in ihren tiefen Höhlen lagen, gleich Raubthieren, sprungfertig, funkelnd in grünlich-braunen Lichtern. Darauf sagte er leise, langsam: „Diese Viertelstunde ist mir um Tausende nicht feil. Darin ist abgebüßt worden, was Ihr ausgestanden habt, und Eure Freunde mit Euch, um Euch. Daß Ihr das nicht mitfühlt!" . . . . .

Und so, in einer Dissonanz, sollte die Erinnerung an München, an mein liebes, liebes München und an den guten König Max ausklingen? Nein, nein! Er hat mir Vertrauen geschenkt, soweit sein armes, blutarmes, und schon darum mißtrauisches Herz zu vertrauen vermochte, hat mir Gnaden erwiesen, bis er es für seine höhere Pflicht hielt, mir ungnädig zu sein, hat mich erkannt und an-

Digitized by Google

erkannt, bevor er gezwungen wurde, mich zu verkennen. So will ich denn auch mit dem Accorde schließen, den er selbst, König Max, gefunden, um die Disharmonie, worin wir geschieden, sanft aufzulösen.

Mein Nomadenzelt stand geraume Zeit schon an den stillen Ufern der Ilm, „deren leisere Welle manches unsterbliche Lied belauscht", als ich, am Morgen des 18. November 1857, durch die Post aus München ein königliches Handschreiben erhielt, wohlbekannten Papiers und Formats, mit den, so oft und in so verschiedenen Stimmungen durchflogenen Schriftzügen. Dasselbe lautete wie folgt:

„Herr General-Intendant Dr. Fr. Dingelstedt! In Hebung der künstlerischen Leistungen Meiner Hofbühne haben Sie, namentlich durch Ihre Bemühungen für das Zustandekommen des Gesammt-Mustergastspiels an dem Hoftheater zu München im Jahre 1854, sich Verdienste erworben. Es gewährt Mir Vergnügen, Ihnen hierdurch mitzutheilen, daß Ich Ihnen unterm heutigen das Ritterkreuz Meines Verdienst-Ordens der Bayerischen Krone verliehen habe. Der Ich mit voller Werthschätzung bin Ihr wohlgeneigter Max. München, den 15. November 1857."

Drei Tage später traf der fünfstrahlige Stern und das Brevet des Ordenskanzleramtes ein. Sie überraschten mich nicht, so wenig wie das Handschreiben. Warum nicht? Weil drei Tage früher ein Brief Liebig's angekommen war, in welchem der weise, weltkluge Meister und Freund unter Anderem schrieb: „Sie sind wieder einmal Hof- und Stadtgespräch in München geworden. Der König hat Ihnen den Kronenorden gegeben, aus eigener Entschließung, sogar unbeirrt durch directe Einsprache; von welcher Seite, das können Sie sich wol denken. Nun sieht man Sie schon zurückkommen und verfällt, um dies Unglück zu verhüten, auf die wunderbarsten Reagentien. Unser gemeinschaftlicher Freund * * * hat eine Wette angeboten, daß Sie mit éclat den Orden zurückschicken werden. Das wäre so recht Wasser auf seine und seines Gleichen Mühle. Sie werden wissen, was Sie zu thun haben. Aber bedenken Sie dabei: mit einem Könige schmollt man nicht, und hier ist einmal einer von den wenigen Fällen, wo ein Orden einen Sinn hat. So sehen es Ihre Freunde an, und deswegen bin ich beauftragt worden, Sie zu präveniren. Jedoch nicht von Seiner Majestät beauftragt, wie ich ausdrücklich bemerke." Der Gemeinschaftliche verlor die Wette, dafern sie überhaupt abgeschlossen wurde. Ich behielt den Orden und dankte brieflich dem Könige.

Wiedergesehen habe ich ihn im Leben nicht, wol aber nach seinem Tode; welchem erschreckend raschen Tode meine herzlichen Thränen flossen, als mir, am Morgen des 11. März 1864, Kammerfourrier Jordan in Weimar Hoftrauer ansagte. Dies „bildlich" zu verstehende Wiedersehen begab sich vor einigen Jahren zu Lindau am Bodensee, wo des Verstorbenen Standbild, an der schönen Schwelle seines schönen Landes, den Wanderer, den nahenden wie den scheidenden, königlich grüßt. Auf dem Wege von Wien in's Engadin passirte ich die Stelle, zwischen dem Lindauer Bahnhofe und dem Romanshorner Dampfschiffe einen kleinen Schnell- und Dauerlauf riskirend, obendrein mit Hindernissen: am rechten Arme meine Frau, am linken meine Tochter, im Schlepptau ein mit Tüchern, Taschen,

Digitized by Google

Schirmen bepacktes böhmisches Stubenmadl. Ich erschrak, da ich, urplötzlich, unvermuthet, vor meinem ehemaligen Könige und Herrn stand. Er war es, wie er leibte und lebte, im Antlitz, in der Gestalt, in der Haltung sprechend ähnlich, nur in Einem Stücke verschieden. „O Max, Max, wärst Du damals ehern gewesen, wie Du es jetzt bist“ .... So wollt' ich aufseufzen, stehen bleiben, rasten; da rief das letzte Glockenzeichen.

Ade, König Max! Ade, Du, in Deinem lichten Blauweiß so heiter dreinschauendes Bayernland! Ade, mein fernes, farbiges München! Euch dank' ich, wenn auch nicht die beste Zeit meines Lebens, — denn ich habe anderwärts ruhigere, wiederum anderwärts glänzendere Jahre gehabt, — so doch sicher die glücklichste. Solche Freunde und solche Freuden, so fröhlichen Krieg, so berauschenden Sieg: ich finde sie nimmer und nimmermehr. Versunken im See. Ade, ade!

Digitized by Google

Hanswurst und seine Verwandtschaft.

Zur Geschichte der komischen Theaterfigur, hauptsächlich in England und Deutschland.

Von
Rudolph Genée.

I.

Wie der Mensch für die ewige Tragik seiner Existenz auf seinem Lebenswege den Humor zum Begleiter erhalten hat, der ihm das Leben erträglich machen soll, so hat der Instinct des Volkes schon frühzeitig dahin geführt, die heitere oder komische Seite des Lebens durch eine symbolische Erscheinung sich stets zum Bewußtsein zu bringen. Zwar hat, gleich der komischen Literatur, auch das Grotesk-Komische in seinen mannigfachen Erscheinungen des wechselnden Zeitgeschmacks bereits seine Geschichtsschreiber gefunden. Aber eine besondere Beachtung, eine Würdigung für sich, verdient diese typisch komische Figur, deren Entwickelung und Geschichte auf's innigste mit der Geschichte des Theaters verbunden ist, und welche eine hervorragende Seite dieser Geschichte selbst bildet. Der Clown oder Hanswurst, der Bajazzo, Harlekin und welche Namen sonst noch dieser ganzen Gattung des Possenreißers von Beruf beigelegt worden sind, haben in der Geschichte des Theaters, ebenso bei den romanischen wie bei den germanischen Völkern, ihr Recht geltend gemacht; und wenn dieselbe auch als bestimmte komische Maske in unserer nivellirenden Zeitströmung verflüchtigt erscheint, so hat darum doch das Komische und Lächerliche auch in der dramatischen Kunst noch seine Vertreter, weil wir deren bedürfen.

Zunächst werden wir uns allerdings dabei fragen müssen: Was ist komisch? Wir wissen sehr wohl, was auf uns komisch wirkt, im Augenblicke der unmittelbaren Wirkung. Aber die Grundbedingungen für alles Komische festzustellen, die Theorie des Komischen zu begründen, ist fast so schwer, wie das Wesen des Schönen zu definiren und wir begegnen deshalb hier wie dort bei allen Denkern, die diese Frage zu beantworten suchten, den widersprechendsten Ansichten.

Kant suchte den Ursprung des Lächerlichen in einer „plötzlichen Auflösung einer Erwartung in Nichts." Damit ist aber doch nur ein geringer Theil des

Digitized by Google

Lächerlichen bezeichnet, und außerdem trifft die Definition nicht überall zu, denn eine solche Auflösung kann auch tragisch sein. Aristoteles findet, daß das Lächerliche aus einer unschädlichen Ungereimtheit entstehe. Indem er ausdrücklich von dem Wesen des Lustspiels redet, sagt er: „Das Lächerliche ist zwar ein Fehler und Uebelstand, aber ein solcher, der mit keinem Schmerze oder gar mit dem Untergange der Person, welche ihn an sich hat, verbunden ist.“ So wenig nun auch diese Definition die Frage erschöpft, so zeigt sie doch den Weg an, auf welchem wir zum Richtigen gelangen können. Schiller erklärte die komische Poesie für ein Herunterziehen des Gegenstandes unter die Wirklichkeit selber. Wie aber, wenn — wie schon Jean Paul dagegen einwendete — die Wirklichkeit selber das Komische ist? Das Lächerliche muß immer etwas in seinem Zwecke Kleines, Unbeträchtliches, Bedeutungsloses sein. Nie ist das Große, das Erhabene oder das Gewaltige lächerlich, auch soll es nie das Leiden, das Unglück sein, gleichviel ob ein körperliches oder seelisches. Wenn daher — wie der englische Philosoph Hume bemerkt — unsere Seele mit etwas Größerem erfüllt ist, so übt das Lächerliche auf uns keine oder doch nur eine schwächere Wirkung.

Oft kann das Unschickliche, Mangelhafte oder nach irgend einer Richtung hin Unangemessene uns belachenswerth erscheinen; dann wird unser Lachen zugleich ein Urtheil über die Person, wir lachen sie aus. Dasselbe ist der Fall, wenn eine andere Person gegenüber der Handlung oder der Eigenschaft der ersten die Kritik übernimmt, die wir selbst stillschweigend üben. Das Lächerliche an sich kann aber auch durchaus zwecklos sein; dann ist es harmlos und erregt unser heiteres Behagen. In diesen Verschiedenheiten des Lächerlichen und Belachenswerthen liegt auch die Mannigfaltigkeit der verschiedenen komischen Figuren begründet, welche — solange ein Theater existirt — aus dem echt volksthümlichen Bewußtsein entstanden sind und die verschiedensten Formen angenommen haben.

Meist wird das Lächerliche oder Komische einen Mangel an Uebereinstimmung aller Verhältnisse enthalten. Wenn ein Mensch eine Handlung begeht, die auf einer falschen Vorstellung beruht, und wenn diese Handlung im Contraste mit seiner Vorstellung sich befindet, so erscheint sie uns komisch, weil wir eine richtigere Anschauung von der Sache haben und ihn dennoch sein Thun vollführen sehen. Wenn ein einzelner Mensch, der sich seiner Kraft und seiner Tapferkeit rühmt, plötzlich gegenüber einem unerwarteten Angriff davon läuft, so ist die komische Wirkung vorhanden. Einen anderen Gegensatz, der diese Wirkung hervorbringt, haben wir, wenn viele Menschen, die sich zu einem Kampfe bereiten, von Wenigen oder auch nur von Einem in die Flucht geschlagen werden. Selbst im Kriege hat Europa diese Wirkung erfahren, als Friedrich der Große bei Roßbach mit seiner Minderzahl den numerisch so weit überlegenen Feind mit einem Schlage in die Flucht jagte. Die komische Wirkung beim einzelnen Flüchtigen wird erhöht, wenn seine Persönlichkeit ihm ein Hinderniß ist, sein Wollen auszuführen, wie bei Falstaff, der gegen Poins sich selbst darüber äußert: „Ich wollte, ich könnte so gut laufen wie du“ ꝛc. Und Falstaff's komische Prahlerei ist im Gegensatze zu seiner Feigheit uns ebenso lächerlich, wie seine unverhältnißmäßige Corpulenz.

Für die komische Wirkung, welche durch das Mißverhältniß zwischen der falschen Vorstellung des Handelnden und den ihm entgegenstehenden wirklichen Dingen hervorgerufen wird, geben die beiden unsterblichen komischen Schöpfungen des Cervantes, Don Quixote und Sancho Pansa, die schlagendsten Beispiele. Des braven Don Quixote eingebildete Dulcinea, die in Wirklichkeit ein sehr gewöhnliches Bauernmädchen ist, und vor Allem sein heroischer Kampf gegen die Windmühlen, die er für Riesen ansieht, sind in dieser Beziehung mit gutem Grunde typisch geworden. Don Quixote ist lächerlich, wenn er gegen eingebildete Gefahren kämpft, oder wenn er sich in große erhabene Situationen träumt, die in Wirklichkeit sehr klein und niedrig sind. Was bei Sancho Pansa diesen komischen Widerspruch zwischen der falschen Vorstellung und der Wirklichkeit betrifft, so genüge dafür das eine Beispiel, da er in finsterer Nacht in einen ganz flachen Graben fällt, wo er, mit Füßen und Händen sich anklammernd, bis zum nächsten Morgen in der kläglichen Lage bleibt, weil er glaubt, er hänge über einem tiefen Abgrund.

In Falstaff und Don Quixote sind hier allerdings die großartigsten Schöpfungen aus dem Bereiche der komischen Dichtung als Beispiele genommen. Aehnliche Grundbedingungen für die Wirkung des Komischen werden wir aber auch bei Erscheinungen untergeordneter Art ermitteln können. Lächerlich kann eine Person oder Handlung nur sein, wenn sie etwas den Bedingungen für das Normale Widersprechendes enthält. Diese Unzulänglichkeit darf dabei aber weder unser sittliches Empfinden beleidigen, noch — wenn das Lächerliche in der Handlung liegt — für die Person unser tragisches Mitgefühl in Anspruch nehmen.

Auf den verschiedensten Gebieten des Lebens liegt, wie wir wissen, das Komische und das Tragische hart nebeneinander. Der sehr tragische Conflict des Faust mit der Welt, die ihn umgibt, findet in unzähligen komischen Widersprüchen des Lebens sich vor. Ja, Goethe selbst hat im „Faust" dieser Tragik die Parodie an die Seite gestellt, in der Scene des Mephistopheles mit dem Schüler. Wenn so die tragische Seite des Lebens immer auch ihr lächerliches Gegenstück hat, so muß es uns begreiflich erscheinen, daß es im Volksinstincte liegt, für die komischen Seiten des Lebens immer greifbare Vertreter vor sich zu haben, die leicht zu erkennen und leicht zu genießen sind. In diesem Moment mag wol ein Hauptgrund für die Erscheinung zu suchen sein, daß gerade die typische komische Figur des Theaters, niemals aber eine tragische, als solche von vornherein gekennzeichnet ist, sei es durch gewisse ihr beigegebene Attribute, sei es durch die verschiedenen auf ihren Beruf hindeutenden Bezeichnungen derselben, wie Fool, Clown, Narr, Hanswurst oder dergleichen. Wenigstens das, was ausdrücklich zur Erheiterung des Gemüths bestimmt ist, sollte auf leichte Weise erkannt werden, sollte sich selbst in seinem Berufe durch verschiedene Mittel kenntlich machen, damit die Wirkung nicht erst aus unserem Denkproceß hervorgehe, möge derselbe sich auch noch so schnell — oft in einem Augenblicke — vollziehen.

Für das Schauspiel des christlichen Zeitalters hat sich die „komische" Theaterfigur, d. h. der eigentliche Spaßmacher von Beruf schon in den frühsten Anfängen, den religiös-theatralischen Spielen des Mittelalters entwickelt. In

Digitized by Google

England wie in Deutschland war schon frühzeitig dem Teufel die komische Rolle zuertheilt. Es scheint, als wollte man für all' das Uebel, das uns der höllische Machthaber und seine Abgesandten zufügen, sich dadurch einigermaßen schadlos halten, daß man sie mit Vorliebe lächerlich machte. In England tritt dies nicht so stark hervor, wie bei uns, denn dort ward schon frühzeitig, schon in den Mysterien und Mirakelspielen, den eigentlichen Bösewichtern, wie z. B. dem Kain, in reichem Maße jener diabolische Humor zu Theil, der auch noch den großartigsten Bösewichtern Shakespeare's innewohnt. In einem der ältesten deutschen Mysterien (aus dem 14. Jahrhundert) ist der Lustigmacher der Bote oder „Bott“. Als solcher tritt er in einem Stücke, das von der Kindheit Jesu handelt, vor Herodes, meldet ihm die Ankunft der heiligen drei Könige und spottet dabei über den König, daß er sich vor einem Kinde fürchtet[1]). Dann hat er noch mehrere Meldungen zu machen, durch welche er Herodes stets aufbringt, so daß dieser droht, ihn todtzuschlagen, weil er ihm immer so unangenehme Dinge meldet. Herodes ruft, ob Niemand den Störer henken wollte, der sich aber darüber lustig macht. Diese Figur, in der wir den frühesten Keim für die späteren Hofnarren und zugleich für den Hanswurst erkennen, kommt auch in den späteren Jahrhunderten, noch bis um 1600, als Bote oder Bott vor.

In England, wo im 15. Jahrhundert die Mysterien und Mirakelspiele noch auf Karren von einem Ort zum anderen wandern mußten, war meist der derbe Spaß mit dem Vertreter des bösen Princips verbunden geblieben. Der Teufel, der oft selbst die Rolle des Spaßmachers zu übernehmen hatte, war aus den Mysterien in die durchweg allegorischen Moralitäten (moral plays) übergegangen. Unter den Personificationen allgemeiner Begriffe, wie namentlich auch der Tugenden und der Laster, war in den Moralitäten, wenn überhaupt eine komische Figur durchgeführt, diese Rolle einem der Laster zuertheilt. So hatte sich das Laster (the Vice) vom Teufel emancipirt und trieb sein Wesen auf eigene Rechnung, „im langen Rock, den Dolch von Holze schüttelnd“, wie es später einmal von Ben Jonson charakterisirt wird. Aus solchen späteren Erwähnungen dieser Figur könnte man zu der Vorstellung kommen, das „Laster“ als bestimmt dramatisch-allegorische Figur, sei der Vertreter des allgemeinen Begriffs gewesen. Das ist aber nur in einzelnen Moralitäten der Fall, denn bei der großen Menge der verschiedenen personificirten Laster, die in jenen „moral plays“ zu agiren hatten, fuhr auch der komische Geist oder Schalksnarr, der übrigens keineswegs in allen Moralitäten zu finden ist, bald in des einen, bald in des anderen Lasters Gewand. In dem moral play „Je länger du lebst, umso größerer Narr bist du“ ist die lächerliche Figur „Moros“; und in dem etwas späteren moralischen Stücke von der „guten Königin Esther“ (gedruckt 1561) heißt der Spaßmacher „Hardy dardy“.

Noch in John Bale's „König Johann“, einem moral play auf geschichtlichem Grunde, spielt die allegorische Figur „Aufruhr“ (Sedycion) diese Rolle. Sowie aber diese ganze Richtung der moral plays mit ihrer Ueberladung von Allegorien eine Abirrung vom Dramatischen war, so erkennen wir auch in der Figur des

[1]) F. J. Mone: Schauspiele des Mittelalters.

Digitized by Google

„Vice“ meist nur die krampfhaften Anstrengungen, komisch zu sein. Denn von einem souveränen Welthumor, wie ihn erst Goethe in seinem Mephistopheles dem Teufel in Person verliehen hat, ist in den alten Teufeleien und Lasterspäßen keine Rede.

In den volksthümlicheren „Interludes“, welche in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Blüthe kamen, fehlte die bestimmte komische Figur schon deshalb, weil in diesen Schwänken, ähnlich den Fastnachtsspielen unseres Hans Sachs, das komische Element in die Handlung selbst gelegt war und von allen mitwirkenden Figuren vertreten wurde.

In den ersten eigentlichen Lustspielen der Engländer hat sich die scharfe Begrenzung des komischen Maskencharakters ganz verwischt. In „Ralph Roister Doister“ ist der Herr ebenso lächerlich wie der durchtriebene Diener. „Altmutter Gurton's Nadel“ ist eine Farce nach Aristophanischem Muster, in welcher alle Personen gleichen Antheil an dem tollen Spaß haben. Aus eben jener Zeit haben wir auch bereits in der englischen Komödie, oder in der sie vorbereitenden Gattung der „Interludes“ den Charakter des lächerlichen Prahlers. Derselbe erscheint in dem englischen Interlude „Thersytes“, welches zwar erst 1561 gedruckt wurde, aber jedenfalls ein paar Decennien früher verfaßt ist. Thersytes ist der lächerliche Renommist und feige Lump, der mit ungeheurem Aufwand erlogener Tapferkeit mit Schwert und Keule u. A. gegen eine — Schnecke kämpft! Auch bei diesem Charakter sehen wir die Tendenz des Komischen nicht nur in dem Gegensatz der Ruhmredigkeit mit der inneren Feigheit, sondern ebenso in dem dürftigen und kleinen Gegenstand des Kampfes mit dem Aufwand großer Mittel, — also eine Mischung aus den Elementen des Falstaff und des Don Quixote. Ein großer und echter Humorist würde allerdings diesen Gegensatz nicht so übertrieben haben, wie es in dem Kampfe mit der Schnecke der Fall ist.

Der lächerliche Prahler gehört zu denjenigen dramatischen Charakterchargen, welche, von Italien ausgehend, in der Komödie der Spanier und Franzosen, wie der Engländer und endlich auch der Deutschen vorkommt. Neben diesen Species unter den eigentlichen Komödienfiguren hatte sich in England auch die allgemeine Gattung der komischen Figur, des bloßen Possenreißers, zu einem bestimmten und doch in mannigfachen Variationen erscheinenden Typus früher als in Deutschland entwickelt, obwol die sporadischen Ansätze dazu bei uns schon sehr früh wahrzunehmen sind.

In den deutschen Fastnachtsspielen des 15. und 16. Jahrhunderts (wenigstens bis zur Mitte desselben) ist von einer typischen komischen Figur noch nichts wahrzunehmen. Erwähnt wird der Hanswurst bei uns schon in der Literatur des 15. Jahrhunderts, und sein Ursprung wird ohne Zweifel in den groben Possen zu suchen sein, mit denen das Volk sich im altdeutschen Mummenschanz ergötzte. Aber weder in den älteren Fastnachtsspielen noch in den Schwänken des Hans Sachs ist von der Erscheinung des Hanswurst Gebrauch gemacht. Der „Narr“ jener Zeit ist weniger eine komische Figur, als vielmehr der Repräsentant verschiedener schlechter Eigenschaften im Menschen, die als thörichte betrachtet wurden, weil sie dem Menschen selbst, der mit ihnen behaftet war, zum Schaden gereichten. Die Verwandtschaft dieser „Narren“ mit den ver-

Digitized by Google

schiedenen Personificirungen des Lasters in den englischen Moralitäten ist in die Augen springend. In einem Fastnachtsspiel von etwa 1490 wird eine ganze Reihe von „Narren" vorgeführt, welche sämmtlich wegen ihrer geschlechtlichen Thorheiten gegeißelt werden, welche „Eselsohren" bekommen haben und die Narrenkappe tragen müssen. In solchem Sinn hat auch Hans Sachs seine Narren und Narrheiten behandelt. In seinen Komödien und Schwänken begegnen wir wiederholt dem Eulenspiegel, auch närrischen Schelmen und einfältigen Bauern, unter den Namen Klaus Narr, Hans Flegel u. dergl. In einem Fastnachtsspiel vom Jahre 1550, genannt das „Wildbad", spielen zwei schelmische Landsknechte unter den Namen Schrammfritz und Wursthans, aber von dem Charakter des Hanswurst ist in dem Letzteren nichts zu spüren. In des Hans Sachs Komödie „von einem Vater, einem Sohn und einem Narren" ist bei Letzterem die Personificirung des Lasters ganz deutlich. Der Narr vertritt hier das böse Princip, das den Sohn begleitet, um ihn zu Thorheiten und Schlechtigkeiten zu verleiten. Er ist der liederliche Verführer, der von der Schwachheit des Sohnes seinen Nutzen zieht. Eigentlich komische Eigenschaften fehlen sowol diesem Narren wie auch den anderen seines Gleichen. Der „Narr" ist hier nur durch Liederlichkeit und Frechheit charakterisirt.

Näher dem Wesen des Hanswurst steht der „Narr" bei dem Schweizer Dichter Jakob Funkelin[1]). In seinem Spiel vom „Rychen Mann" (1551) eröffnet der Narr das Stück gemeinschaftlich mit dem Herold. Daß hier der Narr ein besonderes Narrenkleid getragen, geht aus den Versen hervor, mit denen er sich zu dem Epicurus wendet:

Und Du, Fritzhensel, voller Knecht,
Mein Kleid wär' Dir auch wahrlich recht
Und ziert' Dich gleich so wohl als mich.

Im Verlaufe der Einleitungsscene, an welcher Venus und der Teufel Astarot theilnehmen, soll der Narr dem Herold, nach Hersagung der Argumentation, einen Trunk reichen. Er nimmt den Becher, stutzt aber, da er ihn reichen will, und trinkt ihn selbst aus, den Rest dem Herold darbietend: „Nimm hin und trink du das übrig aus." Einen eigentlichen Antheil an der Handlung nimmt der Narr weiter nicht.

In den Komödien und Fastnachtsspielen jener Epoche begegnen wir dem Namen Hanswurst zuerst in einem Fastnachtsspiel von Peter Probst, dem Nachfolger des Hans Sachs. Dies Fastnachtsspiel, aus dem Jahre 1553, handelt „vom kranken Bauer und einem Doctor, sammt seinem Knecht Simon Hempel." Der Bauer selbst heißt Fritz Knopf und neben ihm agiren noch Kuntz Flegel und Hans Wurst. Schon Gottsched[2]) hatte auf dieses älteste Beispiel einer Komödie, die den Hanswurst enthält, hingewiesen. Daß aber schon früher mit dem Namen Hanswurst eine Person von gewissen lächerlichen Eigenschaften bezeichnet wurde, wird uns durch Luther in einer Schrift v. J. 1541 ausdrücklich dargethan. Der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel hatte Luther beschuldigt,

---

[1]) Schauspiele aus dem 16. Jahrhundert (Brockhaus).
[2]) „Nöthiger Vorrath" ꝛc.

Digitized by

daß er u. A. seinen Herrn, den Churfürsten von Sachsen, „seinen lieben andächtigen Hanswurst“ genannt habe. Luther wies diese Beschuldigung zurück, indem er in seiner Schrift „Wider Hanswurst“ sich über den Gebrauch und die Bedeutung dieses Wortes ausließ. Er sagt hierbei: „Du zorniges Geistlein (mit Bezug auf den Teufel) weißest wol, daß dies Wort Hanswurst nicht mein ist, noch von mir erfunden, sondern von anderen Leuten gebraucht wider die großen Tölpel, so klug sein wollen, doch ungereimt und ungeschickt zur Sache reden und thun. Also hab' ich's auch oft gebraucht, sonderlich und allermeist in der Predigt. Und weiß mich nicht zu erinnern, daß ich jemals eine Person insonderheit gemeint hätte.“

Lessing meint, aus einer anderen Stelle sei noch zu schließen, daß man den Hanswurst „gern stark, fett und völliges Leibes gewählt habe. Bei seiner Tölpelei also auch noch ein Fresser, und zwar ein Fresser, dem es bekömmt. Harlekin ist auch ein Fresser, aber dem es nicht so ansetzt, damit er schlank, leicht und geschmeidig bleibt, welches sich zu seinem Charakter ebensowol schickt, als der fette Wanst zum Charakter des Hanswurst.“

Mit dieser kurzen Charakteristik, welche Luther vom Hanswurst gegeben, und mit Lessing's ergänzendem Commentar, sind auch die Haupteigenschaften der komischen Theaterfigur überhaupt bezeichnet, sofern es sich dabei um den traditionellen Spaßmacher handelt. Wir werden hierbei aber gleichzeitig an denjenigen komischen Maskencharakter erinnert, welcher ursprünglich der Komödie der Italiener und Franzosen angehört, und welcher offenbar schon sehr frühzeitig seinen Einfluß auf den germanischen Clown oder Hanswurst ausgeübt hat, an den Harlekin, italienisch Arlechino und französisch Arlequin.

Das italienische Stegreifspiel, Commedia dell' arte, blühte schon im 15. Jahrhundert. Im Gegensatz zu dem regelrecht geschriebenen Drama — Commedia erudita — war in der Commedia dell' arte die Aufführung der Inspiration des Augenblicks überlassen. Die Bezeichnung dell' arte ist für diese Art der Darstellung ganz zutreffend, indem von den Darstellern dafür ein viel höherer Grad der freien Kunst erfordert wurde, als für die bloße reproducirende Darstellung in den vom Dichter vollständig vorgeschriebenen Stücken. Vor der Aufführung solcher Komödien wurde der Inhalt nur in allgemeinen Zügen vorgeschrieben, und den Darstellern, welchen ihre Charaktere zugewiesen waren, die Ausführung überlassen. Schon diese Art der Darstellung weist auf die Entstehung der italienischen Maskencharaktere hin. Wem die Rolle des Pantalon, als des gutmüthigen oder auch geprellten Vaters, des Dottore, als des lächerlich sich brüstenden Gelehrten, des durchtriebenen Wirthes (Brighella), des bramarbasirenden Capitano u. s. w. übertragen ward, der hatte damit den Charakter seiner Rolle vorgeschrieben erhalten, und wußte ungefähr, innerhalb welcher Grenzen er sich in seiner Aufgabe zu bewegen hatte. Von allen diesen italienischen Masken (deren zahlreiche, meist durch provinzielle Eigenthümlichkeiten bestimmte Abzweigungen hier nicht aufgezählt zu werden brauchen) ließ die Figur des Arlechino die freieste Entwickelung zu, und so war er es denn auch, der am leichtesten bei anderen Nationen, unter gewissen Veränderungen, Eingang fand.

Digitized by Google

Während das Stegreifspiel mit dem dominirenden Hanswurst verhältnißmäßig erst spät (in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts) auf das deutsche Theater kam, war doch Harlekin oder Arlechino, vermöge seiner Geschmeidigkeit und Schnellfüßigkeit, jener dramatischen Gattung längst allein vorausgeeilt. Arlechino hatte aber in Italien sehr bald einen Genossen erhalten, der beim Volke in gleicher Gunst stand; es war dies der Pulcinella, bei den Franzosen Polichinell. Arlechino war der schlanke und geschmeidige Diener, Pulcinella der mißgestaltete, mit großer Nase und mit Höcker hinten und vorn; Arlechino theilte mehr Prügel aus, während der Pulcinella mehr Prügel bekam; war der Erstere mehr der drollige Schalk, so war der Andere mehr der groteske Possenreißer. Man wird wahrnehmen, daß die Italiener, um die betreffenden komischen Charaktere deutlich zu kennzeichnen, auch die stärksten äußerlichen Merkmale zu Hilfe nahmen. So sind auch einige dieser ihrer Aeußerlichkeiten auf die komische Figur der Engländer und der Deutschen übergegangen. Der Harlekin hat seine bunte Tracht dem Narren wie dem Hanswurst oder Bajazzo geliehen; die beiden Höcker des Pulcinella hat die englische Figur des Punch (vermuthlich von Pulcinella oder Punschinella) acceptirt, und das weiß beschmierte Gesicht mit breitem Maul und rothen Backen, wie wir's noch heute bei dem englischen Circus-Clown sehen, hat der französische Pierrot hergegeben, der bereits eine Verschmelzung des Arlechino und des Pulcinella war. Die noch heute in Italien volksthümliche Figur des Pulcinella hat aber unter diesem Namen wesentlich die Eigenschaften des Arlechino in sich aufgenommen, von welchem er auch die schwarze Gesichtsmaske beibehalten hat. Da das Ensemble der komischen Masken der Italiener bei uns keine Nachahmung fand, so war es um so natürlicher, daß sich aus den gesonderten Eigenschaften der verschiedenen Charaktere eine Verschmelzung vollzog. Bei den ältern englischen Dramatikern hatte in der typisch komischen Figur schon frühzeitig eine Scheidung des groben Elementes von dem feinern stattgefunden, wenn auch freilich der zwischen dem Clown und dem Narren (fool) bestehende Unterschied nicht immer streng festgehalten wurde.

II.

Unter den unmittelbaren Vorgängern Shakespeare's finden wir bei John Lilly, dessen Stücke in den Anfang der achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts fallen, noch keinen Narren (fool) und noch keinen Clown. In „Alexander und Campaspe“ hat zwar Manes, der Diener des Diogenes, Anflüge des Clowncharakters; aber bei ihm, wie auch bei den anderen Dienern der Philosophen, ist doch der Witz vorherrschend, während die eigentliche Komik ihnen abgeht. Bei Lodge und bei Kyd ist noch weniger von der typisch komischen Figur wahrzunehmen. Der erste Dramatiker unter Shakespeare's unmittelbaren Vorgängern, der die komische Figur bereits in bestimmter Zeichnung und Begrenzung als Spaßmacher und dabei doch gleichzeitig als dramatischen Charakter ausgebildet hatte, ist Robert Greene. In seinem bedeutendsten Stücke „Bruder Baco und Bruder Bungay“ ist nicht nur der Narr (fool) zu einer bestimmten Bedeutung erhoben, sondern neben ihm, dem witzigen Begleiter des Prinzen

Digitized b

Eduard, haben wir auch bereits den Typus des Clown. Der „Narr" (Ralph) spielt hier die Rolle des lustigen Rathes, des eigentlichen Hofnarren, nimmt aber selbst Theil an den Streichen des Prinzen. Im Dialog dieses Greene'schen Narren hören wir schon ganz deutliche Anklänge an die Redeweise der Shakespeare'schen Narren. Als Prinz Eduard von seiner Liebe zu dem armen Landmädchen, der schönen Margarethe, spricht, sagt der Narr zu ihm:

„Wahrlich, Freund Eduard, Du mußt meine Kappe anthun, und meinen Rock und meinen Dolch, und ich werde Deine Kleider anlegen und Deinen Degen, und Du sollst mein Narre sein.

Eduard. Wozu das?

Ralph. Nun, so wirst Du die Liebe hinter's Licht führen, denn die Liebe ist ein so hochmüthiger Aussatz, daß er sich Kindern und Narren niemals anhängt."

Als Prinz Eduard ausruft, in ganz Europa wohne kein so schönes Mädchen, als Margarethe, versichert der Narr: er wisse eine schönere, in Warkshire,

„Denn der Abt daselbst ist ein gelehrter Mann; er hat viele Bücher gelesen und hat mehr Gelehrsamkeit als Du, eine hübsche Dirne auszusuchen; wahrlich, er ist Dir um eine ganze Grammatik voraus."

Ralph soll dann wirklich den Prinzen in dessen Kleidern vorstellen. In dieser Verkleidung ruft der Narr u. A.: „Wahrhaftig, Eduard, ich will tüchtig prinzen; ich will nun Prinz von Wales über alle Bierkrüge in Oxford sein."

Neben diesem Narren von Beruf sehen wir in demselben Stücke Greene's die Rolle des Clown dem Miles, dem Famulus des großen Zauberers Baco, zuertheilt. Miles soll den gewaltigen erzenen Kopf bewachen, den Baco mit ungeheuren Mühen und unter Mitwirkung geheimnißvoller Kräfte hergestellt hat, indem er nun als Triumph seiner Kunst erwartet, daß der Kopf sprechen werde. Aber Miles versäumt durch seine Dummheit den rechten Moment, den Meister zu rufen und macht durch sein Ungeschick das ganze mühevolle Werk Baco's zu Schanden. Baco straft den Frevler damit, daß er ihm einen Teufel sendet, der ihn zur Hölle befördern soll. In dem Gespräche, welches Miles mit dem vor ihm erscheinenden Teufel hat, ist der englisch-deutsche Clown oder Hanswurst in der Mischung verschiedener Eigenschaften schon ganz ausgebildet. Nach einigen unwesentlichen Redensarten, die er mit dem Teufel wechselt, fragt er ihn, ob er jetzt eben von der Hölle komme? Ja, was weiter? fragt der Teufel.

Miles. Meiner Treu, das ist ein Ort, den ich schon lange zu sehen gewünscht habe. Habt ihr nicht gute Trinkhäuser dort? Ist da nicht ein gutes Feuer, ein gutes Glas Bier und ein Spiel Karten zu haben?

Teufel. Das könnt ihr dort Alles bekommen.

Miles. Und ich bitte Euch, kann ich da nicht ein Amt kriegen?

Teufel. O ja, wol tausend. Was möchtest Du denn sein?

Miles. Ich möchte eine Stelle haben, von der ich Vortheil ziehen kann. Ich weiß, die Hölle ist ein heißer Ort, und die Menschen werden erschrecklich ausgetrocknet und brauchen viel Getränk. Ich möchte Bierzapfer werden.

Da der Teufel ihm auch dies zugesteht, ist Miles bereit, mit ihm zu gehen. Aber, fährt er fort, die Reise ist lang und ich habe kein Pferd. Dann möge er, sagt der Teufel, auf seinem Rücken reiten. Das ergötzt den Miles sehr, aber er will erst Sporen anschnallen, damit er den Teufel beim Reiten in seiner Gewalt habe. Schließlich besteigt er den Rücken des Teufels und ist ganz lustig dabei.

Wir sehen aus diesem Beispiel, wie die Eine Eigenschaft im Charakter des

Digitized by Google

Clown oder Hanswurst nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin zur komischen Wirkung führt: wie seine Zaghaftigkeit in allen geringen Anlässen oder auch nur eingebildeten Gefahren lächerlich erscheint, so zeigt er andererseits dem wirklich Furchtbaren gegenüber eine naive Dummdreistigkeit, und betrachtet selbst die Schrecken der ihm drohenden Hölle wie eine ganz harmlose und spaßige Sache. Während der Narr uns stets das Bewußtsein seines Berufes erkennen läßt und mit seinem Witze meist über der Situation steht, ist der Clown oder Rüpel mehr der unbewußte Spaßmacher; er ist mehr lächerlich als witzig, obwol auch er bei all seiner Tölpelei häufig einen gesunden Mutterwitz erkennen läßt. Während der „Narr" von Beruf einen idealistischen Anflug vertragen kann, ist der Clown in all' seinem Thun und Denken durchaus realistisch; ja, er hat oft sogar die Aufgabe, den höheren, in eine idealere Sphäre des Lebens sich versteigenden Bestrebungen gegenüber stets die nüchterne, die hausbacken realistische Kehrseite unseres Daseins zu zeigen. Wenn diese Unterscheidungs-Momente schon in den hier charakterisirten Figuren des Greene'schen Dramas vorhanden sind, so geben uns die komischen Figuren Shakespeare's innerhalb einer jeden dieser beiden Gattungen fast ebenso viele Schattirungen, wie es Gestalten sind.

Während Marlowe, neben Robert Greene der größte Vorgänger Shakespeare's, bei seinem einseitigen Hang zum Düsteren und Schrecklichen zu gar keinem Versuche kam, die Tragik seiner Dichtungen durch heitere Episoden zu unterbrechen, erscheint auch bei Shakespeare der Clown zuerst in den Lustspielen seiner ersten Epoche. In seinen englisch-historischen Tragödien wie auch in seinen Römer-Dramen ist dies Element ganz ausgeschlossen. Die lustigen Figuren in Heinrich IV. wie auch in Heinrich V. können zu jener Gattung der komischen Masken-Charaktere gar nicht gezählt werden, da sie in ihrer Verlebendigung einer bestimmten Zeit und einer besonderen Gesellschaftsclasse eine nahezu historische Bedeutung gewinnen, ganz abgesehen davon, daß eine so durchaus unvergleichliche Figur wie Falstaff schon durch die individuelle Begrenztheit des Charakters mit der Gattung traditioneller Komik nichts gemein haben kann.

Unter den großen romantischen Tragödien Shakespeare's hat „Romeo und Julie", als die früheste dieser Gattung, auch dieser traditionellen Komik verhältnißmäßig den größten Spielraum gelassen. Der Clown oder Narr fehlt darin allerdings, und die Figur des komischen Dieners spielt nur eine geringe Rolle. Dagegen hat das so breit und so detaillirt ausgeführte Charakterbild der Amme vollen Anspruch, als komische Figur zu gelten. Die Tragödie „Hamlet" hat ihre richtigen Clowns in den beiden Todtengräbern; dieselben sind sogar ausdrücklich als erster und zweiter „Clown" bezeichnet, nicht aber nach dem Charakter ihres Gewerbes. Ihr Humor erhält allerdings seine besondere Beleuchtung durch die Situation, in welche ihre Späße versetzt sind. In ihrer gefühllosen Verrichtung eines in seiner Bedeutung doch sehr ernsten Tagewerks, für welches sie durch die Macht der Gewohnheit abgestumpft sind, in diesem Zwiespalt können wir wieder den Humor des Gegensätzlichen erkennen. Aber dieser Humor erhält seine volle Geltung erst durch des melancholischen

Digitized by

Prinzen markerschütternde Philosophie über die Nichtigkeit des Lebens, der menschlichen Größe und unserer ganzen menschlichen Existenz.

In „Macbeth" wird die furchtbare Düsterkeit der Tragödie nur einmal sehr kurz durch eine heitere Episode unterbrochen, und zwar in der kleinen Scene des aus dem Schlaf und dem Rausch aufgeweckten Pförtners. Daß diese Episode gerade in die auf's höchste gespannte Situation, zwischen der Ermordung des Königs und der Entdeckung des Gräßlichen, gelegt ist, gehört zu jenen Verwegenheiten, die sich nur ein Shakespeare'sches Genie erlauben konnte. Uebrigens ist der Pförtner nicht ausdrücklich als Clown bezeichnet, sondern eben nur als „Porter". Das ist aber bei den Bezeichnungen der Charaktere in Shakespeare's Dramen gleichgiltig, da jene wol nur in einigen Fällen vom Dichter selbst gegeben sind und meistens auf Rechnung der Herausgeber gesetzt werden müssen. So finden wir bei diesen Angaben auch die Bezeichnungen „Clown" und „Fool" zuweilen verwechselt. Die Episode des Narren in „Othello" ist als „Clown" bezeichnet, während er in der That der berufsmäßige „Fool" ist. Dieser Narr ist vielleicht der dürftigste von allen Shakespeare'schen Narren, er zeichnet sich weder durch Witz aus, noch hat er einen Hauch individuellen Lebens erhalten. Die uns so tief niederbeugende Tragik in „Othello" hat hier auch beim Dichter seine Macht geübt. In ganz anderer Weise lastet die Tragik in „König Lear" auf der Figur seines Narren. Hier ist der Narr selbst durch das Tragische der Ereignisse zu einem durchaus menschlichen Charakter gewandelt, der gleichfalls unser tragisches Mitgefühl in Anspruch nimmt. Er trägt sein Narrenkleid eigentlich nur noch über dem Arm, und sein Humor ist der wehmüthig lächelnde Humor des Weisen, der aber dennoch als echt menschlich auch unter den Ereignissen und mit den Leidenden leidet. Diesem herrlichen „Narren" ist sein Beruf vergällt, und er schleppt ihn nur mühsam weiter durch alle Bitterkeit und allen Jammer, der ihn umfängt. Was Lear's Narr in der Tragödie, das ist für das Lustspiel der Narr Touchstone (bei Schlegel Probstein) in „Wie es euch gefällt". Auch er ist ein gefühlvoller Narr, der vom Unrecht sich abwendet und mit den Verbannten in die Verbannung zieht. Da wir's aber hier mit einer echten „Komödie" zu thun haben, so ist es auch selbstverständlich, daß der Narr im Drange der Ereignisse nicht seine Heiterkeit verliert. Das allgemein Menschliche dieses Narren erhält aber schließlich noch dadurch seine Besiegelung, daß er sogar in den Stand der Ehe tritt. Diesem Narren am nächsten verwandt ist der Narr Fest in „Was ihr wollt", obwol Beide, Touchstone und Fest, im Englischen nicht als „Fools", sondern fälschlich als „Clowns" bezeichnet sind. Aber auch Fest ist der wirkliche „Narr" von Beruf. Den Gram seiner Herrin Olivia weiß er mit sinnreichen Scherzen zu bekämpfen; dem Liebesjammer des Herzogs reicht er scheinbar Trost, während er ihn in der That ironisirt; mit den wüsten Schlemmern singt und trinkt er zwar, macht sich aber doch dabei über sie lustig. Recht in seinem Elemente ist er, da es gilt, den aufgeblasenen und widerwärtigen Haushofmeister zu züchtigen; und hat er auch an der Mystification mit dem Liebesbriefe keinen Antheil, so thut er sich dafür in der Maske des Geistlichen um so mehr gütlich — „und ich wollte, ich wäre der Erste, der sich in solchem Kleide versteckt hat!"

Digitized by Google

Noch reicher, als in den verschiedenen „Fools“, entwickelt sich der Humor des Dichters in seinen zahlreichen Species der eigentlichen „Clowns“, von denen hier gleichfalls nur die hervorragendsten erwähnt sein mögen. In einer der frühesten Komödien des Dichters, in „love's labour's lost“, ist der Bauer Costard das rechte Urbild des eigentlichen Clown; plump und dumm, denn er will sich nicht einmal einreden lassen, daß dreimal drei neun sei, und glaubt gerade in dieser seiner Abweisung des Rechenexempels besonders pfiffig zu sein. Trotz alledem ist er wieder geschickt genug, bei der Aufführung des Schauspiels von den übermüthigen Cavalieren sich zur Verspottung der eingebildeten Strohköpfe Don Armado und Holofernes gebrauchen zu lassen, und er steht neben Jenen wirklich als der Sieger da. Lanzelot Gobbo ist, verglichen mit jenem plumpen Bauer, der pfiffige und behende Clown, der durchtriebene Bursche, der seine rechte Freude am Spaß hat. Vorlaut und unverschämt, weiß er doch durch seine drollige Munterkeit unsere Sympathie zu gewinnen. Und neben diesem jungen Clown, diesem naseweisen ungezogenen Jungen, noch der alte Clown, die unvergleichliche und einzige Figur des Clown-Vaters. Ob beim jungen Gobbo der Name Lanzelot (Launcelot) auf seinen älteren Genossen, den Diener Lanz (Launce) in den „beiden Veronesern“ hindeuten soll, mag dahingestellt bleiben. Sie haben Beide nur die allgemeinen Kennzeichen der Gattung mit einander gemein. Der Diener Lanz erscheint aber im Ganzen als der Gutmüthigere von Beiden, wie denn seine Komik auch in seiner lächerlichen Liebe zu seinem Hunde, einem häßlichen und unnützen Köter, gipfelt. Daß Lanz seinen Hund stets als ein menschlich fühlendes und denkendes Wesen betrachtet, bringt ihn zu den allersonderbarsten Vorstellungen. Als er mit seinem Herrn Verona verlassen muß, erregt es seinen Unwillen und seine Bekümmerniß, daß, während Eltern und Geschwister um ihn jammern und weinen, dieser hartherzige Hund nicht eine Thräne vergießt und kein Wort zu sagen weiß. Aber immer ist Lanz wieder bereit, alle Streiche, welche sein Hund verübt, auf sich zu nehmen, für ihn sich demüthigen und hinauswerfen zu lassen, für ihn Prügel zu erhalten und am Pranger zu stehen. Wie rührend und doch wie ungeheuer lächerlich!

Die ziemlich verbreitete komisch-dramatische Species der ungeschickten Gerichtsdiener ist bei Shakespeare in „Viel Lärm um Nichts“ durch Dogberry und Verges, vorzugsweise aber durch Ersteren vertreten. Daß das Ungeschick in der Amtsübung gerade bei solchen Leuten komisch wirkt, von denen man ganz besonders Geschick, Scharfblick und schnelle Combinationsgabe beanspruchen muß, bringt wieder die Komik des Gegensätzlichen, das Mißverhältniß zwischen Thun und Können oder zwischen der Vorstellung und der ihr widersprechenden Wirklichkeit, in vollste Beleuchtung. In diesem Falle erhält diese Komik noch dadurch ihre Steigerung, daß dennoch gerade durch die Dummheit der verbrecherische und gefahrdrohende Betrug an den Tag kommt.

Und nun der liebenswürdigste, trefflichste aller Clowns, der ehrliche gute Zettel der Weber! Weber Zettel (Bottom), noch seine Kameraden, die anderen Handwerker im „Sommernachtstraum“, sind als Clowns bezeichnet, sondern jeder nur einfach nach seinem Handwerk. Dennoch sind es die echten

Clowns der Komödie, einzig und allein um des Spaßes willen da. Weil bei ihren künstlerischen Bestrebungen ganz besonders ihr Ungeschick und ihre Plumpheit die komische Wirkung verursachen, so ist für sie die Wiederbelebung des alten deutschen Wortes Rüpel eine glückliche zu nennen. Ihre Bedeutung für die Komödie liegt allerdings in dem Gegensatz, in welchen diese grob realistischen Naturen zu der durchaus idealen luftigen Elfenwelt gestellt sind. Aber innerhalb ihres Kreises entfaltet sich ihre Komik durch das Mißverhältniß ihres Könnens zu der künstlerischen Aufgabe, die sie in ihrer gedankenlosen Gutmüthigkeit sich gestellt haben. Nur ihre Beschränktheit kann ihnen den Muth verleihen, nicht nur den Löwen zu einer schauspielerischen Aufgabe zu machen, sondern auch leblose Dinge, wie die Wand, zu personificiren. Und da ihnen alle Dinge, die sie sehen, auch als greifbare Gegenstände erscheinen, so nehmen sie gar keinen Anstand, auch den Mondschein in Person auftreten zu lassen. Im Weber Zettel potenzirt sich diese Komik noch in hervorragender Weise durch seinen maßlosen künstlerischen Drang. In der Herzensfreude, die er an der Sache hat, möchte er am liebsten Alles spielen, zum Pyramus auch die Thisbe und den Löwen. Bei seiner Vorstellung, die er sich von Thisbe macht, fällt ihm nichts Anderes ein, als daß er mit einer hohen und feinen Stimme sprechen würde, und beim Löwen reizt ihn besonders das Brüllen desselben. Deshalb hat er mehr Neigung für diese Aufgaben, die so bestimmte äußerliche Merkmale haben, als für Pyramus, für welchen ihm solche Signatur fehlt. Und als er sich dennoch für die Heldenrolle entschließen muß, ist ihm das Wichtigste die Frage, in welcher Bartfarbe er ihn wol am zweckmäßigsten spielen könne? Der Reichthum komischer Momente in dem Gedankenkreis und Gefühlsleben des guten Zettel ist ein wahrhaft erstaunlicher; und weil alle Momente von tiefster psychologischer Wahrheit sind, so gestaltet sich dieser komischste und vollendetste der Clowns auch zugleich zu einer wahrhaften lebendigen Persönlichkeit. Er gehört zu den Wunderschöpfungen des Shakespeare'schen Genius, für die es keine Vergleichung gibt. Ein echter Clown in jeder Faser, und doch dabei ein fertiges, aus der wahrhaften Menschennatur geschaffenes, lebensvolles Charakterbild!

III.

Es ist schwer, nach der Betrachtung der Shakespeare'schen komischen Gestalten, möge auch diese Betrachtung eine für den Reichthum derselben noch so oberflächliche sein, zu der weiteren geschichtlichen Entwickelung der komischen Bühnenfigur zurückzukehren, da an der weiteren Geschichte dieser Figur die dichterische Größe keinen Antheil mehr hat.

Der Einfluß, den schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts das englische Drama und die in Deutschland herumziehenden englischen Schauspielertruppen auf das deutsche Theater ausübten, erstreckte sich natürlich auch auf die typisch komische Figur. Aus einem im Jahre 1597 gedruckten Gedichte[1]), welches die Anwesenheit „englischer Komödianten“ in Frankfurt a. M. constatirt, ersieht man, welche Wichtigkeit dem Clown beigelegt wurde, der hier ebenfalls schon

[1]) „Marktschiffs Nachen“ von Mangoldt, mitgetheilt von A. Cohn in „Shakespeare in Germany“.

als „Jan“ bezeichnet und neben dem „Wursthänsel“ genannt wird. Es heißt in dem betreffenden Gedicht:

„Da war nun weiter mein Intent,
Zu sehen das englische Spiel,
Davon ich hab' gehört so viel.
Wie der Narr drinnen, Jan genennet,
Mit Bossen war so excellent:
Welches ich auch bekenn fürwar,
Daß er damit ist Meister gar.
Verstellt also sein Angesicht,
Daß er keim Mensch gleich mehr sicht.
Auff tölpisch Bossen ist sehr geschickt,
Hat Schuh, der keiner ihn nicht drückt.
In sein Hosen noch einer hat Platz,
Hat dran ein ungeheuren Latz.
Sein Juppen ihn zum Narren macht,
Mit der Schlappen, die er nicht acht,
Wann er da fängt zu löffeln an,
Und dünkt sich seyn ein fein Person.
Der Wursthänsel ist abgericht,
Auch ziemlicher maßen, wie man sicht:
Vertreten beyd ihr Stelle wohl
Den Springer ich auch loben soll — 2c.

Aus anderen Nachrichten ersieht man übrigens, daß der Lustigmacher der Engländer zuweilen auch nur in den Zwischenacten agirte. Vom Jahre 1599 wird in einer Münster'schen Chronik von Engländern berichtet, die „in ihrer englischen Sprache“ verschiedene Komödien auf dem Rathhaus gespielt, und daß dieselben einen „Schalksnarren“ bei sich gehabt, der in deutscher Sprache „Geckerei“ trieb, „wenn sie einen neuen Actum wollten anfangen und sich umkleideten“.

Der erste deutsche Dramatiker, welcher sich englische Stoffe zu Nutze machte, war der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig. Bei ihm schon ist der englische Clown unter dem Namen Johan Clant benutzt, wobei auf seine englische Abkunft einmal ausdrücklich hingewiesen wird. Aber vielseitiger und reichhaltiger entwickelte sich die „englische Manier“ in der dramatischen Composition bei dem sehr fruchtbaren Nürnberger Notarius Jacob Ayrer. Dieser hatte denn auch in der Mehrzahl seiner Stücke, deren Abfassung in das letzte Jahrzehnt seines Lebens (also 1595—1605) fällt, den Clown in den mannigfachsten Gestalten, und zwar meistens unter dem Namen Jahn oder Jan, eingeführt. Einmal heißt er „Jahn, der Engelländische Narr“, dann Jahn Posset, Jahn der Kurzweiler, Jahn Clam oder Klan (jedenfalls von Clown), Jahn der Narr oder Possenreißer, Jahn Molitor. Nur in ein paar einzelnen Fällen weicht Ayrer von dieser Benennung ab, indem der Clown einmal als „Dohnla“ oder „Donlein der Narr“ erscheint, ein andermal als „Jodel“ oder als „Klaus der Narr“. Einigemal erhält der Jahn des J. Ayrer neben seinem Hauptberufe als Narr auch noch ein besonderes Gewerbe. So läßt ihn Ayrer ein paarmal in dem uralten komischen Charakter als Boten oder „Bott“ erscheinen; ein andermal ist er ein Arzt, dann schlechtweg der „närrische Knecht“. Aber auch die Func-

Digitized by Google

tionen des Henkers werden zuweilen dem Lustigmacher oder „Kurzweiler" übertragen, eine Eigenthümlichkeit, deren Ursprung ebenfalls im englischen Drama zu suchen ist. Daß ein solcher doch nichts weniger als komischer Beruf gerade mit dem Gewerbe des Lustigmachers verschmolzen wurde, mag auffällig erscheinen; aber auch hier liegt die komische Wirkung oder Absicht in dem Contrast, in dem der Jahn oder Pickelhäring die Execution, welche er an dem ihm übergebenen Uebelthäter zu vollführen hatte, mit einer gewissen komischen Lebensphilosophie oder mit einer sehr simpeln Hausmoral begleitete. Einen wirklich komischen Zug hat Ayrer in seiner Tragödie: „Von dem griechischen Kaiser zu Constantinopel" rc. (eine Nachbildung eines englischen Dramas von Kyd) seinem Jahn in solcher Situation verliehen. Da ihm aufgegeben wird, den Mörder Petrian zu henken, nimmt er mit seinem Spieß, und ohne eigentliche Absicht, das Maß zu der Höhe des Galgens an der Figur des Prinzen Lorenzo; und dieser ist in der That der geheime Urheber jenes Mordes. Jahn bekommt dafür zwar vom Prinzen eine Ohrfeige, aber der Zuschauer ruft ihm doch ein Bravo zu.

Solche sinnreiche Scherze gehören bei unseren deutschen Jahns und Pickelhärings allerdings zu den Seltenheiten. Denn meist treiben sie ziemlich zwecklose Allotria, die eben einzig zur Abwechselung in der ernsten Handlung da sind, ohne daß dadurch unser Sinn auf die gemeinsame Wurzel der Tragik und der Komik dieses Lebens hingelenkt würde. Ebenso wenig ist bei den Clowns des Jacob Ayrer und seiner Zeit von einer Individualisirung der Charaktere die Rede, wie wir sie doch selbst bei Shakespeare's derbsten Clowns, seinen Gobbo's, Lanz, den komischen Gerichtsdienern u. s. w. bewundern.

Und dennoch steht Ayrer bei Weitem höher, als jene wüste und rohe Gesellschaft der Pickelhärings, die seinen drolligen Jahn bald verdrängte. Man nimmt gewöhnlich an, der Name Pickelhäring stamme aus dem Holländischen oder Niederländischen; doch hat sich dieser Ursprung bisher nicht feststellen lassen. Allerdings nahmen die englischen Komödianten, ehe sie nach Deutschland kamen, gewöhnlich ihren Weg durch die Niederlande; und in den verdeutschten, aber auch sehr verschlechterten, englischen Stücken, die wir aus jener Zeit besitzen, ist die Bezeichnung zuerst anzutreffen. Die Etymologie des Wortes weist auf das Holländische nicht hin, wenn man nicht seine Zuflucht zu sehr weitliegenden Beziehungen nehmen will. Diese sind aber um so überflüssiger, als ja der Name, der eben so gut englisch, als deutsch sein kann, mit der allgemeinen Sitte übereinstimmt, den Namen der komischen Volksfigur von gewissen Nationalgerichten herzuleiten, wie auch Hanswurst, Jean Potage, Jack Pudding oder der niederländische Stockfisch bezeugen. Bei der Vermischung, welche schon um 1600 bei den reisenden englischen Komödianten zwischen Deutschen und Engländern begann, ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß deutsche Possenreißer mit englischen Truppen auch nach den Niederlanden zurückgingen und bei ihrer Wiederkehr nach Deutschland den Namen Pickelhäring erst schufen [1]).

[1]) A. C. Loffelt im Shakespeare-Jahrbuch, Bd. IV., versichert, daß in den alten holländischen Komödien vom Pickelhäring Nichts zu entdecken sei, und in den späteren Stücken schiene der Name aus den deutschen genommen zu sein.

Digitized by Google

Jedenfalls war es die Eigenschaft des Tölpelhaften, welche vom englischen Clown zunächst auf den Pickelhäring übergegangen war. Lessing meinte, daß für das Wort Clown das deutsche Wort Rüpel das entsprechende gewesen wäre. Er schreibt in einem Briefe an Eschenburg v. J. 1774: „Der Charakter des Clown ist auf unserem Theater sehr gewöhnlich gewesen, und ist es unter den gemeinen Komödianten im Reiche noch. Aber er heißt nicht Tölpel, sondern Rüpel. Beide Wörter bedeuten das Nämliche; und wenn Ihnen das letztere etwa weniger bekannt sein sollte, so werden Sie es beim Spaten durch homo agrestis, stipes, erklärt finden, welches auch die eigentliche Bedeutung des Clown ist, unbeschadet, daß der Clown, ebenso gut wie der deutsche Rüpel bei aller Plumpheit zugleich possenhaft und schelmisch sind. Daß dieser Rüpel nicht auch in älteren gedruckten Komödien vorkommen sollte, ist kein Zweifel. Ich habe aber deren jetzt zu wenig bei der Hand, um nachzusehen."

Eschenburg machte zu dem Briefe Lessing's die Anmerkung, daß ihm bis jetzt in allen deutschen Lustspielen, deren ihm ziemlich viele durch die Hände gegangen, dieser Charakter unter solcher Benennung nicht vorgekommen sei. Möglicher Weise hatte sich auch Lessing darüber getäuscht; meines Wissens hat erst A. W. Schlegel in seiner Uebersetzung des „Sommernachtstraum" (1797) das alte Wort für den dramatischen Clown-Charakter angewendet. Auch in Wieland's Uebersetzung dieser Komödie, welche bekanntlich Schlegel vielfach benutzt hat, kommt es noch nicht vor.

Die ganze Niedrigkeit und Gemeinheit des Pickelhäring lernen wir zunächst aus denjenigen Stücken kennen, welche 1620 unter dem Titel „Englische Comedien und Tragedien" im Druck erschienen, und schon auf dem Titel durch den Zusatz „sammt dem Pickelhering" auf die Beliebtheit hinwiesen, welche diese Figur beim Volke genoß. Bei fast allen Stücken dieser Sammlung läßt sich das englische Original nachweisen; aber die entsetzliche Liederlichkeit und Confusion, mit der sie hier im Deutschen wiedergegeben sind, spricht für die Vermuthung, daß der deutsche Herausgeber die englischen Stücke eben nur aufführen sah und danach die Stücke theils durch Nachschreiben, theils durch Ergänzungen aus dem Gedächtniß herstellte und mit eigenen Zuthaten versah.

Nicht in allen diesen Stücken ist dem Pickelhäring seine Rolle zuertheilt. Wo in den Tragödien der Possenreißer mitspielt, ist ihm ein anderer Name gegeben oder doch dem eigentlichen Gattungs-Namen noch ein anderer beigesellt. So heißt er in dem Stücke von der „Königin Esther" Hans Knapkäse, in der Tragödie „Julius und Hyppolita" aber Grobianus Pickelhering. Seine eigentliche Thätigkeit entwickelt er in jenen Stücken, welche als besondere Pickelhärings-Spiele bezeichnet sind, oder in den angehängten, kleineren Singspielen, wie sie auch schon Jacob Ayrer nachgebildet hat, und in denen meist der „Hanrey" den Gegenstand der allerniedrigsten Späße bildet.

In der erwähnten Komödie „von der Königin Esther und hoffertigen Haman" ist dagegen die komische Figur, Hans Knapkäse, zu einem dramatischen Charakter von individuellerer Selbständigkeit ausgebildet, und die komischen Scenen des Hans Knapkäse stehen zu dem ersteren Theil der Handlung in einem parodistischen Verhältniß. König Ahasverus hat im Lande verkünden lassen,

Digitized by Google

daß überall das Weib dem Manne unterthan sein soll. Das wird auch dem Hans Knapkäse beigebracht, der sehr unter der Fuchtel seines bösen Weibes steht. Seine Versuche, sie durch Prügel zur Raison zu bringen, fallen anfangs glücklich aus, aber er weiß sich seine Herrschaft nicht zu erhalten. Ayrer hat in einer seiner Possen auch dies englische Stück benutzt, indem er die komischen Scenen, den Streit um die Herrschaft zwischen Mann und Frau (der übrigens auch einige Züge aus der „Zähmung der Widerspänstigen" enthält), von dem übrigen Stücke trennte und zu einer selbständigen Farce verwerthete.

Wenn Hans Knapkäse trotz aller Derbheiten doch noch ein ziemlich wohlgebildeter Clown ist, so sieht es schlimmer mit den in jener alten Sammlung erwähnten Pickelhärings-Spielen aus, unter denen das „von der schönen Maria und dem alten Hahnrey" obenansteht. Wenn hier die komische Wirkung eigentlich nur durch erschreckende Roheit und Gemeinheit der Gesinnung erreicht werden soll, so zeichnet sich daneben das andere Pickelhärings-Spiel, „darinnen er mit einem Stein gar lustige Possen machet", wenigstens durch witzige Erfindung und wirkliche Komik der Situation aus. Der Bauer Hans (der hier den Pickelhäring vertritt) hat Verdacht gegen sein Weib und den Nachbar Wilhelm. Er sagt dies seiner Frau und will zu einem Schwarzkünstler gehen, um durch ein Zaubermittel die Treue seiner Frau zu prüfen. Nachbar Wilhelm erfährt dies und gibt sich selbst in einer Vermummung für einen Zauberer aus. Er läßt den Bauer Hans nach dem Kirchhof gehen, um dort einen Stein zu holen. Wenn er diesen Stein auf die Schulter lege, so verliere er seine eigene Gestalt und würde seiner Frau in der Gestalt des Nachbar Wilhelm erscheinen. Diese falsche Vorstellung, mit welcher nun Hans, auf die Kraft seines Steines vertrauend, die Prüfung vornimmt, gibt zu ergötzlichen Scenen Veranlassung, die von einer wahrhaft komischen Grundidee — hier wiederum der Widerspruch zwischen einer falschen Vorstellung mit der Wirklichkeit — ausgeht.

Von diesen aus den englischen Vorbildern genommenen guten Anfängen kam jedoch der Pickelhäring des 17. Jahrhunderts auf der abschüssigen Bahn immer weiter herunter. Zehn Jahre nach dem Erscheinen der „Englischen Comedien und Tragedien" erschien ein „ander Theil" derselben unter der Bezeichnung „Liebeskampf". In einer Posse dieser Sammlung taucht an Stelle des Pickelhäring der alte Hans Wurst wieder auf, während er in einem anderen Stücke den Namen Schrämmgen erhalten, endlich auch unter dem Namen „Schampitasche" (nach dem französischen Jean Potage) erscheint. Die Zoten, welche Hanswurst und Schrämmgen in diesen Stücken treiben, sind der Art, daß sich Nichts davon hier mittheilen läßt.

Aber Pickelhäring (die Schreibweise Hering oder Häring wechselt in den alten Stücken) sollte auch in den ältesten uns erhalten gebliebenen Bearbeitungen Shakespeare'scher Stücke seine Rolle spielen, und zwar in einer Zeit, da man bei uns Shakespeare noch nicht einmal dem Namen nach kannte. So erscheint in der alten (vermuthlich Wienerischen) Bearbeitung von „Romeo und Julie" Pickelhäring als Diener Capulet's, um die auf einem Zettel verzeichneten Gäste einzuladen. Da er aber nicht lesen kann, so bittet er auf der Straße den ihm begegnenden Romeo, ihm den „Ladein-Zettel" zu lesen und macht dann zu jedem

Digitized by Google

Namen seine Randglossen, die ebenfalls an Gemeinheit das Aeußerste leisten. In ähnlich niedriger Weise ist Pickelhäring in einem wüsten Stücke durchgeführt, welches den Stoff des „Kaufmann von Venedig" behandelt, und das ebenfalls einem Wiener Autor anzugehören scheint [1]). In der ältesten uns bekannten deutschen Bearbeitung des „Hamlet" (aus dem Ende des 17. Jahrhunderts) ist der Name des Pickelhäring bereits aufgegeben; doch ist er hier unter der Bezeichnung eines Hofnarren Phantasmo von dem deutschen Bearbeiter eingefügt worden. Seine Hauptkomik besteht darin, daß er sich vor der wahnsinnigen Ophelia fürchtet, die ihm nachläuft, weil sie ihn für ihren „Liebsten" hält.

Wie der Einfluß, den das englische Drama mit der Invasion der englischen Komödianten in Deutschland gewann, zunächst in der lebhafteren sichtbaren Action sich zeigte, und wie die deutschen Nachahmer in dem Bestreben, darin es den Engländern gleichzuthun, das Tragische in's Gräßliche steigerten und vor Allem in den gehäuften Blutthaten sich gefielen, so war man auch in der Nachahmung des Komischen mehr und mehr dazu gelangt, die komische Wirkung nur in der niedrigsten Zote zu suchen. Wie die Uebertreibungen nach beiden Seiten hin, nach der blutigen und der niedrigkomischen, hier unmittelbar nebeneinander standen, möge nur ein Beispiel zeigen und zwar aus der erwähnten Sammlung „Liebeskampf" (1630). Eines der ernsten Stücke derselben schließt damit, daß der Ehemann, der sein Weib zum Selbstmord getrieben, sich ebenfalls umbringt, indem er mit dem Kopf gegen die Wand rennt, „daß das Blut unter dem Hute herfürleufft", und dies wiederholt er so lange, bis er todt hinfällt! Das Drama in Deutschland stand in jener Zeit noch auf einer zu niedrigen Stufe, als daß man aus den bedeutenden Anregungen einen wirklichen Gewinn hätte ziehen können. Im Tragischen wurde nur das Gräßliche und Blutige verstanden und im Komischen nur die Obscönität. Wenn bei alledem einige Späße in den Pickelhärings-Scenen komisch, zuweilen auch witzig waren, so blieb doch immer die erschreckende Gemeinheit das eigentliche Motiv. Wie groß und rein erscheint daneben die treuherzige Naivetät und die Schalkhaftigkeit des damals schon fast vergessenen Hans Sachs!

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erschien allerdings ein dramatischer Dichter, welcher seinen großen Fähigkeiten nach wol berufen gewesen wäre, als Regenerator des Geschmacks dauernden Einfluß zu gewinnen. Es war dies Christian Weise, Schuldirector in Zittau, der alle seine Stücke zunächst zur Uebung für die Schüler verfaßte und von diesen aufführen ließ. Dieser Umstand gerade mochte einer weitergreifenden Wirkung seiner trefflichen Arbeiten hindernd gewesen sein. Denn wie Christian Weise durch sein Talent durchaus berufen war, dem Schwulst und der zum Gräßlichen sich steigernden Tragik der Gryphius, Lohenstein u. A. eine auf das Volksthümliche gerichtete Natürlichkeit der Rede, bei größerer Freiheit in der Compositionsweise, entgegen zu setzen, so hielten sich andererseits seine komischen Dichtungen ebenso entfernt von Ueberladung mit Gelehrsamkeit, wie von Ausschreitungen zum Gemeinen. Nachdem

[1]) Einige Dialogproben daraus habe ich nach dem Wiener Manuscript in meiner „Geschichte der Shakespeare'schen Dramen in Deutschland" (1870) mitgetheilt.

Digitized by Google

Gryphius in seinem Peter Squenz, einer freien Nachbildung Shakespeare's, von dessen ursprünglichem Humor durch Ueberladung sich entfernt hatte, führte Weise dasselbe Thema in seiner köstlichen Posse „von Tobias und der Schwalbe" (1682) wieder auf echte und naturwüchsige Komik zurück, und zeigte dabei doch eine durchaus selbständige schöpferische Kraft. In der Scene der genannten Posse, da des Kirchenschreibers Hund von den um den Preis concurrirenden Stücken das beste aussuchen soll, ferner in der köstlichen Darstellung der Geschichte des Tobias, da der Bauer Peter als Schwalbe auf der obersten Sprosse der Leiter sitzt und dem Tobias einen Topf mit Flieder-Muß an den Kopf zu werfen hat: in diesen und anderen Scenen herrscht zwar der tollste Uebermuth der derben Farce, aber die Posse zeigt doch vor Allem echt volksthümliche Komik und eine gesunde heitere Lebensanschauung, die weder das ästhetische noch sittliche Gefühl verletzt. Von der typischen Figur des Hanswurst oder Pickelhäring suchte Chr. Weise die Komödie allmälig zu emancipiren, aber nur dadurch, daß er die Komik in die Charaktere und Situationen verlegte, anstatt sie in äußerlichen Grimassen und in Zoten zu suchen. Weise selbst bemerkte darüber: Da einmal bei allen Nationen eine solche Person für nothwendig erachtet werde, wie ja schon im Plautus und Terenz die leichtfertigen Knechte nichts Anderes, als unsere Pickelhäringe seien, so wolle er derselben eine Bedeutung geben, die sie freilich nicht überall gehabt habe. „Die Sache," fährt er fort, „beruht auf einer also genannten Prosopopoeia. Denn ein jeder Mensch ist so gesinnt, daß er über anderer Leute Verrichtungen sich verwundert, und wo nicht öffentlich, dennoch im Herzen eine kleine Satyram darüber machet. Absonderlich wenn etliche Personen auf dem Theater vorgestellt werden, so geschieht es darum, daß die Zuschauer sich verwundern, und von der Sache selbst ernsthaft oder höhnisch raisonniren sollen. Damit nun den Leuten in solcher Verwunderung gleichsam eine Secunde gegeben werde, so wird eine Person dazu genommen, welche gleichsam die Stelle der allgemeinen satyrischen Inclination vertreten muß. Also trifft es sich unterweilen, daß eine solche Person mitten in der Kurzweil die klügsten Sachen vorbringet ... Der Pickelhäring muß unvermerkt den besten Commentarium über die wichtigsten Actiones machen."

Aber für das deutsche Theater in seinem damaligen Zustande konnten so treffliche Grundsätze und so tüchtige Vorbilder, wie sie Weise gab, nicht besonders befruchtend wirken. Als in Deutschland zuerst die Oper, seit etwa 1670, einen bedeutenden und schnellen Aufschwung genommen hatte und noch als die höchste Gattung der dramatischen Poesie galt, hören wir von der ersten geregelten, eigentlichen deutschen Schauspieler-Gesellschaft, unter Direction des vortrefflichen Magister Velthen, der zugleich auch der erste deutsche Uebersetzer Molière's war. Nachdem Velthen erfahren mußte, daß mit einer geregelten Kunst der dramatischen Darstellung gegen die Gemeinheit des Hanswurst nicht aufzukommen war, griff er zu dem homöopathischen Mittel der extemporirten oder Stegreif-Komödie. Mochte nun auch Velthen selbst darin noch so Vortreffliches geleistet haben, so fehlte ihm dabei doch zu sehr die Mitwirkung anderer tüchtiger Kräfte, vor Allem auch witziger Köpfe, als daß er mit dieser Neuerung hätte dauernden Erfolg erringen können. Im achtzehnten Jahrhundert kam es

Digitized by Google

dazu, daß die Vortheile der Stegreif-Komödie nur dem Hanswurst zufielen, dem man auch in den geschriebenen und auswendig gelernten Stücken die Freiheit des Extemporirens fast unbeschränkt ließ. Bei der Beschaffenheit der dramatischen Poesie jener Zeit, in der die Haupt- und Staatsactionen zu dominiren begannen, kann von einer Benachtheiligung der Kunst durch die Freiheit des Hanswurst nicht die Rede sein. Aber die Herrschaft desselben wuchs doch dadurch immer mehr und mehr, besonders da die dramatische Dichtung fast ausschließlich durch die Oper — meist Singspiel, musikalisches Schauspiel oder „Singendes Schauspiel" genannt — vertreten war. Das gedruckte Schauspiel tritt gegen Ende des 17. Jahrhunderts so ganz in den Hintergrund, daß z. B. in Gottsched's Katalog in dem Zeitraum von etwa 1690—1730 auf Ein Schauspiel mindestens ein Dutzend Opern kommen, zu denen sich dann auch das Ballet gesellte.

Mittlerweile war der italienische Arlechino von italienischen Schauspielern, die darauf reisten, nach Deutschland gekommen und von hier ab datirt die eigentliche Epoche der Harlekinaden in Deutschland. Schon Velthen's Wittwe hatte einen solchen Harlekin engagirt, und bald folgten auch mehrere der anderen Masken-Figuren der italienischen Komödie, wie Pantalon, der Doctor (in Deutschland gewöhnlich „der Zahnarzt"), auch Pierrot und Polichinell. So finden wir in einem Gagen-Etat des bekannten Theaterunternehmers Eggenberg in Berlin, aus den Jahren 1730—43, die Charaktere des Pantalon, des Zahnarztes, des Harlekin und des Brighella aufgeführt. Der Harlekin fand bald in ganz Deutschland günstige Aufnahme; aber seine Haupttriumphe feierte er in Wien, wo er namentlich auch in den Stücken ernsten Inhalts fast unentbehrlich wurde. Da finden wir aufgeführt eine „Rasende Medea, mit Arlequin", „Thomas Aniello, mit Allegro dem Lustigmacher" u. s. w. Der Name des Harlekin wurde aber bald wieder durch den des ursprünglich deutschen Hanswurst ersetzt. Vom Arlechino hatte derselbe die Behendigkeit und Geschmeidigkeit übernommen, theilte Prügel aus und spielte den Anderen ärgerliche Possen. Andererseits war er es aber auch wieder, der — wie der Pierrot und Polichinell — Prügel erhielt.[1]) Die Namen wechselten in den nächsten Jahrzehnten fortwährend, aber gewisse Eigenschaften des Possenreißers wurden unter allen Wandelungen beibehalten: Stolpern und Fallen, Gefräßigkeit, Ungeschicklichkeit bei Verrichtung ihm gegebener Aufträge, Mißverstehen derselben u. dgl. mehr, vor Allem aber Prügeln und Geprügeltwerden, worin doch die Komik der meisten Hanswurstiaden culminirte. Der erste berühmte Hanswurst in Wien: Stranitzky, Verfasser der „Olla potrida des durchgetriebenen Fuchsmundi" (1722), schuf eine der frühesten Abarten des Hanswurst in dem „Salzburger Bauern", der dann auch bei norddeutschen Gesellschaften unter dem Namen „Der Salzburger" vorkommt. Weitere Abarten des Hanswurst wurden: der Curtisan, der Bernardon, Leopoldl u. s. w. Dem Charakter des Bernardon

---

[1]) Ed. Devrient in seiner Theater-Geschichte theilt aus der Geschichte der Wiener Stegreifpossen u. A. eine Quittung des Hanswurst mit, in welcher die verschiedenen Ohrfeigen und Fußtritte, welche der Darsteller erhalten, mit einem besonderen Honorarsatz angeführt sind.

Digitized by Google

(in Wien von Kurz 1737 eingeführt) war ausschließlich die Eigenschaft der Tölpelei zuertheilt, und er machte damals gleiches Furore, wie in neuerer Zeit der Circus-Clown unter dem Namen „Aujust“.

Mit dem Wechsel der verschiedenen Namen des Possenreißers war auch das Costüm gewissen Modificationen unterworfen. Wie bei uns der ursprünglich englische Clown sich einführte, ist nicht mehr genau festzustellen. Daß der Narr in den Shakespeare'schen Komödien, und auch bereits vor Shakespeare, eine Trommel und eine Pfeife mit sich führte, erfahren wir aus einigen Hinweisungen in den Stücken selbst. Auch haben wir von dem Vorshakespeare'schen Komiker Tarleton, wie auch von dem hervorragendsten Komiker des Shakespeare'schen Theaters, William Kempe, alte Abbildungen in Holzschnitt, bei denen die Trommel und Pfeife nicht fehlt. Bei einer Posse des Jacob Ayrer, welche englischen Ursprungs ist, bildet die Trommel des „Jahn“ sogar das dramatische Motiv des ganzen Schwankes. Aus den ältesten Nachrichten über die Possenreißer der englischen Truppen in Deutschland wissen wir, daß der Clown oder Narr auffallend weite Hosen trug, farbige Schuh und einen weißen Rock. Später trat an die Stelle des weißen Rockes eine lange rothe Jacke, darunter eine Weste von anderer Farbe, gelb oder blau, ein breiter Ledergurt um den Leib und ein breiter, fast die Schultern bedeckender, weißer Hemdkragen. Der eigentliche Harlekin hatte das aus Hunderten bunter Flicken zusammengesetzte Costüm der italienischen Maske übernommen, und mit der Einführung desselben waren auch die weiten Hosen des Clown und Pickelhäring dem enganschließenden Costüm des geschmeidigen Dieners gewichen. So änderte sich auch die Kopfbekleidung — Hut oder Mütze mehrfach. In der Blüthezeit des Hanswurst war der hohe, nach oben zugespitzte Filzhut des italienischen Arlechino oder Bajazzo ein nothwendiger Costüm-Theil, der „Salzburger“ bekam einen grünen Hut, und nach ihm variirte wieder Form und Farbe.

Was die Herrschaft des Hanswurst auf dem deutschen Theater besonders gefährlich für jede Fortentwickelung des Dramas machte, war eben seine ihm zugestandene Freiheit des Extemporisirens. Was konnte ein tragischer Schauspieler mit seiner gelernten Rolle anfangen, wenn Hanswurst die Freiheit hatte, ihm jede Wirkung zu Schanden zu machen? Wenn auch der Stegreif-Komödie an sich eine durchaus künstlerische Bedeutung zugesprochen werden muß, indem sie vor Allem den Schauspieler selbst zum Dichter, zum producirenden Künstler machte, so konnte doch die dem Spaßmacher ganz einseitig zuerkannte Freiheit nicht anders als verderblich wirken. Allerdings wird uns berichtet, daß gewisse Schranken auch für den Hanswurstspieler bestanden, indem der leitende Director hinter der Coulisse ihm ein Zeichen gab, abzutreten, sobald das Stück seinen Fortgang nehmen sollte. Was konnte aber bis dahin schon Alles für Unfug geschehen sein!

Es war also gar kein Wunder, daß gegen diese überhand nehmende Herrschaft des Hanswurst eine Reaction eintrat. Dieselbe begann in Norddeutschland, unter Gottsched's Dictatur in Leipzig, und erhob sich später in Wien.

Gottsched's Reformbestrebungen waren nicht allein gegen den Hanswurst-Unfug gerichtet, sondern auch gegen den Mischmasch von „Poesie“, Musik und

Digitized by Google

Ballet, den man Oper nannte. Und Gottsched war in dem einen wie in dem anderen Punkte von ganz richtigen Anschauungen ausgegangen. Selbst seine Protection der französischen Classiker hätte, sofern sich's nur um ein Uebergangsstadium handelte, Gutes bewirken können, wenn er in seinen Reformen nicht mit zu einseitiger Pedanterie vorgegangen wäre, und sich Lessing's tief in das Wesen dringender Erkenntniß von dem Werthe des englischen Dramas nicht eigensinnig verschlossen hätte.

Daß Gottsched endlich die Hanswurstiade damit bekämpfte, daß er selbst eine solche in Scene setzte, als er im Jahre 1737 auf der Neuberischen Bühne in Leipzig den Harlekin feierlichst verbrennen ließ, war gewiß das verkehrteste Mittel, das dafür angewandt werden konnte. Es hatte auch in der That nichts gebessert; denn die Hanswurste, Pickelhäringe und Harlekins lebten bis zum Ende des Jahrhunderts fort, und als ihre alten Namen starben, tauchten sie unter neuen wieder auf. Wie wenig Gottsched mit seinem Strafgericht durchsetzte, mag man u. A. daraus ersehen, daß selbst in Norddeutschland noch nach jener Verbrennung zwei der ausgezeichnetsten Theaterdirectoren, Schönemann und Schuch, auch zu den berühmtesten Hanswurstspielern gehörten.

Die Wienerische Geschichte des Hanswurst und der Reaction gegen seine Tyrannei in allen Phasen darzustellen, würde hier zu weit führen. Genug, daß um die Mitte des Jahrhunderts daselbst zuerst die Censur gegen alle Unanständigkeiten mit Strenge vorging, und daß dann unter Sonnenfels' reformatorischer Thätigkeit das Extemporiren ganz untersagt wurde. Der Volkshumor ließ sich allerdings durch Verbote nicht unterdrücken, er mußte nach irgend einer Richtung hin seinen Ausdruck finden. Und das geschah zunächst in der durch Hensler, Haffner u. A. eingeführten Wiener Zauberposse, in welcher der Hanswurst unter dem Namen des Kasperl wieder erschien, aber ordentlich eingereiht in die „regelmäßige" Komödie und auf eine ganz bestimmte, ihm vorgeschriebene Thätigkeit beschränkt. Die Wiener Epoche der Kasperl's, Lipperl's, Leopoldl's und endlich der Staberl's zieht sich bis in das gegenwärtige Jahrhundert und Spuren der alten Volksfiguren tauchen in den Wiener Theatern immer wieder auf. Die dauerndste Beliebtheit von Allen hatte sich wol Kasperl errungen, eine drollige Mischung von Durchtriebenheit und Tölpelhaftigkeit, von Feigheit und Dummdreistigkeit. Wenn er schreiend oder weinend auftrat, so war das schon das Signal zur allgemeinen Heiterkeit. Natürlich hing die Beliebtheit einer solchen Figur immer mit der Beliebtheit des betreffenden Komikers zusammen, durch den sie aufgebracht wurde. Bei den Kasperl's, Lipperl's und Staberl's war eine wichtige, neue Zuthat für die komische äußere Erscheinung der dünne, in die Höhe gedrehte Zopf, welcher namentlich durch die Figur des Thaddädl (der komisch dumme Lehrbursche) typisch wurde.

Anstatt bei diesen letzten Wandelungen der komischen Figur uns länger aufzuhalten, da diese Phase ja dem lebenden Geschlechte ziemlich bekannt ist, wollen wir schließlich die wichtigsten Momente in der Geschichte des Hanswurst nochmals überschauen.

Digitized by Google

IV.

Den Ursprung der typischen komischen Figur oder Maske haben wir in jenen Volksbelustigungen zu suchen, die noch zu keiner geschlossenen dramatischen Form anstrebten. Wir können deshalb eher annehmen, daß der öffentliche Possenreißer zur Gestaltung der theatralischen Darstellung führte, als daß er aus dieser hervorging. Denn auch in den alten religiös-theatralischen Darstellungen, den Mysterien und Passionsspielen, zeigen die Anfänge der komischen Figur, daß dieselbe nicht naturgemäß aus der Gattung der Spiele hervorgegangen war, sondern vielmehr, daß in dieselbe erst eine komische Figur willkürlich eingesetzt wurde, um eben dem vorhandenen Bedürfniß des Volkes zu genügen. Aber eben aus diesem Grunde geht in jenen ersten Anfängen der theatralischen Darstellung das Komische neben dem Ernste sehr unvermittelt einher. Für jene großartige Lebensanschauung, nach welcher das Tragische und das Lächerliche nicht nur neben einander bestehen, sondern aus einer und derselben Wurzel entspringen, konnte nur derjenige einzige dramatische Dichter gelangen, dem keine Empfindung und keine Erkenntniß, soweit solche innerhalb der Grenzen der Menschlichkeit liegt, verschlossen blieb.

Unser ältester dramatischer Dichter, Hans Sachs, kannte eine Verschmelzung beider Elemente noch nicht. Er war aber dabei eine viel zu solide und echte Natur, als daß er in dem blos äußerlichen Nebeneinander derselben seine Aufgabe hätte erkennen sollen. Was in seinen ernsten Stücken uns heiter anmuthet, ist nur seine treuherzige Naivetät; aber er verschmähte es, den ernsten Stoffen possenhafte Zuthaten zu geben, die nicht hinein gehörten. Um so voller aber entwickelte sich seine heitere Lebensanschauung, sein kernhaft gesunder Humor in seinen Komödien und Fastnachtsspielen. Hans Sachs kannte zwar noch keine dramatische Charakteristik, aber sein außerordentliches Verdienst lag darin, daß er die Komik vor Allem in den aus dem wirklichen Leben genommenen Situationen suchte, nicht in vereinzelten Späßen, Grimassen und Zoten. Hans Sachs war zuweilen sehr derb, weil er vor Allem natürlich war, und weil er, dem damaligen Zeitgeschmack gemäß, Zimperlichkeit nicht kannte. Aber bei aller Derbheit war er niemals roh und niemals unsittlich.

Auch das siebenzehnte Jahrhundert hat seinen Hans Sachs gehabt in dem schon besprochenen und nach meinem Dafürhalten unbillig in Vergessenheit gerathenen Christian Weise in Zittau. Weise theilte mit Hans Sachs einige seiner größten Vorzüge. Bei mehr gelehrter Bildung setzte er doch den schönrednerischen Dichtern das echt volksthümliche Schauspiel entgegen. Er documentirte diese Richtung ebensowol in der Wahl der Stoffe, wie in der, wenn auch etwas nüchternen, doch äußerst realistischen Behandlung. Während Hans Sachs die typische Figur des Hanswurst gar nicht verwendete, war Weise — vor dessen Erscheinen der Pickelhäring seinen Ein- und Umzug gehalten — darauf bedacht, diese Figur einzuschränken und die Komik, wie es Hans Sachs gethan, in die Situationen zu verlegen; gleichzeitig aber auch eine bereits sehr beachtenswerthe Charakteristik anzubahnen.

Zwischen Hans Sachs und Christian Weise, in einem Zeitraum von andert-

halb Jahrhunderten, liegt die Epoche der Roheit und Niedrigkeit des Dramas, einerseits herbeigeführt durch die schlechte Nachahmung der unverstandenen englischen Vorbilder, später aber durch die Sittenverwilderung, welche der dreißigjährige Krieg wesentlich verschuldete, und auch nach dem Kriege fortgepflanzt und verbreitet durch die herumziehenden Gaukler, Charlatane u. s. w. Auch hierbei war wieder der Einfluß Fremder wichtig geworden. Es waren dies namentlich italienische Marktschreier, die nach dem westlichen Deutschland kamen, und — um gewisse wunderthätige Waaren, Salben u. s. w. loszuschlagen — den Verkauf derselben durch Hanswurstiaden einleiteten, mit denen sie zunächst die Volksmenge an sich zogen [1]).

Wie in früherer Zeit die Einführung des englischen Clown, so war auch in dieser Zeit die Invasion der Fremden die natürliche Ursache, daß besonders bei komischen Darstellungen die mangelnde Kenntniß der deutschen Sprache ein Hilfsmittel für die Erzielung komischer Wirkungen wurde, wie ja noch bis heutigen Tages beim Clown des Circus das Radebrechen der deutschen Sprache ganz allgemein geblieben ist.

In der That hat sich in neuerer Zeit die groteske Komik des Possenreißers fast ganz auf das Gebiet des Circus zurückgezogen, während im Theater, sowol im Lustspiel wie in der Posse, für den Schauspieler, welcher ausschließlich das komische Fach zu vertreten hat, ein umfassenderes Gebiet für komische Charakteristik eröffnet worden ist. Im Lustspiel haben noch lange Zeit die typischen komischen Bedienten, „komische Alte", Juden und dgl. als stehende Figuren sich erhalten, wie auch das der älteren französischen und italienischen Komödie entstammende schnippische Kammermädchen durch das gesammte Lustspiel unserer Väter geht. Im heutigen Lustspiel finden wir nur noch schwache Schlagschatten jener Typen, und man hat längst erkannt, daß ein großer Kaufmann, ein Gelehrter, oder gar ein Hof- oder Commerzienrath ebenso komisch sein kann, wie Bediente, Bauern u. s. w.

Aehnlich verhält es sich mit den komischen Possenfiguren. Einzelne Charaktere der neueren Posse sind allerdings auch für kurze Zeit typisch geworden, wie seiner Zeit der Raupach'sche Barbier, wie der Gefreite Köck und der kleinbürgerliche Philister in den reizenden Possen von Friedrich (Riese), oder wie die komischen Hausknechte von Nestroy, Räder und Kalisch, oder endlich die zahlreiche Gesellschaft der komischen Juden. Aber es ist darum doch für keinen neueren Possenschreiber mehr Bedürfniß, durch Verwendung eines jener typischen Charaktere, oder gar durch Wiedererweckung des eigentlichen Hanswurst oder Pickelhäring, Lachen zu erregen. Welche anderen Mittel er dafür in Bewegung setzt, dies zu erörtern, kommt der Geschichte der Posse zu, nicht unserer Geschichte der komischen Theaterfigur.

Ganz abgesehen von dem Werth oder Unwerth der neueren Posse ist diese Auflösung der typischen komischen Maskenfigur immer als ein Gewinn zu be-

---

[1]) Ich verweise hier auf einen Bericht in G. Freytag's „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" (2. Bd.), in welchem uns die interessante Schilderung der Gaukler und schlechten Komödianten von dem Italiener Garzoni, nach Merian's Uebersetzung, mitgetheilt ist.

Digitized by Google

trachten, und der Umstand hängt ganz zweifellos mit der gewachsenen Erkenntniß von den Aufgaben der dramatischen Kunst zusammen. Was man leisten will und leisten kann, das sind allerdings zwei verschiedene Dinge. Wie aber unsere classische Epoche des Dramas auch auf die untergeordneten Gattungen der theatralischen Dichtung moderirend gewirkt hat, so muß die fortgeschrittene Auflösung der typisch-komischen Figur u. A. auch dem Einflusse und der fortgeschrittenen Popularität Shakespeare's zugeschrieben werden, dessen sämmtliche komischen Gestalten und selbst possenhaften Figuren, Clowns und Narren, doch immer noch etwas Anderes bedeuten, als den bloßen Possenreißer von Beruf. Sie Alle sind lebendige Erscheinungen aus dem wirklichen Leben. Man könnte sie sämmtlich in gleiche Tracht, von gleichem Schnitt und gleicher Farbe, stecken, und wer würde nicht dennoch den ehrlichen Zettel, die beiden Gobbo's, Vater und Sohn, oder Dogberry, den herrlichen Vertreter lächerlichen Amtseifers, oder Lanz, den treuen Diener seines Hundes, bei der ersten Begegnung erkennen! Mit dem Verschwinden des Hanswurst und des Jahn, des Pickelhäring, Harlekin und Kasperle von der Bühne bleiben freilich die Ursachen fortbestehen, welche diese Gestalten hervorgerufen haben. Aber zur Befriedigung des uns innewohnenden Bedürfnisses: für den Ernst des Lebens uns einigermaßen mit den spaßhaften Seiten desselben zu trösten, finden wir Mittel genug, ohne von dem Symbol des Narrenkleides Gebrauch zu machen. Die Symbole gibt man auf, sobald die vorgeschrittene Erkenntniß des Wesens ihrer nicht mehr bedarf. Und der Humor in unserem Leben zeigt sich in so mannigfachen Formen, daß eine Uniformirung seiner Vertreter auch gleichzeitig eine Beschränkung ist.

Digitized by Google

Musik und Geselligkeit.

Von

Louis Ehlert.

Als die Natur die Menschen in Geschlechter schied, hat sie den ersten und tiefsinnigen Grund zur Geselligkeit gelegt. Dem Familienleben gehört in der mannigfachen Reihe von Beziehungen, die Menschen zu einander erfahren können, die Priorität an. Auf- und Niedergang unseres Lebens schließt sich naturgemäß in ihm ab. Aber schon früh zeigt sich ein Hang nach Berührungen unvertraulicherer Art, nach einem Kampf der Geister und einem Austausch der Seelenkräfte, welcher über den engen Ring des Familienlebens heraus nach dem Fremden strebt. Dieser Trieb in's Weite, des Messens eigener Kraft an einer anderen, der Einkehr in einen fremden Kreis des Denkens und Empfindens, ist der eigentliche Grund der Geselligkeit. Ein alter Spruch Pope's sagt: „the proper study of mankind is man". Alles Genießen, außen wie innen, sei's Kunst oder Natur, klopft in letzter Stunde an eine befreundete Brust. Der einsamen Hore der Begeisterung folgt nach des Dichters Worten die gesellige der Belehrung. An dieser Stimmungsordnung können wir Nichts ändern; das fühlt Niemand tiefer als der Weltflüchtige, der ihres Segens beraubt ist. Jedes gesunde Leben beruht auf dem vernünftigen Gleichgewicht von Arbeit und Erholung, von Einsamkeit und Berührung mit der Außenwelt. Es ist sonderbar und bedeutungsvoll, daß der menschliche Geist zu seiner Erhaltung zweier Gegensätze bedarf, des Schlafs, der großen Generalpause in der Partitur des Lebens, und der Ermunterung. Die Geselligkeit ist also der umgekehrte Schlaf: sie soll anregen und auf die ernste Gedankenarbeit das heitere Nachspiel folgen lassen.

Es wäre eine geistreiche Aufgabe für einen Mann wie Karl Hillebrand, eine Geschichte der Geselligkeit zu schreiben; zu zeigen, wie sich in den verschiedenen Ländern und Völkern die Gestalt des Umgangs von den rohen Anfängen der barbarischen Zeit zur Höhe des Pariser Salons entwickelt; zu zeigen, wie sich die Sprache vom täppischen Naturlaut zur Kunst des geschmeidigen Ausdrucks erhoben hat. Wir können das an unserer deutschen Sprache beobachten,

Digitized by Google

wenn wir die eiserne Rüstung der vorlessing'schen Sprache mit der Goethe'schen vergleichen, welche die Schmiegsamkeit des Goldblättchens besitzt. Aehnliche Fortschritte hat die französische Sprache seit Rabelais, die englische seit Chaucer gemacht. Die feinere Geselligkeit bedarf als ersten Mittels einer verfeinerten Sprache, denn ihre Basis ist das Gespräch, und das Gespräch ist nicht nur ein Austausch von Gedanken, es ist zugleich ein Austausch der Formen, in denen wir diese Gedanken aussprechen. Der eindringlichste Ausdruck eines Menschen ist seine Sprache, und ich füge hinzu, um so mehr, wenn er ein Deutscher ist. Die englische Sprache sowol wie die romanischen haben einen Reichthum unverrückbarer, allgemein gültiger Redewendungen, welche gewissermaßen ihr fester Bestand sind. Die deutsche hat dies in sehr geringem Grade. Das ist so lange ein Nachtheil, als es im Munde des Einzelnen nicht zum Vortheil wird. Es wird schwer halten, einen französischen Schriftsteller, wenn er nicht eine Excentricität wie Victor Hugo ist, aus einem einzelnen, oder ein paar Sätzen zu erkennen. Einen Satz von Goethe recognosciren wir leicht, und um ein Beispiel aus der Gegenwart zu greifen, einen Satz von Gottfried Keller ebenfalls. Woran liegt das, wenn nicht daran, daß unsere Sprache der Originalität günstiger, daß sie weniger conventionell ist als irgend eine andere? Und wohl verstanden, wir haben die Ursache hiervon nicht in dem Reichthum unserer Sprache zu suchen, denn die englische steht ihr darin vielleicht nicht nach, sondern in der größeren Unabhängigkeit in unserer Ausdrucksweise. Man kann deshalb von einem deutschen Schriftsteller mit vollem Recht sagen, daß seine Sprache die Resonanz seiner Persönlichkeit sei. Hierin sind wir begünstigter als die anderen Nationen, wir sind es aber nicht in der Behandlung des leichten Gesprächs. In ihm sind die flüssigen, aller Welt zugänglichen Redeformen ein Vortheil und eine Erleichterung. Zwischen der deutschen und der französischen Sprache ist ungefähr der Unterschied, wie zwischen Modelliren und Vervielfältigen, und da das letztere so viel leichter ist, spricht ein französischer Hutmacher oft besser als ein deutscher Gelehrter. Unsere geschmacklose Titelsucht ist es nicht allein, welche dem Gespräche Bleigewichte anhängt, obwol es lächerlich genug ist, daß wir nicht einmal „Herr Rath," sondern „Herr Kammergerichtsrath" und in militärischen Kreisen sogar „Frau Rittmeister" sagen müssen. Es liegt an der ganzen Schwerblütigkeit unserer Sprache, daß die deutsche Geselligkeit leicht stumpf und spröde, weit ausholend und untersuchend, statt beweglich und frisch zugreifend ist. Wie unser Salon, örtlich gesprochen, meist eine der Wohnung künstlich abgerungene Stätte ist, so bleibt er auch moralisch ein Durchgangszimmer ohne Behagen und Selbstbestimmung.

So weit ich die deutsche Geselligkeit kenne, sind Menschen, welche ein Gespräch anmuthig zu führen wissen, eine Seltenheit. Wir sind zu seßhaft, lassen uns in einem Gespräch zu vertraulich nieder, oder wir stehen auf dem Katheder, dociren und werden salbungsvoll. Ein Adagio kann sehr schön sein, aber es ist immer dann zu lang, wenn wir bei seinem Anhören mit dem Satz liebäugeln, der ihm folgen soll. Und wir sprechen so viel Adagio und so wenig Allegretto, welches das eigentliche Gesprächstempo ist. Wir begehen den Fehler der Wagner'schen Musik, immer zu lang zu sein und das beste Thema durch eine chronische

Digitized by Google

Figurationssucht unausstehlich zu machen. Wir haben ferner gesellige Zusammenkünfte, welche meist über drei Stunden währen. Was ist die Folge davon? Ein gescheiter Mensch kann Alles in ein paar Stunden sagen, und nur der dumme braucht mehr Zeit dazu. Ich habe gesagt, die Geselligkeit sei das Gegentheil vom Schlaf. Nun denke ich, so wenig wie man in Gesellschaft schlafen darf, darf man sich auf den Schlaf in ihr vorbereiten.

Das Gründerthum ist unserer geselligen Cultur verderblich geworden, weil der Emporkömmling die widerlichste Form des gesellschaftlichen Menschen ist. Man darf hinzufügen, die widerlichste Form des glücklichen Menschen. Glück an sich ist ein geselliges Ding, aber seine Bedingungen müssen höherer Art sein. Keine Zumuthung ist unerträglicher, als einen Mann wie seines Gleichen behandeln zu müssen, weil er einige glückliche Börsenspeculationen gemacht hat, Bilder zu hohen Preisen kauft und lucullische Diners gibt. Neben dem Emporkömmling figuriren die angebildeten Weiber mit ihren zusammengelesenen Empfindungen, ihrer koketten Schicksalsschwere, der schwarze Spitzen so gut stehen, ihrem Parfüm statt frischen Athems, ihrem Klatsch und ihrer uneingestandenen Leere. Man denke sich den Charakter einer Unterhaltung, an der solche Elemente theilnehmen. Es fehlen nur noch einige Leute von Geburt und ohne Adel, und jene ritterlichen Kreuzträger, welche in Verzückung gerathen, wenn „Hoheit“ oder „Durchlaucht“ gutes Wetter verhießen haben. Es ist wahr, wir haben exclusive Kreise, zu denen Personen dieser Art keinen Zutritt haben; aber ihre Zahl ist gering. Nun hat ja jeder Mensch seine Berechtigung, auch wenn er unwissend und dumm ist; es handelt sich nur darum, ihn an die rechte Stelle zu setzen. Jeder Bildungsgrad, wie jedes Local, hat sein Idiom. Eine Ausdrucksweise, die beim Frühschoppen zulässig, vielleicht behaglich ist, schlägt uns auf der Rednerbühne in's Gesicht. Und umgekehrt, nichts Abgeschmackteres als ein Mensch, der im gemeinen Leben Verse spricht. Ich möchte sogar sagen, wie jedes Local sein Idiom hat, so hat es auch seinen Rhythmus. Auf der Kirmes machen mir die plumpen Bewegungen einer drallen Dirne nicht den geringsten unangenehmen Eindruck. Das ist einmal so gewachsen und bewegt sich, wie es kann und soll. Ein Rippenstoß, den mir ein frischer Bursch an solchem Ort versetzt, thut mir ordentlich wohl, weil es nichts Erquicklicheres gibt, als wirkliche Natur. Ein Hufttritt jedoch von einem jener halbgebildeten Centauren ruinirt mich für Wochen. Unserer Geselligkeit fehlt es noch mehr an Natur wie an Geist. Man ist barock, weil man nicht bedeutend genug ist, um einfach zu sein; man schminkt sich, weil man sich des eigenen Teints schämt; man citirt Andere, weil man nicht den Muth hat, sich selbst zu citiren. Aus diesem Unvermögen, sich selbst zu geben, dieser Sucht, Etwas vorstellen zu wollen, was man nicht ist, entspringen unsere geselligen Unzulänglichkeiten. Der Kleinstädtertrieb, sich zur Geltung zu bringen, sei's durch Geist, Schönheit, Rang oder Reichthum, ist das Unglück der deutschen Gesellschaft. Wir kommen nicht zusammen, um uns anzuregen und unsere Gedanken auszutauschen, wir kommen zusammen, um uns zu imponiren. Wir stehen also am Anfang aller geselligen Cultur; denn imponiren *wollen* ist immer eine Brutalität, gleichviel mit welchen Mitteln und zu welchem Zweck. Man imponirt nur durch die Macht

Digitized by Google

der Persönlichkeit oder einer Leistung, niemals durch etwas Anderes, am wenigsten durch Geburt oder Reichthum. Ein Fürst ohne Persönlichkeit ist nichts, sowie es sich um Beziehungen zwischen Mensch und Mensch handelt; ein Crösus ist weniger als nichts, wenn sein Charakter und seine bürgerlichen Tugenden uns keine Achtung abnöthigen.

Es ist ein Unrecht der Natur, daß sie die Tugend nicht immer reizvoll und oft recht ungesellig erschaffen hat. Biedermänner pflegen erfahrungsgemäß die schlechtesten Gesellschafter zu sein. Eine Frau von einem gewissen Dunkel der Existenz weiß sich in der Gesellschaft meist besser zur Geltung zu bringen, als eine ehrbare Mutter von sechs ehrbaren und hoffnungslosen Jungfrauen, welche eine wohl geordnete Wirthschaft mit allen Schrecken der Berufstüchtigkeit zu führen wissen. Die Geselligkeit verlangt mehr Reiz als Tugend, mehr was entfaltet, als was verhüllt ist. Man muß Turandot oder Porzia sein, um unter dem Schleier des Räthsels noch schön zu erscheinen. Wir verlangen die Anmuth der Rede und nicht den Schutz des Briefgeheimnisses. Die Geselligkeit soll das Siegel von unseren Lippen lösen, sie soll uns weit, nicht eng machen, und unseren Geist zur schönen Wechselrede anspornen. Das feine gesellige Gespräch ist eine wirkliche Kunst, die erlernt werden muß. Der enharmonische Wechsel ist seine eigentliche Modulation. Es darf lieben, aber nicht schwören, hassen, aber nicht verdammen, spotten, aber nicht kränken, fechten aber nicht verwunden. Es gleicht der frischen Blume im Haar, dem erhobenen Glas, dem heiteren Aufschlag des Auges, oder vielmehr, es sollte diesem Allen gleichen, wenn es wäre, was es sein könnte. Das höhere gesellige Gespräch ist eine Improvisation, ausgedrückt in Variationen, die Jeder auf das Thema des Anderen macht.

Eine Geselligkeit nun, welcher es an geistreichen und anmuthigen Elementen solcher Art gebricht, muß auf Auskunftsmittel sinnen, wenn sie nicht in leere Repräsentation verfallen will. Ich will hier zwei Formen derselben, welche der ersten Jugend und dem höheren Alter angehören, nur berühren, den Tanz und das Kartenspiel. „Sie spielen nicht Karten?“ fragte jene französische Marquise eine Frau in mittleren Jahren, „Sie werden sich ein trostloses Alter bereiten.“ Spiel und Tanz sind in gewissen Jahren eine sehr angemessene Bethätigung der sinkenden und erwachenden Gesellschaftslust. Sie sind zugleich ein dankenswerther Erlaß von Gesprächen, die stumpf oder unreif zu sein pflegen. Die eigentliche Geselligkeit hat es so wenig mit der ersten Jugend wie mit dem vorgerückten Alter zu thun; sie ist die Welt des mittleren Alters, der Frauen und Mädchen, welche über die prickelnde Unruhe der ersten Einführung in die Welt hinaus sind, der Männer, welche etwas sind und bedeuten. Aber auch in diesen reiferen Kreisen ist der Hang nach eigentlich ungeselligen Unterhaltungsmitteln sehr verbreitet. Man liest in vertheilten Rollen, man spielt Komödie, weil es so viel bequemer ist, den Dichter für sich sprechen zu lassen; man musicirt endlich, und dies ist eine Ausflucht, deren Berechtigung oder Nichtberechtigung ich näher untersuchen möchte.

Daß die Beschäftigung mit der Musik so unvergleichlich stärker wie die mit jeder anderen Kunst ist, hat nicht nur diesen oder jenen Punkt, sondern eine

Digitized by Google

ganze Linie von Ursachen zur Erklärung. Ein Bild hängt man an die Wand, ohne zu seinem Genuß irgend einer weiteren Zurüstung zu bedürfen. Ein Gedicht, ein Drama kann ich lesen. Es ist nicht nöthig, daß mir jenes declamirt, dieses dargestellt wird, in den meisten Fällen nicht einmal wünschenswerth. Ein beschriebenes Notenblatt aber, oder gar eine Partitur, ist für die Welt ein Buch mit sieben Siegeln. Nur der Tonkünstler kann darin lesen. Für die große Mehrzahl der Menschen beginnt und endet Musik mit dem Klange: die letzte Schwingung der Tonwelle ist das Ave Maria des Dilettanten. Mit jedem Verlangen nach Musik tritt die Nothwendigkeit ihrer Darstellung also selbstverständlich ein. Vereinigen sich zwei Personen zu einem Duett, oder mehrere zu einem Chor oder Orchester, so ist eine Art geselliger Verbindung hier schon durch die Kunst selbst hergestellt. Zwei Menschen, die an einem Pulte zusammen geigen oder aus einer Stimme zusammen singen, haben immer ein Verhältniß zu einander, wenn auch ein ziemlich schweigsames. Die Natur hat auch solche stumme Geselligkeiten, z. B. wenn Bäume zu einem Chor zusammentreten und einen Wald bilden. — Alle Darstellung erweckt neben der Aufmerksamkeit für das Dargestellte auch Interesse für den Darsteller, schmeichelt somit der verbreitetsten unter allen Schwächen, der Eitelkeit. Wer das Glück oder Unglück gehabt hat, — ich weiß nicht, welcher Ausdruck der zutreffendere ist — viel Menschen musikalisch zu erziehen, weiß, daß die gute Hälfte aller Dilettanten Musik nicht treibt, um sie besser verstehen zu lernen, sondern um mit ihr zu glänzen. In dem Augenblicke, wo man decretiren würde, daß Musik nur noch im Kämmerlein getrieben werden dürfte, hätten wir unter den Dilettanten einen Verlust von fünfzig Procent zu verzeichnen. Ich würde diesen Verlust als ein wahres Glück begrüßen, denn der Abfall der falschen Jünger von einer Kunst ist immer ein Gewinn.

Hier haben wir einige der Ursachen. Es gibt aber noch andere. Die Musik wurzelt mehr als andere Künste in unserem Gemüthsleben; sie ist eine Milchschwester der Liebe und befriedigt eine tiefe Neigung des Menschen, sich in Träume zu wiegen und für irgend etwas, sei's auch unbestimmt, zu schwärmen. Es ist dies ein äußerst anonymer, dem Kenner, der es mit anderen Seiten der Kunst zu thun hat, unverständlicher, von der Mehrzahl der Menschen aber leidenschaftlich geliebter Genuß. Kunst hören ist eine Gedankenarbeit, vor der der gewöhnliche Dilettant zurückschreckt. Wie viel bequemer ist es, in die mystische Tonfluth unterzutauchen, welche mühelosen Genuß ohne jede Controle bietet! Welch' dunkle Berührungen lassen sich in ihr nicht knüpfen und lösen! Man denke sich diese geheimnißvolle Macht der Musik noch begleitet von den träumerischen Augen eines schönen Mädchens, das sie uns vorträgt, und es wird schwer sein, diesem gefährlichen Bündniß zu widerstehen. Hier haben wir wieder eine der Ursachen. Ich will noch eine letzte berühren. In keiner Kunst ist es schwerer, das Gute vom Schlechten zu unterscheiden, wie gerade in ihr, obgleich es so viel leichter scheint. Man kann herzlich wenig von Malerei und Sculptur verstehen: so grobe Täuschungen jedoch, wie wir sie täglich in Urtheilen über Musik erfahren, sind in den bildenden Künsten aus dem hundertfach angezogenen Grunde unmöglich, weil die Musik es nicht mit Gegenständen der sichtbaren Welt zu

thun hat. Wie will ich es schließlich beweisen, daß eine Fuge von Bach geistvoll, eine von Albrechtsberger aber pedantisch ist, wenn beide regelrecht gemacht sind, die von Albrechtsberger wahrscheinlich noch regelrechter als die von Bach? Wie will ich es schließlich beweisen, daß Rubinstein dieselbe Sonate hinreißend spielt, welche mir unter den Händen eines Anderen Langeweile verursacht, wenn Beide correct spielen? Aller Beweis endet in der Berufung auf das feinere Kunstgefühl, ist also kein Beweis, sondern die Verweisung an eine Instanz, die nicht Jedermann zu Gebote steht.

Es sind der Gründe wol genug, um den Raum zu erklären, den die Musik in unserem Leben einnimmt. Nur die Dichtkunst kommt ihr in dem fast unvermittelten Eindrucke auf unsere Seele gleich. Wäre es erlaubt, Gesicht und Gehör in der Unmittelbarkeit ihrer Wirkung auf die Seele mit einander zu vergleichen, so glaube ich, daß dem letzteren der Vorrang gebührt. Ohr und Herz stehen sich näher als Auge und Herz. Das Bild wirkt zuerst bildlich, während ein Accord, eine Melodie, etwas unmittelbar Erfahrenes ist. Aber eben weil die Musik so unverkennbar an das geheimste Leben der Brust rührt, ist sie zunächst eine Kunst der Einsamkeit. Wer jemals in der Kirche, verborgen hinter einer Säule, dem herrlichen Strome einer Bach'schen Cantate gefolgt ist, der weiß, wie viel inniger sich's zuhört, wenn man allein ist. Es gibt ein wunderbares Gedicht von Scherenberg, in welchem das friedliche Waldleben mit seinem Einsamkeitszauber geschildert ist. Plötzlich geht es wie ein Aufruhr durch die ganze Natur: der Mensch naht! Und mit ihm bricht alle lauschige Poesie des Waldes zusammen. Der Mensch naht: wie oft, wenn das Jenseits der Tonwelt uns der Erde entrückt hat, rufen auch wir es entzaubert aus.

Die Musik hat aber auch ihre weltliche Seite, sie ist nicht ausschließlich die Kunst der Einsamen. Der Marsch und der Tanz wenden sich an eine Mehrheit, sie sind im eigentlichen Sinne des Wortes gesellige Musik. Auch den Choral darf man mit gewissem Recht dazu rechnen, weil er der musikalisch-religiöse Ausdruck der Gemeinde ist. Ich sage, mit gewissem Recht; denn die Gemeinschaft ist bei ihm nicht, wie bei Marsch und Tanz, geboten. Man marschirt oder tanzt nicht allein, wenn man nicht verrückt ist, aber man kann ein Gebet auch allein singen, und ein Choral ist nur ein gesungenes Gebet. Man muß in der Musik überhaupt unterscheiden zwischen solcher, welche für die Oeffentlichkeit, und solcher, welche nicht für sie berechnet ist. Oper, Oratorium und Orchestermusik gehören selbstverständlich vor das große Publicum, Kammermusik nur zum Theil. Das Quartett und das Trio sind ursprünglich Hausmusik. Sie wurden zunächst für die Privataufführungen in den Häusern österreichischer Magnaten geschrieben. Mit der Zeit wanderten sie in die öffentlichen Concertsäle, aber diese demokratische Freizügigkeit ist ihnen nicht immer günstig gewesen. Kammermusik bedarf des kleinen Raumes und der erlesenen Kennerschaft. Daß man Beethoven'sche Sonaten in großen Sälen vor einem Publicum spielt, das nach Hunderten, in London nach Tausenden zählt, ist ebenfalls eine Neuerung. Gewohnheiten aber üben eine verwirrende Macht aus. Wir haben uns darin ergeben müssen, Beethoven'sche Sonaten und Quartette vor großen Auditorien zu hören, aber ich finde, daß man nicht wohl

Digitized by Google

daran thut, gewiß nicht wohl, keinerlei Auswahl unter ihnen zu treffen. Alle Sonaten und Quartette Beethoven's, welche man mit dem etwas unbestimmten Ausdrucke die „letzten" bezeichnet, sind zu privaten Charakters, als daß man sie in großer Versammlung genießen kann. Wem an der Kenntniß dieser innerlichsten und tiefsinnigsten Werke gelegen ist, wird schon Mittel und Wege finden, zu ihnen zu gelangen. Einer unserer begabtesten Künstler, Hans von Bülow, hat kürzlich die fünf letzten Beethoven'schen Sonaten in einem Concert hinter einander gespielt. Er hat dies zwar als einen „Versuch" bezeichnet, mir scheint hier aber eine Verwechselung von Concert und Colleg vorzuliegen. Man kann in einem Conservatorium vielleicht seinen Schülern eine solche Arbeit zumuthen; ein Concertflügel ist aber kein Katheder. Derselbe Künstler spielte vor Jahren einen ganzen Abend Chopin, oder Mendelssohn, oder Schubert, und Andere, die nicht einmal das Patent der Erfindung besaßen, haben ihm nachgeahmt. Also wieder eine Literaturstunde und kein Concert, denn Concert kommt von „concertare," wetteifern, her. Ich möchte sogar glauben, daß diese Art pädagogischer Concerte nicht einmal den angestrebten Zweck erreicht, in dem erwählten Componisten gut zu orientiren. Ein ministerielles Fischessen ermüdet auch bei der witzigsten Zubereitung schließlich den Gaumen. „Wer Knöpfe annäht," sagt ein englisches Sprichwort, „weiß nicht, wie gut eine Stecknadel thut." Ein einziges gut gewähltes Stück von einem Meister macht besser mit ihm vertraut, als eine lange, zufällig zusammengesetzte Reihe seiner Werke. Eine Unsitte ist auch das Spielen von Bach'schen Clavierfugen in einem Concert. Das „wohltemperirte Clavier" gehört in ein wohltemperirtes Zimmer, nicht in einen bis zur Bruthitze erwärmten Saal. Contrapunktische Meisterwerke solcher Art kann man, wie jene zierlichen Teppichbeete, welche die Gärtner componiren, nur in der Nähe genießen, weil man dort die Stimmführung, hier die Blatttapisserie erkennen will. In die Weite gerückt und als Aussichtspunkte behandelt, sind sie sinnlos.

Ich habe hier vom Concert, als dem öffentlichen Vertreter der Musik gesprochen, und komme nun zum Hause, dem eigentlichen Mutterboden dieser Kunst. Hier, wo es heimlich und traut, wo kein Glanz und keine äußere Rücksicht das innerste Genießen stört, entfaltet sich die wahre Kunstempfindung. Was die Kunst dem Menschenherzen sein kann, wird sie hier. Nur hier empfindet sich voll und ganz der reine Drang der Sehnsucht und der satte Pulsschlag des Glückes. Nur hier umfängt uns voll und ganz die Traumwelt des Liedes und jene Dichtkunst des Zwielichts, welche Schumann, Chopin und Kirchner in die Tasten des Claviers versenkt haben. Denn selbst Lenz und Liebe, der Mond und die Nachtigall sind armselige Dinge, wenn der Dichter ihnen nicht das Wort redet und der Tonkünstler sie nicht harmonisirt. Die Wandervögel, welche Schumann und Eichendorff „über'm Garten durch die Lüfte ziehen" lassen, sind in keiner Naturgeschichte der Zugvögel zu finden.

Jedes Haus hat seinen Kreis vertrauter Freunde, und ist es ein künstlerisch geartetes, seinen Kreis kunstliebender Freunde. Aber schon hier tritt die Frage auf, sind sie gerade musikalisch? Ich verstehe unter „musikalisch sein" weniger, Musik in irgend einer Form treiben, als Sehnsucht nach ihr und Verständniß für sie haben. Es gibt sehr viel musikalische Menschen, welche zufällig nicht,

Digitized by

und sehr viel unmusikalische, welche zufällig viel musiciren. Man kann durch eine schöne Stimme zum Singen, durch eine geschickte Hand zum Spielen verleitet werden, ohne doch jemals recht gesungen oder gespielt zu haben. Man kann das oft genug, und nicht nur unter den Dilettanten, erfahren. Ich habe andererseits Personen gekannt, die ohne jemals selbst musicirt zu haben, ein erstaunliches musikalisches Urtheil besaßen, um das sie mancher Mann von Fach hätte beneiden können. Die Beschäftigung mit der Musik ist also nicht das allein Maßgebende. Die Seele muß einen Resonanzboden haben. Wie es aber unter den Lebenden Farbenblinde gibt, so gibt es unter den Hörenden auch Musiktaube, und man darf ihre Zahl nicht so gering anschlagen. Gerade unter bedeutenden Menschen findet man sie oft. Es ist bekannt, wie unmusikalisch Alexander von Humboldt, Lessing, Schopenhauer, die Mathematiker Jacobi und Dirichlet waren, und ich vermuthe, daß Schiller auch nicht scharf unterschieden hat, ob seine Laura durch die Saiten „meisterte" oder stümperte. Bei Goethe — Herr von Bock in seiner vortrefflichen Abhandlung über diese Materie hat mich vom Gegentheile nicht überzeugen können — war das Interesse an der Musik offenbar nur der universelle Trieb am Ergründen aller Dinge und eine Folge des persönlichen Antheils, den er an einem klugen Manne, wie Zelter, nahm. Es scheint hiernach, als wäre der Musiksinn, wie einige Organe des thierischen Organismus, nicht absolut zur ästhetischen Erhaltung des Individuums nothwendig. Wie sich gescheite, aber unmusikalische Menschen bisweilen abmühen, das ganze Reich oder eine einzelne Provinz der musikalischen Kunst zu begreifen, davon ist mir ein ergötzlich humoristischer Fall in der Erinnerung. Der verstorbene Robert Tornow, der Gründer der berühmten Kleinkunst-Sammlung, jetzt im Besitz der Kronprinzessin des Deutschen Reiches, wollte von mir einmal das Wesen Wagner'scher Kunst charakterisirt hören. Ich hätte ihn gern an die „Bayreuther Blätter" gewiesen, aber diese Blume der Journalistik existirte damals noch nicht. So mühte ich mich denn ab, ihm zu erklären, was Wagner bedeute, aber vergebens. Endlich rief er aus: „Ich hab's. Die Chemiker stellen aus Kaffee Kaffeïn, aus Thee Theïn dar. Wagner macht Musicin." Ein Witz, und doch mehr als ein bloßer Witz.

Der Charakter der Stille, die in einem Musikzimmer herrscht, ist die sichere Probe, ob sich freiwillige oder widerwillige Hörer in ihm befinden. Ein widerwilliger Zuhörer pflegt sich für den Zwang, unter dem er leidet, durch eine malerische Rhetorik seiner Gliedmaßen zu rächen. Sein Athem wird schwer und röchelnd; er sucht zwanzig unmögliche Sitzarten und hält die eben verlassene für die glücklichere; seine Augen röthen sich; die Uhr in der Westentasche wird zum nervösen Spielzeug. Vergebens sucht er seine Füße in eine menschenwürdige Ordnung zu bringen, Alles an ihm, in ihm befindet sich im Zustande der Auflehnung. Harmlos, nichts Böses ahnend, ist er in die Gesellschaft getreten; ein Calvarienberg sein Lohn! Wer hat solche Figuren nicht gesehen? Wer kann es verantworten, eine Person, die er bei sich empfängt, in solcher Weise zu martern? Wir haben doch allgemeine Höflichkeitsregeln, gegen die kein Gebildeter verstößt. Wir legen — ich las dies kürzlich in einem alten Complimentirbuch ganz ernsthaft als erste Verhaltungsregel bei Tisch — unsere „abgeknabberten

Digitized by Google

Knochen," doch nicht auf den Teller des Nachbars, wir reden nicht Latein oder Mathematik mit jungen Mädchen, wir malen oder bossiren unserem Nächsten nicht vor, und würden es für die größte Unart halten, einem Gaste etwas anzubieten, wovon wir wissen, daß er es nicht ißt; warum in aller Welt muthen wir ihm zu, unsere Musik zu hören, wenn er hierzu keine Lust zeigt? Wodurch ist Musik allein berechtigt, sich über alle Anstandsregeln hinwegzusetzen? Gleicht sie doch nicht der Blume, die jedem gefällt!

Ich komme hier zum Kern meiner Untersuchung. Man soll Lahme nicht zum Tanzen auffordern und Blinde nicht in seine Bildergallerie führen. Die Gesellschaft hat zur Voraussetzung die Friction ähnlicher und gleich berechtigter Elemente. Es gilt für die gröbste Unsitte, wenn zwei Personen in Gegenwart einer dritten eine Sprache, oder von einer Sache reden, die diese nicht versteht. Dieselbe Unsitte ist es, einer Gesellschaft eine Unterhaltung aufzudringen, an der nicht alle Elemente derselben theilnehmen können. Ein Gespräch braucht nicht immer allgemein zu sein; die Gesellschaft kann sich in kleine Fractionen auflösen und in ihnen verhandeln, was sie will. Bei dem ersten Ton jedoch verlangt die Höflichkeit allgemeines Schweigen. Nun denke man sich einen beredten Mann, der im besten Zuge ist, etwas Geistvolles zu sagen, und dem der vollwiegendste Satz von den Lippen wegpräludirt wird. Ist das nicht ein Vandalismus, wie er kaum in irgend einer anderen Form menschlicher Beziehungen vorkommt? Und das Mittel diesen Inconvenienzen abzuhelfen, wäre so einfach. Man brauchte nur zum guten Ton und zur Sitte zu erheben, daß den Gästen Musik vorher angezeigt würde, wie man den Tanz ansagt, um diejenigen fernzuhalten, welche nicht tanzen mögen oder nicht tanzen können. „Reichthum macht nicht glücklich," sagte jener Bankier, „aber er beruhigt." Nun denke ich, der gesellige Tact, auch eine Art Reichthum, beglückt und beruhigt zugleich; er beruhigt, weil allen Elementen Gelegenheit zur behaglichen Entfaltung gegeben ist, er beglückt, weil die gehobene Stimmung, die Chorführerin der edlen Geselligkeit, sich ganz natürlich, ohne mühselige Beschwörungsformeln, einstellt.

Es ist eine unwiderlegliche Thatsache, daß viele der feineren Männer und Frauen, welche ein gutes Theil gesellschaftlichen Lebens genossen haben, sich frühzeitig aus ihm zurückziehen und nur noch der kleinen und intimen Geselligkeit zugänglich sind. Sie sind es müde, in dem wüsten Gedränge einer unklug zusammen gerufenen Versammlung nach einer Anregung zu suchen, verbindliche Phrasen an Leute zu verschwenden, die man auf der Promenade und im Coupé ängstlich vermeidet, über Personen statt über Sachen zu reden, ein improvisirtes Concert von detonirenden Sängern und unreinen Spielern zu hören, und zu einer Stunde, wo Leute, die etwas zu thun haben, gern im Bett liegen, weil sie von des Tages Arbeit ermüdet sind, ein Souper einzunehmen, das nur die Rüstigkeit eines unerfahrenen Magens zu solcher Zeit verdauen kann. Der Uebel größtes ist nicht die Schuld, sondern ein zur Unzeit geöffnetes Clavier. So lange wir nicht den Muth haben, diesem Musikfieber entgegenzutreten, und den anderen Muth, einen einfältigen Grafen nach seiner Einfalt, und nicht nach seinem Wappen zu behandeln, werden wir es in Deutschland zu keiner höheren Geselligkeit bringen. In keinem Lande der Welt durchdringen die Geburts- und Rang-

Digitized by

verhältnisse in solchem Grade die Geselligkeit, wie bei uns. Wir stehen in dieser Beziehung auf der untersten Stufe der Cultur. Nicht nur der Franzose und der Italiener, auch der Russe beschämt uns. Haben wir denn nicht genug daran, daß uns diese Unterschiede auf Weg und Steg markirt werden, müssen wir sie noch in unsere Geselligkeit hineintragen, welche uns von all' den wunderlichen Grimassen befreien und die Persönlichkeit in ihr ewig menschliches Recht einsetzen soll? Erfahren wir nicht an den feineren Elementen der vornehmen Gesellschaft, wie leichten Herzens der Gothaische Hofkalender vergessen wird, wenn es sich darum handelt, die Menschen nach ihren Köpfen, statt nach Titeln, Bändern und Ahnen zu classificiren?

Ich komme zum letzten Satze meiner Betrachtungen. Es kann nicht verlangt werden, daß die Musik Jedermann eine heilige Sache sei. Für die wahren Künstler und Kunstfreunde ist sie eine Art Religion, in welcher alle Bekenntnisse sich vereinigen, ein höchster und letzter Empfindungsausdruck der vom Begriffenen und Endlichen ausruhenden, zur Unendlichkeit bewegten Seele. Das Wunder des Lenzes, der Friede des Kinderauges, das Frühroth und das Abendlicht der Liebe, der schöne Bogen, den menschliche Noth zu Trost und himmlischer Hoffnung spannt, das Alles ruht in der klingenden flüchtigen Welt der Töne, aber nur für die Erwählten. Für den nicht Erwählten ist all' dies geheimnißvolle Klingen nur ein unverständlicher und unbegründeter Lärm. Er kann nur eine Musik genießen, deren Rhythmik kitzelnd, deren Melodik zigeunerisch wild oder fade, deren Harmonik zwischen Tonica und Dominante mit der majestätischen Einförmigkeit von Paukenbässen einherschreitet. Es ist lächerlich, darüber zu wehklagen, oder in Hitze zu gerathen; künstlerische wie constitutionelle Eigenart ist etwas Gegebenes, mit dem wir rechnen müssen. Will eine Gesellschaft die Musik als Lückenbüßerin gebrauchen, so wähle sie wenigstens nur solche, die diesem Berufe Ehre erweist. Sie singe Lieder von Kücken, Abt u. A., oder auch die „Mandolinata," in der wenigstens etwas infernalische Grazie steckt; sie spiele die nervenstillenden Salonstücke jener deutschen und französischen Meister, bei denen Titel und Widmung der gedankenvollste Theil sind; dazwischen verirre sich etwa ein possenhaftes Männerquartett oder eine Declamation in bayerischer Mundart, und ein genußreicher Abend, zu dem Offenbach erhaben lächeln würde, ist fertig. Dies sind keine Traumgesichte, es sind Erfahrungen, die mit einer gefährdeten Nacht und einem beschämten Morgen bezahlt wurden; Erfahrungen, deren geschmackloses Profil noch auf den nächsten Tag seinen Schatten warf. Ich erinnere mich eines geselligen Abends, wo vier wohlgenährte Männerstimmen mit Kreutzer's „Das ist der Tag des Herrn", oder irgend einem anderen, meist sehr gerührten Stücke, jedes mit unseliger Mühe zu einiger Temperatur gebrachte Gespräch jählings unterbrachen. Wir hielten die ersten Störungen für vorübergehend und zufällig und knüpften das zerrissene Gespräch immer wieder hoffnungsvoll an. Damals wußte ich noch nicht, daß ein wohl verschworenes, in eine Tafelrunde heimlich eingereihtes Männerquartett unter allen musikalischen Institutionen die dauerhafteste ist.

Wenn ich mich auf den Gesichtsausdruck einiger meiner Leser verstehe, so wird man mich fragen, warum eine feinere Geselligkeit nicht eine ihr zusagende

Digitized by Google

Musik treiben soll? Ich wüßte nicht, warum ihr dies verwehrt sein sollte, wenn die Majorität sie begehrt, obwol ich immer der Advocat der Minorität sein würde. Minorität hat etwas so Wehmüthiges, Hintergangenes, sie ist in vielen Fällen so viel interessanter als ihre behäbige Schwester. Aber es gibt eine musikalische Literatur, ebenso entfernt von der niedrigsten wie von der höchsten Gattung, welche anmuthig ohne Trivialität und ernst ohne Tiefsinnigkeit ist. Diese Literatur ist die Musik für die gebildete Welt, mit Ausschluß der ganz unmusikalischen, für welche es überhaupt keine Literatur gibt. Wir besitzen herrliche Lieder und Instrumentalstücke, welche, ohne im geringsten auf den Namen eines Kunstwerkes verzichten zu dürfen, ein schönes Theil gesunder Weltlichkeit in sich tragen. Ich rechne hierzu einen Theil der Musik von Mendelssohn, Chopin, Rubinstein, Liszt, Raff, Reinecke, Gounod, Saint Saens, Jensen; ich rechne hierzu vor allen Dingen Franz Schubert, der mit Ausnahme Mozart's und Haydn's wol der populärste aller Musiker ist. Ich rechne aber nicht hierzu Bach, Beethoven, Schumann, Franz, Brahms, Kirchner, Kiel, und viele unserer begabten jüngeren Componisten, welche die Wege dieser mehr für sich, als die Welt musicirenden Meister wandeln. Ich verstehe darunter, daß es eine Art Musik gibt, welche den Menschen in sich versenkt und daher für den Augenblick unsocial stimmt, während eine andere ihn aus der Einsamkeit erlöst, ihn frei und zur Verbindung mit seines Gleichen geneigt macht. In den Pausen einer Haydn'schen oder Mozart'schen Sinfonie tritt das Wort leicht auf die Lippe; man ist glücklich erregt, und das Glück macht immer mittheilsam. Nach einem Beethoven'schen Satz ist man stumm, weil er uns durch seine wunderbare Verklärungskraft der Welt entfremdet. Wir erfahren an Landschaftsbildern das Gleiche. Ein lachendes Thal voll wonniger Luft und Blumen macht uns heiter und gesprächig; im Hochgebirge, wo das Pathos der Einsamkeit, die überwältigende Größe und Stille der Natur uns umgibt, gehen wir stumm neben einander her. Ungesellig ist alles Tiefe, Schmerzliche, Brütende; leichte Schwermuth ist es nicht, weil sie eigentlich nur eine verhaltene Hoffnung ist. Die Musik, wie alles Göttliche, hat immer einen Anflug von Schwermuth, von beseligender Trauer. Auch die griechische Sculptur hat ihn. Die griechischen Götter bleiben darum doch ein geselliges Geschlecht, was die Beethoven'schen nicht sind.

Ich weiß nicht, in wieweit diese Betrachtungen den Stoff, welchen ich vor mir hatte, klar legen. Daß sie ihn nicht erschöpfen, weiß ich wohl. Mir lag es mehr daran, denkende Leser auf eine kranke Stelle unseres geselligen Verkehrs aufmerksam zu machen, die nachgerade zu einer unleidlichen Plage geworden ist, als ein Arcanum zu geben, das immer nur für einzelne Schichten der Gesellschaft heilbringend sein würde. Wenn einige meiner Leser diese Gedanken nur für fromme Wünsche erklären sollten, so will ich ihnen auch darin Recht geben, denn schon ein altes Sprichwort sagt: „wenn Wünsche Rosse wären, wie würden die Bettler reiten."

Digitized by

Ernst Renan und die deutsche Cultur.

Es ist keine leere Einbildung, wenn der französische Redner, welcher heute über die politische „Hegemonie" Deutschlands grollerfüllte oder wehmüthige Betrachtungen anstellt, einen Trost darin findet, daß er, der Franzose, nach wie vor die ganze Welt zum Publicum habe. Was auch die entstellende Mißgunst oder Eifersucht sagen möge, die sogenannte deutsche Hegemonie ist keine römische Cäsarenherrschaft; doch eine Aehnlichkeit läßt sich nicht in Abrede stellen: wie in dem Römerreiche ein griechischer Autor mehr Leser fand als ein lateinischer, so genießt eine französische Schrift den Vorzug der leichten und allgemeinen Verbreitung vor einer deutschen. Ein deutscher Akademiker, welcher Werth darauf legte, nicht von einigen sachverständigen Fachgenossen verstanden, sondern von den geschmackvollen Leuten des Erdkreises bewundert zu werden, würde französisch reden müssen; etwa wie Cicero nicht umhin konnte, sich manchmal des Griechischen zu bedienen. Dem Uebergewicht der französischen Sprache haben die Siege der deutschen Waffen keinen Abbruch gethan. Ja, geradeso wie aller Welt, kommt auch vielen Deutschen Nichts leichter zu Ohren als was an der Seine getrieben und geschrieben wird. Unsere Tagesblätter meinen uns bei Leibe Nichts vorenthalten zu dürfen von den Pariser Dingen, und über die wenigst wichtigen sind sie am besten unterrichtet. Wie viele unbedeutende französische Namen merkt sich der deutsche Zeitungsleser, der über manches vaterländische Verdienst keinen Bescheid weiß! Fürwahr, wenn wir die hochmüthigen Leute sind, für die man uns erklärt, so ist dieser Hochmuth mit einem guten Theil Selbstverleugnung gemischt.

Doch nein! die Wahrheit ist vielmehr diese: unser Hochmuth und unsere Demuth sind nicht gemischt, sondern liegen unvermittelt neben einander. Es gibt Deutsche, die sich aus falsch verstandenem Patriotismus oder einem allzu ausschließlichen Gefühl für deutschen Werth von allem Französischen abgewendet haben und dasselbe um so weniger leiden mögen, je leichter es dem beweglichen und gefälligen Elemente gelingt, überallhin zu dringen und sich einzuschmeicheln. Gerade eine große Zahl unserer Hochgebildeten verschließt sich heute gegen eine Civilisation, der wir so viel verdankt haben und noch so viel werden verdanken können. Dagegen die niedrigeren und weiteren Flächen unserer populären Bildung liegen gegen Frankreich heute wie je mit offenen Grenzen da. Französischer Verstand und französische Feinheit finden weniger als ehemals bei uns Eingang; französischer Schaum und Abschaum überschwemmen uns wie früher, mehr als früher, da das Bereich des Niedrigen überhaupt zugenommen hat.

Dies ist offenbar ein fehlerhafter Zustand und es wäre Zeit, daß dem anders würde. Wenn wir das wirklich Gute der Franzosen wieder mehr schätzten, so würden wir eben dadurch ihr Schlechtes eher fern halten. Auch im geistigen Völkerverkehr läßt sich dem Andrang geringer und schädlicher Waare keine wirksamere Schranke entgegensetzen, als indem man die Concurrenz der besseren erleichtert. Nur sehr enge Köpfe können meinen, wir vermöchten überhaupt ohne alles Französische auszukommen. Jeder großen Nation sind als natürliche Privilegien sehr besondere Fähigkeiten verliehen, vermöge deren nur sie sehr allgemeine Bedürfnisse aller Nationen befriedigen kann. Wir brauchen die Franzosen wie sie uns, und darum ist es dringend zu wünschen, daß zwischen den besten Deutschen und den besten Franzosen wieder ein auf richtigerer gegenseitiger Würdigung beruhender Austausch angebahnt werde. Wie

schwer das freilich ist, das hat jüngstens Jemand bewiesen, der wie kaum ein Anderer berufen wäre mitzuhelfen zum Hinwegräumen der Schwierigkeiten.

Wol beschäftigen sich die Franzosen mehr als vordem mit uns. Der unliebenswürdige Römer ist ein Gegenstand des Interesses geworden für den zierlichen Hellenen; aber dieser, welcher sich brüstet, was ohne die Athener geschehe, sei verloren für den Ruhm, ist weniger denn je geneigt, seinem Besieger Etwas zum Ruhme nachzusagen. Der feinsinnigste und unbefangenste unter den lebenden Franzosen, einer, der wie wenige seiner Landsleute uns kennt und wie wenige Deutsche die Deutschen einst zu preisen wußte, ergriff neulich eine Gelegenheit, unser Erwähnung zu thun, und — sieh da! — er fand nicht nur Nichts an uns zu loben, sondern eine ganze Fluth herben Tadels entströmte seinem beredten Munde. Die Aeußerungen, welche Ernst Renan bei seiner feierlichen Aufnahme in die französische Akademie über den gegenwärtigen politischen, moralischen und socialen Zustand Deutschlands gethan hat, wollten ohne Zweifel Nichts sein als friedliche Betrachtungen eines gelassenen Philosophen oder schlimmsten Falles elegische Klagen eines aus seinen stillen Denkerfreuden aufgestörten Humanisten. Ein Geist wie Renan, bei welchem die Fähigkeit des Anempfindens an die Proteusnatur des gestaltenschaffenden Dramatikers hinanreicht, darf nicht böser Absicht geziehen werden, wenn er vor zehn Jahren mehr die Vorzüge der Deutschen wahrnahm und ihm heute mehr ihre Mängel auffallen, oder wenn er eben die Eigenschaften, den deutschen Ernst, die deutsche Schlichtheit, den deutschen Gehorsam, in welchen er früher Vorzüge erblickte, jetzt für Mängel ansieht. Niemand hat das Verdienst, welches darin bestehen kann, sich selbst zu widersprechen, in helleres Licht gesetzt als Renan; die Allseitigkeit

a pour lui tant de charmes
Qu'il prend contre lui-même assez souvent les armes.

Solche allesverstehende Intelligenzen werden nicht leicht durch Neigung und Abneigung irre geführt. Ihr Wesen ist Gerechtigkeit, und nicht ungerecht zu sein, war sicherlich Renan's Absicht, auch als er in der Akademie so übel von uns sprach. Allein die tückische Eris, „die Mutter der Trugreden“, nachdem sie die blutigen Schlachtfelder verlassen hat, zögert noch im Heiligthum der Musen und verkehrt auf den Lippen heiterer Weisen die Worte des Friedens in Worte des Haders. So friedlich sie gemeint waren, jene Aeußerungen Renan's sind als ein Stück Polemik empfunden worden, und zwar nicht erst von uns Deutschen, die wir uns von einem so erleuchteten Geiste einer billigeren Beurtheilung versehen zu dürfen glaubten, sondern und vor Allem von den Franzosen selbst, welche keinem Theile der glänzenden und geistreichen Lobrede auf Claude Bernard so vollen Beifall spendeten als den Sätzen, worin mit der heutigen deutschen Cultur in's Gericht gegangen wurde.

Hätte Renan doch dies bedacht: daß, wie nun einmal heute die Welt beschaffen ist, selbst eine akademische Festrede, welche nur der Verherrlichung des höchsten Humanismus gelten will und gelten sollte, von dem befangenen Sinn der Zeitgenossen allzugern als ein Pamphlet, als ein im Dienste der Tendenz geführter Streich, als der berechnete Ausfall eines politischen und nationalen Sachwalters aufgefaßt wird. Das eben ist ja heute so traurig, daß beinahe nur noch die auf Erkenntniß der physischen Natur gerichteten Geister sich verstehen, sich verstehen wollen, während es eine moralische Wahrheit, die „der ganzen Menschheit zugetheilt ist“, kaum noch zu geben scheint. Der gescholtene Materialismus der Naturwissenschaften darf sich rühmen, an einem Bande zu weben, das Alle hienieden verbindet. Aber unter Denen, welche am himmelwärts strebenden Bau der Ideen arbeiten, nimmt die Sprachverwirrung immerfort zu. Physiker und Chemiker, Geologen und Astronomen, Mechaniker und Physiologen aller Länder, Rassen und Sprachen schaffen gemeinsam an einem Werke, bebauen einträchtig neben einander, mit einander dasselbe von keinen Hemmnissen durchzogene Feld, und der Ertrag des Einen ist der Gewinn Aller. Aber gibt es noch eine allgemein menschliche Religion und Moral und Kunst? Wird nicht gerade in diesen Provinzen, welche einst allzu hoch im Aether zu liegen schienen, als daß die

Digitized by Google

Grenzpfähle der Länder und Staaten trennend in sie hineinzuragen vermochten, wird nicht in diesen obersten Räumen, wo der über alle niederen Schranken erhabene Genius der Menschheit das Ideal suchte und fand, wird nicht gerade im Reich der sittlichen Wahrheit, der Schönheit, der Freiheit nur noch das Besondere, das Beschränkte, das Bedingte gesehen, gewürdigt, gepriesen?

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild —

so sang von dem Reich des Ideals der Dichter, der sein edelster Bürger war. Wo ist es hin, dieses Reich? wohin seine Bürger? Wo finden sich noch die Propheten, welche ein an alle Irdischen gerichtetes himmlisches Evangelium verkünden? wo die Moralisten, welche eine von aller Stammesbesonderheit unabhängige Sittlichkeit lehren? wo die Historiker, welche die Geschichte von einem welthistorischen Standpunkt aus schreiben, sie nicht fälschen zu Gunsten des Patriotismus oder der Partei, sie nicht entseelen zu Gunsten einer Genauigkeit, die vollends eine Fälschung ist? wo sind die Gesetzgeber, welche noch an ein Recht glauben, das, verschieden von dem Interesse dieser Zeit und dieses Volkes, zu allen Zeiten und für alle Völker gilt? wo die Künstler, welche noch in freier Schöpferlust Götter und Helden bilden und nicht vielmehr ihre nächsten kleinen Landsleute sklavisch abconterfeien? — Von dem poesievollen Biographen des Christenthums, dieser Weltreligion und Weltmoral, von Ernst Renan, welcher wie wenige unserer Zeitgenossen das Gefühl für die Berechtigung, aber auch für die Beschränktheit und Engherzigkeit alles Nationalen besitzt, von ihm vor Allem hätte man erwarten dürfen, daß er das Wort nur führe im Namen der großen Wahrheit, welche einigt, nicht der kleinen, welche scheidet. Der Rufer im Streite gibt es genug — zumal zwischen Frankreich und Deutschland. An ihm, der das dauernd Gute, was der deutsche Geist hat, so wohl versteht, an Renan wäre es gewesen, nur von diesem Guten zu reden, nicht von seinen Mängeln und zeitweiligen Lücken. Er konnte wissen, daß seine Verdammung der heutigen deutschen Cultur mißverstanden und mißbraucht werden mußte, daß sie nicht als objectives Urtheil eines wissenschaftlichen Völkerpsychologen, sondern als leidenschaftlicher Ausdruck nationaler Abneigung und politischer Feindseligkeit wirken werde.

Hinterher, als Renan diese Wirkung gewahrte, erschrak er. Wenn Einer, so ist er nicht der Mann, länger als einen kurzen Augenblick Genuß darin zu finden, daß die Menge ihm Recht gibt. Wol hatte er als neuer Akademiker seine Pflicht erfüllen müssen — „la grandeur oblige" —, hatte auf dem Grab eines edlen Todten, aber zugleich in's Antlitz der Lebendigen das Opfer feinsten Weihrauchs dargebracht, welches der akademische Ritus vorschreibt, und für die Anmuth und Weihe, womit er das Amt celebrirte, gern den Beifall der auserwählten Versammlung hingenommen, die sich zu solch einer „séance de réception" einfindet. Aber als dieser Beifall außerhalb der Mauern der Akademie widerhallte, als das zustimmende Gemurmel der Wenigen sich in den lärmenden Jubel der Vielen verwandelte, als er erkannte, daß er Worte geredet hatte, die geeignet waren, Schlagworte zu werden, daß er Urtheile gefällt, in welchen Andere ihre Vorurtheile wiederfanden, da wurde ihm bang vor seiner Volkähnlichkeit, da fragte er sich wie jener griechische Redner: habe ich etwas Verkehrtes gesagt, daß sie mir zustimmen? und er beeilte sich, aus Einem der Vierzig — was, wie er sah, nur allzu leicht gleichbedeutend ist mit Einem der Millionen — wieder er selbst zu werden, wieder sich allein anzugehören, wieder Ernst Renan zu sein, der nur seine eigenen Gedanken denken mag.

Diese Rückkehr aus der hallenden Sphäre der akademischen Beredtsamkeit und der banalen Popularität in die stillen Höhen, wo die maßvollen Urtheile und die gemessenen Wendungen zu Stande kommen, lohnte sich bald. Renan war in der Einsamkeit sofort wieder der beschauliche Geist, der sich nicht verzeihen kann, heftig und beschränkt gewesen zu sein, und gewiß! diese leise wurmende Unzufriedenheit mit sich

Digitized by Google

selbst, nicht der laute Einspruch der deutschen Zeitungen ist es gewesen, was ihn veranlaßte, einen „Brief an einen deutschen Freund" zu schreiben, worin er in der Form einer nachträglichen Erläuterung seinen früheren Aussprüchen viel von ihrer Schroffheit und Schärfe benimmt. Geduldiger und eingehender als in seiner Rede bespricht Renan in diesem Briefe die gegenwärtigen deutschen Zustände. Er hat viel, sehr viel daran auszusetzen, aber das haben wir ja wol auch. Ueber einen Gegenstand, der uns so nahe berührt und uns selbst so viel zu denken und zu klagen, zu fürchten und zu rathen gibt, werden wir einen einsichtsvollen Ausländer aufmerksam anhören, wenn er ein bischen Redlichkeit und Wohlwollen mitbringt.

In der That beginnt Renan seinen Brief mit der Versicherung, daß man seine Rede mißverstanden habe. Nicht als ein Feind Deutschlands sprach er, als er in der Akademie sich über die heutige deutsche Politik und Gesellschaft und Gelehrsamkeit so unbarmherzig ausließ; kein Wort sagte er gegen Deutschland und seinen Genius. Wie könnte er, er, dessen ältester Jugendtraum, das Zusammenarbeiten Frankreichs und Deutschlands, jetzt wieder die Ueberzeugung seines reifen Alters ist! Er hat nicht gewechselt; nach wie vor denkt er, daß die beiden Nationen einander bedürfen, weil sie sich ergänzen, daß „die zwei Hälften des menschlichen Geistes" sich versöhnen müssen.

Wol hätten wir gewünscht, daß Renan sich nicht erst in die Lage versetzt hätte, diese authentische Interpretation seiner eigenen Worte geben zu müssen, daß er von allem Anfang an deutlich gewesen wäre, daß er den Feinden Deutschlands in Frankreich keinen Vorwand geliefert hätte, ihm Beifall zu klatschen, und daß er die Feinde Frankreichs in Deutschland nicht ermächtigt hätte, auf ihn hinzuweisen und zu sagen: Da seht ihr! auch der ruhigste, freieste, feinstgebildete Franzose schürt oder rechtfertigt den Haß seiner Landsleute.

Doch genug, das ist nicht Renan's Absicht gewesen; ganz im Gegentheil, jene Worte herben Tadels, in welchen wir einen Widersacher zu vernehmen glaubten, waren Aeußerungen eines wohlmeinenden Freundes, — eines Freundes, der nur, ach! zu seinem Schmerze, uns den Vorwurf machen muß, daß wir nicht dem hohen Ideal entsprochen haben, welches er sich von uns gebildet hatte. Gut! mit einem Feinde läßt sich nicht discutiren; aber einem kritischen Freunde, dessen Mißbilligung aus warmer Sympathie entspringt, einem „bourru bienfaisant", der uns ausschilt zu unserem Besten, werden wir geduldig zuhören und freundlich erwidern.

Leider werden wir vor Allem erwidern müssen: o Freund, bist du nicht vielleicht selbst schuld an der Enttäuschung, die dir, wie du sagst, von uns bereitet worden? jene hohe Vorstellung, welcher wir nicht entsprochen haben, war sie berechtigt? wie konntest du dir ein Deutschland gestalten nach dem Bilde jener Denker und Dichter, welchen du mit Recht nachrühmst, daß sie dem Besitzthume des menschlichen Geistes ein neues Reich hinzugewannen? Dir braucht man doch nicht zu sagen, daß die großen Geister eines Volkes nicht identisch sind mit diesem Volke, der Sohn der Jungfrau nicht mit den Juden und der von Bienen genährte Plato nicht mit den von irdischen Müttern gesäugten Athenern. Und wahrlich, wie nur je eines, so war das Reich der deutschen Poeten und Philosophen nicht von dieser Welt. Niemals standen große Schriftsteller so außerhalb ihrer Umgebung, wie die Verkünder des deutschen Idealismus außerhalb des realen Deutschland standen. Ihre Leiber traten deutsche Erde und athmeten deutsche Luft; aber das Auge ihrer Seele schaute, Gott sei Dank! ganz andere Dinge als die deutsche Wirklichkeit jener Tage. Diese Wirklichkeit war so niedrig und dürftig, als die Ideen Herder's reich und die Ideale Schiller's erhaben waren. Ein großes Volk ohne Stolz und ohne Würde, ohne Macht und ohne Freiheit, ohne Selbstbewußtsein und ohne Einfluß, durch tausend willkürliche Bande verschnürt, durch tausend lächerliche Schmarotzergebilde verunstaltet, zu hilflos, um zu erwerben, zu arm, um zu genießen, zu dumpf, um empor zu streben — das war das deutsche Volk, in dessen Mitte Lessing den „Nathan" und Goethe den „Faust" schrieb. Aus diesen Dichtungen wehte ein Odem, bestimmt, die

Digitized by Google

Geisteswelt mit einer nie vorher gekannten Freiheit zu erfüllen, zu einer nie vorher gekannten Wahrheit zu erheben. Aber dieser gewaltige Geisteshauch, der hoch in den Lüften um die Erde kreiste,

— come il vento
Che le più alte cime più percuote,

drang nicht oder kaum in die Enge des deutschen Bürgerhauses, und wäre er auch dahingedrungen, er konnte nur die Seelen, nicht die Leiber befreien. Die classische deutsche Poesie, Philosophie und Moral war viel zu vornehm, um praktisch und volksthümlich zu werden, um greifbare Früchte zu tragen. In der dünnen Luft, worin ein paar auserlesene Geister lebten, konnte kein ganzes Volk athmen. Ihre Anschauungen waren zu wahr, ihre Maße zu groß, ihre Lehren zu erhaben, ihre Forderungen zu selbstlos. Unsere classische Literatur diente keinem Bedürfniß, am wenigsten dem Bedürfniß des Tages. Ihre praktische Wirkung beschränkte sich wesentlich darauf, den Besten der Nation den Abstand zwischen der Höhe des Ideals und dem Jammer der realen Existenz fühlbar zu machen.

Ganz andere Mächte als die des Idealismus mußten erstehen, um dem deutschen Volke ein würdigeres und ersprießlicheres Dasein zu verschaffen, Mächte, die zum völligen Unterschiede von jenem Idealismus nicht für die Unabhängigkeit des Denkens, aber für die Unabhängigkeit der deutschen Nation, nicht für den kategorischen Imperativ, aber für die deutsche Sitte, nicht für die absolute Wahrheit und ideale Schönheit, aber für die politische Kraft und das wirthschaftliche Gedeihen des Vaterlandes arbeiteten und noch arbeiten. Kein Vorwurf ist unstatthafter als der, daß das neue Deutschland nicht die Abstractionen Kant's, den Humanismus Herder's, die olympische Weltsympathie Goethe's verkörpert habe. Die Wahrheit ist, daß das neue Deutschland niemals geworden wäre, wenn nicht statt des weiten Idealismus jener großen Geister, der „nach Außen nichts bewegen" konnte, das enge Wollen, die nüchterne Berechnung, das harte Arbeiten praktischer Staats- und Geschäftsmänner zur Herrschaft gelangt wäre.

Als Lessing 1778 seine „Gespräche für Freimaurer" verfaßte, meinte er, es wäre „recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört". Dreißig Jahre später schrieb ein junger preußischer Officier, der nach der Schlacht bei Jena in die französische Gefangenschaft gerathen war, einen Aufsatz „Die Deutschen und die Franzosen", worin er seinen Landsleuten vorwirft: „Wir haben zu wenig heilsame Vorurtheile; der echte Geist der Kritik, der in uns wohnt, sucht das Gute überall auf wie das Böse; er gibt also anderen Nationen ihr Verdienst und deckt die Fehler der eigenen auf — dies zerstört den Nationalsinn, der seine größte Stärke in Vorurtheilen hat." Der junge Officier wurde in der Folge als General von Clausewitz einer der Begründer jener Schule wissenschaftlicher Strategen, bei welchen Renan die hochtönenden Reden vermißt. In dem Gegensatze des Dichters, der die nationalen Vorurtheile tilgen wollte, und des Militärs, der ein Menschenalter später sie herbeisehnt, stellt sich deutlich der Gang der deutschen Entwickelung dar und das Verhältniß des realen Deutschland, wie es heute als nationaler Staat erstanden ist, zu der Ideenwelt unserer classischen Schriftsteller. Nicht nur räumlich hat das heilige römische Reich deutscher Nation enger werden müssen, um sich in den profanen preußisch-deutschen Staat zu verwandeln, auch geistig sind wir enger geworden. Die Deutschen, die das nicht erkennen wollen, haben ebenso sehr unrecht als Renan, der es erkennt, uns aber einen Vorwurf daraus macht. Renan hätte den Vorwurf nicht erhoben, wenn er hätte bedenken wollen, daß die moralischen Eroberungen der Herder und Kant, der Schiller und Goethe die Franzosen nicht abhielten, ihrerseits das körperliche Deutschland zu erobern, zu demüthigen, zu berauben. Weder die Sansculotten Custine's, noch die Grenadiere des ersten Napoleon machten aus Dankbarkeit und Ehrfurcht vor den Verdiensten der deutschen Philosophen und Dichter Halt an den

Digitized by Google

deutschen Grenzen. War es da zu verwundern, daß die Deutschen sich's merkten und den Wahn abthaten, es lasse sich ein Land durch philosophische Systeme und poetische Inspirationen vertheidigen? war es zu verwundern, daß sie über die Ursache ihrer nationalen Zerrüttung, ihrer politischen Schwäche nachdachten und dieselbe in jenem Weltbürgerthum entdeckten, welches die Vorurtheile zerstört?

Die für die praktischen Zwecke des nationalen und staatlichen Lebens erforderlichen Vorurtheile zu erzeugen und im Geiste der Nation zu befestigen, das ist ohne Zweifel die wichtigste und wirksamste Tendenz der deutschen Geistesentwickelung in diesem Jahrhundert gewesen im Gegensatz zu der auf menschliche Bildung abzielenden Cultur des vorigen Jahrhunderts. Wir sind keine parteilosen Kosmopoliten mehr, keine weitherzigen Philanthropen, keine uneigennützigen Weltbeschauer und Weltverbesserer. Wir schwärmen nicht mehr mit dem Marquis Posa, wir sind nicht mehr allgerecht wie der weise Nathan, wir arbeiten nicht mehr an unserem inneren Menschen wie die schönen Seelen des Wilhelm Meister. Wir haben uns aus den weiten Fernen der Menschheitsideale auf uns selbst zurückgezogen, sind enger, aber auch bestimmter, nüchterner, aber auch klüger, sind kühler und egoistischer geworden. Der den Deutschen mehr als irgend einer anderen Rasse eigene kritische Zug verleugnet sich auch in dieser neuen Epoche nicht; aber die deutsche Kritik, welche sich ehedem gegen die Unzulänglichkeit der Welt der Erscheinungen richtete, zerstört jetzt mitleidslos die Welt der Phantasie und der Idee. Statt das Universum zu einem philosophischen System zu machen, statt den Aether mit göttlichen Gestalten zu bevölkern, statt unsere Freude zu haben an Dem, „was sich nie und nirgends hat begeben", richten wir uns auf unserer deutschen Erde innerhalb unserer deutschen Grenzpfähle wohnlich ein, suchen sicher und wohlhabend zu werden, kein Volk mehr von Dichtern und Denkern, sondern von Soldaten und Geschäftsleuten.

Dem neuen Zustand des deutschen Geistes entspricht ganz natürlich der neue deutsche Staat. Derselbe ist nicht aus der philosophischen Speculation entstanden, welche vielmehr gerade bei uns ihre praktische Ohnmacht nur allzu deutlich dargethan hat, sondern aus der Thätigkeit tüchtiger Administratoren, kluger Staatsmänner, tapferer Krieger. Nicht gemäß den Theorien Kant's ist der neue Staat aufgebaut worden, sondern gemäß der Praxis Friedrich's des Großen, und die Principien selbst des Philosophen unter den Königen haben, ihm selbst zum Trotz, mehr Verwandtschaft mit dem „Principe" des Machiavelli als mit den Principien eines Philosophen. Dem deutschen Staate vorzuwerfen, daß er Nichts für die Welt leiste, daß er nur für sich da sei, heißt ihm recht eigentlich sein Wesen selbst zum Vorwurf machen. In der Zeit ihrer Staatlosigkeit arbeiteten die Deutschen für die Welt, aber sie wurden aus dieser uneigennützigen Arbeit durch harte Stöße aufgerüttelt. Daß sie nun heute so egoistisch sind, blos für sich zu arbeiten, ist es ihnen so sehr zu verargen? Zumal — da, wenn große Denker und Künstler für die Welt arbeiten, sie in der That nur das Reich des Geistes erweitern, ohne irgendwen zu beeinträchtigen; wenn aber Könige und Feldherren das Wohl der Menschheit in die Hand nehmen, so pflegt es immer auf Kosten Jemandes zu geschehen. Die generösesten Erklärungen der Menschenrechte, wenn auf den Spitzen der Bajonette durch die Länder getragen, vergießen Blut. Die Armeen, welche die Ideen der Revolution nach Deutschland und Italien und Spanien brachten, waren weniger uneigennützig, als die Rousseau und Montesquieu. Daß wir nicht den Anspruch machen, allmächtig zu sein und die Welt neu einzurichten, wie Alexander, Augustus, Karl der Fünfte, Napoleon, das ist ein echt französischer Tadel, den wir gern verdienen und hoffentlich immer verdienen werden. Wenn man nicht den Ruhm haben kann, ein geistiger Welteroberer zu sein, so habe man wenigstens den Ruhm, nicht die reale Welt unterjochen zu wollen. Indem wir das Glück und die Freiheit der Anderen nicht zu schaffen unternehmen, sind wir in der That liberal.

Aber, sagt unser französischer Freund, ihr habt auch eure eigene Freiheit, euer eigenes Glück nicht geschaffen. Wo ist nach euren Siegen der Lohn eurer An-

Digitized by Google

strengungen geblieben? Statt euch zu vertrauen, mißtrauen euch eure Staatsmänner; statt eure Geschicke in eure Hand zu legen, sinnen sie nur auf beschränkende Einrichtungen, auf Strafgesetze und Zwangsmaßregeln. Acht Jahre sind vergangen seit der Herstellung eures neuen Reiches. Ihr habt weder das große Problem, einen lebensfähigen Parlamentarismus auf dem Continent herzustellen, noch irgend eine andere der großen politischen und socialen Fragen gelöst. Ihr seid weder glücklicher, noch moralischer, noch zufriedener geworden.

Hier muß vor Allem Einsprache erhoben werden gegen den Satz Renan's, daß das Schauspiel, welches heute Deutschland bietet, etwas Außerordentliches sei; daß der Sieg gewöhnlich nicht zur Beschränkung der Freiheit führe. Uns dünkt vielmehr, die Geschichte zeige, daß immer und allerwärts große diplomatische und militärische Erfolge, Erfolge der concentrirten und disciplinirten Staatsgewalt, die Thätigkeit der spontanen Mächte des Volksgeistes, das heißt die Freiheit, gemindert haben. Die Initiative großer Staatsmänner und die Selbstregierung der Nationen, siegreiche Heere und starke Volksvertretungen sind Gegensätze. Nicht nur weil die materielle Macht auf Seiten des Siegers ist, sondern weil, wie Renan selbst so richtig sagt, die Menschen immer und immer wieder der herrlichen Gestalt des Triumphators zujubeln: „Du bist unser Haupt, sei unser Prophet!" Wol hat in Deutschland die Siegesfreude nachgelassen, ja sogar sich in Unlust und Mißmuth verwandelt. Aber nicht gegen den Staat und seine Leiter wendet sich diese Verdrossenheit. Vielmehr, wenn das deutsche Volk heute über Alles und Jedes unzufrieden zu sein scheint, seinen Trost findet es in seiner neuen nationalen Einheit, in seiner politischen und militärischen Kraft. Mit dieser Einheit und Kraft, mit ihrem Staate ist die Nation nicht unzufrieden; vielmehr nur von dem Staate erwartet sie die Heilung ihrer Schäden, nur ihn ruft sie an in all ihren Verstimmungen. Weil der Staat ihr Macht, Ansehen, die Unabhängigkeit des Ganzen gegeben hat, so hofft sie, er werde ihr auch die anderen Güter geben, welche das Leben des Lebens werth machen, auch die Güter, die bisher immer nur der Gewinn und das Verdienst der Individuen gewesen sind, die Würde, die Unabhängigkeit, die Selbstentwickelung, die materielle und moralische Kraftentfaltung der Einzelnen. Der Antagonismus, welchen Renan zwischen der deutschen Nation und ihren gegenwärtigen Staatsmännern entdecken will, besteht nicht. Die große Mehrheit der Deutschen ist durchaus einverstanden mit diesen Staatsmännern und billigt wie deren äußere, so auch deren innere Politik, so wenig dieselbe liberal heißen kann, insofern man unter Freiheit das größtmögliche Maß von Selbstbestimmung der Individuen versteht. Aber wenn man in einem allerdings sehr verschiedenen Sinne vielmehr eine solche Regierung liberal nennen will, welche den Anschauungen und Neigungen des Volkes gemäß regiert, so ist die heutige deutsche Regierung durchaus liberal; sie ist der treue Ausdruck des gegenwärtig in der Nation herrschenden Geistes.

Renan freilich meint, das neue Reich habe nicht verwirklicht, was man von einer Regierung erwarten konnte, welche in sich alle Kräfte des nationalen Genius vereinigt. Merkwürdig! Renan wirft uns unseren Mangel an Freiheit vor und dabei denkt er, eine Regierung könne alle Kräfte des nationalen Genius in sich vereinigen, das heißt also, eine Regierung könne ein Volk nicht nur unabhängig, sondern auch frei, nicht nur gehorsam, sondern auch selbstthätig, nicht nur stark, sondern auch geschickt, nicht nur gesittet, sondern auch moralisch, nicht nur unterrichtet, sondern auch schöpferisch machen. Daß die deutsche Regierung nicht wie der „Roi-Soleil" alles Licht und alle Wärme ausstrahlt, das kann ihr Renan nicht verzeihen. Allein seit wann denkt er denn so hoch von jener Monarchie Ludwig's XIV., die er früher einmal mit den Reichen der Sassaniden und Mongolen verglich?[1]) und hat er nicht

[1]) „— cette monarchie de Louis XIV, sorte d'imitation d'un idéal sassanide ou mongol, qui doit être tenue pour un fait contre nature dans l'Europe chrétienne." Questions contemporaines. 1868. p. 18.

Digitized by Google

eben erst die Weltanschauung der großen deutschen Denker gepriesen? Aber wenn diese Weltanschauung sich in eine einzige Grundidee zusammenfassen läßt, so ist es die der Spontaneität, der Originalität, der Entwickelung aus sich selbst heraus, des freien Schaffens, des natürlichen Werdens, der inneren Gesetzlichkeit, des Individualismus im Gegensatz zu der — Renan gestatte uns zu sagen — französischen Idee des Collectivismus, des äußeren Gesetzes, der gesellschaftlichen Ordnung, des staatlichen Zwanges, der Uniformität, des disciplinirten Wollens und künstlichen Machens.

In dem bereits erwähnten Aufsatz des jungen Clausewitz heißt es: „— jene Beschränktheit der Franzosen macht sie nicht blos lenksamer für die Regierung, sondern sie concentrirt auch ihren Verstand in engeren Grenzen und macht ihn praktischer für das politische Leben; sie erzeugt eben durch die Einförmigkeit der Individuen den esprit de corps und dieser, etwas erweitert, den Nationalgeist; durch eben diese Wirkungen aber macht sie den Franzosen geeigneter, zum politischen Instrument seiner Regierung zu dienen.“ Als der junge Preuße, von Trauer erfüllt über die Zerrüttung seines Vaterlandes, diese Worte schrieb, suchte er sich zu trösten in dem Gedanken an den freieren Individualismus seiner deutschen Landsleute; aber offenbar bewunderte er doch und beneidete die siegreichen Feinde um der Eigenschaften willen, denen sie ihre politische Größe verdankten. Seit den napoleonischen Kriegen hat der erwachte deutsche Patriotismus bei dem deutschen Volk gerade die Eigenschaften zu entwickeln und zu pflegen gesucht, welche bis dahin mehr bei den Franzosen zu finden waren, die Eigenschaften, wodurch eine Nation politische Leistungen vollbringt. Es ist nur natürlich, daß darüber jene anderen Kräfte zurücktraten, welche, früher von den Deutschen allein geschätzt und gepflegt, zwar ihrer individuellen Entfaltung förderlich, ihrer staatlichen Thätigkeit aber hinderlich gewesen waren. Nur die collectiven Kräfte der Nation kann aber eine Regierung vereinigen, leiten, entwickeln, befruchten, und wenn der neue deutsche Staat neben der politischen Blüthe nicht auch eine Blüthe des deutschen Geisteslebens erzeugt hat, so sollte gerade Renan dies ihm nicht verübeln. Gerade er müßte wissen, was freilich leider in Deutschland Viele nicht wissen oder nicht mehr wissen, daß die höhere intellectuelle und moralische Cultur eines Volkes von ganz anderen Mächten, mit ganz anderen Mitteln, auf ganz anderen Wegen geschaffen und gefördert wird als durch die Kräfte, Mittel und Methoden der staatlichen Action. Daß der nationale Ruhm den nationalen Genius spornen kann, ist wahr; daß er ihn spornen muß, ist nicht wahr. Mehr als einmal ist eine Epoche literarischer und künstlerischer Blüthe zusammengefallen mit tiefster politischer Erniedrigung. Dante und Petrarca sangen zürnend und klagend von der „serva Italia, di dolore ostello“ —; Tizian und Michelangelo malten und meißelten, während ihr Vaterland zwischen der französischen und der spanischen Fremdherrschaft hin- und hergerissen wurde. Unsere eigenen Goethe und Schiller wurden durch den politischen Jammer Deutschlands nicht abgehalten, unsterbliche Werke zu schaffen, und hinwiederum war die napoleonische Aera die literarisch unfruchtbarste in der ganzen modernen Geschichte Frankreichs. Gewiß, die Literatur eines Volkes hängt zusammen mit seinen öffentlichen Zuständen, aber die Zusammenhänge liegen viel tiefer, sind viel feiner als mancher patriotische oder demokratische oder geschichtsphilosophische Systematiker sich einbildet. Eine große Literatur kann in großen Monarchien und in kleinen Republiken gedeihen, unter der milden Sonne fürstlicher Mäcene und inmitten der Verwirrung des Bürgerkriegs; sie ist weder die Frucht nationaler Größe noch politischer Freiheit noch überhaupt irgend welcher allgemeiner Verhältnisse; sie verträgt nur Eines nicht — einen Zustand des Ganzen, der dem Talente verbietet, sich nach seinem eigenen Gesetz zu entwickeln und zur Geltung zu bringen. Mäcene, die ihm das verstatten, sind ihm ein Segen, mögen sie sonst auch die willkürlichsten Tyrannen sein; und das ruhmreichste Staatswesen ist ihm verhängnißvoll, wenn dasselbe alle Kräfte, alle Sinne des Volkes auf den einen Zweck des Staates hinlenkt.

Weil es der Zusammenfassung aller deutschen Kräfte auf den einen Zweck der nationalen Wiederherstellung bedurft hat und noch immer bedarf, so ist es nicht er-

Digitized by Google

laubt, sich zu wundern, daß Deutschland heute nicht die Bedingungen darbietet für das Gedeihen eines spontanen, individuellen, schöpferischen Geisteslebens. Um für das politische Leben praktischer zu werden, hat der deutsche Verstand sich verengern müssen; damit ein deutscher Nationalgeist entstehe, bedurfte es einer größeren Einförmigkeit der Individuen; und die durch unsere staatlichen Schul- und Militäreinrichtungen der Nation ertheilte Erziehung, welche sie unindividueller und zu einem geeigneteren „politischen Instrumente“ machen soll, hat, scheint es, ihr Ziel noch nicht genugsam erreicht. Daß diese Erziehung keine Goethe bilden wird, wissen wir sehr wohl; daß sie vielmehr geeignet ist, ein Talent, das unter anderen Bedingungen ein großer Dichter oder Philosoph hätte werden können, in durchaus abliegende Bahnen zu lenken, sehen die hellen Köpfe auch in Deutschland, aber sie glauben es nicht beklagen zu sollen. Unser berühmter Physiologe du Bois-Reymond sprach schon vor Renan die Meinung aus, daß, wenn Goethe's Jugend in die heutige Zeit fiele, er vermuthlich „Götz“, „Werther“ und „Faust“ ungeschrieben ließe und lieber im Reichstage Reden hielte. Ob Goethe es lieber thäte, läßt sich in Zweifel ziehen; um so gewisser ist es, daß er ein willigeres Ohr, einen empfänglicheren Sinn bei der Nation fände, wenn er ihr von der Herrlichkeit des Staates und von den Pflichten des Bürgers redete, als wenn er, ein unehrerbietiger Prometheus, Menschen formte nach seinem Bilde, die des Zeus nicht achten.

Nach jenen achtzig Jahren einer von Renan so sehr bewunderten literarischen Thätigkeit, „während welcher in Deutschland Schriftsteller blühten, die sich den größten der anderen Nationen vergleichen lassen“, ist eine andere Epoche eingetreten, eine Epoche von Staatsmännern „die an solider Tüchtigkeit keinem der großen politischen Genies der Vergangenheit nachstehen“. Daß die beiden, die Männer des Gedankens und die der That, nicht neben einander Platz haben, darf wol mit Trauer erfüllen; aber es kann nur den befremden, der sich nicht vergegenwärtigt, wie diese Zeit der politischen Verengerung sich als eine durchaus natürliche und nothwendige Reaction gegen die Zeit der geistigen Expansion darstellt. Uebrigens, um gegen Deutschland nicht ungerecht zu sein, muß man nicht vergessen — und der Verfasser des „Caliban“ sollte es am wenigsten vergessen, — daß in dem letzten halben Jahrhundert die Geister allüberall mittelmäßiger, nüchterner, trockener geworden sind; daß allüberall in dieser Aera der Analyse und der Technik es kein anderes Ideal mehr gibt als Präcision und Nützlichkeit; daß man allenthalben der Begeisterung und der Intuition mißtraut und nur noch die Theilung der Arbeit für redlich und ergibig hält; daß die Weisen und Propheten aller Völker nicht mehr auf dem Berge predigen und durch heilige Symbole die Herzen zu rühren suchen, sondern in Parlamenten Gesetze geben, in Zeitungen Fragen erörtern und vergebens in der Fülle ihres historischen Wissens einen Ersatz suchen für die verlorene Frische, für die nachtwandlerische Sicherheit einer unbefangenen Schöpferkraft; daß man allerorten für jedes Leid und jedes Gebrechen das Heil sucht in allgemeinem Unterricht und allgemeinen Einrichtungen, nicht mehr, wie ehedem, in der Tugend des Einzelnen und der Religion Aller. Immerhin kann nicht geleugnet werden, daß diese von der Culturentwickelung der gesammten heutigen Welt befolgte Richtung gerade bei uns Deutschen in besonders enge Wege einzulenken droht. Dies hängt mit unseren socialen Zuständen zusammen, und hier kommen wir auf den letzten der von Renan erwähnten Punkte.

Unser französischer Freund sagt, die Literatur setze voraus eine heitere, glänzende, leichtlebige Gesellschaft, eine Gesellschaft, welche über sich selbst zu lachen geneigt sei und in welcher, bei noch so großer Ungleichheit der Classen, dieselben sich doch mischten und Alle am Leben Aller Theil hätten. Renan's Ausspruch ist wol zu absolut. Eine Gesellschaft, wie die italienische der Renaissance, wie die englische und französische während der ganzen letzten zweihundert Jahre, hat Deutschland auch in seinen besten Tagen nie besessen. Das literarische Schaffen und das literarische Genießen ist bei uns immer nur das Verdienst und der Geschmack Einzelner gewesen. Seit Ulrich von Hutten sich darüber lustig machte, daß ihn seine Standesgenossen,

Digitized by Google

die Ritter, für ihresgleichen gelten lassen würden, wenn er nur Nichts gelernt hätte, sind unsere Junker zwar die wissenschaftlichsten Generalstabsofficiere der Erde geworden, aber die vornehme deutsche Gesellschaft betrachtet die Musen noch immer als nicht gesellschaftsfähig und entbehrt darum all des Reizes, den nur die Musen verleihen. Die Musen haben aber nun einmal aristokratische Sympathien und, von den Palästen ausgeschlossen, nehmen sie ungern vorlieb mit den Häusern des Beamten und des Kaufmannes; selbst in der Bücherei des Professors stört sie etwas. Die deutsche Literatur hat immer abseits von der deutschen Gesellschaft gewohnt, gesonnen und gedichtet; dennoch hat sie existirt, und es ist also nicht ganz richtig, daß es ohne Gesellschaft keine Literatur gebe. Aber freilich, die Trennung von Gesellschaft und Literatur hat bei uns zur Folge gehabt, daß die beiden gar wenig auf einander gewirkt haben. Wol wahrte sich dadurch unsere classische Literatur ihre wunderbare Idealität; aber darum gelang es ihr auch so wenig, die deutsche Wirklichkeit zu verschönern und zu adeln. Der dämonische Mann, welcher den deutschen Socialismus theoretisch und praktisch gegründet hat, erhob gegen das deutsche Bürgerthum die Anklage, „daß die Großen und Guten unserer Nation, unsere Denker und Dichter, wie Kraniche über den Häuptern dieses Bürgerthums dahin geflogen sind und Nichts von ihnen auf diese Masse gekommen ist, als der leere Schall eines Namens." So schlimm steht es nun gewiß nicht. Der so böse redete war eben ein demokratischer Tribun, der es mit den Worten nicht so genau nehmen durfte noch wollte. Aber nur zu wahr ist es, daß die heutzutage allenthalben über die feinere Civilisation der Vergangenheit hereinbrechenden Hochfluten der Demokratie gerade in Deutschland nicht denselben Dämmen und Hindernissen begegnen wie anderswo. Unsere classische Cultur hat nicht den Vortheil gehabt, die deutsche Gesellschaft zu durchdringen und in ihr einen festigenden Cement zu finden. Schon die angeborene Geistesart des deutschen Volkes brachte es mit sich, daß es mehr eine Cultur der Ideen als der Formen war, und diese Ideen hatten vielleicht nicht die Fähigkeit, jedenfalls nicht die Zeit, sich zu verkörpern, zu nationalen Meinungen, Formeln, Traditionen zu werden. Nicht der Literatur, sondern der Politik, dem Staate, den mit dem Staate auf's engste verbundenen, für die Zwecke des Staates begeistert wirkenden öffentlichen Schulen war und ist es beschieden, dem deutschen Leben Gestalt zu geben und Ziele zu setzen, die Meinungen zu modeln, die Charaktere zu formen. Die moderne demokratische, fachwissenschaftliche, utilitarische Bildung hat in Deutschland nicht anzukämpfen gegen die befestigte Bildung, gegen den unabhängigen Geschmack, gegen die sozusagen capitalisirten Anschauungen, Ueberlieferungen, Conventionen einer alten Geistesaristokratie. Und damit hängt es zusammen, daß wir uns wider die Gefahren des Socialismus mehr auf die Waffen des Staates als auf den inneren Widerstand der Gesellschaft verlassen müssen.

So vereinigt sich bei uns heute Alles, um den Staat nicht nur zum festen Rückgrat, sondern auch zum Gehirn und Herzen der Nation zu machen. Die Socialisten wollen selig werden durch den Staat, freilich durch den Staat ihrer Façon, und die Gesellschaft sucht beim Staate Schutz gegen den Socialismus. Die Regierenden selbst theilen völlig das allgemeine Vertrauen in ihre Fähigkeit, nicht nur den öffentlichen, sondern auch den privaten Menschen durch Gesetz und Polizei, durch militärische Zucht und Schulen aller Art zu bilden und zu bessern. Werden ja doch die Staaten durch eben die Mittel erhalten, durch welche sie gegründet worden. Und so schließt man, daß dieselbe Methode, nach welcher der künstliche Bau des preußischen Staates aufgerichtet worden ist, auch dem natürlichen Wachsthum der deutschen Nation nicht anders als frommen könne. Schiller meinte, daß die Sonne Homer's auch uns lächle; aber nicht der gesangreiche Jonier widerstand dem fremden Eindringling; in der Bedrängniß des Vaterlandes verdiente sich der waffenstarrende Dorier die Hegemonie. Wie jenseits der Alpen das neue Reich nicht von dem fein- und freigewohnten Toscaner hergestellt wurde, sondern von dem „malo assuetus Ligur", so das neue Deutschland von dem hart-

erzogenen Preußen, und die Nation verzeiht ihm seine Unliebenswürdigkeit um seiner rauhen Tüchtigkeit willen.

Ob einmal die Zeit kommen wird, wo neben der Kraft auch die Anmuth erscheint, wo im Bürger der Mensch, in der Gesammtheit das Individuum wieder zur Geltung gelangt, wo in den gewaltigen Bau des deutschen Staates die milden Genien einziehen, die allein ihm Schmuck und Schönheit verleihen können? Wer will es wissen, aber wer möchte es nicht hoffen? Das idealistische Deutschland von ehedem, das realistische von heute, warum sollten sie nicht einst in einem neuen Jahrhundert zusammen leben und gedeihen? — in einem neuen Geistesfrühling:

When briers shall have leaves as well as thorns
And be as sweet as sharp!

Jene großen Schriftsteller, von deren Ideen man heute so wenig weiß, so wenig wissen mag, obwol zahllose historische und philologische Anatomen darüber her sind, fort und fort ihr Leibliches zu durchwühlen, sie werden dereinst wieder auferstehen, wieder im Geist und in der Wahrheit gelesen werden. Dann wird Deutschland auf's neue erfahren, daß die Wahrheit doch noch etwas Besseres ist als das nützlichste Vorurtheil und die Freiheit etwas Fruchtbareres als die verständigste Ordnung. Ja, dann erst wird aus der geistigen Saat der classischen deutschen Literatur der volle Segen erspriеßen. Als jene Saat ausgestreut wurde, war der deutsche Boden nicht im Stande, eine so vornehme Cultur zu tragen, und diese Cultur diente nicht den deutschen Bedürfnissen. So lange Deutschland noch des Lebens Nothdurft entbehrte, konnte es die höchsten Güter nicht genießen. Kein Mensch und viel weniger ein Volk lebt von reinen Ideen und hinwiederum führen die Ideen eine allzuluftige Existenz, wenn sie nicht in fester Erde wurzeln. Zwischen unserer classischen Literatur und unserer wirklichen Welt bestand ein Abgrund, und nicht nur der Wirklichkeit schadete es, daß sie sich nicht berührten. Blieb diese arm, gemein, unschön, so hatte jene etwas Abstractes, Unbestimmtes, Unpraktisches. Vielleicht, daß sich in dieser gegenwärtigen Epoche politischer und ökonomischer Arbeit der Abgrund ausfüllt. Renan nennt uns mit Recht „ein Volk von Einsamen". Wir waren es, wir sind es noch heute. Noch sind wir hundertfach getrennt, nicht sowol durch äußere als durch innere Schranken; die Stämme, die Confessionen, die Stände, die Berufe sind bei uns noch immer mehr geschieden als bei irgend einem der großen Culturvölker. Der Adel weiß wenig von der gelehrten Welt, diese wenig von dem Handel und den Gewerben. Die Enge und Kleinheit der Verhältnisse Aller in einem zerrissenen und verarmten Lande schloß den Einen ab vom Anderen und erzeugte mit dem Vorurtheil, das den Anderen verkennt, den Hochmuth, der die eigene Person, die eigene Kaste überschätzt. Gegen diesen Sondergeist hat unser classischer Humanismus so gut wie Nichts ausgerichtet; die großen Dichter wurden Weltbürger, aber die guten Deutschen blieben Spießbürger. Die Aufklärung Lessing's verscheuchte die Nebel des Aberglaubens, nicht die des Standesvorurtheils; Kant's Kritik that der Gottesfurcht Eintrag, nicht der Menschenfurcht, und Mephisto hätte auch sagen können: Die Götter sind sie los, die Götzen sind geblieben. Man wird eben leichter mit den neun Chören der Engel fertig als mit irdischen Hierarchien. Die philosophische Kritik kann mit den unsichtbaren Mächten des Himmels aufräumen; aber gegen Gespenster, die in unseren Wohnungen spuken, hilft nur die Erfahrung: man muß sie anfassen, um sich von ihrer luftigen Natur zu überzeugen. Der Mangel an Erfahrung, an Verkehr, an Reibung mit jeder Art von Menschen erhält noch immer in manchem Deutschen, der sich weder vor Hölle noch Teufel fürchtet, jenes Uebermaß von Respect, das uns Renan vorwirft. Dasselbe wird sich verlieren in dem Maße, als der Deutsche heraustritt aus dem engen Gesichtskreis der Kleinstaaten und Kleinstädte, der Classen und Professionen in die Weite des Großstaats und eines gemeinsamen nationalen Lebens. Verglichen mit dem Pfahlbürgerthum und dem Standesvorurtheil ist das nationale Vorurtheil wahrhaftig ein Fortschritt, und das öffentliche Leben, welches sich so rücksichtslos in das Leben der Individuen eindrängt, arbeitet nicht nur für die Einheit des deutschen Staats, son-

Digitized by Google

dern auch für die Einheit der deutschen Gesellschaft. Die eine Hauptstadt, die eine Armee führt Deutsche zusammen, die sich sonst nie gekannt und die sich darum mißkannt hätten. So machtlos das Parlament ist, es begegnen sich da Aristokraten und Bürger, Gelehrte und Geschäftsleute; sie lernen sich verstehen und mit der Zeit gewiß auch sich verständigen. Der tausendfach gesteigerte Verkehr wirkt ähnlich und die Veränderung der wirthschaftlichen Zustände thut vollends Wunder; der Reichthum der gewerblichen Classen wächst, der Grundbesitz der Aristokratie nimmt an Werth und Bedeutung ab; den Einen wird ein früher ungekanntes Behagen zu Theil, die Anderen werden, zu ihrem Besten, aus einem allzu gemeinen Behagen aufgestört. So bildet sich vielleicht doch noch im Laufe der Zeit das, was heute noch uns mangelt und dessen Mangel die bedenklichste Lücke in unserem socialen Gefüge vorstellt: es bildet sich eine höhere Classe, deren Mitglieder zugleich materielle Unabhängigkeit und geistige Beweglichkeit haben, und wo erst diese sind, pflegt sich auch die innere Unabhängigkeit zu erzeugen. Eine Aristokratie, die sich um Geistesbildung kümmert, die Söhne von Kaufleuten und Fabrikanten, welche ein ererbter Wohlstand zu feinerem Lebensgenuß leitet, könnten eine Art deutscher Gentry herstellen, welche den Gelehrten nicht das Monopol des Wissens, den Beamten nicht das des Einflusses, den Officieren nicht das des guten Tones lassen würde. Jene res angusta domi, welche einst zu der Weite unseres classischen Idealismus in solchem Widerspruch stand und seine praktischen Mängel verschuldete, würde nicht mehr verhindern, daß die Ideen sich verkörpern. Der aus seinem Grab erstandene Idealismus würde nicht länger jener materiellen Kraft ermangeln, welche, wie Renan sagt, die Bedingung ist, um das Gute zu realisiren. Unsere gegenwärtige so ganz praktische, staatliche und ökonomische Cultur, so sehr es scheint, als ob sie nur der materiellen Entwickelung der Nation zu Gute kommen könne, würde ebendadurch das Erdreich bereiten, aus welchem eine neue moralische Cultur zu erwachsen vermöchte, eine nicht nur die Geister befreiende, sondern die Herzen verbindende Cultur, welcher auch nicht länger die holde Blüthe der Liebenswürdigkeit fehlen dürfte:

A fellow-feeling makes us wondrous kind.

Damit aber eine so glückliche Voraussicht sich erfüllen könne, damit in der harten Zucht, welche das deutsche Volk heute durchmacht, nicht seine höheren Fähigkeiten ersticken, seine edleren Organe verkümmern, darf diese gegenwärtige eiserne Periode nicht zu lange dauern. Leider kann sie nicht früher enden, als bis Deutschland sein neues Staatswesen sicher weiß gegen innere und äußere Feinde. Ein halbes Jahrhundert, so hat der große deutsche Feldherr gesagt, müßten die Deutschen gerüstet stehen, und da der Mann keine „klingenden Worte" macht, so hat er Alle überzeugt, die einigen klaren Verstand und einiges patriotische Gefühl haben. Ein halbes Jahrhundert ist eine lange Zeit, und wenn sie vollends nicht friedlich verliefe, wenn neue Siege unserer Waffen nöthig würden, möchte gar das Volk Lessing's allen Ernstes des Glaubens werden, daß nur, was Blut koste, des Blutes werth sei. Renan schließt seinen Brief, indem er die Hoffnung ausdrückt, daß „wir eines Tages auf's neue Mitarbeiter werden im Streben nach all Dem, was dem Leben Anmuth, Heiterkeit, Glück verleiht." Ein Deutscher würde vielleicht, ohne daß er im Grunde etwas Anderes meinte, gesagt haben: im Streben nach all Dem, was dem Leben Inhalt, Ernst, Befriedigung gewährt. Möchten doch Viele hoffen wie Renan! möchten wir Beide, Deutsche und Franzosen, erkennen, daß wir noch mehr Grund haben uns zu versöhnen als uns zu bekämpfen, und möchten zumal Die, in deren Pflege und Obhut der Menschheit besseres Theil gegeben ist, sich nie, auch nicht auf der Tribüne, auch nicht im Drange der akademischen Beredtsamkeit ein Wort der Zwietracht entfahren lassen, sondern mit dem liebenswürdigen Dichter, welcher der Vater des modernen Humanismus gewesen ist, immer neu in den Ruf ausbrechen: „Pace, pace, pace!"

Heinrich Homberger.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Treitschke's deutsche Geschichte.

Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Von Heinrich von Treitschke. Erster Theil. Bis zum zweiten Pariser Frieden. Leipzig, Hirzel.

Wenn ein Mann wie Treitschke über die deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts das Wort nimmt, darf und wird kein Verständiger eine kalt objective, diplomatisch abgemessene, mit Verbeugungen nach rechts und links vorgetragene Darstellung erwarten. Es spricht eben nicht ein unbetheiligter Zuschauer, sondern ein bewährter, eifrigster Mitkämpfer unseres nationalen Einigungswerkes; kein bloßer Buch- und Stubengelehrter, sondern ein gewaltiger Meister der Rede, der die Tribüne beherrscht, wie das Katheder: endlich ein Preuße, nicht von Geburt und Erziehung, sondern aus freier Herzenswahl, die sich unter schwersten Conflicten vollzog und über das Leben entschied. Da kann denn von dem, bekanntlich auch sehr problematischen, „sine ira et studio" des großen Römers nicht die Rede sein. Mit einem „Studium", einer Hingebung und zündenden Wärme, die den innersten Tiefen der Seele entstammt, führt Treitschke die Sache des preußisch-deutschen Staatsgedankens; und sein voller, urwüchsiger Zorn trifft nach Gelegenheit Alle, welche sich diesem Gedanken als wissende Gegner widersetzen oder sich ihm kurzsichtig versagen. Dabei wendet sich seine Erzählung nicht etwa nur an Gelehrte, Staatsmänner, Fachgenossen; vielmehr, als ein echter Tribun, spricht er zu der großen Zahl der für einen politischen Gedanken in guter Form überhaupt zugänglichen Leser. „Der Erzähler deutscher Geschichte löst seine Aufgabe nur halb, wenn er blos den Zusammenhang der Ereignisse aufweist und mit Freimuth sein Urtheil sagt; er soll auch selber fühlen und in den Herzen seiner Leser zu erwecken wissen, was viele unserer Landsleute über dem Zank und Verdruß des Augenblickes heute schon wieder verloren haben: die Freude am Vaterlande". Also Aufrichtung der Herzen unter den Sorgen und Plagen unserer mühsamen Einrichtungsarbeit; wol auch, darf man hinzusetzen, Erleichterung des eigenen Gemüthes in selbstbewußter Freude und in herzbefreiendem Zornausbruch: diese Aufgabe (und wer dürfte, selbst vom gegnerischen Standpunkte aus, ihre subjective Berechtigung bestreiten?) bestimmt Plan und Ausführung, Form und Farbe dieser Geschichtserzählung als die eines durchaus einheitlich empfundenen Kunstwerkes. Vor Allem: nicht eine Spur von gelehrtem Ballast! „Dies Buch will einfach erzählen und urtheilen." Und es erzählt aus der Fülle gründlichster, umfassendster Sachkenntniß heraus, mit dem Feuer, der Leichtigkeit des Augenzeugen, mit der Kraft des schwungvollen Redners und oft genug beinahe des Dichters. Ein Reichthum prägnanter, meist auf's glücklichste herausgegriffener und durchaus ungesucht erscheinender Einzelzüge gibt der Darstellung an den zu unterstreichenden Stellen die frische Farbe der concreten Erscheinung, gießt den vollen Zauber des Lebens über

Digitized by Google

sie aus. Der Verfasser weiß zu erzählen, als hätte er das Alles gesehen, mit dieser Welt von Regenten, Kriegsleuten, Diplomaten, Schriftstellern, Künstlern gelebt, mit diesen Volksmassen gefühlt. Die Triumphe und Klagen der Schlachtfelder, die Sorgen der Cabinete, die wechselnden Stimmungen der aus den engen Schranken des Privatlebens langsam zu nationalem Bewußtsein reifenden deutschen Bevölkerungen hat er in der eigenen Seele empfunden. Als Zeugniß für Brandenburgs Verdienste um protestantische Verfolgte läßt er die Lieder der böhmischen Exulanten erklingen; die Wehrlosigkeit des stiftischen Deutschlands verkörpert sich ihm in dem Friedensgebet der hildesheimischen Kriegsknechte; die Verwälschung des Elsaß nach der Revolution gewinnt in der Umwandlung des ehrlichen Metzgerthores in die vornehme „porte d'Austerlitz" Farbe und Gestalt; das aufgeblasene Kleinfürstenthum symbolisirt sich in den Statuen der Welteroberer, die im Schloßgarten zu Weickersheim die „Zugänge des hohenlohischen Reiches" bewachen. Um die Lage im Herbst 1813 zu kennzeichnen, muß eine damalige englische Zeitung das Wort nehmen: „Wer gab das Zeichen zum Abfall von Napoleon? Die Preußen. Wer hielt die Schlachten von Lützen und Bautzen? Die Preußen. Wer siegte bei Haynau? Die Preußen. Wer bei Großbeeren, bei Katzbach, bei Dennewitz? Immer die Preußen. Wer bei Culm, Wartenburg, Möckern und Leipzig? Die Preußen, immer die Preußen." „Wie eine Drohung klang dies stolze the Prussians, ever the Prussians, dem Kaiser Franz und den Fürsten des Rheinbundes. Welcher Zukunft ging Deutschland entgegen, wenn dieser Staat seine alte Macht erlangte?" Und jene köstliche Wendung nach dem herzquälenden Bericht über den Jammer des ersten Pariser Friedens: „Ueber Preußen aber lag unterdessen der Sonnenschein heller Freude. So glückliche Stunden hatte Berlin seit Friedrich's Zeit nicht erlebt, wie an jenem heiteren Apriltage, da der Flügeladjutant Graf Schwerin die erste Nachricht von der Schlacht bei Paris überbrachte. Nach dem alten friedericianischen Brauche ritt der Courier mit einem Geschwader blasender Postillone zum Potsdamer Thor ein; dann die Wilhelmsstraße hinunter, vorbei an dem Dönhoff'schen Hause, wo seine schöne, junge Frau im Fenster lag und vor Wonne fast vergehen wollte. Dann die Linden entlang zum Gouverneur, dem alten Lestocq ꝛc. . . . Ueberall jubelnde Volksmassen, überall der Ruf: der Courier! der Courier! Paris ist über! und nachher hieß es wieder: das ist ja der Graf Schwerin! Denn in diesen unschuldigen Tagen kannte man einander noch. Nur Einer nahm an dem Jubel dieses großen Familienfestes nicht Theil: der alte, böse Feldmarschall Kalkreuth, Tilsiter Angedenkens. Der war ein verstockter Franzose geblieben und ließ seinen Aerger aus durch frivole Späßchen über das neue Teutonenthum." Ist in diesen einfachen Zügen nicht die ganze Zeit beisammen, in ihrer Größe, Gemüthsfrische und — ihrer Unfertigkeit, ihren harten Gegensätzen? Solche greifbare, leibhafte, künstlerisch gewählte Züge finden sich fast auf jedem Blatte.

Ein weiterer Vorzug von Treitschke's, in unserer historischen Literatur bis jetzt ziemlich einzigen Darstellungsweise (denn der in Bezug auf Farben- und Gestaltenreichthum zunächst stehende Varnhagen ist lange nicht so tief und kraftvoll, und Droysen hat nicht Treitschke's rednerisches Feuer) sind die vortrefflichen, meist mit wenigen genialen Strichen gezeichneten, freilich auch nicht selten in die glühenden Farben der Liebe oder des Hasses getauchten, Porträts. Wir möchten unter den ersteren Blücher und Gneisenau, unter den zweiten Kaiser Franz und Talleyrand als typisch hervorheben. „Es war doch mehr als die Tapferkeit des Haudegens, was die Treuen und Furchtlosen so unwiderstehlich anzog. Aus Blücher's ganzem Wesen sprach die innere Freudigkeit des geborenen Helden, jene unverwüstliche Zuversicht, welche das widerwillige Schicksal zu bändigen scheint. Den Soldaten erschien er herrlich, wie der Kriegsgott selber, wenn der schöne hochgewachsene Greis noch mit jugendlicher Kraft und Anmuth seinen feurigen Schimmel tummelte; gebieterische Hoheit lag auf der freien Stirn und in den großen, tief dunklen, flammenden Augen; um die Lippen unter dem dicken Schnurrbart spielte der Schalk der Husarenlist und

die herzhafte Lebenslust. Gewaltig war der Eindruck, wenn er zu sprechen anhob, mit seiner schönen, mächtigen Stimme, ein Redner von Gottes Gnaden, immer der höchsten Wirkung sicher, mochte er nun in gemüthlichem Platt mit Wachtstubenspäßen und heiligen Donnerwettern die ermüdeten Truppen aufmuntern, oder den Officieren klar, bündig, nachdrücklich seine Befehle ertheilen, oder endlich in festlicher Versammlung mit schwungvollen Worten einen vaterländischen Ehrentag verherrlichen." Wie gern setzten wir auch noch das köstliche, tief empfundene Bild Gneisenau's gleich hieher! Aber wir wollen ja das Buch nicht abschreiben, sondern anzeigen. Daß diese leb- und leibhafte, künstlerisch-sinnige, überall auf unmittelbar packende Wirkung ausgehende Art für den wägenden und urtheilenden Historiker nun auch ihre Gefahren hat, wer wollte das leugnen? Auch darf nicht behauptet werden, daß Treitschke sie überall und immer glücklich überwunden hat. Schon sein Porträt Stein's, des ersten Mannes (??) deutscher Nation, leidet einigermaßen unter jenen Superlativen, die auch sonst an mancher Stelle des Werkes die reine Wirkung gefährden. Wie nun erst, wenn nicht die Bewunderung, sondern der glühende Haß des deutsch-preußischen Patrioten, verbunden mit dem ästhetischen Widerwillen des Künstlers den Griffel führt! Da kommen denn Gestalten heraus, wie die des Kaisers Franz, „des verlogenen Biedermannes mit dem versteinerten Birnengesicht, mit der selbstgewissen Beschränktheit, mit der schamlosen Herzenskälte, der schläfrigen Schreiberseele" und so weiter, durch ganze Reihen qualificirter Injurien. Graf Montgelas mit seinen „brutalen, prahlerischen Reformen (die doch den Stein'schen und Hardenberg'schen sehr ähnlich waren und denen Bayern seine Wiedergeburt verdankt), Fürst Wrede, „der rohe diebische Landsknecht", und nun gar die unglückseligen Albertiner, v. Treitschke's angestammte Landesväter! Ein voller Guß pflegt sie zu begrüßen, wo sie nur das Haupt aus der Couliſſe hervorstecken. Gegenüber diesem Verfahren in einer historischen Darstellung, außerhalb der publicistischen Arena, sind einige Bedenken doch nicht zu unterdrücken.

Ist der vaterländischen Sache z. B. wirklich damit gedient, wenn man in Bezug auf Sachsen, auf Hannover, Würtemberg ꝛc. glattweg als „Felonie" und „Verrath" bezeichnet, was doch überall, auch zu Zeiten in Berlin, nur die natürliche Consequenz des Particularstaates war? Der Unterschied zwischen dem Particularfürsten, der sich durch Klugheit und Glück zum Herrn des Ganzen aufschwingt, und seinen schwächeren Standesgenossen, die per fas et nefas ein paar Nachbarn annectiren, ist zwar politisch sehr groß. Der Patriot wird dem Einen freudig anhangen und die Anderen opfern: denn das Vaterland ist und bleibt die Hauptsache. Aber nach moralischen Kategorien sind solche Unterschiede doch kaum zu messen, so lange es um einen chaotischen, rechtlosen Zustand, wie den des sich auflösenden deutschen Reiches, sich handelt. Und was nun gar die Beurtheilung und Behandlung französischer Verhältnisse angeht, so spricht Treitschke selbst ein treffliches Wort nach Schilderung des ersten Einzuges in Paris und seiner unliebsamen Folgen: „Mit tiefer Geringschätzung sprachen," berichtet er, „alle Norddeutschen von dieser herzlosesten der Nationen. Für die unverwüstliche, elastische Lebenskraft, die in dem beweglichen französischen Charakter liegt, hatten sie kein Auge. Ein ruhiges Verhältniß gegenseitiger Achtung stellte sich nicht her, zum Unheil für beide Nationen." Nur zu wahr! Leider wird aber auch diese Geschichte des neuen Deutschland daran nichts bessern. Die Franzosen werden schwerlich bewundern, was Treitschke von „der geistigen Verödung des französischen Lebens", als einem „Vermächtniß der Revolution" erzählt! Sie werden dem Bericht von „dem theatralischen Zuge über den großen Bernhard" schwerlich den Preis der Sachkenntniß und der Gerechtigkeit ertheilen, oder gar den Preis des guten Geschmackes jenen immer und immer wiederkehrenden Ausfällen gegen die „plebejische" Gesinnung, die „plebejischen Manieren", die „plebejische Beschränktheit" ihres großen Kaisers, „der in Banditenstreichen schwelgte"; — oder jenem Porträt des Fürsten Talleyrand: „Welch' ein Eindruck, wenn die unförmliche Gestalt, angethan mit der altmodischen Tracht aus den Zeiten des Directoriums, sich schwer-

Digitized by Google

fällig auf ihrem Klumpfuß in den glänzenden Kreis des Hofes hineinschob; dicht über der Halsbinde ein ungeheurer Mund mit schwarzen Zähnen; kleine graue, tiefliegende Augen ohne jeden Ausdruck; abschreckend gemeine Züge, kalt und ruhig, unfähig jemals zu erröthen ꝛc.". Als ob Talleyrand durch seinen Klumpfuß unseren Diplomaten überall zuvorgekommen und mit den schwarzen Zähnen den entscheidenden Einfluß zu Gunsten seines eben besiegten Vaterlandes an sich gerissen hätte! Man verstehe uns nicht falsch. Der Historiker kann auch diese sinnlichen Farben mit gutem Recht und voller Wirkung verwenden, aber er darf aus Liebe oder Haß nicht das Unwesentliche in den Vordergrund schieben. Wir haben es Macaulay seiner Zeit, mit vollem Recht, sehr übel genommen, als er diese Methode auf Friedrich den Großen anwandte. Die ernste und wohlmeinende Kritik wird solche Ausschreitungen eines mächtigen rednerischen Pathos und einer feurigen Einbildungskraft um so mehr bedauern, je mehr sie mit Treitschke's Richtung und Grundgedanken übereinstimmt, sein Talent, seine Sachkenntniß anerkennt, seinem patriotischen Streben vollen Erfolg wünscht. Wir sind doch nachgerade stark genug, um über vergangene Dinge, und wären es die blutigen Schrecken des napoleonischen Elendes, die Wahrheit sagen zu können, ohne zu höhnen und zu insultiren!

Reine, volle Anerkennung dagegen verdient die lichtvolle, künstlerische Anordnung und Bewältigung des ungeheueren Stoffes. Treitschke schreibt mit dem Griffel des Historikers die Epopöe unseres wieder erstandenen Reiches. Sein Held ist das Zollerngeschlecht, umgeben von seinen Staatsmännern und Feldherrn, seinem langsam aber sicher erstarkenden und reifenden Volke, getragen von allen gesunden Kräften des großen Deutschlands, auch von denen, die es zu Zeiten nicht verstand oder gar von sich stieß. So schildert die Einleitung zunächst das Chaos des alten, verfallenden Reiches, aus dem der große Kurfürst sich erhebt, wie die Palme aus der Wüste. Dann werden die Gestalten unserer ersten Könige vorgeführt; zum größeren Theil Meisterstücke historischer idealisirender Porträtmalerei. Treitschke ist auch hier nicht eben blind gegen Unzulänglichkeiten und Schwächen. Byzantinische Anwandlungen (das Wort muß doch wol gesagt sein), wie die Herleitung der Neutralität im Jahre 1809 aus einer Art mystischer Sehergabe, die der geborene König vor dem genialsten Unterthanen voraus habe, stehen vereinzelt da. Im Allgemeinen sieht Treitschke scharf und urtheilt gerecht; die sehr hohe Schätzung des rauhen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm's I., des Begründers unserer einheitlichen Verwaltung und unserer nationalen Wehrkraft, ist nur zu unterschreiben; mit großer Feinheit und Sicherheit werden neben Friedrich's II. überwältigender Größe auch jene Einseitigkeiten und Härten anschaulich gemacht, durch die jener die Katastrophe von 1806 langer Hand vorbereitete. Die Sünden der neunziger Jahre werden dann nicht verschwiegen; aber wir sehen sie im unlösbaren Zusammenhange von Ursache und Wirkung als Verschuldung des ganzen Volkes. Ganz vorzüglich ergänzt überall der Ausblick auf das Geistes- und Culturleben der Zeit das Bild der politischen Action. Diese literarischen Abschnitte gehören, bis auf einige Superlative und überfeine Conjecturen, zu dem Allerbesten, was wir über diese Dinge je gelesen haben. Ausführlicher wird die Erzählung dann mit Friedrich Wilhelm III., obgleich auch da noch den Charakter einer in großen Zügen malenden Einleitung festhaltend. Die ganze kriegerische Action jener wild bewegten Zeit zumal ist durchaus skizzenhaft behandelt. Die eigentliche Geschichtserzählung endlich beginnt erst mit dem Wiener Congresse, im letzten Drittel des fünfzig enggedruckte Bogen umfassenden Bandes. Daß sie unter Treitschke's Feder zu einer Anklage der österreichischen, welfischen, süddeutschen und französischen Eifersucht und Tücke gegen unseren in Preußen wiedergeborenen nationalen Staat wird, bedarf kaum der Bemerkung: das ist aber in einem Werke von dieser Anlage und Aufgabe kein Fehler, sondern eine künstlerische Nothwendigkeit. Besonnen, überzeugend, ergreifend ist die Darlegung der unerbittlichen Verhältnisse, welche dann 1815 die idealen Hoffnungen der preußischen und deutschen Patrioten vereitelten und vereiteln mußten. Der Schluß verkündet das inhaltschwere Programm der zwischen 1815

Digitized by Google

und 1870 liegenden Jahrzehnte in den Worten, welche Dahlmann 1815 in Kiel bei der Siegesfeier sprach: „Friede und Freude kann nicht sicher wiederkehren auf Erden, bis nicht, wie die Kriege volksmäßig und dadurch siegreich geworden sind, auch die Friedenszeiten es werden; bis auch in diesen der Volksgeist gefragt und in Ehren gehalten wird, bis das Licht guter Verfassungen hervortritt und die kümmerlichen Lampen der Cabinette überstrahlt." Dieses Ringen um den nationalen Rechtsstaat werden die folgenden Bände dann zunächst darzustellen haben, der zweite für die Zeit von 1815 bis 1830.

Daß uns in dem Ganzen ein großes, nationales Kunstwerk in Aussicht steht, ist schon jetzt außer Zweifel; ebenso freilich, daß dieses Kunstwerk neben dem gediegenen Historiker auch den Publicisten und den Parteimann erkennen lassen wird. Auf gleichmäßige Zustimmung Aller ist da natürlich nicht zu rechnen. Aber den ausgesprochenen Zweck, „die Freude am Vaterlande wieder zu beleben" in verstimmten verkümmernden Herzen Wohlmeinender, wird diese deutsche Geschichte sicher an Tausenden und aber Tausenden erreichen. Der Berichterstatter, obwol, wie ausgesprochen, nicht überall und unbedingt zustimmend, hat diesen ersten Band nach zweimaliger Lectüre mit jenem Gefühle aus der Hand gelegt, mit dem man aus der Gesellschaft eines, auch in der Leidenschaft noch liebenswerthen, weil immer von Herzen gerechten, loyalen, dabei immer originalen, hochbegabten und hochbedeutenden Freundes scheidet. Es wird wol vielen deutschen und preußischen Herzen ähnlich ergehen. Möge die Fortsetzung und Vollendung des monumentalen Werkes, eine wahre Bereicherung unseres nationalen Literaturschatzes, unter günstigen Auspicien in nicht zu langen Zwischenräumen gelingen! Friedrich Kreyssig.

Colonial-Prospecte.

1. Bedarf Deutschland der Colonien? Eine politisch-ökonomische Betrachtung von Dr. Friedrich Fabri. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1879.
2. Ethiopien. Studien über Westafrika, mit einer neu entworfenen Specialkarte. Hamburg, L. Friedrichsen & Co. 1879.

Als Deutschland, militärisch-diplomatisch zusammengeschweißt durch den mächtigen Hammer Preußens, wiederum eine Großmacht unter den Nationen der Erde ward, konnte der Ruf nach Colonien nicht ausbleiben. Er erhob sich denn auch sofort nach dem Umschwung von 1866 und abermals nach dessen Vollendung 1870/71, doch ohne in Berlin erhört zu werden. Vielmehr ging man im Mittelpunkt der Reichsgewalt jeder dahinlockenden Versuchung geflissentlich weit aus dem Wege. Der Ruf verklang allmälig; aber natürlich nicht für immer. Einmalige noch so schroffe und kalte Abweisung erstickt einen Drang dieser Art nicht. Eben jetzt, wo die Leitung der Reichsgeschäfte doch wahrhaftig geistig sowol wie praktisch ferner als je von auswärtigen Unternehmungen in die Weite erscheint, wo sie sich im Gegentheil enger und abgeschlossener als jemals auf das Nächste, Eigenste zusammenzieht, wird ein neuer Chor von Stimmen laut für nationale Colonisation. Die beachtenswerthesten unter ihnen dürften aus den angeführten beiden Büchern ertönen.

Es ist ein etwas höheres Caliber, als was sich bisher von Deutschland aus diesem Literaturfach einverleibt hat. Roscher's altes und nachgerade doch etwas veraltetes Buch über Colonien, das alle Vorzüge und Mängel dieses eigenartigen Gelehrten an sich trägt, natürlich ausgenommen! Nach oberflächlicher, rein literarischer Production kommen nun die praktischen Kenner. Dr. Fabri hat als Leiter der Barmer Missionsanstalt ein Berufsinteresse an den Gegenden und an den Fragen nehmen müssen, um welche es sich hier handelt; hat er daher auch selbst zwar Afrika und die Südseeinseln, Brasilien oder die Laplataländer nicht besucht, so kennt er ihre

Digitized by Google

Verhältnisse doch fast wie ein guter Reisender, besser als ein mittelmäßiger, aus unzähligen directen Berichten und beständigem Verkehr. Ueberdies ist er ein politischer Kopf, wie in der kirchlichen Welt Jedermann weiß. Er hat gleichwol das minder werthvolle der hier anzuzeigenden beiden Bücher geliefert. Der Fehler, welchen er bei der Abfassung begangen hat, ist ein echt deutscher, und tritt daher auch in dem anderen Buche noch, obwol viel schwächer zu Tage. Wir fangen unsere Wanderung allemal in dem Wolkenhimmel der Abstractionen und Generalitäten an, um erst nach und nach auf festen Boden herabzugelangen. Wir wissen von Allem etwas, worüber zu reden uns dann ebenso unerläßlich dünkt, als über das Eine, das Jeder am besten weiß. Herr Dr. Fabri scheint es für nöthig erachtet zu haben, durch eine vage und sonst zwecklose, aber nach allen Seiten hin theils wohlwollende, theils unparteiisch strafende Erörterung der großen deutschen Tagesfragen unter allerhand Lesern entgegenkommende Stimmung zu sammeln, ehe er mit seinem eigentlichen und im Grunde einzigen Anliegen herausrückte. Es ist aber fast zu fürchten, daß er auf diesem bedenklichen Umwege vorab vielmehr alle Welt ein wenig gegen sich verstimmt hat. Beide Bücher nähern sich dann ihrem Ziele mit einem Plaidoyer für Colonien überhaupt. Sie wollen aber gar nicht Colonien schlechtweg, wenigstens das zweite Buch nicht. Warum also seine Schlachtlinie so weit ausdehnen, daß sie nothwendig dünn werden und gefährliche Punkte zum Durchbrechen darbieten muß?

Zur Rechtfertigung des zweiten Autors läßt sich immerhin sagen, daß die praktische national-politische Tendenz ihm nicht alles ist. Er hat uns ausgibig theilnehmen lassen wollen an den bedeutenden und interessanten Eindrücken, welche ihm ein dritthalbjähriger Aufenthalt im mittleren Westafrika hinterlassen hat, und thut das in einer Skizzenreihe von außerordentlichem Werthe. Außer Jagor's „Philippinen" gibt es in unserer Sprache nicht viel, was dieser Leistung gleichkäme oder gar sie überträfe. Der Verfasser ist ein Hamburger Jurist, der aus Gründen, welche nicht mitgetheilt werden, vor vier Jahren mit einem englischen Freunde in Gabon ein Handelshaus eröffnete, dem er persönlich vorstand. Im Geschäftsleben hat er seine Rechtskenntniß nicht vergessen, und war in dieser auch nicht etwa schon zu eingerostet, um die Praxis des Handels nicht noch vollkommen zu bewältigen. Wir erhalten auf diese Weise Schilderungen, die an Werth und Reiz ähnlich sind denjenigen von Richard A. Dana, dem Newyorker Advocaten und Politiker, in seinem „Zwei Jahre vor dem Mast", einer Malerei des Matrosenlebens aus eigener ausgibiger Erfahrung von einem hochgebildeten Manne. Dr. Hübbe-Schleiden sah und hörte in Afrika mit mehr Sinnen, als sonst selbst die besten Beobachter pflegen. Vor seinen Geschäftscollegen hatte er die umfassende gründliche Bildung und das vielseitige rege geistige Interesse voraus, vor den gelehrten Reisenden die Dauer seines Aufenthalts. Meistens sind die letzteren ja auch nur nach der naturwissenschaftlichen Seite hin competent, nicht zugleich nach der culturgeschichtlich-volkswirthschaftlichen. Es ist ein wahrer Genuß, mit Dr. Hübbe durch die äußeren Praktiken westafrikanischen Tauschhandels, welche er ergötzlich und durchsichtig darstellt, vorzudringen zu den ihnen zugrundeliegenden Rechtsanschauungen des Negers, — zu erfahren, wie er sich sein Verhältniß zu dem einwandernden Weißen denkt, — Max Müller's Auffassung des Fetischismus durch sein Zeugniß bestätigt zu hören u. s. f. Von nicht minderem Interesse sind die ethnographischen Betrachtungen, zumal durch die Vergleiche, welche zu ziehen eine hohe Bildung dem Verfasser erlaubt, der Mpongwe's mit den Römern auf einer gewissen früheren Entwickelungsstufe, der Famfam mit den Gothen, d. h. mit dem Zukunftsvolk einer absterbenden alten Welt. Aber das alles sind ihm doch nur Vorbereitungen für seinen Hauptzweck. Er will uns lebendig für Land und Leute unter dem Aequator interessiren, damit eine große deutsche Handelsgesellschaft dort ähnlich eindringe, wie früher die Briten in Ostindien. Macaulay's biographische Skizzen von Clive und Warren Hastings, hinreißend wie sie geschrieben sind, müssen es ihm angethan haben.

War denn aber im Anfang solcher folgereichen Unternehmungen, historisch an-

Digitized by Google

gesehen, das Wort und nicht vielmehr die That? Schöpften die Conquistadoren der Vergangenheit den Muth oder den Stoff zu ihren Entwürfen aus Büchern? Aus dem Plutarch vielleicht, oder auch der Nachfolger aus der Lebensbeschreibung des Vorgängers, aber doch nicht aus gedruckten Anträgen auf Gründung eines so und so gelegenen und begrenzten neuen Reichs. Nun, in dem Jahrhundert der Zeitungen könnte es ja auch am Ende einmal umgekehrt gehen. Irgendwoher muß Jedem zu Allem die Anregung kommen. Herrn Dr. Hübbe's Idee ist weder so unbestimmt noch so weitausgreifend, wie das was Dr. Fabri vor Augen schwebt. Der Letztere will vor der Hand zufrieden sein, wenn an die Handelsniederlassungen des Hamburger Hauses Godeffroy auf den Samoa-Inseln[1]) eine Colonisation von Reichswegen sich knüpft und mit den subtropischen Südstaaten Südamerika's verhandelt wird wegen regelmäßiger Aufnahme unserer Auswanderer von der Landwirthschaft und dem Handwerk; zugleich soll eine Strafcolonie gesucht werden. Durch große Greifbarkeit zeichnen sich diese Vorschläge augenscheinlich nicht aus, mögen ja aber Material und Anlaß zu weiterer präparatorischer Discussion geben. Die westafrikanische Handelsgesellschaft Dr. Hübbe's läßt sich hören. Sie hat gelungene Vorgänger in gar nicht so kleinem Maßstab an dem Hamburger Hause C. Woermann, der Liverpooler Firma Walker. Aber da diese doch auch durchgedrungen sind ohne Zinsgarantie vom deutschen Reichstag oder vom Londoner Parlament, warum sollte eine solche nothwendig sein für die anonyme Capitalassociation, deren civilisirende Kraft dem Proponenten willig zuzugeben ist? Etwas anderes ist es mit einem militärisch-diplomatischen Schutze, welchen, den Voraussetzungen wie den Grenzen nach, die Reichsregierung jederzeit frei bestimmt. Auf diesen würde das Unternehmen sicher auch ohne ausdrückliche Zusagen rechnen dürfen. Es würde sich nur darum handeln, Frankreichs nationale Empfindlichkeit schonend zu umgehen, so wenig wirklichen Vortheil und Schutz der europäische Handel auch von der französischen Polizeistation am Gabon haben mag. Denn was immer in den üppigen Wildnissen Mittelafrika's für uns und die Menschheit schlummern mag: Kautschuk und Kaffee, oder Auffrischung unseres alten Blutes, oder gar der Vortritt vor England in der Cultivirung und Civilisirung der Erde, wie es die Propheten uns heute verkündigen, — einen Krieg mit Frankreich sind doch diese Schätze und Aussichten allesammt für das Volk der allgemeinen Wehrpflicht nicht werth.

A. Lammers.

Michael Etienne.

Das Branden und Brausen des Völkerfestes in Wien war kaum verhallt, und seine Kränze, seine Fahnen leuchteten und wehten noch überall in den Gassen der altehrwürdigen Reichshauptstadt an der Donau: als dort ein Herz stille stand, auf welches dieses Schauspiel der Eintracht und des Friedens einen besonders tiefen Eindruck gemacht haben muß; welchem es vielleicht wie eine bedeutungsvolle Vision der Zukunft erschienen, sicher aber eine hohe, — und wie das Schicksal es wollte! — die letzte Freude eines nicht langen, doch bewegten Lebens gewesen ist. So nahe, durch den Zwischenraum eines oder zweier Tage getrennt, berühren sich zuweilen der Jubel und die Trauer. Es ist nicht zu viel gesagt mit dem Worte Trauer. Denn Michael Etienne war in Wien und ganz Oesterreich ein Mann nicht nur von hohem Ansehen, sondern auch von außerordentlicher Popularität. Täglich, seit einer Reihe von Jahren, war Wien, war Oesterreich daran gewöhnt, seine Stimme zu hören; ja, da war kein Haus in der weiten Monarchie, welches nicht auf irgend eine

[1]) Vergl. „Deutsche Rundschau", 1876, Band VI, S. 426 ff.

Digitized by Google

Weise davon berührt worden wäre. Wir haben in Deutschland kein Beispiel eines solchen Einflusses, wie Michael Etienne ihn, als einfacher Journalist, geübt; aber sein glänzendster Ruhmestitel ist und wird bleiben, daß er dieses ungeheure Machtmittel niemals mißbraucht hat. Er war, als Mensch, gewiß nicht frei von Fehlern; noch, als Politiker, von Irrthümern. Aber er besaß ein gutes und ein großes Herz; eine warme Liebe für seine Mitmenschen, und einen feurigen Eifer für das, was er als ihre beiden höchsten Güter ansah: das Recht und die Freiheit. Er war ein glühender Patriot und hing an seinem Vaterlande, seiner Vaterstadt mit mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit, wiewol seine Voreltern aus Frankreich gekommen waren. Aus Frankreich kam auch, leicht erkennbar, sein rasch bewegliches Blut, sein südliches Temperament und jene gewinnende Höflichkeit des Herzens, welche sich mit der eingeborenen Liebenswürdigkeit, Jovialität des Wiener Wesens so wohl vereinte. Denn dieses vor Allem: was er auch sonst gewesen sein mag, er war zuerst und zuletzt ein Wiener und liebte als solcher sein Wien mit jener rührenden Liebe, wie diese Stadt sie, mehr als irgend eine andere, die wir kennen, ihren Kindern einzuflößen pflegt. Ich habe Thränen in den Augen des Mannes gesehen, als er einst, in seinem eigenen Blatt, einen Artikel las, in welchem das Geläut der Glocken von St. Stephan auf besonders ergreifende Weise geschildert worden war. Aber weich und eindrucksfähig, generös, freudig anerkennend und mit einer feinen Empfindung für die dichterische Schönheit, wie seine Natur war, ward sie herb, hart, unbeugsam, unnachgibig, und seine Feder, die von den Franzosen ihre Grazie empfangen hatte, scharf und einschneidend, wenn es zum Kampfe ging für die Principien und Ideen, denen er 29 Jahre lang treu, tapfer und um ihrer selbst willen gedient hat. Seine Artikel, unter der Eingebung des Augenblicks geschrieben, trugen auch die Merkmale desselben — sie hatten jenen großen Athem der Leidenschaft, welchen nur die Ueberzeugung verleiht — eine Ueberzeugung, die sich mit dem Leben und der Seele selbst identificirt. Was er an Macht und Stellung besaß — und es war viel — das kam im Gefolge jener großen, lebenslangen, überzeugungsvollen Arbeit; und das Ehrenbürgerrecht, welches seine Vaterstadt Wien ihm zu seinem fünfundzwanzigjährigen Schriftstellerjubiläum darbrachte, war der einzige Schmuck, der sein Verdienst äußerlich kennzeichnete. Er kannte keinen anderen Ehrgeiz, als den, der öffentlichen Meinung einen Ausdruck zu geben; sie zu leiten, zu klären und ihr, wenn es sein mußte, zum Besten seines Volkes und Vaterlandes Geltung zu verschaffen.

Was Michael Etienne für sein Vaterland gewesen ist und für sein Volk gethan hat, das kann an dieser Stelle genügend zu beleuchten nicht versucht werden. Wie oft, an entscheidenden Wendepunkten, oder nach herzbrechenden Unglücksfällen bedurfte es dieses klaren Blickes und dieses furchtlosen Wortes, welches niederzuschmettern verstand, aber auch aufzurichten wußte! Seine Beredtsamkeit traf das Herz. Pectus est quod disertum facit. Es gab Tage, wo ganzen Bevölkerungsschichten der österreichisch-ungarischen Monarchie dieses Wort Trost und Erhebung brachte; es gab andere, wo die regierenden Kreise sich von ihm bestimmen ließen; aber es gab keinen, weder gut noch böse, weder ruhig noch bewegt, an welchem es nicht überall mit Achtung vernommen und mit Aufmerksamkeit erwogen worden wäre. Die „Neue Freie Presse“, wiewol streng freisinnig, fast demokratisch, ist doch niemals nur das Blatt einer Partei gewesen, sondern immer das Blatt Oesterreichs, desjenigen Oesterreichs, welchem hoch über allem Anderen der reichserhaltende Gedanke stand. Diesen Gedanken, in welchem alle guten Oesterreicher einander begegnen und welcher noch jüngst in den Festen der Wiener „Kaiserwoche“ einen so schönen und spontanen Ausdruck fand, hat die „Neue Freie Presse“ mit bewunderungswürdiger Energie siegreich durch alle Phasen und Krisen begleitet oder hindurchgeführt. Durch alle Wandlungen in den Combinationen der äußeren Politik, welche vorzugsweise das Gebiet Michael Etienne's war, ging als das Unwandelbare diese fast ängstliche Sorge um Alles, was die Integrität und das Ansehen Oesterreichs betraf; und was auch unzweifelhaft die Vereinigung seltener Kräfte, der

Digitized by Google

Reichthum ihrer Information, der Glanz ihres Feuilletons zu der außerordentlichen Bedeutung der „Neuen Freien Presse" beigetragen haben: ihren sittlichen Halt in Oesterreich und ihren politischen Einfluß außerhalb Oesterreichs gab ihr allein der Umstand, daß sie sich Eins wußte mit dem österreichischen Volke.

Als unter den Frühlingsstürmen des Jahres 1848, welche dort unten an der Donau noch ganz anders braus'ten und rauschten, als bei uns, der Jüngling — Etienne zählte damals zwanzig Jahre — aus einer beschaulichen literarischen Existenz zu seiner eigentlichen Bestimmung, der Politik, erwachte: da gab es im Bereiche des Deutschen Bundes kaum Etwas, was den Namen der Tagespresse verdient hätte. Sie hatte sich, unter dem Drucke der Censur, nicht entwickeln können; war schwerfällig, insignificant und auf die kleinen Interessen beschränkt, wie das öffentliche Leben selber. Dem Erwachen der Geister unmittelbar folgte das der Presse; ja, wie behauptet wird, daß es auf den untersten Stufen der menschlichen Entwickelung nicht der Gedanke war, welcher sprechen, sondern die Sprache, welche denken lehrte: so darf wol auch gesagt werden, daß erst in der Presse der politische Gedanke unseres Volkes sich klar zu formuliren begann. Als eine Institution, als eine Macht neben den anderen Mächten verdankt die Zeitung in Deutschland ihr Dasein jenem Jahre, dem Wendepunkt des Jahrhunderts und unserer politischen Geschicke. Nicht so war es in England, wo die Freiheit der Presse rechtlich seit der Vertreibung Jacob's II. feststand und factisch seit den Juniusbriefen ausgeübt ward; noch in Frankreich, wo der feine, frondirende Geist der Nation, auch in Zeiten des Zwangs, immer Gelegenheit fand, in geschmackvollen Formen sich zu äußern. In England und Frankreich bestand eine lange journalistische Tradition und eine Zeitungspresse von hoher technischer Vollendung, als die unsrige, ganz ungeübt, sich eben in Bewegung setzte. Gut war es daher für Denjenigen, welcher bestimmt war, sich in der Geschichte des deutschen Journalismus einen unvergänglichen Namen zu machen, daß ihn sein Weg frühe nach Paris führte, wiewol es ein Weg der Bitterniß und Entsagung war. Aus *einem* Kerker ging Michael Etienne damals gleichsam in den anderen, als er, ein politischer Flüchtling des Jahres 1849, von Wien nach Paris ging. In Wien, während des Belagerungszustandes gerichtlich verfolgt und verhaftet, erlitt er dasselbe Schicksal in Paris nicht lange nach dem Staatsstreich. Und doch war, in einem gewissen Sinne, Paris nicht minder seine Heimath wie Wien — eine geistige Heimath, deren Mitgift, wenn einmal übertragen, keinen günstigeren Boden finden konnte, als Wien. Ich glaube, daß nächst Wien, Paris den ersten Platz in seinem Herzen hatte; er selbst schreibt der Luft von Paris, die er damals, während eines fast sechsjährigen Aufenthaltes geathmet, einen entscheidenden Einfluß auf sein Denken und Fühlen zu. Dieses Denken und Fühlen war in tiefstem Grunde deutsch; und neben der Liebe für Deutschland, welche sein Herz erfüllte, fand nur noch ein Gefühl Platz — ein Haß so stark wie seine Liebe: der flammende Haß gegen den napoleonischen Cäsarismus. An seinem kleinen Schreibtisch in der Fichtegasse zu Wien sitzend, ist Michael Etienne nicht müde geworden, den Mann des 2. December zu bekämpfen. Auch kannte man in den Tuilerien gut genug diese gewaltige, stets wiederkehrende, unerbittliche Stimme, welche — wie Cato — täglich rief: „Caeterum censeo!" Wie Furcht ihn nicht geschreckt in der Zelle von Mazas, so blendete ihn nicht der Glanz des kaiserlichen Namens, zu einer Zeit, wo er am hellsten strahlte, noch führte das Spiel mit demokratischen Ideen ihn jemals in Versuchung. Die Heftigkeit seiner Angriffe steigerte sich, als er in Demjenigen, der der Feind der Freiheit war, auch den Feind seines Vaterlandes kennen lernte, der Oesterreich in Italien gedemüthigt, es in Nicholsburg verrathen und den unglücklichen Erzherzog Max in das Abenteuer von Mexico gelockt hatte. Mit allen Mitteln seines Geistes und allen Kräften seiner Seele hat er an dem Sturze dieses verhängnißvollen Mannes mit gearbeitet; und es ist einer jener wunderbaren Züge, welche das Schicksal des Einzelnen oft so eng mit dem des Ganzen verflechten, daß dieser große und dauernde Haß es sein

Digitized by Google

mußte, welcher ihn wieder aussöhnte mit der Liebe, die doch noch größer war, und jenen überdauert hat.

Michael Etienne's politisches Ideal war das Deutschland seiner Jugend, das „ganze Deutschland" E. M. Arndt's und des Jahres 1848. Es war ein schwerer Tag für ihn, als er auf dem Schlachtfelde von Königgrätz das alte tausendjährige Band für immer zerrissen und unter den Trümmern des Zusammenbruchs das eigene Vaterland fast erliegen sah. Da wandte sein Herz sich von Deutschland ab, um, was noch an Liebes- und Lebenskraft in ihm war, diesem Oesterreich zuzuwenden, das aus tausend Wunden blutete. Wahrlich, nicht am wenigsten schmerzte diejenige, welche den Deutsch-Oesterreicher täglich neu daran erinnerte, daß er aus Deutschland ausgestoßen sei, — daß er kein Theil mehr habe an Deutschlands kommenden Geschicken, er, der doch Deutschland geliebt „über Alles in der Welt". Es waren bittere Tage, diese Tage der Trennung und Auseinandersetzung, auch für uns. Ein Tropfen Wermuth war auf dem Grunde des Bechers, und der Siegesjubel war gedämpft.

Aber der Groll wich, der Unmuth zerrann, und das deutsche Herz, obwol von uns geschieden, flammte auf in jugendheller Begeisterung, als die Julisonne des Jahres 1870 aufging. Vier Jahre hatten nicht hingereicht, um auch nur eines von den Vorurtheilen zu zerstören, welche Michael Etienne gegen uns und unsere Politik gehegt. Aber ein Moment zerstörte sie alle — jener große, schöne, jener erhabene, feierliche, wo der alte Heerruf erscholl und Deutschlands Fürsten und Völker sich einmüthig erhoben, um den Rhein gegen Frankreich zu vertheidigen!

Es ist so schwer, in dieser selbstlosen Arbeit der politischen Presse den Einzelnen zu erkennen, der mit allen Ansprüchen auf persönliche Geltung gewissermaßen hinter den geschlossenen Cadres des ganzen Corps verschwindet. Aber dennoch glaube ich in drei Artikeln eines vor mir liegenden Bandes der „Neuen Freien Presse" aus dem Sommer 1870 die Feder Michael Etienne's zu unterscheiden. In dem einen, an der Spitze des Blattes vom 15. Juli, heißt es: „Die Saat, welche vor vier Jahren im Namen der Blut- und Eisenpolitik ausgestreut ward, beginnt furchtbar aufzugehen. Wie Graf Bismarck und König Wilhelm damals Oesterreich behandelt, ... so wird ihnen jetzt von Frankreich mitgespielt". Man meint in diesen Worten das schmerzhafte Zucken des österreichischen Herzens mitzuempfinden, wie es sich sträubt in der alten, bösen Erinnerung und das ihm angethane Leid nicht vergessen kann. Aber schon am folgenden Tage, den 16. Juli, lesen wir: „So sehr wir uns bemühen, den Zwiespalt zwischen Frankreich und Preußen mit jener Ruhe zu betrachten, zu welcher uns die Erfolge der Bismarck'schen Politik im Jahre 1866 verdammen, so können wir doch nicht umhin, die Herausforderung Frankreichs unverschämt zu finden." Und nur noch ein Tag mehr — und nun siegreich in schönem Selbstvergessen bricht durch alle Zweifel das deutsche Herz — Alles, was deutsch ist und deutsch fühlt in Oesterreich mit sich reißend, und Alles niederwerfend, was Widerstand zu leisten versucht. „Ungewiß ist es, wer den Sieg an seine Fahnen fesseln wird; gleichgültig nicht. Gedächten wir in diesen schweren Tagen nur des Leides, das uns Preußen vor vier Jahren zugefügt, trübte uns der Pulverdampf von Königgrätz den Blick, so würden wir theilnahmlos Glück oder Unglück Preußens abwarten. Aber ... wo Deutsche ihr Vaterland gegen Fremde vertheidigen, wird unser Mitgefühl bei ihnen sein."

Es ist unnöthig, hier daran zu erinnern, daß die Haltung der „Neuen Freien Presse" von diesem Tage an entscheidend ward für die Haltung Oesterreichs; und das allein würde es der deutschen Presse zur Ehrenpflicht machen, einen Kranz niederzulegen auf Michael Etienne's zu frühes Grab.

Vor der Zeit, im noch nicht vollendeten 52. Lebensjahre, ist er im harten Dienste der täglichen Presse zusammengebrochen; sieben Jahre nach dem Tode seines Freundes Max Friedlaender, welcher, ein Zweiundvierziger, ihm dahin voranging,

Digitized by Google

von wo Niemand wiederkehrt. Aber das Andenken Beider wird vereinigt fortleben in ihrer gemeinsamen Schöpfung, der „Neuen Freien Presse“, welche, nacheinander ihrer beiden Führer beraubt, sich des Vermächtnisses zweier solcher Namen würdig zeigen wird!

Es ist Etienne noch beschieden gewesen, des, auf der wahren Erkenntniß gegenseitiger vitaler Interessen beruhenden freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Deutschland und Oesterreich sich zu erfreuen und, während seiner Anwesenheit in Berlin zur Zeit des Congresses im vergangenen Sommer, die mannigfachen Zeichen und Beweise persönlicher Hochachtung zu empfangen, welche man in den politischen sowol als literarischen Kreisen der deutschen Reichshauptstadt dem hervorragenden Wiener Journalisten darbrachte.

An einem Junitage jenes Jahres war es, daß ich den langjährigen Freund zum letzten Male bei mir sah. Vierzehn Jahre früher war er bei mir gewesen, um mir die Feuilleton-Redaction der „Neuen Freien Presse“ anzubieten; aber trotzdem ich ablehnte, — vielleicht in einem Vorgefühl der Ereignisse, die so bald eintreten sollten und mir in Wien doppelt schwer gewesen sein würden — sind wir immer in einem guten freundschaftlichen Verhältniß geblieben, welches selbst durch das Jahr 1866 nur eine vorübergehende, ich will nicht sagen Trübung, aber Unterbrechung erfuhr. An jenem Tage nun hatte sich, dem werthen Gaste zu Ehren, ein kleiner Kreis politischer und literarischer Freunde bei mir zum Mittag versammelt, unter welchen den damaligen Gesandten der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, Bayard Taylor, zu finden Etienne ganz besondere Freude machte. Die beiden ausgezeichneten Männer waren sich früher schon einmal begegnet, an jenem Aprilabend des Jahres 1873, als die Wiener „Concordia“ den zur Weltausstellung gekommenen fremden Journalisten ein Banket gab, bei welchem Michael Etienne die ausländischen Gäste französisch begrüßte, und Bayard Taylor, noch nicht als Vertreter der Vereinigten Staaten, sondern ihrer Presse erschienen, in deutscher Rede dankte. Nun, in der traulichen Tafelrunde, fünf Jahre später, belebten sich die alten Erinnerungen auf's Neue, und viele frohe Verheißungen für die Zukunft knüpften sich daran.

Aber kein halbes Jahr verging, und Bayard Taylor, ein Mann wie eine Eiche, war gefällt, noch nicht ganz ein Vierundfünfziger. Damals, in den traurigen Decembertagen, an der Wende des vorigen Jahres, erhielt ich einen Brief von Michael Etienne, der bestimmt war, sein letzter an mich zu sein. „Bayard Taylor,“ so schrieb der Freund, „den ich im Juli l. J. bei Ihnen sah, ist gestorben. Ich brächte gern Etwas über den Mann und Schriftsteller ... Bayard Taylor, literarisch und persönlich gefaßt, ist ein interessanter Vorwurf ....“ Am 29. December 1878 erschien mein Nachruf an Bayard Taylor im Feuilleton der „Neuen Freien Presse“, und heute, am 2. Mai 1879, schreibe ich den Nachruf für Michael Etienne! ...

Ja, „this world is all a fleeting show“ — „diese Welt ist nur ein flüchtig Scheinen“; und am flüchtigsten, so dünkt mich, für Diejenigen, die doch bemüht waren, dem unaufhörlichen Wechsel der körperlichen Wirklichkeit gegenüber jene höhere Wirklichkeit des Geistes, der Ideen zu behaupten, welche beständig ist wie die Menschheit und nur mit ihr auslöschen wird. Kämpfer, fielen sie mitten in der Geisterschlacht des Jahrhunderts; aber das grüne Reis, das die Stirne der Tapferen ziert, soll auch ihnen nicht fehlen.

Drüben in seiner amerikanischen Heimath, in dem Boden von Cedarcroft schläft Bayard Taylor und auf dem Hadersdorfer Friedhofe ruht Michael Etienne, nicht so entfernt von Wien, als daß nicht zuweilen der Nachtwind den Klang der Glocken von St. Stephan hinübertragen sollte zu seinen Grabe.

Digitized by Google

Dr. Bernhard Wolff.

Kaum vierzehn Tage, nachdem die große Wiener Zeitung einen unersetzlichen Verlust erlitten hatte, versammelte ein Trauerfall, der die „National-Zeitung" traf, eine selbst für die Verhältnisse Berlins große und ansehnliche Schar Leidtragender. Nicht fern der Grenze, welche, nach dem Psalmisten, dem Leben des Menschen insgemein gesetzt ist, reich gesegnet in jeglichem Thun, verehrt und geliebt von Vielen, hochgeachtet von Allen, die ihm jemals genaht, von seltener Güte des Herzens, mit einem feinen Verstand, klug, maßvoll, ruhig, und von einer Würde der äußeren Erscheinung, welche mit vorschreitendem Alter immer mehr etwas Patriarchalisches annahm: so hat Dr. Bernhard Wolff unter uns gelebt und so ist er von uns geschieden. Wenn die ernste Feier, trotzdem Hunderte sich an ihr betheiligten, durchaus den Charakter des Einfachen, Bescheidenen und Familienhaften bewahrte und die wehmüthige Bewegung über den Tod dieses guten Mannes nicht eigentlich in die weiten Kreise der Oeffentlichkeit hinübergriff, so geschah dies nicht etwa, weil er der Oeffentlichkeit nicht angehört, sondern weil er es geliebt hatte, für seine Person hinter derselben zurückzutreten. Sein Wirken dagegen hat im eminenten Sinne die moderne Gestaltung der öffentlichen Dinge mit beeinflußt: er hat, im Jahre 1848, der deutschen Tagespresse eines ihrer leitenden Organe, die „National-Zeitung", und ein Jahr später der Tagespresse überhaupt das erste Telegraphen-Büreau gegeben. Man scheint allgemein anzunehmen, daß das Telegraphen-Büreau von Reuter in London das frühere gewesen, und ich selber habe es so dargestellt in meinem „Tag und Nacht in London". Einmal, nach Jahren, als ich mit Dr. Wolff am lieblichen Tepl-Ufer in Carlsbad lustwandelte, kam die Rede darauf. „Sie haben mir Unrecht gethan," sagte er mit dem feinen, gutmüthigen, bescheidenen Lächeln, welches eher ein Unrecht abzubitten, als vorzuwerfen schien; „ich habe Ihnen damals gleich darüber schreiben wollen — —" „Und warum haben Sie's nicht gethan? Ich hätte dann doch in einer der folgenden Auflagen die Thatsache so leicht richtig stellen können!" Er machte jene sanft abwehrende, beschwichtigende Handbewegung, welche seine Freunde so wohl an ihm kannten. Mir aber gewährt es eine Befriedigung, an seinem Grabe den Irrthum zu verbessern, der unberichtigt geblieben ist, so lang er lebte. Die Selbstlosigkeit dieses Mannes war so groß, daß er lieber unbemerkt hinter seinem Werke verschwinden, als durch Hervortreten Aufsehen erregen wollte. Nichtsdestoweniger ist er in seiner Art ein Entdecker und Erfinder gewesen; und wenn weiter oben, in den Erinnerungen an einen anderen Todten, von der Entwickelung der politischen Presse seit 1848 gesprochen worden ist, so muß Dr. B. Wolff als der genannt werden, welcher ihr im geschäftsmäßig geordneten Depeschendienst eines ihrer wichtigsten Hilfsmittel zugeführt hat.

In warmen, tiefempfundenen Worten schilderten Dr. Friedrich Dernburg, der Chef-Redacteur der „National-Zeitung", und Dr. Karl Frenzel, der Redacteur ihres Feuilletons, am Sarge des Hingeschiedenen seine schönen und liebenswerthen Eigenschaften, seine Milde, seinen humanen und edlen Sinn; während Dr. Eduard Lasker das ethische Moment seines Charakters pries, welches seinen Namen und Ruf, ebenso wie den seiner Lieblingsschöpfung in fleckenloser Reinheit zu erhalten wußte. Durch schwere Krisen des politischen Lebens ist die „National-Zeitung" mit uns gegangen; aber immer haben wir sie treu und fest erfunden, als eine eifersüchtige Hüterin der nationalen Idee, bis zu deren gegenwärtiger Verwirklichung. In einem, durch seine Schlichtheit rührenden Nachruf, welchen der Druckereibesitzer, der Procurist und der Obermaschinenmeister der „National-Zeitung" dem Verewigten widmen, heißt es, daß sie, die namentlich Unterzeichneten, es waren, welche in später Nacht-

Digitized by Google

stunde des 31. März 1848 die erste Nummer der „National-Zeitung" nach seiner persönlichen Anordnung zum Druck fertig gestellt haben. Welche Klugheit gehörte damals dazu, das junge Unternehmen durch die hochgehenden Wogen der Revolution, und welche Vorsicht, es später durch die Klippen der Reaction zu steuern!

Ein Menschenalter ist darüber hingegangen, und eine neue Generation steht am Ruder. Auch ihr, so wenig als der früheren, fehlt es an Anfechtungen und Gefahren. Als unter dem jungen Grün und den ersten wärmeren Strahlen der Frühlingssonne das Grab sich schloß, da zitterte gewiß in Aller Seelen das Wort Lasker's nach, für den Todten ein verdientes Lob und eine ernste Mahnung für die Lebenden: „Wie auch immer sein Wirken beurtheilt werden mag: darin werden sich Alle einigen, daß seine Schöpfung seinen Charakter trug und daß Alles, was den Menschen und den Wohlgebildeten abstößt, nach seinem und seiner Mitarbeiter Willen, soweit es in diesem Gedränge möglich ist, bei seinen Lebzeiten von ihr ferngehalten wurde."

Julius Rodenberg.

Digitized by Google

εν. **Der Rastatter Congreß und die zweite Coalition.** Vornehmlich nach ungedruckten archivalischen Urkunden. Von Hermann Hüffer. Erster Theil. Bonn, Adolph Marcus. 1878.

Nach zehn Jahren umfassender Forschungen in den Archiven von Berlin, Florenz, Haag, London, Paris, Wien und dem Dalberg'schen Familien-Archiv in Aschaffenburg hat H. Hüffer dem 1868 erschienenen ersten Bande seines Werkes: „Diplomatische Verhandlungen aus der Zeit der französischen Revolution" jetzt unter dem obigen Titel eine Fortsetzung folgen lassen. Der vorliegende erste Band derselben umfaßt in ausführlicher Darstellung die Geschichte der Ereignisse vom Frieden von Campo Formio, also vom October 1797, bis zum Sommer 1798. Es ist die Zeit, in welcher die revolutionäre Bewegung, der Oesterreich durch den Vertrag von Campo Formio vergeblich Schranken zu ziehen gemeint hatte, getragen von den großen Talenten Frankreichs, die von den kläglichen Zuständen im Inneren abgestoßen, alle ihre Kraft mehr und mehr nach Außen wenden, die benachbarten Länder ergreift und deren Unterwerfung bei den einen beginnt, bei den anderen vollendet. Hüffer schildert weniger den Quell dieser revolutionären Strömung in Frankreich selbst, als seine Ergießung über das Ausland. Er zeigt, wie Frankreich, während des Friedens mehr erobernd als im Kriege, nach einander den Kirchenstaat zur römischen Republik umformt, die alte Verfassung der Schweiz zertrümmert, die batavische und cisalpinische Republik in wechselnden Revolutionen und Staatsstreichen seinem Einfluß völlig unterwirft und das Königreich Sardinien zu einem Vasallenstaat herabdrückt. Besonders ausführlich ist die Umwälzung der Schweiz geschildert, besonders anziehend die Darstellung der Revolutionen in der cisalpinischen Republik, bei denen die französischen Parteien selbst, die militärische und die bürgerliche Autorität, im offenen Kampfe sich gegenüberstehend, gleichsam auf kleinerem Schlachtfelde den großen Kampf versuchten, den Napoleon später in Frankreich siegreich durchführte. Neben der ununterbrochenen Ausbreitung der Revolution schreitet unaufhaltsam und unrettbar das Deutsche Reich seinem Untergang entgegen. Auf dem Rastatter Congreß, der im Vergleich zu seiner inneren Bedeutungslosigkeit — denn er war doch eben nur berufen, zu sanctioniren, was die Großmächte längst beschlossen, — vielleicht zu sehr im Vordergrund der Darstellung erscheint, werden nach langen Debatten, wie sie die altehrwürdigen Formen des Reiches mit sich bringen, die beiden Beschlüsse gefaßt, deren zweiter namentlich Deutschland für immer umgestaltet hat: das linke Rheinufer wird den Franzosen überlassen und im übrigen Deutschland werden die geistlichen Besitzungen säcularisirt. Besonders über die Genesis des ersten Beschlusses theilt Hüffer manches Unbekannte mit. Aber nicht bei dem Rastatter Congreß lag die Entscheidung über die Zukunft Deutschlands und Europa's; viel wichtiger sind die Beziehungen zwischen Oesterreich und Frankreich, die in den beiden Capiteln: „Die Gesandtschaft Bernadotte's in Wien" und „Die Conferenzen in Selz" behandelt werden. Beide Ereignisse erzählt Hüffer ausführlicher und, wie wir gern anerkennen, correcter als seine Vorgänger, ohne indessen der allgemeinen Auffassung etwas wesentlich Neues hinzufügen zu können.

Man erinnert sich noch der lebhaften Fehde, welche nach Erscheinen des ersten Bandes von Hüffer zwischen ihm und dem berühmten Geschichtsschreiber der Revolutionszeit ausbrach. Diesmal ist etwas Aehnliches nicht zu besorgen. Wiewol Hüffer in vielen, wenn auch nicht eben bedeutenden Punkten der Darstellung Sybel's entgegentritt, so beruht doch der Gegensatz der beiden Historiker im Grunde nur darauf, daß Sybel die Maßregeln der französischen Revolutionäre und die Politik Oesterreichs schärfer beurtheilt, während Hüffer überall eine große, oft eine zu große Milde in der Auffassung walten läßt, wie er denn selbst für das geistliche Regiment Worte anerkennungsvoller Theilnahme findet. Der österreichische Standpunkt, dessen Uebertreibungen im ersten Bande so viel Widerspruch erweckten, tritt gänzlich zurück; und überhaupt hat der Verfasser, sehr wenige Stellen ausgenommen, die Entwickelung zusammenfassender Gesichtspunkte, die Aufstellung selbständiger Ansichten fast auffällig vermieden. Der unleugbare Werth des Buches liegt mehr in der liebevollen und ungemein sorgsamen Behandlung der Einzelnheiten, die sich unter der geschickten Hand Hüffer's zu einer geschmackvollen und anziehenden Darstellung zusammenschließen.

x. **Aegypten in Bild und Wort,** dargestellt von unseren ersten Künstlern, beschrieben von Georg Ebers. Bd. 1. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger.

Georg Ebers, der berühmte Verfasser der „Aegyptischen Königstochter", der „Uarda", des „Homo sum", begrenzt die ihm im vorliegenden Werke gewordene Aufgabe, im Vorworte desselben, folgendermaßen: „Mit erklärenden Worten diese unübertroffenen Werke der größten zeitgenössischen Künstler zu begleiten" (es sind Abbildungen und Skizzen von F. Berninger, L. Burger, Frank Dillon, Bernhard Fiedler, Wilhelm Gentz, Adolf Gnauth, Wilhelm Hecht, Ernst Heyn, Rudolf Huber u. A. gemeint), „Alles was schön und ehrwürdig, was malerisch wirksam, was eigenthümlich und anziehend erscheint im alten und neuen Aegypten zusammen zu führen für die Genossen unserer Zeit und der kommenden Tage zur Belehrung und Freude." Die Gefahr lag nahe, die Stellung des selbständigen Schriftstellers gegen die des Textlieferanten zu vertauschen, um so mehr, als von vornherein der Hauptaccent auf die wahrhaft großartige bildnerische Ausstattung dieses Prachtwerkes gelegt wurde. Wie reich, aber auch wie heterogen in seinen Bestandtheilen dieser Schmuck ist, geht beispielsweise aus den Bildern hervor, welche sich unter der Ueberschrift „Das alte Alexandrien" der Reihe nach theils im, theils neben dem Text finden: „Pharus im alten Alexandria, Kopf Alexander's des Großen, Trümmer der Stadtmauer, Wasserschöpfende (moderne) Aegypterinnen, Neuer Leuchtthurm von Alexandria, Katakomben

in Alexandria, Weib auf den Trümmern des alten Alexandria, Praxinon und Gorgo, nach Theokrit, in pompejanischem Stil, Aegyptische (moderne) Mädchen, Bacchische Festutensilien, Münzen des Ptolemäus Soter und Alexander's d. Gr., Eine antike Alexandrinerin in durchsichtigem Bombyx-Gewande, Vater Nil nach der Statue im Braccio Nuovo des Vatican, Kleopatra's Einschmuggelung in Cäsar's Palast, Kleopatra auf dem Cydnus, Nadel der Kleopatra, Pompejussäule, Arabischer Friedhof mit Leidtragenden, Nacht am Rothen Meere, Altägyptische Vase, Gemma, Koptisches Mädchen." Da wäre denn freilich einige Besorgniß um das Schicksal des „erklärenden Textes" selbst einem warmen Verehrer von Ebers' Wissen und Talent, aber vielleicht einem solchen am allerersten erlaubt, zumal wenn man sieht, wie der bunte Wechsel von Modernstem und Uraltem, von Naturscenen, Architekturbildern, historischen und genrehaften Gruppen in den Illustrationen sich weiterhin womöglich noch steigert. In der That sind denn auch vollständige, zusammenhängende Darstellungen hier offenbar nicht beabsichtigt: der Text hält sich im Ganzen in den Formen des wissenschaftlich geistreichen Feuilletons; er liest sich wie das Tagebuch eines kenntnißreichen und geschmackvollen Reisenden, der seinen Gedanken und Erinnerungen unter dem Eindrucke der wechselnden Scenerie behaglich den Lauf läßt, je nach Laune und Gelegenheit. Als liebenswürdiger Führer begleitet Ebers den unterhaltungs- und bildungslustigen Touristen in das Land der Pharaonen, der Ptolemäer, der Mameluken, des Khedive. Er promenirt mit ihm in Alexandria, führt ihn auf Eisenbahn und Dampfschiff, durch das Delta, auf den Markt von Tantah, zu den erinnerungsreichen Trümmerstätten des Landes Gosen, an die schilfreichen, von Vögeln wimmelnden Ufer des Sees Menzaleh, in die Reissümpfe von Damiette; dann hinauf zu den Ruinen von Memphis, zu den Pyramiden, den Todtenstädten der Wüste, in das Straßengewirr und die verfallenden Moscheenhöfe von Kairo. Leicht und anmuthig umfaßt dabei die Unterhaltung Vergangenheit und Gegenwart, Natur und Kunst, Religion, Politik, Geschichte, Sitten und Leben. Nichts wird erschöpft; aber Alles fesselt, regt an durch Frische, treffliche Form, und durch jene wohlthuende Sicherheit und Klarheit, die auch in dem zwanglosen und scheinbar planlosen Geplauder überall den seinen Stoff völlig beherrschenden Meister erkennen läßt. Der Eindruck des „Bilderbuchs", des salonfähigen „Prachtwerkes" verschiebt sich dabei zusehends. Mehr und mehr wird der „erklärende Text" durch seine innere Kraft und Bedeutung zur Hauptsache, das Bild tritt in die bescheidenere Rolle der Illustration, des Ornaments zurück. Wir vertiefen uns an der Hand des sachkundigen, feinsinnigen Führers in diese wunderbare Welt von Erscheinungen und Erinnerungen ohne Gleichen, und haben zuletzt unsere Freude an dem Siege eines echten Talentes und gediegener Wissenschaft selbst über eine an sich bedenkliche, mit einem reinen Eindrucke kaum vereinbare Form. Daß uns dabei die altägyptischen und classischen Schilderungen und die reinen Naturbilder weit über die arabisch-türkischen Geschichts-, Kunst- und Sittenbilder gehen, liegt wol mehr an der verschiedenen Natur des Stoffs, als an der Behandlung. Der halb nüchternen, halb phantastisch überreizten Barbarei des Islam gewinnt für uns selbst die liebevolle Kunst eines Ebers nur ein halbes Interesse ab. Mit desto freudigerer Erwartung sehen wir den Natur- und Culturbildern aus der Gegenwart und Vergangenheit Oberägyptens entgegen, welche der zweite Band bringen wird. Das Ganze wird als eines der für unsere Zeit bezeichnendsten Zugeständnisse gelten dürfen, welches die deutsche moderne Wissenschaft dem Unterhaltungsbedürfnisse der Salonwelt gemacht hat. Wir werden dasselbe nicht tadeln, wenn es, wie die altägyptischen Romane des Verfassers, auch ferner nur die gute, bequeme Form für einen an sich gediegenen und probehaltigen Inhalt zu Hilfe ruft.

ρ. **Meyer's Conversations-Lexikon.** Eine Encyclopädie des allgemeinen Wissens. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. 16 Bände. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1874 bis 1878.

Ein großes und wirklich bedeutendes Werk liegt abgeschlossen vor uns; ein Werk, an welchem seit einem Jahrzehnt nicht weniger als drei und ein halbes Hundert unserer tüchtigsten Schriftsteller und Gelehrten zusammengewirkt haben. Das Resultat ihrer mühevollen Arbeit, verbunden mit einer höchst gewissenhaften und geschickten Leitung des Ganzen, ist eine encyclopädische Leistung, welche in der zeitgenössischen Literatur aller Völker und Länder ihres Gleichen sucht. Man hat die Nothwendigkeit eines solchen, alle Zweige des menschlichen Wissens und alle Gebiete der menschlichen Thätigkeit umfassenden Handbuchs niemals so stark empfunden, wie gegenwärtig, wo einerseits, innerhalb jener Zweige und Gebiete das Bestreben nach Specialisirung vorherrscht, andererseits das gehäufte Material auch dem universellsten Kopfe den Ueberblick unmöglich macht. Ein zuverlässiges Conversations-Lexikon ist eine Wohlthat für die Menschheit des 19. Jahrhunderts; und Zuverlässigkeit nicht nur in der Information, sondern auch in dem Umfang und der Weite des Stoffs ist eine von den bemerkenswerthen Eigenschaften des Meyer'schen Werkes: es läßt, so weit wir aus eigener und mehrjähriger Erfahrung urtheilen können, den Nachschlagenden niemals im Stich. Was wir hier sagen, soll nicht auf Kosten der übrigen Conversations-Lexika gesagt sein; sie haben gewiß, jedes von ihnen, ihre Vorzüge und ein Vergleich würde gewiß dem Publicum zu Gute kommen. Vielleicht, daß wir einmal in der Lage sind, eine solche, nicht ganz leichte aber fruchtbare Untersuchung in der „Rundschau" anzustellen. Einstweilen, und von jedem Vergleich abgesehen, haben wir allen Grund, das Meyer'sche Conversations-Lexikon als ein höchst gelungenes Werk dankbar anzuerkennen. Von den Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens ist dem allgemeinen Leser kaum ein Begriff zu geben. Für die Großartigkeit sprechen am besten einige Zahlen: die Summe

Digitized by Google

der in den vorliegenden Bänden abgedruckten Artikel beläuft sich auf mehr als 70,000. Zum Druck der 1046 Textbogen mit 96,064,640 Buchstaben, welche das Werk enthält, bedurfte es der Herstellung von 16,736 Stereotypplatten. Soviel für ein Exemplar. Nun aber hat die Auflage thatsächlich die Höhe von 100,000 Exemplaren überschritten, und was sie an Papier consumirte, erreicht bis jetzt einen Aufwand von 209,200 Ries, die nicht weniger als 4¹/₄ Millionen Pfund wiegen. Mit den bis jetzt versandten 1,600,000 Bänden würde man eine Fläche von 34 Millionen Quadratmetern bedecken können; während sie, eingebunden neben einander gestellt, einer Strecke von 92 Kilometern bedürften. Das auf der Rotationsmaschine gedruckte Werk erforderte ein Quantum des sogenannten „endlosen" Papiers, welches, wenn man es sich auf einer einzigen Rolle denkt, an die Höhe des Berliner Rathhausthurmes reichen würde. Die Gesammtlänge dieses Papierstreifens beträgt ein Drittheil mehr, als der Umfang des Aequators. In einzeln ausgebreiteten Bogen aufeinander gelegt, bildete das Papier einen Thurm, der den Montblanc um das Doppelte, und sogar den höchsten Berg der Welt noch überragen würde.

Diese Massen sind bezeichnend für den Charakter eines Unternehmens, welches die Masse des modernen Bildungsstoffs zu umfassen beabsichtigt. Der Erfolg wird gerechtfertigt durch die geistige Arbeit, welche hinter diesen ungeheuren Zahlen steht und sie allein ermöglicht hat. Von competenten Männern, zum Theil solchen, welche die Ersten ihres Faches sind, geschrieben, in klarer Schrift auf gutem Papier gedruckt, reich ausgestattet mit mehreren tausend Holzschnitten im Text und 382 Kunstbeilagen, welche für sich einen Atlas der Geographie, Naturwissenschaften, Kunstgeschichte und Technologie bilden: so gereicht „Meyer's Conversations-Lexikon" in der That dem deutschen Namen zur Ehre und empfiehlt sich außerdem durch einen verhältnißmäßig nicht hoch zu nennenden Preis.

ϱ. **Geschichte der englischen Literatur.** Von H. Taine. Autorisirte deutsche Ausgabe. Erster Band: Die Anfänge und die Renaissance-Zeit. Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Leopold Katscher. — Zweiter Band: Das klassische Zeitalter. Bearbeitet von Gustav Gerth. Leipzig, Ernst Julius Günther. 1878.

Wir schätzen das vorliegende Werk Taine's sehr hoch, obwol es weniger eine schulmäßige „Geschichte der englischen Literatur" ist, als vielmehr, nach dem treffenden Ausdruck Sainte-Beuve's, eine „Geschichte der englischen Race und Civilisation, wie sie sich in der Literatur darstellt". Die wissenschaftliche Methode Taine's ist bekannt; in diesen Blättern selbst ist sie durch ein meisterhaftes Essay Hillebrand's — welcher sie die „naturhistorische Methode" nennt (Deutsche Rundschau, Band XII, S. 17) — eingehend erörtert worden. Es ist daher unnöthig, hier auf ihre Defecte zurückzukommen; aber es darf gesagt werden, daß in der „Geschichte der englischen Literatur" ihre Vorzüge besonders zur Geltung kommen. Taine besitzt eine Kenntniß des Landes, wie wir sie selten bei einem Ausländer antreffen; seine vorbereitenden Arbeiten über Stuart Mill und Carlyle, seine „Notes sur l'Angleterre" beweisen, wie genau er die moralischen und intellectuellen Kräfte des heutigen England studirt hat, bevor er es unternahm, die englische Literatur auf ihren Ursprung zurückzuführen und ihre Entwickelung unter den natürlichen und geschichtlichen Bedingungen darzustellen, welche sie beeinflußten, wenn nicht beherrschten. Mit dem intimen Verständniß vereinigt sich in diesem besonderen Falle bei Taine eine warme Vorliebe für den Gegenstand, welche der künstlerischen Gestaltung desselben ungemein zu Gute kommt. Um ein Werk von dem hohen Rang des vorliegenden zu schaffen, müssen dichterisches Vermögen und die Fähigkeit, scharf zu denken, zusammengewirkt haben; diesem Umstand verdankt es seinen wissenschaftlichen Werth und die Schönheit der Form, welche die Lectüre zum Genuß macht. — Von der Uebersetzung können wir im Ganzen nur Gutes sagen. In einem Betracht übertrifft sie sogar das Original: sie hat ein, namentlich im ersten Bande mit lobenswerther Sorgfalt redigirtes Register, welches jenem gänzlich fehlt. Dagegen ist sie von gewissen Willkürlichkeiten nicht freizusprechen. Wenn man schon unter dem Texte die bibliographischen Nachweise reproducirt, so sollte man auch exact verfahren und nicht nur den Namen des betreffenden Autors und Werkes, sondern auch Band- und Seitenzahl angeben, was nicht regelmäßig geschehen ist. Die vorliegenden beiden Bände umfassen den Inhalt der drei ersten Bände des Originals bis in die Mitte des vierten. Der Schlußband wird das moderne Zeitalter und die Zeitgenossen bringen. — Die Ausstattung macht der deutschen Verlagshandlung alle Ehre.

ϱ. **Die Entstehung des modernen Frankreich.** Von H. Taine. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich. Erste Abtheilung. Leipzig, Ernst Julius Günther. 1878.

In dem oben citirten Essay von Karl Hillebrand haben wir ein ausführliches Resumé des ersten Bandes der „Origines de la France contemporaine" („l'Ancien Régime", oder wie die Uebersetzung es verdeutscht: „Das vorrevolutionäre Frankreich") gegeben. Wir beschränken uns darauf, das Erscheinen der ersten Abtheilung des zweiten Bandes hier zu notiren, da wir nach der hoffentlich in nicht allzuferner Aussicht stehenden Vollendung desselben an anderer Stelle der „Rundschau" eingehend darauf zurückzukommen gedenken.

ϱ. **Männer und Frauen des Wortes und der That,** im Gespräch zusammengeführt von Walter Savage Landor. Auswahl und Uebersetzung aus den „Imaginary Conversations of Literary Men and Statesmen", durch Eugen Oswald. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1878.

Ein achtbarer deutscher Gelehrter, der in London zuerst ein Asyl und dann eine Heimath fand, unternimmt es, in vorliegendem Werkchen uns Deutschen einen Dichter näher zu bringen,

Digitized by Google

welcher in seinem eigenen Vaterlande von den Wenigen sehr bewundert, von den Vielen aber kaum gekannt ist. Walter Savage Landor, im Jahre 1864 zu Florenz in einem Alter von über 89 Jahren gestorben, war von den Aelteren mit Lord Byron, Walter Scott und Southey, von den Jüngeren mit Dickens befreundet, und hat in John Forster, dem Biographen des letzteren, auch den seinen gefunden. Zu dem großen Publicum ist er niemals in ein rechtes Verhältniß getreten. Er lebte das Leben eines Einsamen und starb auf fremdem Boden, ein quasi-Verbannter. Er war ein genialer, aber auch ein excentrischer Mann; bis zum Frieden von Villafranca sah er in Napoleon III. einen Befreier der Unterdrückten, und nachher bot er den Rest seines Vermögens der Wittwe desjenigen, der den „Befreier der Unterdrückten" ermorden würde. Seneca sagte: „satis mihi pauci, satis unus, satis nullus", und von Plato heißt es, daß er nur zwölf Leser gehabt habe. W. S. Landor verlangte für sich 200 Leser; und viel mehr wird er wol auch nicht gehabt haben. Und doch verlohnt es sich, die Bekanntschaft dieses originellen Kopfes zu machen und wir empfehlen zu diesem Zweck die Auswahl aus seinen „Imaginary Conversations", welche unser Landsmann mit ebensoviel Fleiß und Sachkenntniß, als hingebender Liebe verdeutscht hat. Die „Imaginary Conversations" werden in den exclusiven Kreisen Englands zu den eigenthümlichsten Schöpfungen des Jahrhunderts gezählt; und Hr. Oswald setzt auf das Titelblatt seiner Auswahl folgende Zeilen aus den Gedenkversen Swinburne's auf Landor:

. . . in the life,
Where thou art not,
We find none like thee.

γ. Die **Chewſ'uren und ihr Land,** untersucht im Sommer 1876 von Dr. Gustav Radde. Mit 13 Tafeln Abbildungen, vielen Holzschnitten und einer Karte. Cassel, Theod. Fischer. 1878.

Es wird mancher Leser, der nicht gerade Geograph von Fach oder mit der Geschichte der Völkerstämme besonders vertraut ist, vergeblich in den Fächern seines Gedächtnisses umschauen nach einer Erläuterung zu dem, was der eben angezeigte Büchertitel nennt. Und in der That ist auch der Stamm der Chewſ'uren ein so wenig bekannter, daß das vorliegende Werk den meisten Derer, die für Geographie und Ethnographie ein Interesse hegen, als durchaus Neues bringend willkommen sein wird. Radde, der sich als Director des kaukasischen Museums in Tiflis eines verdienten Rufes erfreut, hat seine hier niedergelegten Entdeckungen 1876 auf einer Reise in die Alpen des Großen Kaukasus gemacht und sie um so ausführlicher wiedergegeben, als nur zwei Werke aus neuerer Zeit existiren, die das bereiste Gebiet behandeln und von denen wieder nur eines Anspruch auf wissenschaftlichen Werth machen konnte. Nach geographischen Mittheilungen, Erläuterungen der beigegebenen Karten und Beibringung officieller Bevölkerungsstatistiken der Chewſ'uren, Tuschetien und Pſhawien, schildert Radde eingehend die Chewſ'uren selbst, ihre Sitten und Gebräuche, Geräthschaften und Costüme, um dann seine Marschroute ausführlichst zu erzählen und schließlich in einem Anhang Botanisches niederzulegen. Der ethnographische Theil ist der anziehendste, und wer ihn gelesen, wird dem Autor Recht geben, wenn er die Chewſ'uren den „interessantesten aller christlichen Völkerstämme des Kaukasus" nennt.

λ. **Die Todtenbestattung.** Todtencultus alter und neuer Zeit und die Begräbnißfrage. Eine culturgeschichtliche Studie von Wold. Sonntag. Halle, G. Schwetschke'scher Verlag. 1878.

Dieses durch sorgfältige Benutzung einer umfangreichen Literatur entstandene Werk gibt eine geordnete Zusammenstellung der bei den bekannteren, geschichtlich uns näher stehenden Völkern vorkommenden Gebräuche der Todtenbestattung. Die Verbrennungsagitation ist jetzt so ziemlich eingeschlafen, aber ihr Interesse verliert die Angelegenheit nicht und die wohlgemeinte ruhige Beurtheilung der Frage in dem vorliegenden Werke macht dasselbe zu einem höchst lesenswerthen und bei der Fülle des Materials sehr lehrreichen Beitrage.

αλ. **Die Bevölkerungsfrage,** in ihrer Beziehung zu den socialen Verhältnissen. Vom medicinischen Standpunkt aus betrachtet von Dr. med. H. Stille. Berlin, Friedrich Luckhardt. 1879.

Wenn man diese Schrift mit medicinischer Metapher kritisiren wollte, so würde man sagen: ein Tröpfchen abgestandenen Giftes in einer Flasche lauwarmen Zuckerwassers, — dient trefflich für Patienten, die schlechterdings nicht ohne Arznei behandelt sein wollen. Auf eine breite Masse von Citaten aus so bekannten, ja zum Theil abgedroschenen Büchern wie denen von Lassalle, Marx und Schäffle folgt, verbrämt mit ebenfalls nicht gerade unbekannten Mottos aus Goethe und Heine, die Empfehlung der französisch-siebenbürgischen Zwei-Kinder-Ehe für Deutschland. Herr Dr. Stille ist Arzt, läßt aber gerade das Physiologische der Sache bei Seite. Das mag recht anständig aussehen, ist es aber doch nur im gewöhnlichsten Sinne des Wortes, während es in einem höheren Verstande wirklich unanständig ist, den gutgläubigen Leser mit einem Doctor-Titel hinter sich herzuziehen, daß er einen Haufen vielgelesener Stellen noch einmal durchfliegt, um dann bei dieser blanken Enttäuschung anzukommen. In einer gewissen Sorte von Literatur freilich ist das Abschreiben, Wiederabschreiben und Abermalsabschreiben ganz eingewurzelt; aber es soll von da doch womöglich nicht weiterdringen, und wenn wir der hier angezeigten Schrift überhaupt Erwähnung gethan, so geschieht es nur, um sie ausdrücklich für lesensunwürdig zu erklären, nicht wegen der Denkart des Verfassers, sondern wegen ihrer völligen literarischen Werthlosigkeit.

βν. **Die Elemente der Metaphysik.** Als Leitfaden zum Gebrauche bei Vorlesungen, sowie zum Selbststudium zusammengestellt von Dr. Paul Deussen, Privatdocenten an der Polytechnischen Schule zu Aachen. Aachen, J. A. Mayer. 1877.

Wer statt der Originale Kant und Schopenhauer ein Surrogat zu schon vorhandenen haben

Digitized by Google

will, wird hier befriedigt werden. Schopenhauer besonders ist in allen Haupt- und Nebensachen „ohn' Ermatten“ sub specie des Surrogats dargestellt. Hier darf denn auch etwas Sanskrit-Weisheit nicht fehlen. Der Verfasser bezeigt unseren beiden berühmten Sanskritforschern Roth und Böhtlingk dabei seine Dankbarkeit p. 102 durch ein Sanskritepigramm von vier Zeilen, dessen Verdeutschung wir dem geneigten Leser nicht vorenthalten wollen, da es uns die einzige originale Leistung des Verfassers scheint. „Das vorzügliche Werk, durch das der Sanskritsprache Kenntniß leicht zugänglich gemacht ist, das von dem unvergleichlichen Paare unternommen, preise ich. Den beiden, die das ganze Leben der Brahmakunde Erhellung, der Sprachen edelster, gewidmet, sei Verehrung, Verehrung.“

ββ. **Das Weib.** Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältniß zum Manne. Von Emmerich du Mont. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879.

Ein nicht ganz unbekanntes Thema wird hier, wiederum „im Anschluß“ an Schopenhauer, behandelt. Etwas Neues scheint die matte Dialektik des Verfassers nicht zu bieten. Seine Anschauung, daß das Weib moralischer sei als der Mann, ist übrigens maßvoll und nicht unästhetisch durchgeführt. Wir machen der Schrift keinen Vorwurf als den oben ausgesprochenen, und wünschen, daß sich anderwärts mehr Neigung finde, sich über das Weib und sein Verhältniß zum Manne aus ihr aufzuklären, als sich bei uns vorgefunden hat. Das Ganze ist in Briefform, welche uns gar zu unwahrscheinlich dünkt.

ψ. **Teuerdank.** Herausgegeben von Karl Goedeke. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1878.

Diese Ausgabe des von Kaiser Max entworfenen poetischen Romans, den die kaiserlichen Geheimschreiber Melchior Pfinzing und Marx Treizsauerwein von Ehrentreiz überarbeitet haben, bilden den 10. Band der von Goedeke und Tittmann herausgegebenen Sammlung der „Deutschen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts“. Goedeke hat sich bei der Wiedergabe des Textes an die Originaldrucke gehalten und im Interesse der besseren Lesbarkeit kleine Striche, wie auch Correcturen der Orthographie, aber keine Zusätze vorgenommen. In der Vorrede, die das Wissenswerthe über die Geschichte des Gedichts und dessen spätere Bearbeitungen und Ausgaben beibringt, gibt der Herausgeber zugleich auf Grundlage eines von Pfinzing verfaßten Schlusses eine orientirende Uebersicht des Inhalts und der Anlage. Im Gegensatz zu vielen früheren Beurtheilern des Romans sieht Goedeke im Teuerdank — und das scheint das Richtige — nichts als ein Sportsbuch der Zeit, eine Sammlung von Jagdabenteuern und Kriegserlebnissen, der nur die Bearbeitung einen anderen Charakter zu geben versuchen konnte.

φ. **Gedichte von Paulus Gerhardt.** Herausgegeben von Karl Goedeke. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1878.

Die wirklich frommen, herzerhebenden und erbauenden Gedichte Paulus Gerhardt's hat zuletzt Wackernagel (neueste Auflage 1876) herausgegeben, aber dadurch die vorliegende Ausgabe nicht überflüssig gemacht. Denn während Wackernagel einen getreuen Abdruck nicht gab, hat Goedeke die ältesten Drucke mit aller Gewissenhaftigkeit berücksichtigt. In und unter den Text gedruckte Anmerkungen benachrichtigen den Leser von den benutzten Quellen, der Entstehungsursache und von der Verbreitung der Gedichte, wie von der Melodie, nach der sie theilweise gesungen wurden oder noch werden; auch erläutern sie, wo es nothթut, einzelne Ausdrücke und Sätze. Die vorangeschickte Einleitung verbreitet sich über das Leben Gerhardt's und gibt besonders eine ausführliche Darstellung seiner Stellung gegenüber den Edicten des großen Kurfürsten, eine Darstellung, welche die noch immer ziemlich verbreitete Ansicht widerlegt, als habe Gerhardt durch seine Bekenntnißtreue für die lutherische Legende Mangel und Noth gelitten.

μμ. Die **Moderne Kunst und die Ausstellungen der Berliner Akademie.** Von Otto von Leixner. Zweiter Band: Die Ausstellung von 1878. Berlin, Verlag von J. Guttentag (D. Collin).

Schon mit dem ersten Band hatte das Unternehmen seine Lebensfähigkeit erwiesen; er wurde von Publicum und Kritik gleich freundlich aufgenommen und hat namentlich auch in Frankreich lebhafte Anerkennung gefunden. Der glückliche Gedanke, welcher dem Jahrbuch zu Grunde liegt, ist, ein Bild der hauptsächlichsten Bestrebungen, wie sie in der einzelnen Ausstellung hervortreten, zu geben und zwar soll diese nicht als Erscheinung für sich aufgefaßt, sondern mit ihren Vorgängerinnen in Bezug auf neue Fortschritte oder Verirrungen, den Einfluß fremder Vorbilder, das Auftauchen neuer Talente ꝛc. in Vergleich gesetzt werden. Leixner hat für diese Aufgabe ein ausreichendes Studium hinter sich, er ist über die Technik genügend unterrichtet, er hat Geschmack, eine tiefe Empfindung für das Schöne und vor Allem: seine klare Erkenntniß wird ihm durch keinerlei Voreingenommenheit oder Parteirücksicht getrübt. Es gereichte dem Jahrbuch sehr zum Vortheil, daß der Verfasser nicht einfache Kritiken über die einzelnen Bilder lose aneinander reihte, sondern die Einzelbetrachtungen unter allgemeinen Gesichtspunkten sammelte. So hatte er voriges Jahr den Kampf der Naturalisten mit den Schablonenmännern zu schildern, jene in die richtigen Schranken zu weisen und ihren Unterschied von den gesunden Realisten aufzudecken. Das zweite Bändchen hat eine naturgemäße Erweiterung dadurch erfahren, daß verschiedene Ausstellungen der Zwischenzeit — namentlich die im Verein Berliner Künstler — mitberücksichtigt wurden. Die weiteren Ausgangspunkte fand der Verfasser in der Darlegung der Principien des Porträts, des Genres und der Landschaftsmalerei. Der Hauptwerth des Buches liegt in der Auffindung allgemeiner ästhetischer Grundsätze, die uns in einem vortrefflichen Stil entwickelt werden. Wenige Bedenken werden dem Leser aufstoßen, so werden z. B. nicht Alle mit dem Verfasser auf eine durchgreifende Reformation der religiösen Kunst zu hoffen wagen.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Mai zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen. Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete. Herausgegeben von der Historischen Commission der Provinz Sachsen. Heft 1. Der Kreis Zeitz. Unter Mitwirkung von Dr. th. Heinrich Otte, Past. em. bearbeitet von Gustav Sommer. Mit zahlreichen Abbildungen. Halle, O. Hendel. 1879.

Bern. — Auf schwankem Grunde. Novelle von Maximilian Bern. 2. Aufl. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshdlg. 1879.

Bluntschli. — Die Nachbesteuerung des Tabaks und die Rechtsordnung. Ein Gutachten von Geheimrath, Professor Dr. Bluntschli. Heidelberg, G. Koester. 1879.

Boyle. — Wilhelm I. German Emperor and King of Prussia by Professor George Boyle. Wiesbaden, Ad. Gestewitz. 1879.

Breitkopf & Härtel's Notenschreibhefte. Heft 1. Emil Breslaur's Notenschreibschule I. Heft 2. Emil Breslaur's Notenschreibschule II. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.

Buonaventura-Schmidt. — Italienische Unterrichtsbriefe für das Selbststudium. Bearbeitet von Prof. Giamb. Buonaventura und Dr. phil. Alb. Schmidt. Brief 5. Lection 9 und 10. Leipzig, Verlag d. Hausfreundes. 1879.

Carmina burana selecta. Ausgewählte lateinische Studenten-, Trink- und Liebeslieder des 12. u. 13. Jahrhunderts aus dem Codex buranus mit neudeutschen Uebertragungen, geschichtlicher Einleitung, Anmerkungen und Beigaben von Adolph Pernwerth von Bärnstein. Würzburg, J. Staudinger'sche Buchhdlg. 1879.

Drucker. — Quelques documents concernant l'état de banqueroute frauduleuse et les nouvelles tentatives d'escroquerie du gouvernement hellénique, publiés par M. Louis Drucker. 15. Avril 1879. Leide.

Düntzer. — Uhland's Balladen und Romanzen. Erläutert von Heinrich Düntzer. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1879.

Faulmann. — Illustrirte Geschichte der Schrift. Populärwissenschaftliche Darstellung der Entstehung der Schrift, der Sprache und der Zahlen, sowie der Schriftsysteme aller Völker der Erde von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck und vielen in den Text gedruckten Schriftzeichen, Schriftproben und Inschriften. Lfg. 1. 2. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Fechner. — Gelehrsamkeit oder Bildung? Versuch einer Lösung der Gymnasiums- und Realschulfrage von Gymnasial-Oberlehrer Dr. Hermann Fechner. Breslau, Wilh. Koebner. 1879.

Hedler. — Die Stellung des praktischen Arztes zur Realschulfrage, besprochen von Dr. med. Hedler. Hamburg, J. F. Richter. 1879.

Hepp-Clament. — Histoire de Ruy-Blas par Alexandre Hepp & Clément Clament. Paris, P. Ollendorf. 1879.

Herrmann. — Hexameron. Geschichten aus der Geschichte von Emanuel Herrmann. Wien, R. v. Waldheim. 1879.

Hillern. — Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts von Wilhelmine von Hillern. 3 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879. Dasselbe. 2. Auflage. Ebendaselbst.

Humanitas. Zeitschrift für Versöhnung der Wissenschaft und Religion und zur Verbreitung von Menschenthum und Sittlichkeit. Herausgegeben unter Mitwirkung geschätzter Pädagogen und Humanisten von Th. Schilt, Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Sinzig. 1. Band. 1. Heft. Neuwied, in Commission der J. H. Heuser'schen Verlagsbuchhdlg. 1879.

Jacampo. — Il duello e la moderna civiltà considerazioni di Michelangelo Jacampo. Napoli, Ant. Morano. 1879.

Jahrbuch, Geographisches. VII. Band, 1878. Unter Mitwirkung von A. Auwers, G. v. Boguslawski, C. Bruhns, O. Drude, G. Gerland, J. Hann, J. C. F. Nessmann, K. v. Scherzer, L. K. Schmarda, H. Wagner, herausgegeben von E. Behm. Gotha, Justus Perthes. 1878.

Jordan. — Die Erfüllung des Christenthums. Von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1879.

Köhler. — Antipoden. Lustspiel in 5 Aufzügen von Carl Köhler. Wiesbaden. 1879.

Kraus. — Das Eckhaus an der Albanskirche. Eine historische Erzählung aus den letzten Tagen von Kur-Mainz von Conrad Kraus. Mit 30 Original-Illustrationen von Wilh. Ohaus. In Holz geschnitten von Emil Singer. Mainz, Frz. Kirchheim. 1879.

Müller. — Raubeck. Ein Trauerspiel in 5 Akten von Friedrich Müller. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1879.

Murad Effendi. — Balladen und Bilder von Murad Effendi. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg. 1879.

Putlitz. — Eisen. Novelle von G. zu Putlitz. 2 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879.

Question, La, de l'Odéon. Lettre à son éditeur par***. Paris, P. Ollendorf. 1879.

Renan, Monsieur, et l'Allemagne. Lettre ouverte d'un Allemand. Wiesbade, Edm. Rodrian. 1879.

Scherer. — Aus Goethe's Frühzeit. Bruchstücke eines Commentares zum jungen Goethe von Wilhelm Scherer. Mit Beiträgen von Jacob Minor, Max Posner, Erich Schmidt. Strassburg, K. J. Trübner. 1879.

Scherr. — 1870–1871. Vier Bücher deutscher Geschichte. Von Johannes Scherr. II. Band. 3 Buch. Straßburg. — Metz. — Paris. 4. Buch. Orléans. — Belfort. — Versailles. Leipzig, O. Wigand. 1879.

Semler. — Shakespeare's Hamlet. Die Weltanschauung und der Styl des Dichters. Von Dr. Christian Semler. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1879.

Semler. — Der zerbrochene Krug von Heinrich von Kleist. Für den Schulunterricht dargelegt von Dr. Christian Semler. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1879.

Semler. — Das Thema der Goeth'schen Poesie und Torquato Tasso. Für Haus und Schule dargelegt von Dr. Christian Semler. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1879.

Sternfreund. — Astronomischer Führer pro 1879. Von Georg Sternfreund. 4. Jahrgang. München, Literar.-artist. Anstalt.

Sternfreund's astronomischer Führer. Allgemeiner Theil. Sachliche Erläuterungen zu den einzelnen Jahrgängen des astronomischen Führers. Mit einer Doppelkarte des nördl. Sternhimmels und drei Hilfstafeln. München, Literar.-artist. Anstalt. 1879.

Stimmungsbilder aus dem Vermächtniß einer alten Frau. Von der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin". Leipzig, C. Reißner & Ganz. 1879.

Taylor. — Gedichte von Bayard Taylor. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Karl Bleibtreu. Mit einem Einleitungsgedicht von Henry Wadsworth Longfellow. Berlin, L. Schleiermacher. 1879.

Tillier. — Zwei Brüder. Novelle von Claude Tillier. Deutsch von Eduard Prätorius. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1879.

Volks-Lieder, Deutsche, aus Kärnten. Gesammelt von Dr. V. Pogatschnigg und Dr. Em. Herrmann. I. Band. Liebeslieder. Zweite veränderte Aufl. Graz, Leykam-Josefsthal. 1879.

Vreede. — La Souabe après la paix de Bâle par G. G. Vreede, Professeur de Droit public et des Gens à l'université d'Utrecht. Utrecht, J. L. Beijers. 1879.

Wallace. — Russland. Von D. Mackenzie Wallace M. A. Einzig berechtigte, vom Verfasser durchgesehene deutsche Ausgabe. Nach der sechsten Auflage des Originals übersetzt von E. R. Bd. II. Zweite Hälfte. Leipzig. Verlag von E. F. Steinacker. 1879.

Wernau. — Die Kinder des Vaterlandes. Roman in 6 Bänden von Friedrich Wernau (A. von Boguslawski). 2. Aufl. Breslau, Ed. Trewendt.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XIV. Band. Heft 2. Mit Gratisbeilage. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. 1879. No. 1. 2. 3. Berlin, Dietrich Reimer. 1879.

Zuñarates-Schmidt. — Spanische Unterrichts-Briefe für das Selbst-Studium bearbeitet von Prof. Gil. Zuñarates und Dr. phil. Alb. Schmidt. Brief 5. I. Kursus. Leipzig, Verlag des Hausfreundes. 1879.

Zur Frage der Organisation des Kleingewerbes und des genossenschaftlichen Creditwesens wider den Druck des Geldmonopols. Fragmente dem Südd. Bank- & Handels-Blatt entnommen und dem Deutschen Reichstage zu Ostern 1879 gewidmet. Leipzig, C.-Verlag von A. Georgi.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google